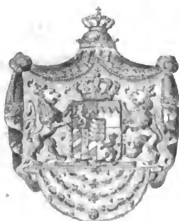






<36600493400019

Europa,

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung mit mehren Gelehrten und Künstlern

herausgegeben

von

August Lewald.

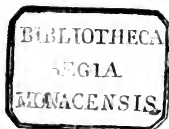
1836,2

1836.

ZWEITER BAND.

Leipzig und Stuttgart:

J. Scheible's Verlags-Expedition.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Aus den Memoiren eines Banquiers.

Herausgegeben

von

August Lewald.

(Das Werk, aus dem hier einige Kapitel bruchstückweise mitgetheilt werden, ist dem Herausgeber dieser Blätter zum Drucke anvertraut worden, und wird im Laufe dieses Sommers in der J. Scheible'schen Buchhandlung erscheinen. Der Verfasser ist ein an der Börse einer großen deutschen Handelsstadt wohlgekannter Mann, und das Incognito, womit er sich umgibt, wird nicht gänzlich zu verhindern im Stande seyn, daß man ihn erkenne.)

Erstes Kapitel.

„Je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple“ — so fängt Rousseau seine Confessions an, und so kann ich die meinigen wohl auch anfangen. Wann hätte man wohl jemals gehört, daß ein homme de lettres zugleich ein homme de lettres de change war? — Der Stand, zu dem ich mich zähle, ist nicht einmal zu dem lesenden Publikum zu rechnen, geschweige zu dem schreibenden. Da haben wir's: Zählen! Rechnen! Man sollte glauben, daß wenn einmal ein Banquier die Feder ansetzt, sogleich von Zählen und Rechnen die Rede seyn muß. Aber man stoße sich nicht daran! Es soll so viel wie möglich in diesen Denkwürdigkeiten, wenn ich sie so nennen darf, nur immer figürlich davon gesprochen werden.

Daß ein Banquier seine Memoiren herausgibt, sollte so eigentlich Niemanden in Verwunderung setzen in dieser memoirenwüthigen Zeit, wo von den Memoiren der Contemporaine bis zu denen eines Schornsteinfegers die ganze Zeitgeschichte wie ein buntbemalter Atlas vor den Augen aller Welt aufgerollt wurde. Daß ein Banquier heutzutage Bedeutung genug hat, um nicht erst weitläufig nöthig zu haben, sein Beginnen in dieser Hinsicht zu rechtfertigen, liegt klar am Tage, vielmehr könnte es auffallen, daß es bis jetzt noch Niemanden eingefallen ist, der großen Börsenaristokratie darin mit gutem Beispiel voranzugehen. Die Frage aber ist, ob mein Beginnen dadurch gerechtfertigt

wird. Doch nur Muth! ich will die Bahn brechen! Vielleicht ist dieser erste Schritt im Stande, manchen meiner Standesgenossen aufzufordern, ein Gleiches zu thun. Ich bin nicht so anmaßend, diesen Blättern das Aufsehen zu prophezeihen, was in jüngster Zeit so manche Memoiren gemacht haben, doch bin ich auch nicht so blöd und bescheiden, ihnen alles Interesse abzusprechen. Es sind die Hauptmomente aus dem Leben eines Menschen, der in der Zeit lebte, mit ihr verkehrte, und wenn auch nicht in den Lauf der Dinge mächtig einzugreifen bestimmt war, doch dabei förderte und half, wie es dem thätig wirkenden Einzelnen stets zugetheilt ist, und aus dessen Erlebnissen sich manche Lehre feststellen läßt. Die lebendige Erfahrung hat Vieles vor dem todten Buchstaben voraus; das, was ich hier gebe, ist eine solche; keine mühsam aus Büchern zusammengestoppelte Lese übergebe ich hier der Welt, sie soll keine Weisheit aus zweiter und dritter Hand enthalten; Alles trägt hier den Stempel der Wahrheit und des selbst Erlebten.

Ein Tagebuch werde ich meinen Lesern jedoch auch nicht übergeben; das Tagebuch eines Banquiers müßte stets etwas Trockenes und Eintöniges haben. Die notirten Course, die Chancen der Börse, das Mäklergeschwätz müßten darin einen zu großen Raum einnehmen; darum nichts von dem Allen. Ich ordne meine Memoiren nach den Hauptmomenten meines Lebens, und lasse Alles weg, was nicht im Stande ist, ein allgemeines Interesse zu erzielen.

Obgleich mein Geschäftsleben geschlossen ist, so stehe ich doch nicht an dem Rande meiner Tage. Ich verspüre Lust in mir, diesen zwei Bändchen, die ich hier vorläufig dem Publikum übergebe, noch mehre folgen zu lassen, denn ich bin nicht gesonnen, mein Pulver mit einem Male zu verschießen. Jedoch verspreche ich aber auch feierlichst, nicht aus Spekulation auf die Beutel meiner Leser den Faden bis zur Ungebühr zu strecken, und Fortsetzung auf Fortsetzung anzukündigen. Meine Umstände sind von der Art, daß ich um des Gewinns wegen nicht die Feder ansetzen darf. Es zeugte in der That von schwachen Fähigkeiten, wenn Jemand, der einst an der Börse Credit hatte, und mit einem Federstriche Tausende gewinnen konnte, in seinem Alter genöthigt wäre, das mühsame Gewerbe eines Schriftstellers zu ergreifen, der Hunderte von Bogen vollschreiben muß, um nur einen mäßigen Gewinn einzustreichen. Ich bedauerte stets diese Schriftsteller von Handwerk, und wenn ich nach mir selbst sie beurtheile, so wundert es mich nicht, daß wir mit so vielen schlechten Büchern überschwemmt werden. Wie kann man Unterhaltung für Andere da verlangen, wo Ueberdruß und Sorge regiert, wo die Seiten und Zeilen emsig zusammengezählt werden, um den Bedarf der Haushaltung damit in Verhältniß zu setzen. So sehr man auch in neuerer Zeit von den guten Honoraren sprechen hört, welche die Schriftsteller verdienen sollen, so wäre ich doch nicht geneigt, sie deßhalb zu beneiden. Mir erscheint es immer als das sauerste Brod, was Jemand zugeschnitten werden kann. Müßte ich mich nun z. B. hinsetzen, und die vielen Bogen meiner Memoiren nach und nach hinschreiben, ich nähme alle Ehre eines gekrönten Schriftstellers nicht dafür hin, aber noch weniger sein

Honorar. Hundert — zweihundert Louisd'ors! mein Gott — die armen Leute! —

Etwas Andres ist es mit den Buchhändlern. Ich glaube etwas von dem Umsatz des Geldes begriffen zu haben, und da muß ich denn aufrichtig gestehen, daß es nichts Einträglicheres gibt — den Apotheker ausgenommen — als den Buchhändler. Von einer Taxe kann hier eben so wenig die Rede seyn, als bei Jenem. Wer wollte ein Recept berechnen, das ganz unscheinbare Theilchen von Medicamenten enthält, die der Apotheker theils nach Centnern einkauft, oder im Sommer von armen, alten Weibern auf dem Felde zusammenlesen läßt? Wer taxirt wohl ein Buch jemals nach Dem, was es den Verleger gekostet hat? Wer fragt nach dem Honorare, das er dafür gegeben, oder nach den Spesen für Druck und Papier, und sucht dieses mit dem Preise in Einklang zu bringen, den der Meßkatalog meldet. Diese treffliche Einrichtung zog längst meine Augen auf dies Geschäft, und ich, der ich sonst froh war, meine Capitalien mit 12 Prozent umzusetzen, erhielt mit einem Male Kenntniß von einem Geschäfte, welches das Doppelte, ja das Dreifache abzuwerfen versprach. —

Heute — da ich dieses erste Kapitel schreibe — sind es zwei Jahre, daß mein Nachbar, ein bemittelter Banquier, der jedoch einen großen Theil seines Vermögens im Papierschwindel eingebüßt hatte, mich auf Thee und Abendbrod zu sich einladen ließ. Ich pflog keinen Umgang mit ihm, und die Einladung überraschte mich daher.

Als ich mich zur gewöhnlichen Stunde einstellte, fand ich ein gut geheiztes Zimmer, Madame hinter der silbernen Theemaschine, meinen Nachbar, die Hände in den Seitentaschen, und mit kleinem Gelde, gleichwie mit Castagnetten, den Vortrag eines jungen Menschen accompagnirend, der mit gedehntem, schnarrendem Tone ein hochtrabendes Gedicht vorlas. Mein Hereinkommen war wie natürlich nicht ohne Geräusch abgelaufen, daher empfing mich ein ziemlich unwilliges Scht! aber mein Nachbar hatte mich kaum erkannt, als er mich bei der Hand ergriff, sie mit bedeutungsvoller Miene hinabdrückte, und zugleich durch Augenblinzeln mir zu verstehen gab, daß ich meine ganze Aufmerksamkeit auf den Vorleser richten sollte. Ich that es denn auch eine Weile, aber ich muß gestehen, daß es eine Schwachheit von mir ist, in solchen Fällen zuerst zu gähnen und dann einzuschlafen. Beides passirte mir in Berlin selbst, wo ich Holtei und Saphir vorlesen hörte. Ich stand kaum fünf Minuten da, als das furchtbarste Gähnen begann und meinem Munde mit einem Starrkrampfe drohte. Mein Wirth bemerkte es.

„Hören Sie,“ sprach er, „Sie scheinen mir den schönen Wissenschaften nicht geneigt zu seyn! Ich liebe die schönen Wissenschaften wie närrisch, wie kommt es, daß Sie sie nicht lieben?“

„Ich muß Ihnen aufrichtig sagen,“ erwiderte ich mit freimüthiger Bescheidenheit, „daß ich die schönen Wissenschaften genauer kennen müßte, um sie zu lieben oder zu hassen. Die Wahrheit zu gestehen, sind mir die Wissenschaften ziemlich gleichgültig.“

Madame hatte diese Aeußerung nicht sobald vernommen, als sie fast kreischend ausrief: „Die Wissenschaften gleichgültig?“ — „Die

Wissenschaften gleichgültig!“ wiederholte in der Tiefe bekräftigend der Mann. „Wie können Einem die Wissenschaften bei jetziger Zeit gleichgültig seyn?“ fügte er dann im spitzesten Frageton hinzu.

Der junge Vorleser biß sich lächelnd die Lippen.

Mein Nachbar aber führte mich weit weg vom Theetisch, in die entfernteste Fensterecke.

„Lassen Sie den jungen Menschen meiner Frau vorlesen, und wir wollen, bis die Andern gekommen seyn werden, die unsere Parthie mitmachen, ein vertrautes Wörtchen miteinander plaudern.“ So fing jetzt mein Wirth freundlich zu sprechen an. „Warum sind Sie so abhold unserm Parnaß? Ich spreche hier von dem Musenberge nämlich. Ich kann mich wahrhaftig nicht auf Sie verstehen. Es thun sich Leute unter uns hervor, die herrliche Gedichte machen und es verdienen, daß sie auch guten Profit dabei haben. Nur wenn dies der Fall ist, werden sich Mehre von uns zu der Begeisterung hingezogen fühlen. Es ist ja doch keine Hexerei! Wir haben Kopf, denn wer den Cours richtig und schnell im Kopf berechnen kann, wird auch ein Sonnett machen können. Es ist nur die Frage bis jetzt gewesen, ob man dabei wird bestehen können. Für die Andern zu arbeiten, damit sie das Fett oben wegschöpfen, wird man keinem Vernünftigen zumuthen! Wenn Göthe und Schiller Das bedacht hätten zu ihrer Zeit, so wären sie jetzt nicht nur die großen Männer, sondern auch die reichen Leute — verstehen Sie mich?“ —

Und so ging es noch eine Weile fort; ich mag meine Leser mit dem Galimathias nicht langweilen. Das Ende vom Liede war, daß er — wie er selbst sagte — nun auch einmal sicher in Papier speculiren wollte, nachdem er es so oft unsicher gethan. Er hatte im Sinn, eine Buchhandlung zu eröffnen, und forderte mich auf, mich dabei zu interessiren. Er öffnete seinen Sekretair und zeigte mir ein Paar sauber abgeschriebene Werke, die er mit seiner Firma in die Welt schicken wollte, und deutete dann mit stolzem Blick auf den jungen Mann am Theetische, indem er sagte:

„Der dort ist mir lieber als Mancher, er macht Ihnen Gedichte nach der neuesten Façon. Er hat bei Saphir das Recensiren gelernt, und will bei mir ein Journal herausgeben, worin er beweisen wird, daß Alle nichts verstanden haben, bis auf ihn. Ich sage Ihnen, es muß Alles zu Gold werden, was ich drucken lasse; ich habe die besten Köpfe bereits an mich gebracht; Köpfe, die gegen die Andern gehalten, ihre drei Procent Agio gelten!“

Meine Leser werden es längst wohl gemerkt haben, daß mein nachbarlicher Wirth zu jenem Volke gehörte, dem der Handel zu Macht und Ansehen verhilft, obgleich er ihm zum Vorwurfe gereicht, und ich will eben so wenig verheimlichen, daß ich einst sein Glaubensgenosse war, der aber längst zum Christenthume überging. Hiedurch wird erst so Manches von Dem, was ich erzählen werde, seine rechte Deutung erhalten.

Ich wünschte mit ziemlich kalter Miene meinem Wirthe Glück, bedauerte jedoch, meine Fonds in andern Unternehmungen placirt zu haben, und daher nicht Theil nehmen zu können. Von diesem Augen-

blicke an ward der Mann einsylbiger; es kamen noch einige Leute, man machte ein trockenes Whist, und ich empfahl mich. Ich habe seitdem keine Einladung mehr erhalten. —

Aber nicht sowohl die Buchhandlung, die ich bald in meiner Nachbarschaft eröffnet sah, als vielmehr Das, was ich an jenem Abende gehört hatte, regte mich an, in diesem Geschäfte auch einmal mein Heil zu versuchen. Ich wollte jedoch nur mein Geld riskiren, nicht meinen Namen. Ich wollte mit der Censur und mit den Schriftstellern nichts zu thun haben, sondern nur mit einem Einzigen bei diesem Handel in Berührung stehen. Meine Gedanken richteten sich auf einen Mann, der mir als redlich und fleißig geschildert wurde. Ich machte ihm den Vorschlag, ihm durch Auxiliartruppen unter die Arme zu greifen, und bat ihn, mir Vorschläge in dieser Hinsicht zu machen. Er ließ sich nicht lange erwarten. Ich begriff Nichts von Dem, was er vorhatte, aber ich streckte ihm die Summe vor, die er wünschte. So kam ich mit der Literatur in Berührung.

Ich zog mich nach und nach von den großen Geschäften zurück, und setzte mich, wie man es zu nennen pflegt, zur Ruhe. Aber im Buchhandel spielte ich fortwährend mit kleinen Summen. Ich hatte meine Freude daran. Mit der größern Muße kam mir nun auch die Lust, Dies und Jenes von unsern Verlagsartikeln zu lesen. Jetzt fielen mir die Schuppen von den Augen. Es war bereits lange her, daß ich mir mit Lectüre die Zeit zu vertreiben pflegte. Die alten, empfindsamen Geschichten, die poetischen Poesien, und vollends gar die aberwitzigen Ritter-Romane, die ich in meinen jungen Tagen gelesen, waren mir zum Horreur geworden; wie erstaunte ich nun, diese natürlichen, ansprechenden, lebendigen Schilderungen zu finden, in einer faßlichen Sprache entworfen, und gesunde Lebensansichten, Weisheit für die Welt enthaltend. Diejenigen, welche diese neue Literatur Schritt vor Schritt entstehen sahen, können von dem Riesenabstand nicht so urtheilen, wie ich, der gleichsam, nach langem Schlafe erwachend, diese Veränderungen alle vollkommen ausgebildet vorfindet, und von ihnen bezaubert wird.

Ich fühlte nun mit einem Male, wie leicht und wie schwer es sey, als Schriftsteller aufzutreten, aber zugleich drängte sich mir der Gedanke auf, daß es wohl auch meine Bestimmung seyn dürfte, einige Tropfen in den Ocean zu spenden, der uns tosend und brandend umgibt, und den wir Literatur benennen. Ich zog einige Hefte vergilbter Blätter aus meinem Pulte hervor, und sah sie mit innigem Vergnügen durch. Es waren bald ruhige, bald bewegte Schriftzüge, die ich bei verschiedenen Anlässen, oft bei wichtigen Ereignissen niedergeschrieben hatte. Jahre waren seitdem vergangen. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, sie dem Publikum zu übergeben.

Mein Compagnon sollte sie aber nicht haben; ich legte mir selbst das strengste Incognito auf. Durch anonyme Briefe spedirte ich das Manuscript an eine, von meinem jetzigen Wohnorte ziemlich entfernte Buchhandlung, die es übernommen hat, den Versuch damit zu wagen. Ich werde die nöthigen Anstalten treffen, im Falle der Erlös die Kosten nicht decken sollte, meinem Herrn Verleger den Schaden zu

ersetzen. Vielleicht ist der Mangel jenes Firnisses, der in unsern Tagen die Lesewelt anzuziehen vermag, Ursache, daß meine Memoiren keinen Beifall finden; wenn ich gleich von der andern Seite hoffen darf, daß sie schon um der Seltenheit willen von Leuten meines Standes gelesen werden dürften, und sich so ein Publikum gewönnen, das gewöhnlich nicht Bücher zu kaufen pflegt.

Wenn ich nun auch nicht gerade befürchte, daß ich meine seltsamen Abenteuer im Geschäftsstyle beschreiben werde, so wäre es mir doch angenehm gewesen, wenn irgend ein gewandter Stylist meine Blätter vor dem Drucke durchgelesen hätte. Allein, wie die Sache nun einmal steht, muß ich meine Leser bitten, Alles, das Gute wie das Schlechte, was in diesem Buche enthalten ist, lediglich à Conto mio vortragen zu wollen. Alle Persönlichkeiten, die sich dem Leser enthüllen werden, sind von dem strengsten Incognito umgeben. Nicht einmal der Anfangsbuchstabe des Namens soll, wie es jetzt üblich, dem Verrathe in die Hand arbeiten. Ich werde, wenn ich hie und da muß, stets solche wählen, die nicht die geringste Muthmaßung zulassen wollen. „Nous n'aimons pas le scandale!“ Die Zueignung meines Werkes an meine langjährigen und besten Handelsfreunde, die Herren Gomez de la Torre Mazaredos und Compagnie in Cadiz und die Herren Radicanachi Fratelli in Smyrna möge meine Leser vermuthen lassen, daß der zu ihnen spricht, einst keine üble Figur an der Börse spielte, und sich nicht eben scheuen dürfte, seinen Namen hier vollständig auszuschreiben, wenn ihn nicht die bescheidenen Rücksichten zurückhielten, die von einem alten, reichen Banquier unzertrennlich sind, der zum ersten Male in seinem Leben als junger, bescheidener Autor vor das Publikum hintritt.

Fünftes Kapitel.

Den trüben Eindruck zu verwischen, den der eben erzählte Vorfall auf mein Gemüth gemacht hatte, beschloß ich, eine Reise zu unternehmen. Eine heilsame Zerstreuung kann in solchem Falle nur von fremden, nie gesehenen Gegenständen ausgehen. Ich reiste vorerst nach der Hauptstadt des Landes, von welcher ich schon so lange mir hatte vorerzählen lassen. Der Weg führte mich durch eine traurige Gegend; elende Hütten, ein Volk, das der Armuth erlag, weil der Boden selbst durch eisernen Fleiß sich nichts abtrotzen ließ; Wege und Landstraßen, auf denen man jeden Augenblick den Hals zu brechen riskirte; die schlechtesten Gasthäuser, die man sich denken kann, und worin man selbst an dem Nöthigsten Mangel litt, so fand ich mein Vaterland. Obgleich ich Manches in der Stadt, wo ich lebte, auszusetzen fand und wohl einsah, daß hienieden nicht Alles vollkommen, oder daß wenigstens in meinem Vaterlande nicht Alles noch auf einen Punkt gehoben war, der nichts mehr zu wünschen übrig gelassen hätte, so war mir doch der Anblick dieses Landstrichs zu überraschend, um

mich nicht mit Wehmuth zu erfüllen. So hatte ich mir's vor den Thoren meiner Vaterstadt nicht gedacht!

Aber statt daß es sich in der Nähe der Hauptstadt freundlicher gestalten sollte, nahmen die trüben Aspecte im Gegentheile immer zu, je näher ich dem Sitze der Herrlichkeit, des guten Geschmacks und der feinen Sitte kam. Meine unmuthige Ueberraschung hatte einen solchen Grad erreicht, daß ich ein Paar Stationen vor dem Ziel meiner Reise einen Brief an einen Freund schrieb, und mich im bittersten Spotte darüber ergoß, was ich zu sehen bekam.

In dieser Stimmung kam ich in der Residenz an. Ich stand mit keinem einzigen christlichen Hause dort in Geschäfts-Verbindung, und präsentirte mich daher nur in jüdischen, unter denen ich jedoch die reichsten kannte. Sie lebten auf einem Fuße, den ich bis jetzt in der Provinzstadt noch nicht kennen gelernt hatte. Die ersten Künstler und Staatsmänner verschmähten es nicht, über die Schwelle zu schreiten, an welcher der Segen der Thora angeheftet war, an dem kein Gläubiger vorübergeht, ohne ihn durch einen Kuß zu verehren. Ein ungeheurer Luxus herrschte überall; ich wohnte Gastmählern bei, deren ein gekröntes Haupt sich nicht hätte schämen dürfen. Aber alle diese Leute machten auch Geschäfte, welche auf die großen Weltereignisse, deren Mittelpunkt wir Alle waren, Einfluß ausübten. Große Lieferungen für die Armee, Auszahlungen der Subsidiengelder, der Kriegssteuern, das waren die Bereiche, worin sich diese Häuser bewegten. Mir gingen zum ersten Male die Augen auf; was ich bis jetzt getrieben, hatte ich von meinem Vater so treiben sehen, und obgleich ich über ziemliche Summen zu gebieten hatte, war mir doch nur Alles, im Vergleich mit Dem, was ich hier sah, wie Kleinhandel erschienen. Ich bewarb mich als Theilnehmer bei verschiedenen Spekulationen, und war erfreut, als man meine Vorschläge annahm.

Nach einem ziemlich lustigen Aufenthalte von mehren Wochen verließ ich die Residenz, um durch den Staat eines benachbarten Fürsten meine Reise bis an den Rhein auszudehnen. Hier hatte ich ein Abenteuer, das ich erzählen will.

Es war ein kühler Morgen zu Anfang des Winters; ich saß im guten Pelze im zugemachten Wagen und schaute hinaus auf die bereifte Landschaft. Da zog ein junger Mensch meine Aufmerksamkeit auf sich, der am Wege saß, und vor Kälte fast erstarrt zu seyn schien. Ich ließ halten, und da aus dem luftigen, abgetragenen Röckchen ein edles Gesicht hervorblickte und mich dabei etwas Unbestimmtes zu dem Menschen hinzog, so lud ich ihn ein, sich in meinen Wagen zu setzen, gab ihm einen überflüssigen Mantel, der auf dem Rücksitze unbenützt lag und öffnete sogleich mein Flaschenfutter, um ihm ein Gläschen Madera anzubieten. Er dankte herzlich und nannte mich seinen Lebensretter; er war nämlich dem Erfrieren eben so nahe, als dem Verhungern gewesen, als ich ihn getroffen hatte.

Zu meinem Erstaunen vernahm ich, daß ich so glücklich gewesen war, einem Glaubensgenossen das Leben gerettet zu haben. Er war vom fernen Rhein bis nach Prag gezogen, wo er sich bei der zahlreichen Gemeinde als Lehrer oder Erzieher durchzubringen gehofft hatte.

Allein seine Hoffnung war fehlgeschlagen. Einige wohlwollende Familien hatten sich seiner anfänglich angenommen, dann aber mußte er den gegen ihn gesponnenen Intriguen weichen. Würde er Dies nicht gethan haben, so hätte er selbst für seine persönliche Sicherheit haben Befürchtungen hegen müssen. Er schilderte mir mit lebhaften Farben die Rachsucht seiner Widersacher, die ihn dazu vermochte, entblößt von allen Hilfsmitteln, kränklich, wie er war, in rauher Jahreszeit sich auf den Weg nach einem ungewissen Ziele zu begeben.

Der Wein hatte ihm nun ein Wohlbehagen mitgetheilt, das sich in heitern Gesprächen zu erkennen gab; er wurde Das, was man redselig zu nennen pflegt. Er sagte mir, daß er Dichter sey und bereits Mehres von seinen Poesien habe drucken lassen; hierauf nannte er mir seinen Namen und verwunderte sich, daß ich ihn noch nie nennen gehört hatte. Ich aber entschuldigte mich bei ihm auf das Beste damit, daß ein Geschäftsmann, wie ich, nicht Zeit habe, sich um Dichter und ihre Werke zu bekümmern und fügte noch hinzu, daß ich wünschte, er möge mir dieser aufrichtigen Aeußerung wegen doch ja nicht seine Achtung entziehen. Er versicherte hinwieder, daß ich ihm einen so großen Dienst erzeigt habe, den er sein ganzes Leben nicht vergessen könne, und daß er es einem solchen Manne, der sich in großen Geschäften wiege, gar nicht verdenke, wenn er sich um das lose Gesindel der Poeten nicht bekümmere. Dabei lachte er bitter.

In der That war es damals eine recht böse Zeit für Leute solchen Gelichters. Der Kanonendonner wollte alle Sangvögel zum Schweigen bringen, und wagten es dennoch einige, ihr Zwitschern hören zu lassen, so wurden sie unstät umhergejagt, und wußten nicht, wo sie ihr Nest hinbauen sollten. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm über die Laufbahn, die er ergriffen, meine Verwunderung auszudrücken.

Ich habe es stets nicht begreifen können, wie Künstler sich in einem Orte ansiedeln konnten, dessen Lage augenscheinlich nur Vortheile zum Handel bietet. Wer kann so grausam gegen sich selbst seyn, sich mit einem glühenden Künstlergemüth unter egoistischen Börsenmenschen umherzutreiben und im Elend zu darben, während man durch Handel auf jedem Schritt ein reichliches Auskommen finden kann. Aber noch unbegreiflicher war es mir, daß Juden etwas Anderes als den Handel ergreifen mögen, zu welchem sie doch nur einzig und allein bestimmt zu seyn scheinen. Es gehört eine Entsagung hiezu, deren Kraft ich mir nicht zutraute. Wer Künstler seyn will, gehe nach Italien, und wer den Handel verschmäht, höre auf, Jude zu seyn. Thut er Das nicht, so muß nothwendig ein Zwiespalt entstehen, den keine Kraft in seinem Innern auszugleichen im Stande seyn wird. Wir haben genug Beispiele gehabt, die mir aber in diesem Augenblicke nicht einfallen, und die hier anführen zu wollen, auch wohl sehr überflüssig wäre. —

In der nächsten bedeutenden Stadt, die wir erreichten, setzte ich meinen Dichter ab, nachdem ich ihm eine ansehnliche Unterstützung gegeben hatte; er war von Dankgefühl durchdrungen, und versprach mir von seinem fernern Schicksal Bericht abzustatten.

Er hielt getreulich Wort. Ich bekam bis an seinen Tod von Zeit zu Zeit Briefe von ihm. Er war ein gelehrter, talentvoller

Mann, nur taugte er leider nicht für die Welt; er ist jung gestorben. Nachdem er sich mühevoll durchgeschlagen und größtentheils Verfolgungen von seinen Glaubensgenossen auszustehen hatte, bald für einen Freigeist, bald für einen Schwärmer verschrien wurde, kam er nach einer Provinzial-Hauptstadt, die eine ansehnliche Menge Juden unter ihre Bewohner zählte, von denen aber die reichsten bereits zum Christenthume übergetreten waren. Hier kam man ihm anfänglich mit großer Bereitwilligkeit entgegen und versprach ihm, kräftig für ihn zu wirken. Die sogenannte jüdische Reformation hatte damals eben begonnen. Man wollte nicht nur deutsche, studirte Rabbinen, statt der unwissenden polnischen Juden, die sonst an vielen Orten jenes wichtige Amt bekleideten, sondern man ging weiter: man wollte Predigt und Gesang für den verworrenen, betäubenden Lärm, der mir in meiner frühern Jugend den Gottesdienst in den Synagogen so sehr verleidet hatte. Mein armer Dichter schien der Gemeinde jener Stadt die trefflichsten Eigenschaften zu einem modernen Prediger zu haben, wie sie ihn brauchten, und ich zweifle nicht, daß er ihr blumenreiche und salbungsvolle Reden gehalten haben würde. Allein wie das Sprichwort sagt: „Während das Gras wächst, verhungert die Kuh," so ging's auch hier. Man stritt hin und her; es gab Parteien für und wider; man mußte Stimmen zum Schweigen bringen, fremde Interessen bekämpfen; der arme Dichter legte sich allen möglichen Zwang auf, seinem zukünftigen Predigerstande gemäß zu leben. Er versagte sich jede Freude, jeden Genuß, zu dem seine Jahre ihm wohl ein Recht gegeben hätten, und beschränkte seinen Umgang aus devotester Dankbarkeit nur auf die Häuser, die seine Mäcene waren. Daran that er aber Unrecht, der arme Mensch!

Wer kein Geld hat, wird in der jüdischen Umgangssprache gewöhnlich „Lump" geheißen. Man würde erstaunen, Männer, welche durchaus des rechtlichsten Ansehens genießen, als Lumpen bezeichnet zu sehen, wenn man nicht wüßte, daß sie kein Geld besitzen. Wer an Achtung in den Augen wackerer Juden nicht verlieren will, gebe ja keine Blößen seines Geldbeutels zu erkennen; sonst ist es darum geschehen.

Jener Professor, den die ganze gelehrte Welt anerkennt, jener Beamte, der in seinen häuslichen Verhältnissen sehr ehrbar scheint, ist „ein Lump", denn er suchte einmal ein kleines Kapitälchen bei einem Juden aufzunehmen. Hat er dieses Kapitälchen ehrlich zurückgezahlt, so heißt es von ihm im jüdischen Conversationston: „Er ist ein grundehrlicher, braver Mann, aber er ist doch ein Lump!"

Wer diesen Gebrauch des Wortes nicht kennt, wird in solchen Aeußerungen vergebens nach einem Sinn forschen.

Ein solcher Lump war denn auch der gute Dichter, und dies beeinträchtigte das Ansehen bedeutend, dessen er zufolge seiner Candidatur bedürftig gewesen wäre. Dazu kam noch, daß geschäftige Leute nach seiner Heimath schrieben, um über seine frühern Lebensverhältnisse Auskunft zu erhalten. Man erfuhr, daß er im Punkte der Liebe keines ganz reinen Leumunds genieße; ein armes Christenmädchen hatte ein Pfand seiner Zärtlichkeit aufzuweisen und war bald darauf gestorben; das Pfand lief aber nunmehr bettelnd im Orte herum, und

wurde von den andern Bettelkindern „Jud“ geschimpft, die sich seiner schämten.

Dies war natürlich keine besondere Empfehlung für den armen Lumpen, der deutscher Prediger einer Judengemeine werden wollte. Die Mäcene, die er fortwährend besuchte, fingen an, sich etwas von ihm zurückzuziehen, und die Andern, die er ohnehin vernachläßigt hatte, fuhren in der Aufsuchung nachtheiliger Umstände nur desto eifriger fort. Er selbst saß unterdeß in einem kleinen, elenden Zimmerchen, dessen Miethe ihn sogar am Ende eines jeden Monats in die tödtlichste Verlegenheit setzte, und arbeitete an einem großen Trauerspiel mit Chören: „Salomo's Siegelring.“ Gewiß das Unpassendste, das er in seiner Lage thun konnte. Hierüber kam der Tod, wie auf leisen Socken, unmerklich zu ihm herangeschlichen, klopfte ihm auf die Schulter, als er gerade an seinen Versen feilte, und sprach:

„Laß Das gut seyn, armer Lump! Wie magst Du nur so Dich plagen, um Nichts, Launen ertragen und hungern und frieren und Dich überdrüssig harren! Es wird doch nichts daraus! Komm, wir wollen das Ding bald Anders machen!“ Und damit war's aus; in dem kalten Zimmer lag alsbald die kalte Leiche des Dichters. Er, der nie zu Pferde gesessen, mußte an der galoppirenden Schwindsucht sterben. Aber sie war mitleidig und hat's schnell mit ihm gemacht. Seine Gedichte und sein Trauerspiel hat Niemand zu sich genommen; die losen, schmierigen und halbzerrissenen Blättchen wurden auf den Kehricht geworfen, und nur das, was schon zerstreut, hie und da, in Tageblättern gedruckt worden war, wurde wieder gesammelt und neu aufgelegt; ich habe auch auf 6 Exemplare pränumerirt, weil es hieß, daß man ihm einen Denkstein auf seinem Grabe von dem Ertrag errichten wollte. Ich weiß nicht, ob etwas Ordentliches zu Stande kam.

Die Gedichte selbst habe ich nie gelesen, ich lese in der Regel keine und habe auch keine Zeit zu so etwas; aber nach dem, was ich aus Gesprächen mit dem Verstorbenen und von Andern über ihn erfahren habe, glaube ich, daß er ein guter Dichter gewesen ist.

Der arme, gute Mensch! daß er auch nun eben ein Lump seyn mußte!

Sechstes Kapitel.

Ich besuchte Frankfurt. Diese Stadt war damals noch nicht so, wie ich sie einige Jahre später kennen lernte. Unter den Fittigen des schützenden großherzoglichen Adlers durften die Juden selbst auf der Zeil und dem Liebfrauenberge wohnen, und mit den Christen sich der gesunden Luft erfreuen, welche der gütige Himmel in und um Frankfurt wehen läßt. Nur die Trödler und Schacherer der untersten Art blieben in den Qualm der alten Judengasse gebannt, und wollten nichts wissen von der großmüthigen Emancipation, die der Großherzog von Frankfurt ihnen angedeihen ließ.

Ich war jedoch Zeuge, wie sehr die Bürger diese Maaßregeln verwünschten, und zog daraus den Schluß, daß über Kurz oder Lang

meine armen Glaubensgenossen genöthigt werden dürften, in ihre alten, räucherigen Quartiere zurückzuwandern, wenn gleich ein solcher Fall damals noch nicht entfernt voraus zu sehen war. Einst machte ich nehmlich einen Gang vor das Thor, und hatte mich ermüdet unter einen schönen Baum gesetzt, um dessen Stamm eine Bank lief. Kurze Zeit darauf nahm eine Familie neben mir Platz, die so eben von einem entfernten Spaziergange zu kommen schien; der Vater sagte, er sey sehr ermüdet, und wischte sich den Schweiß von der Stirne; er freuete sich dabei des schattigen Plätzchens und der schönen Aussicht. Aber plötzlich, als wenn er eine giftige Schlange erblickte, sprang er auf und sagte zu seiner Frau und den Kindern: „Kommt Kinder, hier ist unsers Bleibens nicht, muß der Teufel so'n verdammten Jud' auch überall haben." — Hier sprangen Alle auf und folgten dem Vater.

Anfänglich bezog ich den Affront auf mich, da ich aber ganz unbekannt den Leuten war, und in meinem Aeußern sich nichts, was den Juden verrathen hätte, ausdrückte, so lenkte ich meine Blicke nach der andern Seite des Baums, um den Gegenstand zu entdecken, der jenen christlichen Familienvater so plötzlich aus seiner Ruhe aufgeschreckt hatte, die ihm noch vor wenig Augenblicken trefflich zu behagen schien. Ich bemerkte einen kleinen Mann in einem grauen, schlichten Ueberrocke, der in Gedanken versunken dasaß, und gar nicht bemerkt hatte, welchen unangenehmen Eindruck seine Anwesenheit auf die Familie gemacht. Ich erkannte den Mann sogleich, und nun erhob auch ich mich, nicht aber um mich aus seiner Nähe hinwegzubegeben, sondern um ihm meine Ehrfurcht zu bezeugen. Es war ein reicher, sehr wohlthätiger Israelite, der seine Unterstützung Christen und Juden angedeihen ließ, und nie erst fragte: „Welchem Glauben gehört Ihr an?" ehe er die Hand öffnete, um seine Gabe zu spenden. Jeden Freitag umlagerten eine Menge Armer seine Thür, und Allen wurde eine reiche Gabe bescheert; reich im Verhältniß zu ihrem Elende, und zu dem, was Ihnen die Mildthätigkeit ihrer Mitbürger zufließen ließ. Ging der Mann über die Straße, so neigten sich die niedern Handwerker, Tagelöhner und Handelsjuden tief vor ihm, und die Kinder und Weiber liefen ihm nach, um den Zipfel seines Rocks zu küssen; dieß ward ihm zu Theil, während die vornehmen Christen ihn flohen, und die reichen Juden selbst — denn eigentlich vornehme gab es damals noch nicht — ihm mit Neid und Abneigung begegneten. Dieser Mann ward der Stifter eines Hauses, dessen Ruhm weit reichen sollte, und die Geschichte der Pinto in Portugal wieder herauf beschwor, und an die Macht der Banken der Medicis im Mittelalter erinnerte.

Bei meinem zweiten Aufenthalt in Frankfurt, war dieser Mann gestorben, aber sein Haus, dessen ich eben erwähnte, stand im vollen Flore. Die Chefs desselben hatten sich nun auch aus dem schmutzigen Revier der Judengasse herausgemacht, aber wie kluge, vorsichtige Leute, waren sie nicht zu weit, sondern nur bis an die Ecke gezogen; sie steckten gleichsam nur den Kopf heraus, um frische Luft zu schöpfen; wer wollte ihnen das verargen? Sie trauten dem Frieden nicht! —

Ich hatte einen Kreditbrief an dieses Haus. Eines Morgens geh' ich hin; man weist mich in das Comptoir, das zu ebener Erde

war. Ein Geschäftsmann wie ich, mußte dieses Comptoir mit Achtung betreten. Es waren hier Geschäfte gemacht worden, die selbst gewiegte Geldmenschen in Erstaunen setzen konnten. Das Lokal bestand aus drei Zimmern; ich wurde in das Eine gewiesen, um die Dukaten in Empfang zu nehmen, die ich zu erhalten wünschte. Ein grün angestrichenes Gitter von Holz lief queer durch das schmale, ziemlich dunkle Zimmer und theilt es in zwei gleiche Hälften. Dahinter stand der Zähltisch, an dem eine bejahrte Frau, in einer weißen Spitzenhaube saß, und mit flinker Geschäftigkeit mir das Gold vorwog. Dieß war die Mutter des Hauses. Neben ihr lag ein Strickzeug, welches sie — wenn es sonst nichts zu thun gab — wohl zur Hand nehmen mochte.

Von hier begab ich mich in das gegenüberstehende Haus, wo ich bei einem reichen Juwelier zum Essen eingeladen war. Ich konnte nun die Wagen vorfahren sehen, die sich zu einem Diner in dem Banquierhause, wo ich meine Dukaten empfangen hatte, einstellten. Es waren lauter vornehme Leute; fremde Generale, Minister, Gesandte. Ich vernahm, daß die alte Frau mit der Spitzenhaube oben an der Tafel sitze, und daß die Speisen alle nach jüdischen Gesetzen und Vorschriften, die bekanntlich — was die Küche betrifft — besonders streng gegeben sind, zubereitet werden. Ich wäre wohl begierig gewesen, zu sehen, welche Mienen jene vornehmen Herrschaften geschnitten haben, wenn sie die stark mit Knoblauch gewürzten und überpfefferten Braten, die Saffrangefärbten Suppen und die verzuckerten Gemüse zu kosten anfingen. Aber in dem Hause, wo ich speiste, ging es eben so alttestamentarisch zu. Man trug nichts auf, was gegen die Vorschriften des Talmud gefehlt hätte, und der männliche Theil der Tischgesellschaft behielt den Hut auf dem Kopfe, was mich einigermaßen in Verlegenheit setzte, weil ich hieran seit lange nicht mehr gewöhnt war. Der Unterschied in der Beobachtung dieser religiösen Formen in meiner Heimath und hier, war mir jetzt erst recht einleuchtend. Bei uns wurde seit lange schon nicht mehr in reichen Häusern auf so Etwas gehalten. Diese gehörten insgesammt zu den sogenannten „Aufgeklärten.“ Mein Vater war schon viele Jahre todt und seine Frömmigkeit und Sonderbarkeit galten als Ausnahme.

Nach dem Tischgebete, welches von Einem mit lauter Stimme vor-, und von den Andern murmelnd nachgebetet wurde, stand mein Wirth auf, um mir seine Prätiosen zu zeigen. Sie befanden sich in einem runden, entlegenen Zimmer, und erregten mein Erstaunen in hohem Grade. Nie hatte ich noch eine Juwelenhandlung en gros gesehen. Auf allen Tischen lagen Haufen und Häufchen Edelsteine, von verschiedener Größe und Farbe; Brillanten, nach dem Wasser rangirt, gelbe, blaue, rothe, um jeden Geschmack befriedigen zu können. Gefaßter Schmuck war nur wenig vorhanden, weil der ältere Sohn eben damit zur Leipziger Messe gereist war. Ich trat ängstlich auf; der Staub, auf den ich trat, schien mir Diamantenstaub zu seyn; Alles in diesem runden Gemache mußte kostbar seyn; und Staub und Schmutz lagen überall fingerhoch, denn, wie Jeder leicht einsehen wird, konnte hier nicht oft gescheuert und gekehrt werden, weil die damit nothwendig verbundene Wachsamkeit, zu großen Umständlichkeiten verleiten

mußte. Auch ist es ein altes, bewährtes Sprichwort: „Wo viel Schmutz ist, da ist viel Geld!“ — Das Essen hatte lange gedauert, und mit dem Besehen der Kostbarkeiten hatten wir auch eine schöne Zeit hingebracht, es war also schon dunkel, als ich mich bei der Familie empfahl. Ein Sohn des Hauses führte mich in ein Kaffeehaus, das in der Nähe, von Glaubensgenossen etablirt worden war, und daher auch nur von diesen besucht wurde. Die Wirthin, eine hübsche, junge Frau, von schlankem Wuchse und feuerigen Augen, war berühmt wegen der Art, wie sie Fische zu kochen wußte. Das war eine triftige Anziehungskraft für uns, denn jeder Jude ist ein geborener Freund von polnischen Karpfen und gefüllten Hechten mit fetten Lebern.

Das Lokal sah weder eleganter noch schmutziger als ein anderes Kaffeehaus in Frankfurt aus; man war nur überrascht, wenn man hier lauter lange Nasen und schwarze Bärte erblickte, die sich emsig auf das Spiel herunterbogen, welches sie gerade vor sich hatten. Gesprochen wurde viel, obgleich Alles spielte. Dominosteine sah man häufig; ein anderes Spiel mit Karten erlernte ich hier. Sie nannten es Rabusch; ich glaube, daß es im Französischen Grabruge heißt, und daher jenen verstümmelten Namen von meinen Freunden erhalten hat. Wenigstens wurde so viel dabei gezankt, daß es das französische Wort vollkommen rechtfertigte. Mein Gegner war ein alter Mann, der jeder Zeit die Karte, die gelegt werden sollte, so lange mekernd ausrief, bis sie gelegt war. So hörte man denn in einem fort nichts Anderes, als: „Der Neunter — Neunter — Neunter — Neunter“ — oder: „das Daus — das Daus — das Daus — das Daus!“ Diese Einförmigkeit und das geringe Interesse, welches das Spiel selbst für mich hatte, brachte mich dem Einschlafen nahe, und wirklich waren mir die Augen zugefallen, als der Ruf: „die Fische sind fertig!“ dem ganzen Kaffeehause eine andere Richtung gab. Jeder dachte nunmehr daran, seinen Magen zu befriedigen, und das beste Stück aus der Schüssel zu erhaschen. Ich gab mein Spiel verloren, und mein Gegner strich das Geld ein, ohne dagegen etwas zu erwidern. Es machte mir keinen Kummer die wenigen Zwanzigkreuzerstücke verloren zu haben, es divertirten mich aber die dampfenden Teller, die nun an die Stelle der Karten vor mir waren. Ich muß bekennen, nie bessere Karpfen gegessen zu haben.

Neuntes Kapitel.

Ich hatte Unglück mit meinen Heirathsprojekten; das lag darin, daß ich für einen Banquier viel zu sentimental war. Hätte ich mir die Tochter eines reichen Hauses, durch einen bekannten Mäckler, gleich wie jede andere Waare, abschließen lassen, so wäre das Geschäft bald in Richtigkeit gewesen. Ich schickte aber mein Herz voraus, und verliebte mich zuerst, und die mariages d'inclination sind in unserm Stande nicht anwendbar.

Zum Glücke machte meine Geschichte mit der Wittwe fast kein Aufsehen. Mein treuer Freund schwieg, und sie hatte alle Ursache,

nicht davon zu sprechen. Nur das fiel auf, daß ich sie nicht mehr besuchte; man sprach 8 Tage davon, und dann dachte Niemand mehr daran.

Ich durfte mich glücklich schätzen und mußte meinen Freund hoch verehren, wenn gleich hier von seiner Seite nicht eben von einer edeln Aufopferung die Rede seyn konnte, denn in der That, ich muthmaßte, daß ihm der Dienst, den er mir erzeigte, nicht sehr sauer angekommen war. Ueberdieß verstand ich mich noch dazu, ihm seine Goldstücke wieder zurückzustellen, die er nach einigem Weigern auch annahm, da er vom Glücke nicht sehr mit Gold begünstigt worden war.

Seufzend überreichte ich ihm die von ihm bekreuzten blanken Füchse, und fügte den Wunsch bei, daß ich nie wieder in den Fall kommen möchte, seine Freundschaft auf solch' eine Probe zu setzen.

Der wieder ausgebrochene Krieg bot mir jetzt die willkommenste Gelegenheit, mich zu zerstreuen.

Es gab Geschäftsunternehmungen mancherlei Art, und Gegenstände, die Neugier zu reizen und angenehm zu unterhalten. Das Hauptquartier hatte sich meinem Wohnorte genähert, und dieß führt stets die buntesten Erscheinungen in seinem Gefolge.

Eine der erheiterndsten war mir ein kleiner, dicker Reisegefährte, der bei dem Salzgeschäfte reich geworden war. Er hatte sich eingestellt, um eine fette Lieferung zu erschnappen, und — seines Wortes eingedenk — brachte er dießmal seine Tochter mit, von der er mir so viel Schönes bereits mitgetheilt hatte, daß ich nicht wenig gespannt auf sie war.

Es war in der That ein allerliebstes Mädchen. Hochgewachsen, schlank, eine Brünette, wie vorauszusetzen war, aber von der lieblichsten Art. Die Nase sanft gebogen und fein, der Mund karminroth und knospenförmig, die Augen dunkelbrennend, schöne Zähne, kleine weiße Hände, zierliche Füße; es fehlte dieser Mädchengestalt nichts zur Vollkommenheit. Auch die Bildung passirte auf den ersten Abord; sie besaß Mutterwitz und ein tiefes Gefühl, und hatte manches gelernt und gelesen. Französisch und Musik wußte sie freilich nicht, aber tanzen konnte sie wie eine Hebe, das sah man schon ihrem Gange an. Auch kann man zierlichen Tanz bei jeder Polin voraussetzen, sie sey nun Christin oder Jüdin.

Als der Vater sie mir vorstellte, schmunzelte er recht listig und suchte in meinen Blicken zu lesen; ich war aber zu sehr gewitzigt worden, um mich zu verrathen; ich glaube, er erblickte nichts als unverständliche Charaktere. Zwar war ich weit entfernt, diesem jungen schönen Geschöpfe eine Unlauterkeit der Gesinnungen zuzutrauen, aber ich wollte den Vater auch nicht im Entferntesten zu einer Hoffnung berechtigen, die ich nicht zu realisiren im Sinne haben würde.

Diese Schroffheit von meiner Seite schien indeß auf Vater und Tochter eben nicht den beßten Eindruck zu machen.

Da er sah, daß es vorläufig mit den Heirathsprojekten so gut als nichts seyn würde, ging er mich mit seinen Geschäftsplanen an; hier fand er geneigteres Gehör. Ich hatte gerade disponible Fonds und war nicht abgeneigt, auf seinen Vorschlag, in einer benachbarten Provinz große Getraideaufkäufe effektuiren zu lassen, um damit unsere Armee zu verpflegen, einzugehen.

Wir schlossen einen Gesellschaftsvertrag ab, und das Geschäft begann unter glücklichen Auspicien. Die Ernte war ergiebig gewesen, und die Preise standen niedrig. Mein Compagnon reiste im Lande umher, und da, wie ein altes Sprichwort sagt: „baares Geld stets lacht," so hatte er leichtes Spiel, und konnte unglaublich wohlfeil einkaufen. Er miethete Magazine und speicherte auf was sich vorfand, um es nach und nach in unser Land zu ziehen. Wir wollten dazu den Winter abwarten, um uns dann der wohlfeilern Schlittenfracht bedienen zu können. Man durfte mit Gewißheit voraussetzen, daß der Feind sich nicht bis dahin unsern Gränzen nähern würde, und konnte daher ohne alle Besorgniß seyn. Nachdem seine Geschäfte auswärts beendigt waren, kehrte mein einstweiliger Compagnon in meinen Wohnort zurück, wo er sich eingerichtet hatte, denn seine ganze Familie hatte das Städtchen an der Gränze von Gallizien verlassen und war ihm gefolgt. Dieß war mir nicht gleichgiltig, und noch weniger angenehm für den Augenblick.

Es herrschte unter den in meinem Wohnorte seit längerer Zeit domicilirten Judenfamilien eine Art von aristokratischem Stolze, der sich gegen jeden Eindringling auf schroffe Weise erhob. Wirklich unterschieden sich diese auch in auffallender Weise von den Uebrigen, in deren Mitte eine geläuterte Bildung, wenn gleich bei vielen Mißbräuchen, gehörigen Raum greifen konnte. Gewöhnlich schloß man sich ab und führte mit allen neu etablirten Familien keinen nähern Umgang, als den das Geschäft bedingte. In diesem war uns natürlich ein Jeder recht und gleich, er mochte Christ, Türke oder Heide seyn, um wie vielmehr nicht Glaubensgenossen also, die uns nur in anderer Beziehung nicht ebenbürtig schienen. Nur eines auffallenden Zuges sey es mir hier erlaubt, Erwähnung zu thun. Wenn der Jude mit dem Juden jede Art des Handels treibt, so wird ein jüdischer Pfandverleiher doch nie einem Juden Geld auf ein Pfand vorstrecken. Dieß ist ein unverbrüchliches Gesetz, dessen sonderbaren Grund ich nie erforschen konnte. Ehrlichkeit, Gewissen spielen dabei keine Rolle, denn dieser Pfandverleiher würde mit dem kältesten Blute seinen eigenen Bruder im Handel übervortheilen, daß ihm die Augen übergehen sollten.

Mir war es daher nicht angenehm, durch meine Geschäftsverbindung gezwungen zu seyn, die häufig an mich ergehenden Einladungen meines Compagnons, ihn in seiner Familie zu besuchen, nicht immer ablehnen zu können. Ich muß gestehen, daß ich mich nicht mit ihm eingelassen hätte, würde ich schon damals gewußt haben, daß er sein ganzes Haus nach meinem Wohnort hin verlegen wollte.

Was war aber jetzt zu machen! Ich mußte mich einem neuen Stadtgerede aussetzen, denn die Geschäftsverbindung erhielt die Deutung, als strebte ich darnach, des Mannes Schwiegersohn zu werden. Steht ein reicher, junger Mann einmal im Rufe, auf Freiersfüßen zu gehen, so wird jedes Frauenzimmer ihm unter den Händen zur Braut, wie dem Glücklichen Alles, was er anfaßt, zu Gold, dem Unglücklichen aber zu Blei wird. Solche Stadtgespräche üben aber stets eine wundersame Wirkung, man hört sich so lange als das und das bezeichnen, bis man es selbst zu glauben anfängt. „Es ist kein

Spahn, oder es hängt was d'ran!“ ist ein altdeutsches Sprichwort. Die Leute machen nie ein Aufheben von einer Sache ohne Grund. Meine Freunde brachten mir die Stadtgerüchte in so verschiedenartigen Formen vor, sie neckten mich so liebenswürdig, daß ich mich am Ende mit dem, anfänglich so widerwärtigen Gedanken vertraut machte: zu der Familie des Lieferanten gehören zu können.

Und liebenswürdig, schön und reich war das Mädchen! Sollte die Geburt bei Juden ein mächtiges Hinderniß seyn? Bei Juden, die ausgestoßen von der übrigen Gesellschaft, die Parias der occidentalischen Welt genannt werden dürfen! Es brauchte keine große Philosophie dazu, meinen Geburtsstolz zu besiegen, besonders wenn meine ganze Empfindsamkeit einem immerwährenden Bombardement aus zwei sehr schönen Augen ausgesetzt war.

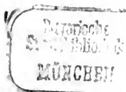
Ich fing nun an, mich mit dem Mädchen öffentlich sehen zu lassen; ich führte sie am Arm in's Theater und auf die Promenade. Das wollte schon viel sagen. Das hieß den Leuten in ihrer vorgefaßten Meinung Recht geben und die Stadtgespräche bestätigen.

Immer wohler wurde es mir in Röschens Nähe, immer unruhiger wurde ich, wenn ich nicht bei ihr war. Was kümmerten mich der alte Vater, die alte Mutter, die ganze nicht sehr liebenswürdige Familie? Hatte ich denn noch Sinn für etwas außer ihr, wenn ich bei ihr war? Und wurde es denn überhaupt wohl schwer, über diese Augen alles andere zu vergessen, was sich um uns zutrug? — Nachdem ich noch einige Zeit mit mir zu Rathe gegangen war, und überlegt hatte, daß es mir nicht mehr möglich seyn würde, ohne Röschen glücklich zu seyn, trat ich mit meinem Antrage vor den Vater hin, der darüber, wie Jeder leicht einsehen wird, hocherfreut war. Er hatte sich lange schon damit geschmeichelt, alle Vorzüge dieser Parthie wohl erwägend.

Eine jüdische Jungfrau wird in solchen Fällen nicht gefragt. Röschen war in gegenwärtigem nicht unzufrieden. Auch sie hatte mich liebgewonnen. Vater und Mutter gaben ihren Segen zu unserer Verbindung, und unsere Verlobung fand feierlich und nach dem altherkömmlichen Ritus statt.

Von diesem Augenblicke an gehörte meine ganze Muße meiner Braut. Sobald mich mein Geschäft in Ruhe ließ, mußte ich bei ihr seyn; jeden Abend in ihrer Gesellschaft zubringen; ohne sie durfte ich mich nirgend zeigen. Dieser Gebrauch wäre ertödtend langweilig und könnte dazu füglich empfohlen werden, um jede aufkeimende Neigung zu ersticken, wenn nicht allerlei angenehme Freiheiten hinzu kämen, die der Neuverlobte sich zu nehmen berechtigt ist.

Daß wir es nicht daran fehlen ließen, unsere Freiheiten im vollsten Maaße zu genießen, brauche ich meinen geneigten Lesern nicht erst lange zu versichern, wohl aber, daß es mir ein eigenes Gefühl gewährte, mich so mit einem Male umarmt und geküßt zu sehen von Rechtswegen, daß Niemand etwas daran tadeln durfte. Es ist ein schönes Ding um die Legitimität; was man auch einem geraubten Kuß für Herrlichkeiten nacherzählen mag, der im gerechten Besitze ist, erfreut sich allein des schönsten Genusses.



Plaudereien über das Leben in London.

Mit einem Bildnisse.

Die schöne junge Frau, die Ihr hier seht, mit gesenkter Stirn sich ihren Träumen überlassend, ist eine jener aristokratischen Schönheiten, die unsern Blick wahrscheinlich schon öfter in London auf sich zog; wir sahen diesen Kopf schon im Park, in der Oper, in Kew oder in New-Market. Welch' ein edler und zierlicher Kopf; ein Weibergesicht, das eher geboren scheint, um die Parade-Carossen Carls II. zu zieren, als um in einer Berline zu glänzen, welche auf dem Pflaster von Regent-Street einherrollt. Diese Frau ist die Gräfin Dorsay.

Nicht nur die Pariser und die Londoner schöne Welt, sondern wir dürfen es auch bei der unsern voraussetzen, erschrickt mit fashionabler Prüderie bei der bloßen Nennung dieses Namens. Man wittert schon ein biographisches Verbrechen hinter diesem Artikel. Welche unglaubliche Kühnheit! Nicht nur das Leben der Staatsmänner ziehen sie in ihr Bereich, diese Herausgeber der Revuen und Zeitschriften, sondern jetzt wollen sie noch sogar eine Gallerie von Porträten an unsern Augen vorübergehen lassen und noch dazu von aristokratischen! Den Schleier wollen sie schönen, edlen Frauen entreißen! In der That, das ist eine Freiheit, die eigentlich nur Don Juan haben sollte.

Und doch ist das Beginnen so schlimm nicht. Zuerst also soll dieses Bild, und ein jedes dieser Art, welches folgen könnte, dadurch wahrhaft hochgeehrt werden; es soll unsern Lesern eine der elegantesten und zartesten Erinnerungen weihen, die wir ihnen nur bieten können; das gegenwärtige Porträt aber soll ein Blatt aus jenem großen Buche vorstellen, welches die „englische Gesellschaft“ genannt wird; ein duftendes Blatt, Wohlgerüche streuend, wie der Brief einer schönen Lady; ferner soll es keine Biographie werden, sondern nur eine Skizze, keine Geschichte, sondern nur eine Reihe von Bemerkungen und Plaudereien; eine Art von pleasure ground, wie man sie in England findet, auf einem einfachen Rasenteppich bunte Vogel- und Blumengeschlechter vereinigend.

Nach dieser entschuldigenden Einleitung fügen wir noch hinzu, daß uns die Delikatesse und eine leicht zu würdigende Convenienz den Entschluß auflegen, ein Stillschweigen über das schöne Original dieses Bildnisses walten zu lassen. Wir wollen nicht enthüllen, warum diese schöne gräfliche Stirne unter dem reizenden Schmucke des Balls plötzlich so ernst und trübe wird, gleichsam als brüte hinter ihr ein schwerer Kummer; noch weniger, warum dieses schöne Gesicht einsam in seinem Rahmen hängt, weitab von den Bildnissen der Familie. Wir schätzen uns glücklich, unsern Lesern nicht alle satyrischen Beleidigungen in den englischen Journalen übersetzen zu dürfen, noch ihnen alle Karrikaturen London's mittheilen zu müssen. Während wir so sehr zurückhaltend sind mit Namen und Enthüllungen von Privatinteressen, indem es bei uns noch Leute gibt, die ein Fieberschauer durchrieselt, wenn sie daran denken, sich gedruckt zu sehen, so ist es in London die beste Gesellschaft, die alle jene boshaften Verräthereien selbst anzettelt. Die Londoner Gesellschaft bestellt und kauft ihre Keepsakes, ihre Illustrations, ihre Magazines, wo sie ihre berühmten Tänzerinnen, ihre „Lions“, ihre Blaustrümpfe und ihre Dichter in Stahl gestochen findet. Hier Thomas Moore, Lady Morgan, Lady Stanhope, Lady Blessington; dort der Dichter Rogers und Lord Brougham, neben jungen Weibern, die eben so schön sind, wie der „berühmte Strohhut“ von Rubens. Die englische Gesellschaft liebt ganz närrisch Biographien und eigene Namen. Daher wurde auch Dantan, der herrliche Chargenmann aus Paris, so prächtig in London aufgenommen, selbst das Unterhaus hat auf Dantan subscribirt. Eines Abends, als es in diesem Unterhause Bills und Amendements regnete, saß Dantan in all' dem wilden Lärm, gleich Faust auf dem Blocksberg, mit einem Stückchen Thon zwischen den Fingern, und knetete in seinem Winkel Wilhelm IV., Lord Brougham, den Herzog von Wellington, Lord Grey, Cobbett, O'Connell und viele Andere noch; eine Prosceniums-Loge in der italienischen Oper in London verschaffte ihm die Bildnisse von Adolph Fitz-Clarence, Sohn des Königs, von dem Dichter Rogers, dem Londoner Rothschild, Laporte, Liston und vieler Anderer. *) Und wie Dantan seine Porträts zu entwerfen versteht, ist unsern Lesern hinlänglich bekannt; aber es ist unwiderlegbar, daß man in England sich über so Etwas wegsetzt. Man nimmt die Kothwürfe hin, ohne sich darnach umzusehen, woher sie kommen, und achtet darauf so wenig, wie ein Lord auf einen Watchman. Das englische Leben ist so eingerichtet: viel Freiheit, viel Lärm, Mißbrauch der Rede, Scandal, Journale ohne Zahl, die kaum von ungeheuren Geldstrafen in Schranken gehalten werden können; hier schreiende Anspielungen auf die Königswürde an allen Fenstern; dort Pamphlets, Karrikaturen, Satyren; aber zur Seite dieser Ausgelassenheit schreitet eine tiefe Verachtuug und eine wahre Sorglosigkeit, so wie das richtige Verständniß der Zeit und der Dinge. Das endet immer mit

*) Wir werden einige dieser Chargen mittheilen.

D. H.

jenem berühmten **hear! hear!** wie in dem Unterhause. Die Engländer urtheilen langsam, und erlauben ihren literarischen Boxern, Fauststöße auszutheilen, wenn es nur nach der Vorschrift geschieht.

Da die englische Presse so gut mit der Londoner Gesellschaft steht, so hatte sie doppelt Unrecht, sich dem Scandal hinzugeben.

Oft hat sie sich hinter Anonymität verschanzt; selbst gegen Frauen war sie boshaft und heimtückisch, gegen Frauen, diesen zarten und gebrechlichen Theil unserer Gesellschaft, den man stets mit Schonung und Achtung behandeln sollte. Jene Presse überhäufte auch Byron mit Nichtswürdigkeiten. Jetzt ist es freilich anders damit. Die englische Presse ist endlich, ohne es zu wissen, zur Erkenntniß ihres Publikums und ihrer Kraft gelangt. Sie besitzt Elemente des Reichthums und der Geburt, die andern Nationen fehlen; sie kann Alles, was sie von Geist oder Galle bedarf, aus denselben schöpfen. In diesem Sinne haben die **Reviews**, die **Illustrations**, die Luxus-Ausgaben, wie das **Court-Magazine**, das Journal der **Belle-Assemblée**, die englische Presse bei der schönen Welt in Gunst gebracht. Die **Keepsakes** allein würden heut zu Tage ihr Glück machen, wenn es nicht schon gänzlich und für lange gesichert wäre.

Die ausgesuchten Blätter von Daniell, von Cochran, Bond, Henry Brett, Cook reichen hin, uns den lebhaftesten Wunsch einzuflößen, die Sitten von London kennen zu lernen. Diese Kette von Concerten, Wettrennen, Tavernen und Wetten; ein Leben, zugleich plump und geistig, elegant und schmutzig, lebhaft und schläfrig; ein Leben der Gelage und der großen Bälle mit Negern, die goldene Stäbe in der Hand tragen und auf den Landaw hinten aufstehen, mit Kutschern, die mit vier Lenkseilen fahren (**four in hand**), mit Lakaien in glänzender Livree, die uns stets auf den ersten Blick, wie die Könige dieser repräsentativen Maskerade erschienen sind. Es ist hier nicht unsere Absicht, zu untersuchen, welche wahre oder falsche Ansprüche jene Casten zu machen haben, die in England den Namen „des guten Tons“ (**high life**) ambitioniren. Der Vorrang, den die Fashionables aller Länder dem englischen Geschmacke einräumen, macht es uns wenigstens zur Pflicht, auch die entgegengesetzten Meinungen hier anzuführen und zu untersuchen. Auf jeden Fall gibt es Leute, welche das elegante Leben von London zum Gegenstande ganzer Romane in vielen Bänden gemacht haben. Wie viele Literatoren haben ihr Ränzchen geschnürt und sich der Seekrankheit ausgesetzt, um nur einmal Piccadilly zu sehen. Einige haben in London das zweite Paradies von Milton gefunden, ein Eldorado aus Gas, Squares und Carossen. Der Steinkohlendampf ist diesen Herren in den Kopf gestiegen; sie glaubten, London zu sehen und kennen zu lernen, wenn sie in irgend einer Taverne zu Mittag aßen, Ale in Masse tranken und rohen Sellerie verspeisten. Rechnet man hiezu noch die bürgerliche Satisfaction, auf einem englischen Pferde einem Wettrennen beigewohnt zu haben, dazu zwei Visiten, die eine bei dem Gesandten, die andere in dem Tower, so wird man das Merkwürdigste beisammen haben, was ein fremder Literator erlebt, der nach England reist, das heißt: der drei Tage in London, einen in Windsor und viere auf dem Dampf-

boote zubringt. Hieraus entsteht dann ein Büchlein, betitelt: London in der Vogel-Perspective oder dem ähnlich, und der Verfasser desselben glaubt das Recht zu haben, die Kreuz und Quer von der Themse und den Parks zu schwatzen, von den kleinen Kuchen, von Duncaster und den farbigen Lampen-Gläsern im Vauxhall.

Wenn das stumme Bild der schönen Gräfin, das Ihr vor Euch seht, sich mit dem unerschöpflichen Berichte über das Leben in London befassen wollte, so würde ich ihr sehr gern meinen Platz einräumen. Welche liebliche Geheimnisse würden uns diese schönen Frauenlippen enthüllen! welche vertraute Grazie, welche feine und kokette Medisance! Erzählen Sie uns, schöne Gräfin, von der Perücke des Lord Brougham, von den Soiréen des Fürsten Esterhazy und des Lord Hartford, von den Shawls der Lady Ellenborough, von dem Glanz von Blenheim, von den Kaleschen zu Brighton, von der Londoner Oper, den Moden, den Bällen, den gelehrten Thee's, den Blaustrümpfen, den Baronets und den Ministern. Weihen Sie uns darin ein, zeigen Sie uns diese schöne Welt auf herrlichen Pferden, diese alten Gräfinnen mit Affen, wie zu den Zeiten Ludwigs XV., diese wüthenden Melomanen, Obersten in seidenen Strümpfen und mit Schnurrbärten, die sich um eine Blume schlagen würden, welche aus dem Kopfputze der diva Malibran gefallen ist! Alle diese Dinge möchten wir so gern von Ihnen erfahren; von dem alten Minister S., der eine Lorgnette am Ende seiner Jagdpeitsche hat, und damit als Myops wacker galoppirt; von Lady H., die Mouchen und Roth auflegt; von der Herzogin C., die nie Karten spielt, aber stets in die Lotterie setzt. Endlich sollte uns die Tochter der geistreichen Lady Blessington zuerst lehren, wie man in London schön seyn muß, um zu gefallen; warum Mistreß Norton und Stafford so ausgezeichnete Gesichtszüge haben, die Eine unter dem Pinsel von Kendrick, die Andere durch die Kunst von Heyter; warum Miß Jerris, Mistreß Stanhope, Lady Howard de Walden, Miß Gardner, Lady Bayley, Miß Barton, die „Lions“ dieser brillanten Bälle sind, voll Etikette und steifer Ceremonie! — Auf den ersten Blick erscheint uns das Londoner Leben befremdend. Es ist noch das Geräusch und das Stampfen des Dampf-Packetboots darin; alle Straßen schreien; die Räderwerke der Fabriken und Maschinen, die Wagen und der Rauch, der sich fortwährend auf unsere Wäsche niederschlägt, selbst die Fußbekleidung der Frauen aus dem Volke, eine Art eiserner Stelzen, die sie unter ihre großen Füße binden, Alles dieß erregt unser Staunen. Auf der einen Seite der schmutzige Ameisenhaufen der City, auf der andern eine graubleiche Architektur, eine so zu sagen stolze Vermischung von Palästen, Brücken, Schiffen und Kirchthürmen; der Londoner Löwenthurm, das langweiligste Waffenmuseum, das man sehen kann, eine außerordentliche Reinlichkeit, Gas, Bazars, Apotheken im Ueberfluß, prächtige Früchte, Schneider, sehr reinliche Mezger, und was weiß ich noch Alles; rechnet man nun noch einige Perücken dazu, so ist dieß Alles, was Einem in London begegnet, nachdem man das Zollamt passirt hat.

Kommt man nicht im Monat Mai nach London, so wird man die Stadt todt für jede fashionable Etikette finden; die Oper ist

verödet und der Park ohne Cavaliere. Dann muß man seinen Flug nach den Lusthäusern richten, nach den Schlössern und Herrensitzen der Umgebung; dann geht man nach Blenheim, Kew, Oxford, Richmond oder nach dem bescheideneren Greenwich, längs dem grünenden Lande der Themse. London ist dann sehr todt, und die Statue Carls II. auf dem Börsenplatze vernimmt das Geräusch Eurer einsamen Schritte. Der Lord Mayor, im blauen Mantel mit der Goldkette, hält noch seine Assisen, und Herr von Rothschild beschäftigt sich mit einer neuen Anleihe: dieß sind im Monat September oder Oktober die einzigen Merkwürdigkeiten von London. Man gehe nicht in's Museum; es ist arm, wie ein spanischer Grand: dieses London hat weder Gemälde, noch Sonne; viel eher eile man nach Hampton-Court zu dem bewundernswürdigen Palast, den Wolsey gebaut hat, mit den zerrissenen Tapeten und den herrlichen Schildereien von Van Dyk, die neben den kalten Bildern von West hängen. Will man sich nicht an Gemälden ergötzen, sondern liebt man Pferderennen, so gehe man nach Duncaster, oder nach New-Market oder nach Epsom; dort sieht man die Jokeis sich „in training“ setzen; dann dränge man sich zu dem weißen Pfahl, wo gewettet wird, mitten unter die Pairs von England, die Bedienten im Frack, die Gauner, Spitzbuben und Stalljungen. Die Fashionables nähern sich dann den Noblemen, wie die Noblemen den Fashionables.

Bei diesen ächten Wettrennen, die man jetzt überall nachäfft, gibt es eine unerschöpfliche Ausbeute für Komödienschreiber. Der neugierige Gentleman, der wettende Gentleman, der Gentleman des Klubbs, der Gentleman mit der Reitgerte, der Gentleman mit der Brille und der Gentleman mit dem Regenschirm! Wenn Ihr nun mit Gewalt Engländer seyn und in der Gesellschaft so wenig als möglich gegen die Gebräuche fehlen wollt, so fragt einmal jenen Holländer: was ihm denn wohl ankam, als er sein Messer zum Munde führte wie eine Gabel, und Zucker mit den Fingern nahm bei Lord H.? Man ging deßhalb zu seinem Gesandten, um zu erfahren, ob er nicht ein lumpiger Abenteurer sey? Ein andermal unterstand er sich, sogar einen Spucknapf zu verlangen, und als man ihm denselben verweigerte, sagte der erzürnte Batavier: „diese Engländer haben keinen andern Spucknapf als ihren Magen!“ Und wenn man sich nun mit den Engländern zu Tische setzt, wie ceremoniös sind sie beim Essen und noch mehr beim Trinken. Fürst Pückler hat uns darüber eben so interessante als lustige Mittheilungen gemacht. Wahrlich die Gebräuche der Südsee-Insulaner sind im Grunde weniger lächerlich, als diese! Da lobe ich mir statt diesem Pagoden-Ceremoniell die freie Art und Weise Lord Byrons.

„Gestern aß ich,“ schreibt er, „draußen in zahlreicher Gesellschaft; es waren dabei Sheridan, Colman, Harry Harris und sein Bruder, Sir Gilbert Heathcote, Kinnaird und Andere, eben so berühmt als gekannt. Wie gewöhnlich bei solchen Vereinen waren wir zuerst still, dann schwatzhaft, dann führten wir Beweise, dann zankten wir, dann wurden wir unverständlich, hierauf ganz verwirrt und stotternd, zulezt betrunken. Als wir diesen letzten Grad der glorwürdigen Leiter erreicht

hatten, ward es uns schwer, ohne Straucheln wieder herunter zu steigen, und um das Ganze zu krönen, führten Kinnaird und ich Sheridan eine verwünschte Wendeltreppe hinab, die wahrscheinlich vor der Entdeckung gegohrener Getränke erbaut worden war, in welche kein Bein der Welt, so gedreht es auch war, sich zu fügen vermochte. Endlich lieferten wir ihn doch mit heiler Haut in seinem Hause ab, woselbst sein Diener, der offenbar zu solchem Abenteuer geschaffen schien, ihn schon im Vorhause erwartete.“ — —

Obgleich diese Stelle sehr an Falstaff erinnert, so ist sie mir doch lieber, als die Prüderie in den Geschichtchen einer Lady Morgan, der ewigen Clio der Postchaisen, der kleinen Höfe, der kleinen Fürsten und der kleinen Dinge überhaupt. Ich erlaube mir zu behaupten, daß alle Bücher der Lady Morgan mit ihren kleinlichen Details, ihrer Gelehrsamkeit und Sittenkenntniß nicht so viel werth sind, als drei Briefe Byrons über das englische Leben in jenen glücklichen Tagen, wo seine poetische Majestät dem großen Comité von Drurylane präsidirte, wahrlich die groteskeste Stelle für ein Genie von Byrons Schlage. Zu jener Zeit erschöpfte Byron wie Shakespeare's Heinrich V. Alles, was das Leben Londons bieten konnte. So z. B. gab er und alle jungen Leute des berüchtigten Wattier-Clubbs Wellington einen Maskenball. „Douglas Kinnaird,“ schrieb er an Moore, „noch ein paar Andere und ich, wir nahmen Masken und stiegen auf das Theater von Drurylane; wir wollten einmal den Saal von den Brettern aus betrachten. Dieses Theater schien uns sehr interessant zu seyn. Douglas tanzte auch mit den Figurantinen, die sehr neugierig waren zu erfahren, wer wir seyen; und wir lachten viel darüber.“

Am andern Tage griff Byron, noch bleich von der durchschwärmten Nacht, wieder nach den Zügeln des Comité's, gleichsam wie Phaëton nach den Zügeln der Sonnenpferde. Dieser Dirigent einer neuen Art öffnete seine Thür allen Lebemännern in London und verpflichtete überdieß noch mit seinem Rath und seiner Börse Coleridge und viele Andere. Von Moore erwartete er, eine große Oper zu erhalten. Die Scenen, in die er gerieth, muß man von ihm selbst beschrieben lesen. Man kann wohl denken, daß Byron als Direktor sich eben so gesucht und eben so gehaßt sah, wie ein Minister.

Auf solche Weise gelangte Byron dazu, das Londoner Leben kennen zu lernen. Diese Periode war kurz vor seiner Ehe-Scheidung. Konnte aber die dicke und räucherige Atmosphäre von Piccadilly ihm auf die Länge nicht conveniren, so war es mehr noch der englische Dandysmus so ganz ohne Anmuth und ohne Geist, der ihn dazu trieb, sich zu expatriiren. Es gefiel ihm wohl, mit Sheridan herumzuschlendern, der sein Mercutio war; auch konnte er wohl Newstead für 140,000 Pfund Sterling verkaufen, um seine Schulden zu zahlen, und an Hogdson schreiben zu können: „Ich thue nichts mehr als Tabak kauen;“ dahin war er aber nur durch die unübersteigliche Langeweile jener Gesellschaft gebracht, die ihn umgab, und sich indessen in bittern Tadel über seine Aufführung ergoß. Die weisen Stellen in gewissen Briefen an Moore (z. B. vom 15. Dec. 1811), die dieser Testaments-Executor so unverschämt verstümmelt hat, verrathen genugsam, daß

Byrons Leben ganz das Leben eines jungen Menschen war, nur auf eine eigenthümliche Weise. Claret und Bordeaux in der Taverne, waren ihm lieber, als die Gesellschaften von Lords, Ladies und Schöngeistern; eben so eine Fuchsjagd vor den Thoren von London mit Sheridan und dem bausbäckigen C.., welcher letztere Byron das einzige Kompliment zu machen pflegte: „er trinkt wie ein Mann!" Er selbst spricht davon, daß er eine ganze Woche lang, „wie ein Dragoner auf der Wache getrunken habe."

Byron wollte stets in Gesellschaft von geistreichen Männern trinken, und nicht, wie die übrigen Engländer, hinter engen Verschlägen, mit grünen Vorhängen umzogen, in trüben und kalten Kneipen. Unser Dichter wollte selbst in einem Probejahr den Dandies von London zeigen, daß er ihr Herr sey.

„Ich ziehe allem Andern gute Cigarren vor, ein Houka, ein sanftes Gemisch von Rosenblättern und dem milden Kraute der Levante. Jetzt will ich ausgehen und sehen, welchen Dienst mir der Nebel thun wird. Jakson ist gekommen; in der Boxerwelt geht Alles den alten Gang, nur die Anzahl wird größer. Morgen esse ich bei Cribb; ich liebe die Energie u. s. w."

Cribb empfängt ihn mit Jakson, dem Könige des Faustkampfs.

„Ich habe mehr getrunken, als ich wollte; nach dem Essen ließ man Tom kommen; er ist sehr unterhaltend; er war Matrose, Kohlenträger, kurz Alles. Diesen Abend ging ich mit dem jungen Heinrich Fox in meine Loge in Covent-Garden. Dort sah ich Miß *, die mir sehr hübsch schien. Sie hat die schönsten Augen von der Welt, und thut, als wenn sie damit nicht sehen könne, und die längsten Wimpern, die ich seit Leila gesehen habe, und so seidene Lichtvorhänge, wie die Musulmane Phannio. — Montag den 29. einen sehr schönen Brief von Arabella empfangen. — Die Braut von Abydos ist Donnerstag den 2. December erschienen."

So geht es ihm nun jeden Tag. Er erhält Briefchen von Ladies und schreibt die Braut von Abydos. Die Vorstellungen bei Hofe, der Marquis von Buckingham, Lord Gower, Frau von Staël, Alles ennuyirte ihn; Sheridan war sein einziger Freund, Sheridan, den er betrunken in seinem Wagen nach Hause führt. Sein Dandysmus imponirt den andern Dandies, die ihn nicht nachahmen können in seiner heißen Liebe und fast kindlichen Hingebung für den Freund seiner Gelage, seinem alten Sherry, wie er Sheridan nennt, den er mit dem ganzen Uebergewicht einer schönen Seele in Schutz nimmt. — „Was glauben Sie in Hinsicht der Schulden Sheridans thun zu können?" fragte er einst seinen Advokaten. — „Nichts für den Augenblick," antwortete dieser; „wer wird das Herz haben, den armen Sherry zu verfolgen?" — „Laßt mich," sprach Byron, „den Abend mit Sheridan anfangen und mit Colman beschließen. Sheridan zu Mittag, Colman zu Abend; Sheridan für den Bordeaux oder den Porto, Colman für das Uebrige."

Unter diesen Männern, lauter rühmlich bekannte Namen und bedeutende Geister, führt Byron dies anstößige Leben; der Lord, auf den seines Gleichen eifersüchtig blicken, trinkt nur mit Dichtern; er

reinigt den Dandysmus und erhebt ihn zu der Höhe eines Gedankens. Elender Dandysmus in London, wenn Byron nicht erschienen wäre! Diese Leute von Seymour-Place, vom Strand, von Carlton-House konnten es nicht begreifen, daß Byron Zeit hatte, den Corsar und den Giaour zu schreiben, indem er die Morning-Post las, und auf der Charte die Züge Napoleons verfolgte, dabei mit Jakson sich in der Boxkunst vervollkommnete, und sich mit den Angriffen der Presse befaßte, welche ihn beschuldigte, daß Er, Byron, für Geld schrieb! Sie konnten ihn nicht begreifen. — Byron hatte sich einen Wagen bauen lassen, gleich dem Napoleons bei Waterloo, mit einem Bett, mit Spiegeln, mit allen Bequemlichkeiten; er schien ihnen ein Narr oder ein gefährlicher Mensch zu seyn, der sie überragte; auch erschien Byron nicht in der großen Welt; er war nicht der Mann der Pferderennen und der Wetten; er kümmerte sich wenig um Bälle, Concerte und die sogenannte Kammermusik, und lachte sehr über die Raouts auf der Treppe, wo die Kaschemirshawls auf dem Geländer hängen und Mäntel, Pelze und schottische Plaids das Bild eines ächten Bazars vergegenwärtigen. In dieser Gesellschaft würde der arme Byron die Rolle des Löwen von Exeter-Change gespielt haben; er hätte mit seinen Krallen alle diese Neidischen und Verläumder, diese ganze schaale und böse Welt zerreißen mögen.

Byrons Leben in London war das Vorspiel seines italienischen Lebens; nämlich das eines Künstlers und zugleich das eines großen Herrn, der nichts thut. Er erkannte keinen Artikel der Gesetze der Fashion an. Byron fühlte in London wohl, daß er nur ein Zugvogel war, dessen heimischer Himmel Italien oder Griechenland deckte. Ueberdrüssig seiner ganzen Umgebung, träumte er ein anderes Leben, das Leben der Reisen. Nach der Publikation des Child-Harold hatte er nur den einzigen Gedanken, sich auf Naxos im griechischen Archipelagus niederzulassen, sich dort als Orientale zu kleiden und die Dichter des Orients zu studiren. Unter diesen Projecten mußte ihm das Londoner Leben nur wie ein Uebergang erscheinen; daher findet man auch zwei streng geschiedene Abtheilungen in seinem Tagebuche: die erste, wo er gleich manchem Andern sich der beschriebenen Lebensweise ergibt, aber nicht gleich allen Andern; die zweite, wo er die Miene annimmt, der Tafel abzuschwören, wie einstmals Herr von Bronneval als Pascha dem Wein.

Auf Byron fehlten auch die Commentatoren nicht. Man äffte seine Stiefel, seine Manieren, seine Soupers nach. Als Critik dieser burlesken und faden Nachahmung nimmt England mit Freuden Pelham auf, den schönsten und elegantesten Roman „von schlechtem Ton", der je geschrieben wurde; Pelham, worin der Held einen Spiegel von tausend Pfund zerschlägt, weil er ihm einen schlechten Teint macht; Pelham ist, wie man weiß, das Werk eines emeritirten Fashionables in London; aber in der That, es ist nicht Bulwers Schuld, daß Pelham so seltsame Manieren zeigt, daß er so grotesk aufgebracht ist, ein schlechter Spieler dabei, oft auf der niedrigsten Stufe; Pelham ist der englische Dandysmus nach Byron, d. h. der fade Dandysmus ohne Halt, ohne Geist, der nichts Anderes besitzt, als das Geheimniß des

unauflösbaren Knotens seiner Cravatte! Pelham ist das desinit in piscem des Horaz; ein gut gekleideter Mann mit einem faden Jargon im Munde und den Manieren seines Cirkels (set), aber mit dem Anstand eines Robert Macaire, des berühmten Pariser Galgenvogels; Pelham, mit einem Wort, ist eine bittere Carrikatur des jetzigen englischen Dandysmus und seiner unglaublichen Prätensionen. Byron und seine glühenden Orgien erwärmen nie die farblosen Streiche des Roué Pelham. Er ist geschaffen, um alle Laster seiner Epoche zu sammeln, daher muß er sich an Alles stoßen, was ihm im Weg steht; er greift das Geschwätz der Canapees an, die Fuchsjagden und die Gesellschaft der Blaustrümpfe, aber Alles ohne Enthusiasmus und ohne Leben; es ist nichts als ein Pamphlet. Man denke sich Sterne, dem man den Frack des jungen Pelham umgehängt hat, nur daß er eine Ruthe unter diesem Frack trägt, so hat man die Idee von dem Buche Bulwers, das nichts Anderes enthält, als die bittere und traurige Erndte aller langweiligen Lächerlichkeiten der jetzigen Gesellschaft.

Was uns am meisten in den Romanen Bulwers gefällt, die wir hier nicht umgehen können, weil sie das englische Leben und das fashionable Leben insbesondere wiedergeben, ist, daß dieses von seinen guten und schlimmen Seiten gezeichnet wird. Seine Phasen des Elends und des Glanzes sind darin sorgfältig abgebildet. So erschien schnell nach Pelham, als erste Stufe, zu welcher der englische Privat-Dandysm Byrons hinabstieg, Paul Clifford. In diesem zweiten Buche ist nichts geschminkt; Paul Clifford ist ein vormaliger Beau, der ein Gauner wird und vom Gauner Räuberhauptmann. Er hatte schöne Vorstecknadeln und zimmtfarbene Röcke, welche die Bewunderung von Regent's Street erregten. Es ist ein Mann von halbem gutem Ton, ein räthselhafter Gast am Gesundbrunnen, wie man ihn in allen Badeorten der Welt findet; dieser fashionable Räuber hält Postwagen an, mit der ausgesuchten Höflichkeit eines Exdandy. In diesem Fall schickt der englische Dandysm, wie man sieht, Repräsentanten auf die Landstraße; Clifford ist ein Philosoph, der eine einfache, aber kühne Manier besitzt, die Dinge anzusehen. Die Theorie der Mode geht ihren Weg in diesem Roman, und zwischendurch die unzähligen Thaten Cliffords. Clifford geht auf den Ball, wenn er gleich ein Dieb ist; er sagt nicht, in welchem Corps er diene, er tanzt, ißt Gefrorenes und spielt; es müßte herrlich seyn, von diesem Mann bestohlen zu werden! Da er unter seines Gleichen Lowelt heißt, und Paul Clifford nur in der großen Welt, so kann er einem Minister die Hand drücken, und mit einer schönen Lady einen Galopp tanzen.

Ein anderer Schriftsteller, ein deutscher Fürst, dessen Fahrt im Luftballon berühmt geworden ist, hat dreister als Bulwer gesprochen. Der Fürst Pückler-Muskau hegt keine große Achtung für den Londner Dandysm.

Dies mußte auf den ersten Blick überraschen, da die Memoiren des Fürsten nach den zwei genannten Autoren das beste Handbuch der Fashion enthalten. Es muß bedauert werden, daß sein Werk, welches allein der Mode und geistreicher Plauderei gewidmet ist, nicht auch einige unterrichtende Artikel enthält, wie ehemals Horace Walpole

und d'Israeli in seinen Anecdotes of fashion, welche so zu sagen die Chronologie der Mode bilden, sie anbringt. Wir lieben jedoch das richtige Urtheil des Fürsten Pückler hinsichtlich gewisser Gebräuche des englischen Lebens. Er findet es sehr zweckmäßig und nachahmungswürdig für andere Nationen, daß die Fleischer von London vor ihrer Fleischbank Pyramiden und Guirlanden von Fleisch errichten; daß bei jeder Hammelskeule ein Theaterzettel hängt, und daß man in dem Ladenstübchen der Wurstmacher die Zeitungen liest; aber er beklagt sich sehr über die Bibliothek in den großen Schlössern, welche den allgemeinen Saal bildet, wo das geräuschvolle Nachdenken und sonderbare Wesen gewisser Leser die Andern stört. Er kritisirt mit Feinheit die Musikwuth, die sich aller Welt bemächtigt hat, selbst der Nobodies *). Was würde der Fürst Pückler über den Enthusiasmus für die Malibran erst sagen, er, der schon über die vierzig Pfund Sterling außer sich geräth, welche Mademoiselle Sonntag an einem Abend in London verdiente.

Die Musik in London hat von jeher die Ohren der Fremden malträtirt. Folgendes sagt eine Reisende, Mad. Simons-Candeille, von einem Concert in Brighton:

„Schon die Ouvertüre aus dem „jeune Henri“ von Mehul ohne Saiten-Instrumente glich dem Bellen der Meute. Das war aber noch nichts; von einer martialischen Arie zur andern, von Forte zu Forte, von Crescendo zu Crescendo kamen wir endlich zu einer Schlachtmusik, einem furchtbaren Lärm mit Orgel- und Paukenklang, mit Cymbeln, Trombonen, Trompeten und türkischer Musik, daß die Fenster zitterten und alte nervenschwache englische Damen fast von den Stühlen fielen. Ich blickte nach meinem Begleiter; er war blaß vor Langeweile und Kopfschmerz; aber als strenger Beobachter des Gebrauchs behielt er seine Geistesgegenwart und suchte wohlgefällig zu lächeln. Mit Mad. D. war es indeß nicht so der Fall; sie hatte gleich zu Anfang die Finger in die Ohren gesteckt, und als sie sie zu früh herausgezogen hatte, rief sie, indem sie den Kopf sinken ließ: Wir sind in Jericho, die Mauern werden bald einstürzen!“ — —

Trotz vieler feinen Bemerkungen ist das Buch des Fürsten Pückler doch schon alt geworden. Die Gesellschaft in London hat ihre Erneuerungs-Epochen; die Helden von gestern sind heute vergessen; sie ziehen sich nach irgend einer Grafschaft zurück, und werfen sich der Einsamkeit und der Fuchsjagd in die Arme. Wo ist die alte Lady Emilie L... hin, über die der Fürst so geistreich scherzt? Wer erinnert sich heute wohl noch dieser Lady und ihres Mannes? Undankbares Albion! — — — Gegen sechs Uhr im Park, als die Cavalcaden sich anschickten, die sandigen Alleen zu verlassen, bekannte uns eines Tages der Doktor S., ein guter französischer Mechaniker, eine höchst seltsame Erscheinung gehabt zu haben; es war dies ein gigantisches Phantom, das mit der Reitpeitsche in der Hand sein Pferd vor den schönsten Damen paradiren ließ, und in dem Knopfloch der linken

*) Nobody — ganz und gar nichts.

Seite eine Rose trug. Mit Ausnahme seines Pferdes, welches Vollblut und nicht von Gyps war, erkannte der Doktor in dem Reiter eine jener Gyps-Chargen Dantan's, wie man sie jeden Tag in dem Magazin von Susse in Paris sehen kann. Der Doktor S., der an jenem Tage viel Portwein und Ale getrunken hatte, versicherte uns übrigens, daß jener Mann sich trotz der Courbetten seines Pferdes mit der Grazie eines Gentleman trefflich im Sattel zu halten wußte. Ein anderes Mal sah er ihn mit Vieren vom Bock in Hampton-Court fahren. Doktor S. zweifelte nun nicht, daß es wirklich ein Gyps-Abguß von Dantan wäre, den irgend ein geschickter Mechaniker belebt hatte. Folgendes ist das Signalement, welches S. uns an jenem Abend von der Erscheinung gab:

„Einen ungeheuern Backenbart à la Pergami, der sich auf eine sehr hohe Cravatte auflehnt; einen blauen Frack, offen, wie zwei Thorflügel; Hirschbeine, die einen Bauch trugen, der in einen Schnürleib gezwängt war; einen abgegriffenen Hut; gelbe oder vielmehr gypsfarbene Handschuhe.“

Er wiederholte uns noch, daß diese Dantan'sche Erscheinung ihn überall verfolge, und daß er sie jedesmal mit dem Schlage zehn Uhr regelmäßig in einer grillirten Loge der Oper sehe.

Allein einer der Freunde fühlte dem Doktor den Puls, und erwiderte ihm, daß er im Irrthum sey, und daß der, den er für eine Charge halte, der Schönste der Schönen Londons sey, ein lebendes wahrhaftiges Wesen — nämlich der Graf Dorsay.

— Wie, rief jener, der Mann der himmlischen Frau?

Der Freund erzählte ihm hierauf hinsichtlich des Titels „des Schönsten der Schönen“ tausend kleine Anekdoten, wodurch man zu einem solchen Rufe gelange. Nach seiner Meinung war der Graf Dorsay nicht nur ein ausgezeichneter Meister im Fache der Fashion, sondern auch einer der geistreichsten Männer Londons. — Sonach könnte, rief unser Doktor aus, Graf Dorsay die besten Memoiren über das fashionable Leben schreiben? — Er könnte es besser, als jeder Andere, erwiderte unser Freund; ich will zum Beleg nur folgenden Zug anführen:

Der junge Baron von A., der nachher Gesandtschafts-Sekretär wurde, reiste von Frankreich mit Depeschen ab und hatte einen Brief für den Grafen. Er präsentirt sich sehr früh in dessen Hotel, aber der erste Kammerdiener sagt ihm, daß er den Befehl nicht überschreiten dürfe, und daß der Graf jetzt arbeite. Der junge Mann wird ungeduldig, auch reizte wohl diese Verweigerung seine Neugierde, kurz, er tritt unangemeldet in das Zimmer, und findet den Grafen in Person, mit gekreuzten Beinen, eine große Scheere in der Hand, auf einem Tische sitzen. Mehre Personen von ernstem Ansehen umstanden ihn; einige davon hatten Stückchen Kreide zwischen den Fingern, die sie wie Bleistifte rollten; andere hielten große rothe Bücher, die fast wie Minister-Portefeuilles aussahen. Der Baron war nicht wenig überrascht und verlegen; bald aber beruhigte er sich wieder, wie er sah, daß der elegante Graf Dorsay selbst ein Stück Tuch zu einem Rocke verschnitt. Was der Gesandtschafts-Sekretär für einen Ministerrath

gehalten hatte, war nichts weiter, als ein geheimes Conseil von Schneidern!

Diese ausgesuchte Sorgfalt, diese kleinliche Accuratesse bringt der Graf D. überall an, von seiner Nagelbürste bis zu seinen Jagdfracks.

Eines Tages gingen wir durch Bond-Street, und betrachteten herrliche Bleistift-Zeichnungen in einem Kunstladen.

— Von wem sind diese Zeichnungen? fragte mein Freund.

— Von dem Grafen Dorsay, der sie selbst gezeichnet hat.

Mein Freund wunderte sich, daß ein Dandy zeichnen könne. Es sprach viel Geist aus den kleinen Skizzen. Wir nahmen unsern Weg nach Leicester-Square.

— Was ist das für eine Carrikatur? fragte ich einen Kaufmann.

Dieser lächelte und zeigte auf den Namen am Rande des Blatts. Die Carrikatur stellte einen jungen hübschen Mann vor, der dem Grafen Dorsay sehr ähnlich sah, mit der beleidigenden Unterschrift: „Graf Blessington.“

Ein Franzose, der dazu kam, schalt laut das Unrecht der englischen Carrikatur-Zeichner gegen den ersten Fashionable von London.

— Ach, sagte mein Freund, man greift heut zu Tage jede Macht an! Der Graf wird sich durch eine Zeichnung oder durch ein Bonmot zu rächen wissen.

— — — Das Gas glänzte schon überall in den Läden und Kaffeehäusern; der Abendnebel senkte sich; die Karossen mit ihren colossalen Laternen warfen ihre Blitze auf die breiten Trottoirs. Ich war müde von diesem immerwährenden Geräusch, von diesem Leben ohne Kunst und ohne Sonne, welches dem Künstler bald zur Last wird. Ich war für London eingenommen wegen seiner Boutiken, seiner regen Volksmenge und seiner wunderbaren Erscheinungen; aber im Innern wiederholte ich mir die Stanze aus dem kleinen Gedichte Walter Scott's an Laura:

Ah! Laura quit the noisy town
And fashion persecuting reign,
Healt wanders, on the breezy down,
And science, on the silent plain!

Ausflug in das baierische Oberland.

Von R.

Mit einem Stahlstiche.

Traurige Erfahrungen hatten mir einen solchen degoût vor unbekannten Reisegesellen beigebracht, daß ich 18 Monat in München war, ehe ich mich zu einem Ausflug in die baierischen Alpen entschließen konnte. Ein alter Universitätsfreund, jahrelang nicht gesehen, kam plötzlich in Neuathen an, zufälliges Zusammentreffen, veranlaßte wohlthuende Reminiszenzen und trotz der heterogenen Elemente in unsern Charakteren, sympathisirten wir doch ziemlich. Seinerseits ward gedrängt, die schönen Oktobertage noch zu benutzen und so kam endlich, nach scharfen Debatten, über Ziel und Länge der Reise, bei einer mittägigen Conferenz der Entschluß zu Stande, noch denselben Tag nach Starnberg abzufahren. Ein Dritter hatte sich auf meinen Wunsch uns angeschlossen. Er schien mir darum zu dem tres faciunt Collegium am geeignetsten, weil es eine junge Bekanntschaft meines Freundes war und ich wußte, wie sehr letzterer in diesen Dingen sorgfältige Auswahl beobachtet. Nebenbei hatte der Mann mit Rang, Geld und Kunstsinn, Dreiviertheile von Europa durchreist. Sendling mit der Münchner beau monde, die sich in Staub und Sonne bei einem Maaßel Bier des Lebens freute, hatten wir den Abschiedsgruß gegeben. Der Forstenrieder Park, in den die hohen Frauenthürme hineinschauen, als seyen sie die Wächter der ihm angebannten Langenweile, war glücklich zurückgelegt und die Ufer des Sees beim Eintritt der tiefen Dämmerung erreicht. Sobald das erste kühle Lüftchen von der Wasserfläche abgeweht uns traf, fing der Mann von Stand zu lamentiren an, setzte in einer weitläufigen Rede auseinander, welchen nachtheiligen Einfluß die geringste Erkältung auf seine kostbare Gesundheit habe, hier und da einige Anspielungen beifügend, wie wir es seyen, die ihn dieser schlimmen Lage ausgesetzt. Mein Freund, dessen Ermahnungen ihn zu der Reise nicht einzuladen, für mich fruchtlos gewesen waren, stieß mich lächelnd an den Fuß. Doch die Reue war zu spät, ich fertigte nur ein leises Stoßgebet ab, um baldige Erreichung von Leoni, wo das erste Nachtquartier gehalten werden sollte. Neue Fatalitäten.

Der Fahrweg ging nur bis Berg. Hier mußten wir einen Führer nehmen, welcher uns binnen einem halben Stündchen durch englische Anlagen, deren Schönheiten in der Finsterniß über unsere Critik erhaben waren, nach Leoni's Villa brachte. Für unsern Lamentationsrath freilich ein wahrer Calvarienberg und Leidensstation. Er stöhnte unter seinem Carbonaro, als wenn er die Sündenschuld der ganzen Welt zu tragen hätte. Nur eines gab ihm etwas Trost, die durch uns erweckte Hoffnung eines guten Abendessens. Freundliche Leute empfingen uns an dem ersehnten Ruhepunkt. Die erste Frage unseres Miserikords war: was für Delikatessen zu haben? — Als aber die Antwort kurz lautete: wir kämen sehr spät, man könne daher nur mit Suppe und Mehlspeise aufwarten, wurde sein Gesicht so lang, wie das des Fuchses, dem die Weintrauben zu hoch hingen. Dies letzte Unglück gab der Sache den Ausschlag. — Er erklärte uns mit Bestimmtheit, den folgenden Morgen nach München in sein verlassenes Paradies zum goldenen Hirsch den Rückweg antreten zu wollen. Wir waren götterfroh, so leichten Kaufes den lästigen Patron los zu werden, und schliefen in den guten Betten doppelt gut. Der anbrechende Tag jagte uns aus den Federn. Das Gasthaus ist dicht an die Ufer des Sees gebaut, der seine Wellen bis an den Grund des Gebäudes plätschert. Noch wogten dichte Nebelmassen auf Land und Fluth mit sonderbaren Gestaltungen bald herüber bald hinüber wallend. Doch schnell errang das Licht über die Nacht den Sieg. Hier zeigten sich Berges- und Waldes-, dort Thurmesspitzen. Jetzt trat Starnberg heraus, mit seinem alterthümlichen Schloß, umgränzt von Landhäusern im italienischem Geschmack, auch zeigte sich der Flecken Poßenhofen mit städtischem Ansehen. Das Hochgebirge wollte noch immer nicht erscheinen. Endlich erhob sich ein frischer Wind, die Dünste als Wolken nach den blauen Räumen treibend und gewährte uns auch diesen Genuß. Wir hatten den Balkon des Hauses als Standpunkt erwählt, von wo aus das Ganze sich recht behaglich überschauen ließ. Ueberhaupt bietet der Würm- oder Starnbergersee wenig dar, was die, durch Münchens Bewohner zu sehr erregte, Neubegierde befriedigen könnte. Im Norden sind die Erhebungen des Bodens wenig von denen verschieden, die wir an den Landseen des übrigen Deutschlands finden, nur am südlichen Theile mag sich das Auge erfreuen, durch die Fernsicht auf die in kurzen Fragmenten hervortretende Alpenkette. Nach stundenlanger Toilette erschien zuletzt auch die Gestalt des Reisegefährten. Wir mußten uns bequemen den Kaffee mit ihm im Salon einzunehmen, der Thau, die rauhe Luft ließen für den Bemitleidenswerthen das Schlimmste befürchten. Ihn kümmerte nicht der wonnige Morgen, die schöne Natur, nur seine Rechnung wollte er haben, und ein Boot zum Ueberfahren nach Starnberg; denn es hätte ein Jahr von seinem theuren Leben gegolten, wenn von ihm die Stunde der table d'hôte bei Havard wäre versäumt worden. Wir legten kein Hinderniß in den Weg, vielmehr trieb es uns fort, wollten wir noch heute den Wallersee erreichen. Als wir den Gipfel der Anhöhe hinter Leoni erstiegen, schwamm jener mitten auf der geglätteten Wasserfläche. Ein greiser Fischer in Hemdärmeln regierte wacker das Ruder, er saß eingewickelt in seinen

Mantel mit einem Lazarusgesicht auf dem Brett. — Wir schlugen die Straße nach Wolfratshausen ein, durch Unterholz über Wiesen und Moorgründe. Sie führte uns öfter an bretternen Hütten einzelner Häusler vorbei, die Dächer gegen plötzliche Stürme mit großen Steinen beschwert. Daneben tanzte das Gebirge, verschwand und lugte wieder hervor, mit grauen Voralpen oder granitenen Schneefernern. Bei so viel Abwechslung konnten wir nicht über den allerdings etwas beschwerlichen Weg klagen. Das Thal, wo Loisach und Isar in einander fließen, war schnell erreicht. Noch nicht ein Drittheil in dasselbe hinabgestiegen, kamen wir an ein Kirchlein, zu dessen Lage ein passender Vorsprung des Thalgebäudes benutzt ist. Man hat es den Leiden unseres Herrn geweiht und im frommen Sinne einen heiligen Weg linkabwärts nach dem Marktflecken geführt. Die Alten suchten Erhebung und Glauben in der Religion zu fördern, indem sie die Schönheiten der Natur in dieselbe hineinzogen. Wir schlugen den profanen Weg ein, nachdem uns zuvor auf der Plattform vor der Kapelle, wo wir die Betenden nicht störten, die prachtvolle Aussicht ergötzt hatte. Wunderbar scheint es, daß von den alten baierischen Herzogen, Wolfratshausen nicht zur Residenz gewählt wurde, da doch hier die Vortheile, welche das Mittelalter für einen fürstlichen Wohnort verlangte, vielmehr als zu München geboten sind. Jene jetzt für religiöse Zwecke angewendete Erhöhung, hätte auch die Mauern eines Schlosses getragen, welches einen bedeutenden Theil des Thales beherrschen mußte. Die Strecken von den beiden Flüssen umschlossen, dehnen sich aus in einen Stamm für mehr als hunderttausend Einwohner hinreichend. Des übrigen Nutzen, der Gegend Annehmlichkeiten, gar nicht zu erwähnen, hätten wenige Feinde Baierns sich rühmen dürfen, bis zu dessen Fürstensitz gedrungen zu seyn. In der Posthalterei fragten wir nach Fuhrgelegenheit, denn wir hatten es für angenehmer gefunden, die Fußtouren mit denen zu Wagen abwechseln zu lassen. — Der Durchzug von Reisenden aus mancherlei Ländern nahm für die Post fast alle disponiblen Pferde des Ortes in Anspruch. Durch Couriere erd-durchfliegender Britten und Franzosen war die vierbeinige Welt mit Beschlag belegt, bald folgten die Lords mit den kalten Gesichtern, weißhäutige Ladies, Packwagen mit groben Kammerdienern und koketten Zofen. Sie kamen und gingen, wir standen, saßen und ärgerten uns. Endlich schlug die Erlösungsstunde. Die gefällige Posthalterin wußte einen leichten Wagen, muntere Burschen, und 2 tüchtige Rosse herbeizuschaffen. Es ging raschen Laufes an wohlgebauten Oertern vorüber, durch Wald und Thal vorwärts, und in der Mittagsstunde waren wir in dem Flecken Benediktbeuren, welches außer der alterthümlichen Bauart nichts äußerlich historisch Interessantes darbietet und nach seinem verlorenen clericalen Glanze mehr das Bild eines gemüthlichen Dörfchens gibt. Nur die reichlichen Fastenspeisen, es war Freitag, ließen der verständigen Benediktiner gedenken, während von den dicken Wänden mit den spitzbogigen Decken, verlassene Heilige wie in wehmüthiger Erinnerung uns zuschauten. In der großen Wirthsstube saß eine Anzahl lebensfroher Bursche vom Gebirg, die eine Halbe des kräftigen Gerstensaftes um die andere in den gefälligen Magen hinabgurgelten, nebenbei aber sich in derben

Späßen über die fremden Sprachen und Gesichter moquirten, sowie über die ihnen unbegreifliche Wanderlust. Es ist ein eigenthümlicher Zug der baierischen und östreichischen Gebirgsbewohner, gegen alle Fremde mißtrauisch zu seyn, und sie gleichsam als eine eigenthümliche Gattung Narren zu betrachten. Selbst bei näherer Bekanntschaft behalten sie einen sarkastischen Ton in der Unterhaltung, der ihnen jedoch recht wohl ansteht.

Wir schickten unsern Kutscher in Kochel zurück. Dieses liegt am See gleichen Namens. Der Fußweg gibt hier mannigfaltige Schönheiten durch die Krümmungen, in denen er sich dahin schlängelt. Bald sind es die mehr als 4000 Fuß hohen, bis zum Gipfel bewachsenen Berge, welche reizend bald die dunkle Wasserfläche im Süden von steilen Wänden begränzt, zu denen nördlich die minder hohen Rücken mit zwei schloßartigen Bauten angenehm contrastiren. Den reichsten Genuß aber fanden wir dort, wo ein kleiner mühltreibender Bach in den See mündet. Hier eingeengt, dort weit, scheint letzterer mit den vielfachen Biegungen mehr ein oft nur schmaler und dann wieder stundenbreiter Strom zu seyn. Die nach den Wolken ragenden zackigen Felsen, die tiefen Schlufte und Gründe mit unabsehbaren Nadelhölzern, dabei eine, rings über die Gegend ausgebreitete Ruhe, entrücken den Beschauenden der Civilisation. Selbst das einsam über den See dahingleitende Schifflein, welches ein plump ausgehöhlter Baumstamm ist, unterstützt diesen Glauben. Er wähnt sich in Columbus Land und der aus den Hütten am jenseitigen Ufer aufsteigende Rauch verkündet ihm das Daseyn eines Pflanzers, der den jungfräulichen Boden mit Pflug und Spaten entweiht. Da weckt ihn das Rollen der Räder und Schellengeklingel aus dem schönen Traum. Es kommt eine welsche, choleraflüchtige Familie, deren frostige Gesichter so inbrünstig dumm in den blauen deutschen Himmel hineinsehen, als gälte es ein Stoßgebet zu des heiligen Lukas Ochsen, um Schutz wider Eisbären und Wölfe. Nach solchem Sturzbad für die aufgeregte Phantasie stiegen wir ziemlich abgekühlt weiter dem Joch zu. Noch einmal schauten wir auf die in unserm Rücken sich in immer weitere Fernen ziehende Gegend. Einzelne Thaldurchgänge vergönnten den Anblick der schon blauduftigen Bergesrücken von Wolfratshausen und Starnberg, deren Verbindung in terrassenförmigen, höher werdenden Fortsätzen mit dem Gebirgszug um den Kochelsee deutlich bemerkt werden kann. Die baierischen Alpen lassen sich als vielfach hintereinander von nordost nach südwest parallellaufende Scheiden denken, durch Thäler abgetrennt, die ihre größte Vertiefung im Süden haben und nach Nord sich endlich bis zur Ebene verflachen. Letztere dienen mehren Flüssen und Seen zum Bett, welche an Regentagen daher zunehmen müssen, je mittäglicher ihre Lage wird. Alles dieses ist so in die Augen fallend, daß selbst der weniger Beobachtende es nicht übersehen kann. Die Wirthin in Benediktbeuern, eine keineswegs affectirende Frau, hatte uns im Voraus den Wallersee als hochromantisch, den Kochelsee als lieblich geschildert. Allerdings ist dieser nur auf kurze Strecken, von bedeutenden Höhen umschlossen, seine breiten Ufer gestalten sich mehr in Hügelform. Er lehnt sich gleichsam nur an das Gebirge. — Der Weg war steil, jedoch unterhaltend, durch das an seiner Seite über einige

Abhänge herabbrausende Kochelflüßchen, welches weiter hinauf seinen vorher unterirdischen Weg verlassend, mit Macht aus dem Felsen hervordringt. Im Frühjahr und nach starken Gewittern soll das angeschwollene Wasser eine lebendige Scene abgeben, aber zum großen Schaden für die mühsam angelegte Straße, welche ein Münchner Bürger, Namens Barth, im Jahr 1494 ohne Scheu der Kosten hat anlegen lassen. Der Patriotismus des Mannes, der Name des kunstfertigen Erbauers und die landesväterliche Fürsorge baierischer Herrscher zur Erhaltung des Passes, sind in einer Gedenktafel geehrt worden.

Sobald der Wanderer das Joch überschritten, sieht er den Wallersee mit naher und ferner Umgebung unter sich liegen und auf überraschende Weise plötzlich von allen Seiten mit Hochgebirgen umgeben. Die Berge drängen sich mit solchem Ungestüm an und in den schwarzwelligen See, daß für den Fahrweg nur geringer Raum übrig bleibt, um sich am Ufer hinschleichen zu können. Am südlichen Horizont erheben sich über den bewaldeten Thonschiefermassen zwei beschneite Ferner, wovon der linkerseits schon zu Tyrol gehört, während der rechte sich als die 10,000 Fuß hohe baierische Zugspitze zu erkennen gibt. — Wir hatten die Tiefe erreicht, als eben die letzte Beleuchtung des scheidenden Sonnenlichts eintrat. Die Gegend bekam dadurch ein phantasmagorisches Leben. Von den Wassern entwickelten sich die Nebel und glitten in leichter Bewegung über die spiegelglatte Fläche, um die Höfen schwebte der abendliche Dunst und über die Schneeköpfe am Hintergrund breitete sich ein röthlicher Schein aus, dazwischen tönten Glocken wie das Gespräch von Geistern. Die Berge dehnten und reckten sich empor gleich vom Schlummer erwachten Riesen, ihre Brüdervon drüben rückten näher und näher, von allen Seiten regte und zwängte es sich, als sollte der See in nächtlicher Umarmung erdrückt werden, bis die völlige Dunkelheit jedes weiter Schauen verhinderte und nur das zunächst Liegende erkennen ließ.

Die Nacht war völlig hereingebrochen, als wir in dem Dorf Wallersee anlangten. Es ist Station, und in dem einzigen Gasthof die Post. Alles fanden wir in Allarm gesetzt, denn die in Wolfratshausen gesehenen Britten hatten sich hier in das Nachtquartier postirt und durch ihren vornehmen Aufzug Wirth wie Diener aus dem Häuschen gebracht. Nur mit Mühe gelangten wir dahin, daß man mir ein Stübchen mit Betten versprach, weil vom Erdgeschoß bis zum Dach alles mit Fremden angefüllt war. Man führte uns in eine Stube, wo die englische Dienerschaft zu Abend schmauste, an einer Tafel zum Brechen mit Fisch, Geflügel und andern Speisen besetzt. Mitleidig vergönnte die Kammernoblesse uns müden Fußgängern das eine Ende. — In dieser Verwirrung war an baldige Ruhe nicht zu denken, und da aus der Schenkstube Gesang herüberschallte von fröhlichen Stimmen, so gingen wir hin, um dort den verweigerten Schlaf zu vertreiben. Auf hölzernen Bänken, auf den Tisch, hohe Maaßkrüge voll Bieres vor sich, saß Jung und Alt aus dem Dorfe im bunten Gemisch, und ergötzte sich beim Trunk an den Improvisationen etlicher Sänger, die mit Begleitung der Zither ihre Schnaderhüpfl'n, dies ist der Provinzialismus für diese schnell erdachten Lieder, zum Besten gaben. Kräftige Männer-

stimmen hielten dabei den Grund- und Mittel-Ton, eine pfausbackige Dirne aber vertrat den hohen Tenor. Diese Schnaderhüpfl'n erinnern auf merkwürdige Weise an den altgriechischen Chor durch Strophe und Antistrophe. Der Sinn dieser Verse ist zum Theil eine praktische, frivole Liebe, zum Theil aber auch ziemlich handgreifliche Satyre. So hörten wir denn einen Burschen beginnen: Wann i zum Diendl geh, liegt no drei Fetzen Schnee, wann i wieder heima geh, blüht a grün Klee! worauf ein zweiter antwortete: N' blinden Ochsen, ne kugliche Kuh, da gibt ma mein Vater, wenn i heirathen thu! — Daß es hierbei leicht zu Aufreizungen kommt, ist wohl zu denken; namentlich soll oft blutige Schlägerei herbeigezogen werden, wenn von einer Seite der poetische Reichthum erschöpft ist, welche sich dann Ersatz in handgreiflicher Prosa sucht. Unsere Sänger waren nicht so kriegerischer Laune, vielleicht hielt sie auch der Kreis versammelter Zuhörer ab, in deren Großmuth an Bierspenden sie sich nicht verrechnet hatten. Einen sonderbaren Anblick gewährte die Scene. Die Tyroler Kurzhosen mit ihren federgeschmückten spitzen Hüten in der muthwilligsten Ausgelassenheit singend, oder bei Zitherbegleitung auf eben so originelle, aber nicht ungrazieuse Art mit Tanz abwechselnd, waren umstanden von etlichen Postillionen, der ganzen englischen Jockeischaft, einen betreßten Courier und unsern Wenigkeiten. Die Thür war mit den Köpfchen der staunenden Zofen staffirt und hinter ihnen lauschten sogar nicht minder neubegierig, aber doch den dehors nichts vergebend die keuschen Ladies und ihre langen Begleiter. — Erst spät in der Nacht wurden wir des Schauspiels müde. Den andern Morgen setzten wir unsere Reise nach Parthenkirchen fort. Der Weg versenkte uns mit großer Abwechslung von Schönheiten über hohe Gebirgskämme und durch prächtige Thäler immer tiefer in die herrlichen Alpen. An der Straße blühten eine Menge üppiger Alpenpflanzen, darunter in mancherlei Größe und Farbenwechsel die Gentiana mit ihren schön geformten Glocken. Das Laubholz rings umher kräftig und saftig schattirte sich auf das Angenehmste in seinem herbstlichen Schmuck. Viele seiner Gattungen zeigten an, daß wir uns dem Süden näherten. Wer bedeutende Strecken von Nord- nach Süd-Deutschland durchreist, wird bei einiger Aufmerksamkeit leicht den Zonenübergang wahrnehmen. Von den Flächen in Pommern bis auf den Thüringerwald erstreckt sich die Region des Nadelholzes und der kältegewöhnten Buchen, dagegen gehen mit der Ebene von Nürnberg bis nach Insbruck der vorher nur fast krüppelhaft straussartige Maßholder, der Hartriegel und alle empfindlichen Strauchgewächse in das mannhafte Geschlecht der Bäume über. Dann beginnt das Gebiet der Rebe und edlen Kastanien, Verkünder eines warmen Himmels und heißblütigen Menschengeschlechts. Aehnliche Veränderungen ließen sich auch im Charakter der einzelnen Nationen, welche jene eben erwähnten Flächen bewohnen, nachweisen. Nürnberg bildet die Scheide. Mit der Blondhaarigkeit nimmt die strenger geregelte Sitte und Lebensart ab. Keineswegs denke ich, daß hier im Norden alles durch die Macht des Protestantismus bewirkt worden sey, vielmehr erscheinen sie mir als die Bedingnisse für seine großen Fortschritte daselbst. Von jeher existirte in diesen Ländern eine bestimmtere Moral, ein oft bis zum Tadelns-

werthen getriebener Fleiß, dazu verband sich eine gewisse Liebe für bürgerlich Bequemliches und häusliche Wohlhabenheit. Alles sey glatt und reinlich. Der Norddeutsche verabscheut mehrentheils die Zierde des Bartes, sein südlicher Bruder pflegt ihn mit besonderer Vorliebe. Ein leichter Erwerb und reger Genuß ist die Lebensaufgabe im Süden; wenn nur der heutige Tag das Seinige bringt, was kümmert der folgende. Der Nordländer unermüdlich in der Arbeit, verlangt verständiges Sorgen für die Zukunft, und nennt es unverzeihlichen Leichtsinn, wenn ein Aelterer nur die Gegenwart bedenkt. Daher ist sein Gesicht voll und rund, häufig phlegmatisch, der Körper lang, aber zur Korpulenz geneigt, und mitunter in einigen Gegenden Thüringens und Westphalens wahrhaft herkulisch. Der Süden erzeugt weit mehr kleine und Mittelgestalten, Schmächtige, aber muskulös straff mit Behendigkeit in Bewegung. Die Gesichtszüge durch Nase, Kinn, Aug und Haar weit schärfer markirt, fast immer zerarbeitet von Leidenschaftlichkeit. Früh alternd, werden die Weiber häßlich, die Männer streng. Schlauheit ist durchgehends hervorstechend, auch ersetzt sie meistens Mangel größerer Weisheit. Daß dieses nur ein allgemeines Bild sey, versteht sich wohl von selbst. Doch trafen wir die Belege zu dem Letzten sehr oft in Tyrol. — So zogen wir denn immer weiter in das schöne Land hinein. Wie ein Kaleidoskop wechselt es mit immer neuer Anmuth, hier an das Erhabene der Schweiz, dort an das sanfte oder wilde rheinischer und norddeutscher Gegenden mahnend. Wer sollte es nicht liebgewinnen, wenn er das Isarthal erreicht, welches nach Osten an den Vorläufern des Karwendelgebirges sich hinzieht, und an den schroffen Felder und Seinskopf bis zu dem Grasberg, die zwar nicht gemessen, doch sicher 7, wenn nicht 8000 Fuß erreichen. Bescheidene Begleiter hat es gegenüber nach West und Nord von einer freundlichen Natur mit üppiger Vegetation geschmückt.

Um unsern Weg abzukürzen schlugen wir einen Fußpfad ein, der über ein eben nicht steiles Mittelgebirge führte, was die Verbindungslinie bildete zwischen den Karwendelbergen und denen um Wallersee. Wir erreichten bald die ersten Anhöhen, welche sich wellenförmig dahin ziehen und zwar so, daß sie nach der Isarseite zu, mehre kleine Thäler aushöhlen. Das, was wir durchschritten, endete sich in einen anerkennungswerthen Waldsee. Sein rechtes Ufer war ein jäher Absturz von Flötzschichten, links senkte sich der Rasengrund lind zu dem Wasserniveau und zackte sich aus durch Vorsprünge mit Tannen bewachsen in grasreiche Buchten. Rings um standen Hüttchen mit Stein beschwerten Dächern, als Behälter duftigen Heu's. Ueber die smaragdfarbenen Wiesen rieselten klare Bächlein in den See, dessen saftgrüne Wellen noch dunkler durch die schwarzen Tannen und Kiefern in seiner Umgebung und die in der Entfernung lichtsperrenden Hochalpen wurde. Rohr- und Schilf-Gebüsche fehlten auch nicht für den Aufenthalt scheuer Nymphen oder neckischer Waldgötter. Lange konnten wir von dieser trauernden Stille nicht scheiden, erst als wir bemerkten, daß unsere Führerin eine kaum sechsjährige Dirne schon eine weite Strecke vorausgeeilt war, und mit Ungeduld der Zögernden harrte, dachten wir daran, daß keine Zeit mehr zu versäumen sei. Die kecke Kleine sprang

leichtfüßig wie eine Gemse die schlüpfrigen von Bergwassern zerrissenen Steige hinan und wir keuchten mühsam hinterher, jeden Zweig und Stumpf, trotz der Stöcke als Unterstützer nützend. — Endlich waren wir auf der Spitze angekommen. Ein frischer Wind kühlte die erhitzten Glieder und die Augen bezauberte ein prachtvolles Rundgemälde. Zu unsern Füßen breitete sich ein meilenlanges Bassin aus, an seinen Rändern drängte sich Bergesreihe an Bergesreihe. Nach allen Richtungen beschneite Gipfel, steile, kahle, Abfälle, Wände senkrecht oder überhängend, zum Theil bedeckt von grünbeholzten Vorgebirgen, fruchtbaren Matten sich an sie hinanlehnend. Kein Punkt, der nicht hohes Interesse geboten. In Mitten schimmerten silberweiß drei ovale Wasserflächen, als alleinige Ueberbleibsel des vorweltlichen ungeheuren Landsees, den freien Durchbruch nach Werdenfels, wo sich die Loisach hindurchwindet. Wir hatten den Gau um Parthenkirchen vor uns und es ist sicher nicht zu viel gesagt worden, wenn man ihn für das non plus ultra im baierischen Oberland erklärte. — Die Zugspitze, der ernste Bergesfürst, unser Ziel, glänzte dicht vor uns. Nun galt kein Weilen. In Gerold entließen wir unsern Boten reichlich beschenkt. Nicht der sich wunderlich dehnende und schlängelnde Weg, nicht die beschwerliche Mittagshitze, nicht unsere müden Beine vermochten bei so reicher Hoffnung des Kommenden unsere Ungeduld zu zähmen; in wenig Stunden war das Städtchen Parthenkirchen am Fuße des Potentaten erreicht und nach rasch eingenommener Collation, die Wanderung von Neuem angetreten. — Der Wirth zur goldenen Sonne gab uns einen alten ehrlichen Bergbewohner, der uns durch seine treuherzigen Gespräche ergötzte. Sobald man aus der Stadt heraustritt, hat man den total=Ueberblick des Gebirgszuges vor sich. Er beginnt östlich mit dem Wilsteigkopf bis Mittenwald und nach Westen, einen weiten Halbkreis darstellend, in dem reihenweis von dem Stamm sich trennend einzelne minder bedeutende Rücken abwenden und setzt sich fort mit dem Wettersteingebirge, der Scharnitzspitz, dem Hochwenner, Schneeferner=Schroffen bis die Zugspitz eine hohe Wand nordwärts schickt, welche das Höllenthal bildet und deren Endigung das Kreuzjoch ist und so den Bogen abschneidet. In derselben Richtung wie das Höllenthal senkt sich vor dem Wetterstein das Rainthal ab, was die Parthenach, ein reißendes Gebirgsflüßchen, durchströmt. Es war uns gerühmt worden und wir nahmen dem wilden Bergwasser entlang unsere Richtung, dann ging es jählings aufwärts, einen vielfach zerstörten Waldweg und an mehren trockenen Fällen vorüber, wo im Frühjahr das Holz herabgeflößt wird. Bald trafen wir auf etliche Bauernhöfe und wie unser Führer versicherte, liegt noch weiter der äußerste Hof über 4000 Fuß hoch. Von hieraus senkte sich der Weg etwas, und plötzlich standen wir an einer ungefähr 40 Schuh breiten Felsenspalte, die mehr als hundert Klafter tief ist. Kühn über sie hinweg war eine hölzerne Brücke geworfen, so daß man mitten über den Abgrund sehen konnte. Ein Bild davon ließ sich ungefähr so entwerfen. Auf den Obdachungen des Hochwenner und Wetter=Schroffen rechts, der Höllenthalspitze und dem Zugberge links haben sich als spätere Formation Thonschiefermassen abgelagert, in der Verwitterung

fruchtbares Erdreich gebildet und in der gegenseitigen Annäherung unter der Neigung eines ziemlich schiefen Winkels sich noch besonders günstig für Pflanzenleben bewiesen. Jedoch eine Vereinigung in eine sich allmählig ausschweifende Niederung störte entweder eine vulkanische Disruption oder ein Wasserdurchbruch. Das Zwischenliegende ward durch die Heftigkeit des Stoßes in die Ebene von Parthenkirchen geworfen, da aber das Ganze schon Consistenz gewonnen hatte, so war ein Ersatz des Verlornen nicht mehr möglich. Ein Zwischenraum entstand mit wagerechter Absenkung, keinem Baum oder Strauch Ansiedelung gestattend und auf seinen Grund völlig angefüllt von der Partenach, welche diese Einengung so unwillig erträgt, daß sie mehr ein Schaumbach genannt werden muß. Die dickbeholzten Berge gestatten den Schauenden auf der Brücke nur zweierlei. Entweder einen Blick auf das in den Abgrund kochende und tosende Wasser, was so in Tumult versetzt ist, daß es dem getäuschten Auge, aufwärts zu fließen scheint, oder auf den Schneespitz und Wetterschroffen, die durch die Beschränktheit majestätisch groß hervortreten. Noch drei solcher Brücken befinden sich in diesem Thal und wohl mögen sie an Schönheit mit der verrufenen Teufelsbrücke wetteifern, wie mich selbst ein Schweizer unparteiisch versicherte. Eben soviel Recht auf die Aufmerksamkeit des Reisenden haben die am Thalende liegenden drei Seen, deren letzter einem Gletscher seinen Ursprung verdankt und die Parthenach entströmen läßt. — Eine Gesellschaft, die wir hier antrafen, belustigte sich damit, Feldstücke und die stärksten Baumäste in die Tiefe zu schleudern. Aber nicht ein Stück, was ungeschellt hinabgekommen wäre! Holz zersplitterte in Trümmer, die sich von oben wie Zahnstocher anschauten. Die Brücke dient übrigens nicht für Passage, sondern nur zur Zeit des Holzflößens, dieses vor Stockung, was bei dem engen Raum leicht geschehen kann, zu bewahren. Als wir den Ort verlassen hatten, begaben wir uns auf eine freie Matte, von wo wir mit Muße der schönsten Aussicht, bei abendlicher Beleuchtung genießen konnten. Alle Splügen und Spitzen des Halbkreises waren in einer noch nicht erblickten Gruppirung zu sehen; gegen sie stachen ziemlich grell die Voralpen durch ihr Grün und ihre kuppelartige Form ab. Unser Geleiter zeigte uns die höchste im Sommer bewohnte Alp, dann den zwischen dem Wetterstein und dem Schneeferner sich hinziehenden Gebirgspaß, der über einen Punkt des Teufels G'säß führt. Er ist so schmal, daß täglich nur ein Mensch auf einmal denselben betreten kann; sowie vorzüglich im Frühjahr ein gefährlicher Gangsteig. Als vor einiger Zeit mehre Schmuggler über ihn zogen, waren sie zu laut geworden, es stürzte eine Lawine und begrub einen von ihnen. An Rettung für den Armen war nicht zu denken; seine Begleiter entzogen sich nur mit Mühe der Gefahr; erst nach einigen Tagen, gruben sie ihn aus dem Schnee, zerlegten den Cadaver und trugen ihn stückweise in ihren Schnapssäcken nach der geweihten Erde. Für die Pascher ist hier ein wahres Eden, denn kein Gränzjäger wagt sich nach diesen heimlichen und unwegsamen Orten. Ihren Freunden begegnen jene höchstens; den Wildschützen. Letztere gehen schon weniger sicher. Aber ein Zusammentreffen mit dem Jäger kann nur ein gegenseitiges

Desavouiren oder einen Kampf auf Leben und Tod herbeiführen. Vor wenig Jahren fand ein Sohn seinen Vater in die Brust getroffen halb verblutet, halb verschmachtet an einer Wand liegen. Der Förster hatte das Prävenire gespielt. Dennoch gilt dem Bergbewohner die Waidmannslust vor allen und nicht die strengsten Gesetze, nicht die mancherlei dabei zu bestehenden Fährlichkeiten vermögen ihn davon abzuhalten. Unserm Führer, einem fröhlichen raschen Graukopf, leuchtete unverholen Freude aus den Augen, als wir ihn auf dieses Thema brachten. Zwar meinte er, sein Gesicht sey jetzt zu kurz, aber ich bin fest überzeugt, daß er günstige Gelegenheit keineswegs vorbeigehen lassen wird. Früher war es der Bua's (Burschen) Stolz den selbst erbeuteten Gemsbart oder die Spielhahnfeder am Hut zu haben; wenn er sie jetzt nicht erlangen kann, so kauft er sie. Nach einem Tag überreichen Genusses, kehrten wir nach der Stadt zurück. Als ich mich auf mein Zimmer begab, tönte das Abendgeläut. Schon war es dunkel und still auf den Strassen, nur die Berg-Kuppen hatten späten Glanz, aber nach und nach verlor auch er sich im Nebelduft. Es war eine fromme Ruhe, nur von dem Glockenton und dem Gesang des Priesters mit der Orgelbegleitung unterbrochen.

Das Gemüth voll des edelsten Genusses, die Sinne gestärkt durch ein Glas guten Weines, brachte die Nacht erquicklichen Schlaf, und schon um halb 4 Uhr früh waren wir leicht zu ermuntern, um in den bereitstehenden Wagen zu steigen, der uns nach kurzer Fahrt wohlbehalten wieder nach Walchensee brachte. Unterwegs begegneten uns fortwährend feiertäglich geschmückte Landleute, darunter blühende oft liebenswürdige Gesichter der Dirnen, mit besonderer Auswahl heute die Hüte, welche hier das weibliche Geschlecht allgemein trägt, geschmückt und im buntfarbigsten Anzug. Es war nicht allein zur Ehre für den Tag des Herrn, sondern am Wallgaier Thurm war die Kirchweihfahne ausgesteckt, und die junge, wie die alte Welt versprach sich eine lustige Nacht. Selbst Wallersee schickte dorthin seine Deputirten. Letzterer Ort ist früher ein Kloster gewesen und einige Häuser am gegenseitigen Ufer führen noch heute den Namen Klösterle. Sie sind auf einer Landzunge erbaut, welche sich tief in den See hinein erstreckt und am besten hinter dem Orte am westlichen Ende des Sees gesehen werden kann. Mancherlei Schicksale erfuhren die frommen Väter, das letzte war die Säkularisation. Eine genealogisch-chronicalische Tafel darüber hängt in der Wirthsstube des Posthauses. — Wir nahmen hier ein Boot, um uns nach Sachenbach am Berg übersetzen zu lassen, und von dort die östlich gelegene Jachenau zu besuchen. Wenn man ungefähr die Hälfte des Weges auf dem Wasser zurückgelegt hat, so genießt man die ganze schöne Natur des Sees in einem Panorama. Seine namhafte Breite wird durch die überall weit entfernten Ufer deutlich. Vorn liegt das Dörfchen Sachenbach in einem Grund, der als Fortsetzung der Jachenau angesehen werden kann. Links erscheint der Großkopf, ein abschüssiger Kegel, der in seiner Struktur viel Aehnlichkeit mit einem Krater hat, dagegen ragt über die Bergwände rechts die Leutasch-Alp mit ihrem noch unbetretenen jungfräulichen Schneeferner. Zwischen einer Art von Thor, zwängt sich über Wal-

chensee die Zugspitze hinein, und nordwärts von jenem Ort erhebt sich mit abgerundeter Form der Krottenkopf, welcher durch eigenthümliche Lage von seinem Gipfel die vorzüglichste Fernsicht gewährt, daß man sogar behauptet, mit einem guten Glas die Schweizergebirge aufsuchen zu können. Alle dem See zunächst liegenden Erhebungen begränzen die vorgenannten Punkte bis zur Höhe von 2000 und 3000 Fuß. Dadurch läßt sich wohl die schwarzgrüne Farbe des Wassers erklären und dessen Eigenschaft zum Theil im Winter keine Eisdecke zu bilden. Merkwürdig war die stürmische Bewegung des Sees ohne äußere Ursache, am Tage des unheilvollen Erdbebens von Lissabon und hat zu der Sage Veranlassung gegeben, daß er unterirdische Verbindung mit dem Mittelmeer habe. Allerdings ergießt sich in ihn kein Fluß von einiger Bedeutung, so wie selbst die Zahl der ihm zuströmenden Bäche nur gering ist, und doch wäre eine Auslegung über seinen sich ziemlich gleichbleibenden Wasserbestand noch anders als durch subterraneischen Zuschuß zu geben. Seine große, an vielen Stellen nicht zu ergründende Tiefe muß die ganze Flüssigkeit in einer sehr niedern Temperatur erhalten, welche der Verdunstung ungünstig ist; die hohen Umgebungen verstatten ferner den Abzug der von ihm sich scheidenden Nebel schwer, vielmehr nehmen sie dieselben auf und bringen sie als über- oder unterirdische Quellen wieder zu ihrem Ursprung. Endlich führen die steilen Abhänge im Frühjahr und Spätherbst viel Schnee und Regenwasser herab. Die Unruhe bei jener Erderschütterung findet wahrscheinlich ihren Grund in der ungeheuern Kraft der expansirten Luft, die damals ihre Wirkungen bis über den atlantischen Ocean äußerte. Dieß meine unvorgreifliche Meinung. Genaue Untersuchungen wären sicher wünschenswerth. — Um 1 Uhr Mittags langten wir in Tachenau an, und ruhten aus bei dem bekannten Wirth Johann Würm. Der Sonntag hatte viele Bauern aus der Umgegend versammelt, ein kräftiger Schlag Menschen, die sich um den Fremden wenig kümmern, da ihre fruchtbare Gegend für Bedürfniß und Genuß nichts zu wünschen übrig läßt, aber herzlich werden sie, sobald ihnen dieser mit Freundlichkeit entgegen kommt. Johann Würm ist ein hochgebauter, starker Mann, selbst im Alter noch rüstig wie ein junger; von altem Schrot und Korn, Baier mit Leib und Seele, erinnert er in seinem blauen Wams mit großen silbernen Knöpfen und am kleinen Finger der rechten Hand den schweren silbernen Straußring, eine alterthümliche Schutzwaffe bei den häufigen Raufereien, lebhaft an die Zeiten jenes Schmidt von Kochelsee, der mit seinen sieben Söhnen und den muthigsten Gebirgern das Vaterland von der Feinde Druck befreien wollte. Aber Verrath zwang ihn zum unverhältnißmäßigen Kampf bei Sendling vor Münchens Thoren. Alle sieben Sprößlinge sah er um sich fallen, und endlich, nachdem seine furchtbar eiserne Keule noch manchen Feind zu Boden gestreckt, sank auch er mit Wunden bedeckt. Würms Tochter, die historisch gewordene schöne Kathi, fühlte sich ungemein geschmeichelt, als wir ihr erzählten, daß ihr Name gedruckt in aller Welt zirkulire, und bewirthete uns zum Dank dafür mit gutem Essen und vorzüglichem Kaffee, wofür sie jedoch auch gute Bezahlung verlangte.

Noch einmal Gruß, Dir Baiernland
Mit Deinen weiten reichen Auen!
Wohin sich auch der Blick gewandt,
Ist Fruchtbarkeit in Deinen Gauen!
Doch nicht in seinem Herz und Kern
Such' Wanderer Deines Zieles Stern;
Wenn Blätter gelben, Maien blühen,
Mußt Du an seine Gränzen ziehen,
Wo Schneeli *) fallen, Gemsen steigen
Und Wildner oder Schwärzer schleichen,
Wo munt're Jodler Zither schlagen,
Die Ferner über Seen ragen,
In seine Alpen gehe hin
Mit frohem Muth und frischem Sinn.
Kühn dringe über steile Klippen,
Saug' Bergesluft mit durst'gen Lippen,
Und weile in der Felsenpracht,
Bis neues Leben Dir erwacht.

*) Schneeli ein in mehren Gegenden üblicher Provinzialismus für Lawinen.



Feuilleton.

Literarische Uebersichten.

Die Beschaffenheit der antediluvianischen Natur hat zu Abhandlungen Veranlassung gegeben, in denen Cuvier, Werner und Andere ihre Forschungen und Hypothesen in erschöpfender Gelehrsamkeit darzustellen bemüht waren. Dergleichen Abhandlungen leiden meistens an Trockenheit, man sieht darin nur die ungeheuren Ursteinmassen, die hundert Fuß langen Thiergerippe ohne Leben und Thätigkeit, die Nacht der unermeßlichen Wälder, Versumpftheit und Nebel. Scipion Marin hat dieser Welt in seinem Panorama historique Bewegung zu verleihen gesucht, er hat der Phantasie einen Spielraum überlassen, ohne dabei eine Mystification im Auge zu haben, wie Herschel bei den famosen Entdeckungen im Monde, die jüngst an manchem Orte den Ungläubigen blutige Köpfe von Seiten der an die Kröpfe und Höcker der Mondochsen-Glaubenden eingetragen haben. Marin hat den aufgefundenen, durch wissenschaftlich strenge Untersuchungen erwiesenen Stand nur belebt; er hat auf das düstere Panoram die Lichter seines Geistes geworfen; er hat mit seiner Einbildungskraft keine Facta geschaffen, sondern nur mit ihrer Hülfe das stockende Räderwerk in Umschwung gesetzt. Seine Gemälde sind dramatisirt; brennende Vulkane auf den Bergen umher beleuchten die Scene; aus plötzlichen Bränden sieht man die unermeßlichen Wälder zu den Steinkohlenlagern werden, die nach Jahrtausenden in Dampfmaschinen zu ihrer Bestimmung gelangen; die animalischen Erscheinungen erblicken wir liebend und kämpfend, und Alles gewinnt die Gestalt einer vom Odem des ewigen Feuers belebten Welt. Nach der Schaffung des Menschen beginnen die eigentlichen historischen Darstellungen, wobei sich Marin nicht an chronologische Aneinanderreihungen hält, sondern eine Gallerie interessanter Scenen aus der Geschichte der verschiedenen Völker aufstellt, an die er die charakteristischen Züge der Zeit und die Sittenschilderung anhängt. Das ganze Werk läßt so eine neue Reihenfolge von Tableaux zu, zu deren Herausgabe Marin entschlossen scheint.

Musik.

Die Extreme berühren sich überall. In den kleinsten Städten kann man nur die

Säle der Rathhäuser zu öffentlichen Productionen, zu den Kunstdarstellungen, zu den Liederfesten und Aufführungen der musikalischen Vereine, Liederkränze und ähnlicher Gesellschaften benützen. In **Paris** benützt man ebenfalls das Rathhaus zu musikalischen Productionen, und der Saal der Seine-Präfektur wird vom Präfekten mit nicht geringerer Bereitwilligkeit zu Concerten überlassen, als ein deutscher Schultheiß die Herrenstube den Dilettanten-Versammlungen überlassen mag. Eines der letzten Concerte im Hotel de Ville war zugleich eine journalistische Lockspeise, die in Deutschland bis jetzt noch nicht gekostet worden ist. Das Journal der **Menestrel**, welches jede Woche einmal erscheint, und noch nicht gedruckte Romanzen (wie solche der Europa beigegeben werden,) liefert, gibt seinen Abonnenten jährlich zwei Concerte, in denen es seine schönsten Gesänge ausführen läßt. — Diesesmal erfreute sich ein Sextuor von Bertini, wobei Madame Vogel die Hauptpartie mit unendlicher Tiefe des Gefühls ausführte, des allgemeinen Beifalls. Die Elite der musikalischen Celebritäten wetteiferte bei dem Feste in Heraushebung der schönsten Talente. Auf dem Piano zeichnete sich Panseron besonders aus, auf dem Violoncello Servais, von der Kapelle des Königs der Belgier, dem man einen europäischen Ruf verheißt.

Theater.

Schiller's Räuber sind zu einem **Operntexte** benützt worden. Das riesige Werk mußte sich große Beschneidungen und Umänderungen gefallen lassen, um sich in den engen Raum der Partitur einzupassen. Nur um seinen Landsmann Mercadante einer bedeutenden Verlegenheit zu entziehen, hat Crescini die Abfassung übernommen und das Buch auch in Eile verfertigt; dennoch ist es äußerst poetisch gehalten und erinnert in vielen Stellen an die Erhabenheiten der ersten Meister Italiens. Schiller's Grundgedanken ist ihr Recht widerfahren. Crescini hat jedoch den Stoff, den er sich zu seiner Oper gewählt, nicht begriffen. Die Handlung ist folgender Maßen modificirt: „Corrado, von heißer Liebe für Amalia entbrannt, hat seinen Bruder, den von der Angebeteten vorgezogenen Liebhaber vertrieben, und Massimiliano, den Vater der beiden Brüder eingesperrt, um sich des Thrones zu bemächtigen. Aus Verzweiflung ist Ermano ein Räuber geworden und entdeckt das Gefängniß, in welchem sein Vater schmachtet, ruft die Glieder seiner Bande und marschirt an ihrer Spitze zur Eroberung des Reiches. Corrado wird getödtet, und Amalia stirbt bei der Entdeckung, daß Ermano ein Räuberhauptmann ist." — Die Oper hat den Titel I Briganti erhalten, und Mercadante, der dieselbe zuerst im Favart in Paris aufführen ließ, hat sich durch sein neues Werk neue Lorbeeren errungen. Die Dilettanti geriethen in die höchste Begeisterung für die von dem Maestro in kürzester Frist, aber doch mit unendlichem Aufwand von Melodie abgefaßte Partitur. Lablache, Tamburini, Rubini und Mlle. Grisi sangen die Hauptpartien. Ein prachtvolles Crescendo im Finale des ersten Akts hat dem Componisten den unentreißbaren Sieg zugeschieden, und ein tiefgefühltes Duo zwischen Lablache und Rubini im zweiten Akte brachte die ergreifendste Wirkung auf alle Zuhörer hervor. Ferner erschienen als ausgezeichnet ein reizender Bolero, con cori, welches Rubini im zweiten Akte sang; ein schmelzendes Gebet alla Regina dei Cieli, und eine Arie im dritten Akte, welche die göttliche Grisi mit unaussprechlichem Ausdrucke vortrug. Wenn Mercadante gleich in diesem Zusammenflusse der Kräfte in Deutschland keine Repräsentanten findet, so wird die Oper doch des heimischen Stoffes wegen die Neugierde erregen und auf unsern Bühnen Aufnahme finden.

— Die Winter-Theater in London setzen ihre Vorstellungen während der heiligen Woche aus und beginnen mit Ostern wieder. Die Einnahmen waren in der letzten Zeit so gering, daß alle Engagements Modificationen erleiden mußten, ausgenommen die der HH. W. Farren und Macready. Madame Malibran soll wenige Tage nach Ostern in London eintreffen, wo man ihr bei dem Drury-Lane-Theater, an dem sie ein Engagement angenommen hat, eine neue Oper vorbereitet. — Die hohe Sängerin wird bald zum zweiten Male den Beweis liefern, daß es für die Macht eines solchen Talentes keine Schwierigkeiten gibt. Die unbeugsamen Klänge der englischen Sprache verlieren, von ihren Organen gehandhabt, alle Unebenheiten, und eine englische Arie, von Madame Malibran gesungen, muß den hartnäckigsten Feind des englischen Wortklangs versöhnen. — Von C. Kemble behauptet man allgemein, daß er die Bühne am Ende dieser Saison ganz verlassen

werde. In ihm verlieren die Theater Londons den einzigen Mimen, in dessen Darstellungen durchaus Wahrheit liegt.

Mode.

Noch immer ist die große Frage der neuen Aermel unentschieden, und in der That, man muß die Aermel als eines der wichtigsten Elemente der Toilette betrachten. Mehre Damen in Paris haben eine so gewichtige Opposition gegen die jüngste Neuerung eingelegt, daß ein ernsthafter Krieg daraus zu entstehen scheint. Zwischen dem arrondirten Aermel und dem, welchen man bis jetzt getragen hat, gibt es ein Mittelding, den flachen, zu einer Naht geschnittenen Aermel, der über dem Arme leichte Falten bildet, welche nur dazu dienen, den Umriß zu verhüllen; das würde vor der Steifheit des gespannten, knappen Aermels schützen, womit man jetzt droht, aber es möchte kaum graziöser aussehen; der Arm bliebe immer ohne Wölbung. Für neue Tag-Redingotes macht man Aermel ungefähr von der Weite der ersten Gigots, und umschlingt sie mit einem Bande, mit einer Krause oder einem Bouillon, so daß es scheint, als trage man einen kurzen Aermel, an welchen ein Aermelstrumpf angefügt wäre. Das kleidet eben nicht besonders gut. An den seidenen Roben dagegen und an den Mousseline-Roben ist eine zierliche Mode im Schwunge, das sind Mantillen und Sabots von Tülle mit seidenen Bändern eingefaßt; das einen Finger breite Band wird ganz am Rande glatt angenäht. Es gibt eine neue Façon, die Sabots zu legen, welche sehr gut steht; man macht mit der Blonde drei oder vier Reihen, indem man sie wendet, ohne sie vornen aufzuschlagen. Auf diese Weise wird der platte Aermel gleichmäßig von der Blonde auf allen Seiten bedeckt, welche selbst auf kleinen, am Vorderarme angebrachten Knoten ruht.

Man trägt immer noch seidene Hüte mit Federn. Im Allgemeinen hat sich die Mode in Beziehung auf Hüte noch nicht klar ausgesprochen. Unter weißen Federhüten bringt man wohl eine Rose, einen Vogel oder eine ähnliche Zierrath an. Die Hauben sind äußerst einfach; zuweilen ohne Kinnbänder und ganz à la paysanne zurückgeschlagen, mit ein paar Blumen auf der Seite verziert, oder mit einem kleinen schmalen Bouillon, mit zwei kleinen Rosen. Eines der elegantesten Häubchen sah man neulich mit einem schrägen Streifen rosenfarbenen Tülle verziert; vornen waren einige Röschen angebracht; die Kinnbänder von Tülle fielen frei herunter. Im Allgemeinen wird die größte Einfachheit in den Hauben beobachtet. Immer trägt man noch sehr wenige Collinos, in der Regel ist der Hals von einem hinten gebundenen Sammetband umschlungen, an welchem Metallplättchen, ein Kreuz oder ein Herz hängen. — Fächer erfreuen sich der allgemeinen Gunst.

Faschings-Bälle in Madrid.

Ueberall Förmlichkeiten, überall Garantien und Adelsdiplome, nur auf dem Schlachtfelde und bei den Mordscenen nicht, von denen Spanien heimgesucht wird. Bei den Carnevals-Belustigungen geht die Freude eben so mit Hahnenschritten, wie bei den Ceremonien der Hofbälle in den königlichen Palästen. Der Eintritt zu einem Subscriptions-Ball im Saale von Santa Catalina unter dem Patronate der hohen Gesellschaft erfordert besondere Garantien. Ein Geschworenen-Gericht hält Rathsversammlung über die Personen, welche zugelassen werden sollen. Jeder Subscribent bekommt drei Billets für seine Rechnung, von denen er eines für sich behält, und zwei durchaus garantirten Personen geben darf. Jedes Billet führt den Namen des Subscribenten, und man läßt es als eine Art von Paß mit Signalement in den Händen des Vorzeigers; verletzt er die Ordnung oder den Wohlanstand, so ergreifen die Wächter der öffentlichen Ordnung den Delinquenten, und der Subscribent, der ihn eingeführt hat, ist für die Vergehen seines Candidaten verantwortlich. Die Männer zeichnen sich wenig von denen aus, die man auf den Maskenbällen des übrigen Europa trifft; statt der Mäntel, in denen man sie auf der Straße so sehr eingehüllt sieht, daß nur eine Cigarre und eine Nase darüber vorsteht, treten sie in Dominos ein, oder ziehen diese mit der Maske gelegentlich aus der Tasche, um eine Intrigue anzuspinnen oder zurückzugeben. Dagegen entwickelt sich unendliche Anmuth in dem reizenden Wechsel der Weiber-Costüme. Die tausend Modificationen der nationalen Gewänder, die von Provinz zu Provinz eine neue Gestalt annehmen, und meistens geeignet sind, den üppigen Charakter der Körperbildung der Spanierinnen mehr noch hervorzuheben, sieht man hier wogend versammelt. Bald ist der buntscheckige Schmuck der Farben, bald ein einfach pittoresker Kopfputz, bald ein düsteres Kleid, das mit der Sinnlichkeit in Gang und

Haltung gar sonderbar kontrastirt, bald sind es die unzähligen kleinen Zierrathen, die den Platz an den knappen seidenen Leibchen sich streitig machend, dem Auge des Fremdlings einen entflammenden Genuß gewähren. Er hüte sich jedoch, die scheinbaren Anforderungen in den erregenden Geberden zu mißverstehen; es wird ihm zwar nicht der Lohn werden, den die Seeleute in den spanischen Häfen, wenn sie zum ersten Male dahinkommen, ob solcher Mißverständnisse zu erdulden hatten, aber die Festordner werden sich jeden Falls seiner bemächtigen, denn die Maskenfreiheit geht in den Sälen von Santa Catalina gerade so weit, daß man einer weiblichen Maske antworten, aber sie nicht anreden darf. Hat man nicht das Glück, einer Dame Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so kann man die ganze Nacht die angenehmste Fischrolle spielen. So war es noch auf den letzten Subscriptions-Bällen. Was doch die Revolutionen für eine Wirkung auf das gesellschaftliche Leben in Madrid hervorgebracht haben!

Mittheilungen über Napoleon.

Der Kaiser beim Schachbrette.

Nachdem man bereits Bibliothek-Säle mit den Details aus dem Leben des Kaisers, mit seinen ächten Dictaten und den Zusätzen seiner Umgebung, mit den Memoiren seiner hohen Officiere, und mit den, bis auf Stiefelwichse und Rockknöpfe in das Einzelne ausgedehnten Erzählungen seiner Diener hätte füllen können, nachdem des Kaisers Zeitverwendung seit seiner frühesten Jugend bis zu seinem Tode so genau erörtert worden ist, daß man mit leichter Mühe hätte nachweisen können, es bleibe keine Minute mehr zum Einschieben einer Anekdote übrig, erscheinen immer noch neue Mittheilungen, die mit den alten offenbar in Conflict treten müssen, wenn der Kaiser nicht ein Doppelgänger gewesen ist. Wir haben von der Pariser Literatur die letzten Augenblicke, das Testament u. s. w. wieder specialisirt erhalten, und in allerjüngster Zeit geben der Herzog von Bassano, Amédée Jaubert und General Merlin Notizen über N a p o l e o n s N e i g u n g f ü r d a s S c h a c h s p i e l. In Egypten, sagen sie, spielte Napoleon Schach mit Poussielgue, einem Ordonnateur der Orientarmee. Poussielgue war stärker in diesem Spiele und schlug oft den Sieger der Pyramiden. — Während des polnischen Feldzugs wurde der persische Gesandte vor den Kaiser geführt, der eben eine Schachpartie mit Berthier engagirt hatte. Napoleon ließ sich nicht stören und ertheilte seine Audienz. Während er seine Figuren rückte, richtete er viele Fragen an den Gesandten über Persien, den Orient, die Civil- und Militärorganisation des Landes. Der Perser pries sein Vaterland, und überhäufte die Cavalerie von Ispahan mit den größten Lobeserhebungen. Napoleon unterbrach ihn zuweilen, aber der Perser kam immer wieder auf seine Reiterei zurück, die er über alle Cavalerien der Welt erhob. Der Kaiser wandte sich plötzlich vom Schachbrette ab, und sprach zu dem Dolmetscher: „Sagen Sie ihm, daß ich ihm morgen ein wenig Cavalerie zeigen werde." Damit endigte die Audienz. Ohne die Partie abzubrechen, befahl Napoleon, die in den benachbarten Cantonnirungen zerstreut liegenden Corps um sein Hauptquartier zu versammeln. Er hatte sie unter der Hand, wie die Reiter seines Spielbrettes, und am andern Morgen sah der Gesandte vierzigtausend Mann zu Pferde defiliren, wie er sie nie in Ispahan gesehen hatte. — In demselben Feldzuge spielte der Kaiser Schach mit Berthier, Murat, Bourrienne und dem Herzog von Bassano. Zuweilen beliebte es ihm, seiner gewöhnlichen Unterhaltung durch ein Schachbrett aus Korkholz Abwechslung zu geben, welches mit Figuren bedeckt war, die nicht zu den vier und sechszig Feldern gehören; das war das K r i e g s s p i e l, in Deutschland von einem müßigen Ingenieur erfunden; man sah hier Bataillons, Escadrons, Redouten, Pontons u. s. w. figuriren. Während des Waffenstillstands hat der Kaiser oft mit dem Herzog von Bassano gespielt. Der Kaiser begann die Partie nicht sehr geschickt. „Am Anfang," sagt der Herzog von Bassano, „verlor er oft Bauern und Steine, seine Gegner wagten aber selten die Vortheile zu benutzen. Erst in der Mitte der Partie kam die Begeisterung, das Gemenge der Steine entzündete seinen Verstand; er führte schöne, geistreiche Combinationen aus."

Der König von Neapel, Joachim Murat, hatte eine wahre Leidenschaft für das Schach; er zwang oft den Herzog von Bassano, eine ganze Nacht bei dem Schachbrette mit ihm zu wachen.

Napoleon verbannte die Langeweile vom Bord des Northumberland durch das Schachbrett, und an den Felsen von Sanct Helena geschmiedet, fand er noch eine tägliche Unterhaltung in diesem Spiele.

Improvisation.

Deutschland scheint unter den Ländern, die sich eines gleichen Grades der Civilisation erfreuen, am meisten Mangel an geistreichen Improvisatoren zu leiden, was um so sonderbarer erscheint, als unser Vaterland an hochbegabten fruchtbaren Dichtern so reich gesegnet ist. Die wenigen Improvisatoren, die sich öffentlich gezeigt haben, konnten einer schärferen Critik theils nicht Stand halten, theils unterlagen sie gewissen Anschuldigungen, wodurch das eigentliche Wesen der Improvisation in Abrede gezogen wurde. In Frankreich dagegen erheben sich immer mehr Improvisatoren, unter diesen ist der ausgezeichnetste Herr Eugene de Pradel, der bei seiner jüngsten Produktion im Saale Chantereine unerhörten Beifall fand. Staunen erregend waren die Kühnheit seiner Wendungen und die Neuheit seiner üppig hervorquellenden Gedanken. Von allen Seiten brachten ihm die Dichter Frankreichs nicht allein ihre Glückwünsche dar, sondern die anwesenden Italiener, denen man vor Allen ein competentes Urtheil zugestehen muß, erklärten freimüthig, Herrn Pradel gebühre der Vorrang vor den ersten Improvisatoren Italiens. In Deutschland mag es noch lange bei der Kammer-Beredsamkeit sein Verbleiben haben.

Eine Seherin.

Man war lange der Ansicht, das eigenthümliche Clima für Seherinnen finde sich in der Gegend von Weinsberg. Die Hellseherei gibt sich aber auch in andern Gegenden kund, und der Zustrom einer gläubigen Menge ersetzt die unwiderlegbaren Beweise in den umfassenden Abhandlungen gelehrter Aerzte, denen Justinus Kerner in seiner Selbstverspottung, in dem Gedichte „der Bärenhäuter im Salzbade" zuruft: Wie viel Narren macht doch Kerner. Eine einfach ländliche Natur, ein Mädchen mit Namen Julius in Eich im Kanton Osthofen in der Provinz Rheinhessen spricht im Zustande einer Somnambüle in prophetischem Tone über Weltereignisse, Tod und Leben, über Politik, Philosophie und Medicin. An absichtliche Täuschung, sagen die Augenzeugen, ist bei ihr eben so wenig, als bei dem Mädchen von Orlach zu denken. Im Jahr 1840 sieht sie fremde Kriegsheere am Rheine versammelt. Drei und zwanzig Stunden liegt sie täglich in einem todten-ähnlichen Schlafe; in der vier und zwanzigsten folgen ihre prophetischen Ergießungen.

Die Ermordung des Eremiten vom Montaigu.

Vor dem Assisenhofe der Saone und Loire am 19. und 20. März 1836 verhandelt.

Jean Rougeot hatte sich von der Welt zurückgezogen, um in der Einsamkeit der Betrachtung zu leben. Fleiß und Sparsamkeit hatten ihm in der Jugend einiges Vermögen verschafft. Dessenungeachtet beschränkte er, seitdem er sich zu der Existenz eines Anachoreten entschlossen, seine Ausgaben auf die äußersten Bedürfnisse und bebaute mit eigenen Händen ein Stück Land, welches zum Schlosse Montaigu gehörte, und ihm zum Genusse überlassen worden war. Außer den Religionsübungen, die er mit glühendem Eifer vollbrachte, war seine Zeit beinahe allein der Arbeit für Anderer Wohl gewidmet, denen er auch willig einen Theil des Ertrags seines Gütchens überließ. Er ging mit seinen Mitteln haushälterisch zu Werke, um Unglückliche mit Almosen unterstützen zu können, und die Opfergaben, welche von den Gläubigen dem frommen Manne gebracht wurden, wanderten alsbald von ihm wieder in die Hütten der Dürftigen. Durch die Entbehrungen, welche sich Rougeot freiwillig auferlegte, hatte er ein kleines Sümmchen zu erübrigen sich entschlossen, um armen geliebten Verwandten Etwas hinterlassen zu können. Seine häufigen Spendungen, und der Umstand, daß er zuweilen die Erde in den alten Ruinen aufwühlte, wo man Schätze vergraben glaubte, hatte die Sage veranlaßt, der Eremit müsse Geld haben, und dieser in den umliegenden Dörfern herrschende Glaube führte das schauerliche Ende des unglücklichen Greises herbei. Da er dem Gottesdienste regelmäßig beizuwohnen pflegte, so mußte es auffallen, daß er bei zwei im September sich folgenden Festen nicht erschien. Man machte die Behörde darauf aufmerksam, die sich sogleich nach der Hütte von Montaigu begab. Als man die Thüre öffnete, fand man die Leiche des Eremiten mit Blut bedeckt in der zweiten Kammer seiner Eremitage ausgestreckt; viele tiefe Wunden, welche zum Theil in das Hirn eingedrungen waren, entstellten das greise Haupt; die Hände waren verstümmelt; das Blut war in Menge bis acht Fuß hoch an den Mauern der Kammer aufgespritzt; alle Zeichen

einer gewaltsamen, mit der gräßlichsten Wuth vollbrachten Ermordung waren vorhanden. Verschiedene Werkzeuge hatten dem Mörder bei Ausführung seines Verbrechens gedient. An einem Steine, der zu Schlägen auf den Schädel gebraucht worden war, hingen Haare des Ermordeten und auf der Seite lag ein mit Blut befleckter Karst. Alles Geräthe war umgestürzt; Kleider und Wäsche lagen zerstreut umher; die armseligen Schränke hatte man erbrochen und die Bettstätte durchwühlt, augenscheinlich, um das Geld zu suchen, welches der Eremit da und dort verborgen haben mochte. Dem Verbrecher war es nicht gelungen, sich der ganzen Habe zu bemächtigen, denn es fanden sich noch neun und zwanzig Frankenstücke und einige Münze vor.

Die Behörde stellte die thätigsten Forschungen an, um dem Verbrecher auf die Spur zu kommen. In der Nacht vom 5—6. September mußte der Mord begangen worden seyn. Unter denen, die Tags zuvor bei Rougeot gewesen waren, erregte Pierre Berthod am meisten Verdacht. Man hatte ihn mehre Tage unter allerlei Vorwänden um Montaigu herumstreifen sehen, und endlich war er auch zum Eremiten gegangen, dem er ohne alle Gründe seinen Wohnort und die Ursache seiner Wanderung falsch angab. Als er die Hütte des Rougeot verließ, sagte er einem Zeugen, der Eremit müsse durch seine Ersparnisse Etwas zusammengerafft haben. Und ehe noch die grausame Ermordung des Unglücklichen in der Umgegend ruchbar geworden war, hatte er gegen einen Herrn Bidremon, bei dem er im Taglohn arbeitete, geäußert, es verbreite sich das Gerücht, der Eremit sey ermordet worden, welcher Aeußerung er beifügte: »Der, welcher den Streich gethan hat, braucht sich nicht zu bekümmern, ob das Brod diesen Winter theuer seyn wird.«

Es wiederholte sich einer von den tausend Fällen, der Mörder grub sich selbst durch seine Schwatzhaftigkeit die Grube, und die Nemesis hatte ihn erreicht, ehe er die Früchte seines Verbrechens zu genießen im Stande gewesen war. Die Behörde bemächtigte sich des Verdächtigen. Blutspuren waren an seinen Kleidern für das Auge nicht erkenntlich, aber bei der chemischen Untersuchung ergab es sich, daß die Flecken nur herausgewaschen worden waren.

Nie hatte sich eine so allgemeine Theilnahme kund gegeben, als jetzt, da der Assisenhof in Chalons-sur-Soane über den Angeklagten zu Gericht saß. Die blutbedeckten Werkzeuge des Mörders, ein Stück vom weißen Barte des Ermordeten, und sein Schädel mit den tiefen Spaltungen liegen auf dem Bureau. Der Angeklagte, welcher schon früher wegen qualificirten Diebstahls eine fünfjährige Gefängnißstrafe ausgestanden hatte, wird vorgeführt. Düster und unstät irrt sein Auge umher; er ist ein Mann von zwei und dreißig Jahren, von hohem, kräftigen Wuchse; buschige, ungeordnete Haare hängen über die Stirne und vermehren das Unheimliche seines Aussehens. Je mehr Zeugen seine Schuld bestätigen, desto mehr scheint er von Angst befallen; kalter Schweiß träuft ihm über das Antlitz. Berthod antwortet verwirrt, aber zu einem wirklichen Geständnisse ist er nicht zu bewegen. Trotz der klarsten Beweise, die man ihm darüber vorlegt, daß sich seine Aussagen offenbar widersprechen, beharrt er bei einem trockenen, kalten Läugnen, und die meisten Fragen beantwortet er nur mit einem kurzen „Nein“.

Die Umstände waren so klar, daß dem Vertheidiger keine Milderungsgründe zu Gebot zu stehen schienen, das Verbrechen so gräßlich, daß der Mörder auf keine Regungen des Mitleids in der Brust der Richter hoffen durfte. Und dennoch blieb die mächtige Rede des Vertheidigers nicht ohne Wirkung. Die traurigen Irrthümer, die sich überall in den Jahrbüchern der Gerichte eingezeichnet finden, dienten ihm als Unterlage zu seinem trefflichen rhetorischen Gebäude, und der Schlußstein war der berühmte Prozeß des Eremiten von Burgund, bei welchem das Andenken der fünf Verurtheilten durch einen Spruch des Parlaments von Dijon später wieder hergestellt werden mußte. Ließen sich auch keine wirklich mildernde Umstände hervorheben, mochte auch durch das aufgerollte Gemälde in den Richtern die Furcht vor einem Justizmorde nicht entstanden seyn, so hatte doch der Verbrecher den Bemühungen des Advokaten allein die Zulassung von Milderungsgründen zu verdanken. Sein Verbrechen wurde als Todtschlag mit nachfolgendem Raube bezeichnet, und der Angeklagte zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Mit mancher Thräne der innigsten Rührung das Gedächtniß des greisen Eremiten heiligend, verließ die tiefbewegte Versammlung den Assisensaal.

Curiositäten von London.

Kommen keine zusammengewachsenen Siamesen an, schickt der Vicekönig von Egypten

keine Giraffe, und Afrika keine neue Löwen, um die Schaulust der Pächter zu befriedigen, so muß es dem Nabob von Oude einfallen, einen Gesandten aus dem goldenen Käfig seines zertrümmerten Reiches nach London zu spediren, und seinen Ambassadeur gerade mit so vielen Kronjuwelen auszustatten, als nöthig sind, eine Woche lang die Augen der gaffenden Menge zu blenden. Und dieser Gesandte ist zu reich oder zu stolz, um sich ein Eintrittsgeld für die Beschauung seiner Kostbarkeiten bezahlen zu lassen, während der König von England, sein Herr de facto, wenn nicht de jure, sich eine Krone von Fremden und brittischen Unterthanen bezahlen läßt, die es gelüstet, die altväterisch gefaßten Kleinodien im Tower zu betrachten; das bringt dem Ambassadeur des Nabobs Ehre bei dem Volke, ohne ihn der Spekulation und den Gerichtsplackereien zu entziehen. So soll neulich der englische Sprachmeister der Ambassadrice auf ein silbernes Couvert und eine kleine Summe spekulirt haben; da aber der Diebstahl nicht hinreichend zu beweisen war, so wurde der Lehrer freigesprochen, wobei die sanfte Dame äußerte, einen solchen Kerl würde man in ihrem Lande auf ihr bloßes Wort ausgepeitscht oder in die Latten gespannt haben. Der Sprachmeister meinte dagegen, der Gesandte verfolge ihn, weil er sich geweigert habe, ihm Geliebtinnen zu verschaffen, und besonders junge Frauen anzuwerben, von denen er eine Ladung dem Nabob nach Oude habe schicken wollen. — Ein ander Mal spekulirte der englische Zartsinn, der wohl die Soldaten, aber nicht die Sklaven peitschen läßt, auf die Rettung einer jungen Sklavin im Hause des Gesandten. Es hatte sich die Sage verbreitet, das Mädchen werde grausam mißhandelt; um das Domicil des Gesandten nicht zu verletzen, begaben sich die Officianten des Kirchspiels unter einem Vorwande in das Hôtel, bemächtigten sich des Mädchens, und brachten sie in eine öffentliche Anstalt. Prinz Mielvi erschien wegen dieses Handelns im Polizei-Bureau von Mary-le-Bone, in demselben Glanze, den die Menge bewundert hatte, wenn er sich mit der Prinzessin — seiner Gattin — auf Bond-Street oder in Hyde-Park sehen ließ. Er trug ein prächtiges orientalisches Gewand mit einem Kaschemir-Gürtel, in welchem ein mit Edelsteinen besetzter Dolch stack; am Turban glänzte ein großer Diamant. Zwei Kapitäne der ostindischen Compagnie begleiteten ihn vor die Behörde, wo er sich von den gehässigen Anschuldigungen zu reinigen hatte. Das Gerücht hatte sich seit einigen Tagen verbreitet, die Sklavin sey ganz nackt im Garten gepeitscht worden und für todt liegen geblieben, wäre auch ganz gewiß gestorben, hätten die Officianten des Kirchspiels nicht Mittel gefunden, der Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. Kapitän Grendley erklärte: In Folge einer Hirnkrankheit habe das Mädchen wiederholt Anfälle von Wahnsinn gehabt; nur mit Mühe konne man sie dann vom Selbstmorde abhalten. Vor Kurzem habe sie sich mit dem Bauch auf der Erde zum Herde geschleppt, auf welchem Steinkohlen brannten, um ihre Kleider anzuzünden, wenn man sie nicht entfernt hätte. Eines Morgens habe sie sich völlig entkleidet, sey ganz nackt in den Garten gegangen, habe sich auf die feuchte Erde gelegt, um sich in den Sonnenstrahlen zu wärmen, die zu dieser Jahreszeit in London eben nicht zu stark brennen. In Indien gebe es keine Irrenhäuser; man pflege die Kranken im Schooße ihrer Familien zu behandeln. (Ob die Peitschenhiebe zu den untrüglichen Mitteln gerechnet werden, hat der Kapitän nicht angegeben.) Ehe der Gesandte sich mit seinen Freunden gehörig zu berathen im Stande gewesen, habe man sich der Unglücklichen bemeistert." — „Der Gesandte," fügte der zweite Kapitän bei, „entzückt, daß man die Unglückliche in ein Irrenhaus gebracht hat, wünscht nichts Anderes, als die Pension bis zur Heilung zu bezahlen, wenn die Mittel der Kunst sie zu bewerkstelligen vermögen." Da Niemand Etwas gegen diesen Wunsch einzuwenden hatte, die Rechtfertigung auch genügend erschien, so grüßte der Gesandte, indem er die Hand an den Turban hob, und zog sich zurück. — Wenige Tage nach der Erklärung des Lehrers über das Ladungs-Projekt des Gesandten war bereits ein lithographirtes Porträt des Nabobs bei einem Bilderhändler in der Nähe der St. Paulskirche ausgehängt. Das improvisirte Bildniß fand reißenden Abgang bei Britanniens schüchternen Schönen.

Anekdote.

Der jüngst in Lemberg verstorbene Abt Hoffmann, welcher sich bei der Einführung der Normalschulen in Galizien große Verdienste erwarb, wurde von dem alles Gute mit Scharfblick würdigenden Kaiser Joseph II. zum Kanonikus am Metropoliten-Kapitel in Lemberg ernannt. Das Domkapitel, welches damals aus adeligen Mitgliedern bestand, weigerte sich jedoch, den Müllerssohn Hoffmann in sein Gre-

mium aufzunehmen. Bald darauf kam Kaiser Joseph nach Lemberg, und wohnte unter andern auch einer Prüfung in der Normalschule bei, bei welcher Hoffmann selbst prüfte. Der Kaiser war mit den Fortschritten der Schüler und mit der ganzen Einrichtung der Schule so sehr zufrieden, daß er dem Abte Hoffmann 1000 Dukaten als Belohnung seines großen Fleißes auszahlen ließ. Als nun letzterer dem Kaiser für das schöne Geschenk zu danken kam, dankte er zugleich für das ihm verliehene Kanonikat mit der Bitte, es ablehnen zu dürfen, indem er als ein Bürgerlicher in das Gremium der Adeligen nicht aufgenommen werden könne. Da nahm der Kaiser in rascher Bewegung ein Blatt Papier und schrieb an das Kapitel: „mando vobis, ut clericum Hoffmann suspiciatis in numerum vestrum, *nam virtus et doctrina nobilitant.*" (Ich befehle euch, den Priester Hoffmann in eure Mitte aufzunehmen, denn Tugend und Gelehrsamkeit adeln.) Wenige Tage darauf erfolgte die Aufnahme.

Vermischtes.

Selten ist noch ein Reisender aus Paris gekommen, der sich nicht über die daselbst herrschende Unreinlichkeit auf den Straßen und in den Häusern beklagt hätte. Wenn Treppen und Pflaster jetzt auch noch nicht die wünschenswerthe Reform erhalten haben, so sind die Pariser wenigstens in anderer Beziehung in Betreff der Reinlichkeit in einem schönen Fortschreiten begriffen. Im Jahre 1816 zählte Paris nur 500 Badegelegenheiten. Nach einer Untersuchung des jetzigen Bestands stehen den Bewohnern der Hauptstadt 3840 zur Verfügung. Der Durchschnittspreis für ein Bad beträgt nicht mehr als 75 Centimes.

— In den Kalkgruben der Gemeinde Issel im Norddepartement ist auf dem südlichen Abhange des schwarzen Berges eine fossile Schildkröte gefunden worden. Die vollkommen erhaltene Schale ist gelblich. Das Thier wiegt 170 Pfund, ist anderhalb Fuß lang und hat einen Umfang von vier Fuß. Diese außerordentliche Seltenheit soll in die reiche Sammlung des gelehrten Morianne gebracht werden.

— Unter die neuesten Raritäten des Pariser Museums gehört ein erwachsener Orangoutang, von einer Häßlichkeit, welche alle Begriffe übersteigt.

— Die Revue de Paris nennt unsern trefflichen Violinisten Molique, Monsieur Merdslick. Es ist als könnten sie gar nicht denken, daß ein Deutscher einen ihnen wohlklingenden, von ihnen leicht aussprechbaren Namen führe. Herr Mordlick spielte mit großem Glücke im théatre-italien, man rühmt an ihm: einen reinen Ton, Grazie, Eleganz und Fertigkeit.

— Vor einigen Tagen entleibte sich wieder ein Börsenspekulant. Diese Fälle, die so oft sich ereignen, haben Witzlingen die Veranlassung gegeben, den Platz, worauf der Marmorpalast der Börse steht: „La place de la Bourse ou la Vie" zu nennen.

— Eine neue Art von Spitzbüberei in Paris ist, daß Leute Billets zu Konzerten berühmter Virtuosen in den Häusern herumtragen und sich das Geld dafür bezahlen lassen. Begibt man sich dann mit diesen Billeten an den Ort, wo das Konzert stattfinden soll, so findet man die Thüren verschlossen.

— Die Baronin Duverger in Paris hat einen hübschen Walzer unter dem Titel: „Die Einnahme von Mascara" herausgegeben, welcher dem Marschall Clausel gewidmet ist. Man soll in dieser Tanz-Komposition ein ganzes Schlacht-Gemälde finden, und die schöne Welt soll besonders gern darnach tanzen.

— Ein Pariser Tuchhändler verkauft sogenanntes Kachemirtuch zu 125 Fr. die Elle.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Die Hochzeit am Schliersee; Stahlstich.
2) Französische Romanze aus Lindpaintner's neuer Oper: die Gewalt des Liedes.

Das Bildniß der Gräfin Dorsay, zu dem Aufsatze: „Plaudereien über das Leben in London" gehörig, wird der nächsten Lieferung beigegeben.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 1. 6. April. 1836.

Kunst.



Das kunstliebende Publikum hat die Aussicht, nach und nach in den Besitz eines außerordentlich schönen Werkes zu kommen. Dieß ist die Herausgabe der vorzüglichsten Gemälde der Dresdener Gallerie in lithographirten Nachbildungen, welche durch den Lithographen Herrn Franz Hanfstängl und in dessen Verlage zu Dresden geschieht. Dieses Unternehmen, ein eben so umfassendes, kostspieliges, als der Kunst wichtiges, kann nur durch die Theilnahme des Publikums im Gange erhalten werden. Es ist in Absicht in zwei großen Bänden 120 ausgewählte Bilder dieser berühmten Gallerie herausgegeben. Das erste Heft liegt vor uns; es enthält vier große Blätter von über dritthalb Fuß Höhe und zwei Fuß Breite. Das erste derselben ist ein allegorisches Titelblatt. Die drei andern stellen in höchst sorgfältiger Ausführung folgende drei berühmte Bilder dar. Der Zinsgroschen von Titian, die Klavierspielerin von Netscher, und das Reitergefecht bei der brennenden Windmühle, von Philipp Wouwermann. Alle drei Blätter, die, wie man sieht, gleich drei ganz verschiedenen Schulen angehörten, sind jedes in seiner Art vortrefflich ausgeführt. Doch würden wir dem ersten derselben, wegen der Erhabenheit des Gegenstandes sowohl, als wegen der Schönheit des Steindrucks, dem größere, einfachere Massen mit starkem Licht und Schatten günstiger sind, als Bilder, die ein großes Detail auszudrücken haben, den Vorzug einräumen. Dieser berühmte Christuskopf ist einer der schönsten, den wir kennen, und ein wahrer Typus im Ausdruck sanfter Erhabenheit. — Indessen sind die beiden andern Blätter gleichfalls ausgezeichnet zu nennen, und ist die Eigenthümlichkeit der Originale sehr treffend darin wiedergegeben.

Das Werk erscheint in zweimonatlichen Lieferungen, deren jede, drei große Blätter, im Subscriptionspreise 5 Thlr. kostet; es wird somit zwar ein theures, aber auch ein außerordentlich schönes, das an Reichhaltigkeit, und wie wir bei der vorgeschrittenen lithographischen Kunst hoffen dürfen, auch an Schönheit das berühmte Boisseréesche übertreffen kann. Die Dresdener Gallerie ist eine der reichsten und berühmtesten Europa's, und kann wohl mehr als hundert und zwanzig würdige Originale für die nachbildende Kunst des Lithographen liefern. Daß also dem Werk der Stoff ausgehe, ist in keiner Art zu befürchten. Die allmählige Erscheinung erleichtert die Anschaffung selbst denen, die vor der Gesammtsumme zurückschrecken würden; überdieß steht der Rücktritt zu jeder Zeit frei. Wir dürfen also hoffen, daß die Unternehmung eine recht breite, für ihre Kostspieligkeit seltene Basis im Publikum finden werde.

L. Rellstab.

— Der König von Baiern will bei seiner Zurückkunft aus Griechenland neue Verschönerungen in München anlegen. Der Hofgarten soll ringsum mit Arcaden, ähnlich denen des Bazar, eingefaßt werden. Die neuen Arcaden sollen ebenfalls Frescogemälde erhalten, wobei Rottmaier die griechischen Landschaften malen wird, die er im Auftrage des Königs in Griechenland aufgenommen hat.

Zur Nachahmung.



Bekanntlich besteht in Hamburg seit 5 Jahren eine vortreffliche Anstalt, die uneigennützig von patriotischen Bürgern verwaltet wird, nämlich die Vorschuß-Anstalt für Hülfsbedürftige. Der Fond derselben beträgt erst 15,000 Thlr., durch Aktien zu 50 Thlr. zusammengeschossen, und können wahrhaft Bedürftige eine Summe anleihen, die sie, ohne Zinsberechnung, vom Thaler 1 Schllg. allwöchentlich, stets binnen Jahresfrist abtragen müssen. Bereits ist 742 Männern und Frauen auf solche Weise Rettung aus bedrückender Noth zu Theil geworden. Um dieser Anstalt einen größeren Fond zu verschaffen, so ist die Anordnung getroffen, daß am 28. d. M. in der St. Petri-Kirche, unter Leitung des Hrn. Grund, ein großes Conzert, die Aufführung von Händels Messias, stattfinden wird, dessen Ertrag dienen soll, jene Wohlthätigkeits-Anstalt, so wie die Anstalt für Arme und Krankenpflege zu unterstützen. (Erzähler.)

Weinversteigerung in Wiesbaden.



Die Franzosen sagen, unser Herrgott müßte in Frankreich wohnen, wenn er auf die Erde käme. Im Nassau'schen, müssen wir Deutsche sagen. Man höre einen Correspondenten aus Wiesbaden in der Didaskalia: **Die große Weinversteigerung im herzoglichen Cabinetskeller zu Eberbach im Rheingau** hat ein überraschendes Resultat geliefert. — Zuerst kamen die eigentlichen Cabinetsweine von den Jahrgängen 1706 bis 1831 zum Strich; es waren 39 Faß, im Ganzen 22½ Stück haltend, wofür 72,365 fl. erlöst wurden; hierauf folgten 17 Stück Zehntweine, welche 11,780 fl. abwarfen und den Schluß machten 14 Stück Hattenheimer, 6 Stück Markobrunner und 40 Stück Steinberger (zusammen 60 Stück 1834r) aus den Domänial-Weinbergen, welche einen Erlös von 152,350 fl. ergaben, in Allem 99½ Stück, in einem Gesammtbetrage von 236,495 fl., welches einen Durchschnittspreis von 2377 fl. per Stück ausmacht. — Von den Cabinetsweinen hielten sich die älteren auf einem niedrigen Preise, die neueren wurden am höchsten bezahlt; von diesen stellte sich das beste Faß Steinberger 1822r (Nro. 185), 3½ Ohm groß, auf fl. 6105 heraus; das zweite beste, Nro. 184, kam auf 4510 fl. und das dritte beste, Nro. 164, 1822r Markobrunner auf 3900 fl. — Für ein Faß 1825r Steinberger von 3½ Ohm, Nro. 230, wurden 3340 fl. und für ein Faß Steinberger 1831r, Nro. 298, 3875 fl. erzielt. Von den jungen Weinen, eigenen Wachsthums, waren die 1834r Steinberger die gesuchtesten; das beste derselben, Nro. 78, wurde bis auf 5010 fl. getrieben, das zweite beste, Nro. 77, bis auf 4005 fl. und das dritte beste, Nro. 74, bis auf 3900 fl. u. s. w.

Man bemerkte unter den Käufern die Bevollmächtigten mehrerer Höfe und Großen, viele Weinhändler und Wirthe, von denen die aus den niederrheinischen Provinzen uns eine neue Erscheinung waren, unstreitig eine Folge des neuen Zollverbandes, dem man dieses außerordentliche Resultat überhaupt größtentheils beimessen muß. Das Taxatum der Weine soll weit überschritten worden seyn, man behauptet fast um das Doppelte!

Interessant ist es, dem Gange der dieser Versteigerung vorhergehenden Proben zu folgen; es waren dazu gewisse Tage festgesetzt, an welchen sich jedesmal eine zahlreiche Menge Steig- und Probierlustiger einfand. — Man will wissen, daß zum Ersatz des auf diese Art entstandenen Abgangs 24 Maas Füllwein für jedes Faß nothwendig war, welches auf eine Consumtion von 4½ Stück schließen läßt, die nach den Steigerungspreisen einen Werth von 10759 fl. hatten. Doch eben so viel und noch mehr erlösten die Lohnkutscher und Wirthe von den diese Weinversteigerung besuchenden Fremden, was nur einen wohlthätigen

Einfluß auf die Geldcirculation äußern kann.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß aus dem ältesten Wein, Nro. 1, einem Fasse Hochheimer 1706r, 3 Ohm, 5 Vrtl., 1 Maas haltend, welches unstreitig das theuerste war, nur 325 fl. erlöst wurden. — Wenn man nun rechnet, daß die Unterhaltung des Weins jährlich 10 pCt. kostet, nämlich 5 pCt. für Füllwein und 5 pCt. Capitalzinsen, wornach der Ankaufspreis sich in 10 Jahren verdoppelt, und den ursprünglichen Werth jenes Fasses nach den damaligen Preisen auf 200 fl. annimmt, was Niemand bei dessen Güte zu hoch finden wird, so stellt sich der Kostenbetrag desselben im Jahre 1836, oder nach 130 Jahren auf 2800 fl. heraus; legt man aber die gegenwärtigen Preise zu Grunde, nach welchen 2000 fl. dafür gerechnet werden kann, so ergibt sich eine Summe von 28,000 fl., während der Erlös daraus nur 325 fl. betrug; ein Verhältniß, worin Gutsbesitzer und Weinhändler einen Fingerzeig finden werden, ihre Vorräthe nicht zu lange im Keller zu behalten!

Musik.

Frankfurt a. M. Der Liederkranz hat ein Conzert für Schillers Denkmal gegeben, dessen Ertrag sich auf 600 fl. belaufen haben soll. Fräulein Lindner und Herr Becker declamirten dabei. Chöre und einzelne Musikstücke wurden trefflich executirt. Herr Aloys Schmidt hatte sich bereitwillig mit seinem Instrumental-Vereine dem schönen Unternehmen angeschlossen.

— Eben so erfreulich, als diese Opfergaben zum Andenken des großen Dichters, der das Wort seiner Nation durch seine Sprache unendlich gefördert, ist das allseitige Emporkommen der Vereine zu Förderung des früher so sehr vernachläßigten evangelisch-lutherischen Kirchengesangs. Nach dem Beispiele der in Würtemberg längst bestehenden Vereine ist ein solcher unter der Leitung der Herren Kellner und Jungmann in Frankfurt a. M. gegründet worden. Bereits hat derselbe sein erstes Conzert gegeben. Der präcise, fleißige Vortrag der zweckmäßig gewählten Musikstücke berechtigt schon jetzt, so kurz nach der Entstehung, zu den schönsten Resultaten.

— Ein Veteran der Tonkunst, der Musikdirector Moralt in München, hat vor wenigen Tagen sein fünfzigjähriges Dienst-Jubiläum gefeiert, wobei ihm die Mitglieder des Orchesters und der Bühne einen geschmackvoll gearbeiteten silbernen Pokal überreichen ließen.

— Prag. Nie erinnert man sich, den großen Saal zum Platteis so angefüllt gesehen zu haben, als am 18ten März, da eine Akademie zum Vortheile der Privat-Erziehungs- und Heil-Anstalt für dürftige Blinde gegeben wurde. In dem Antheil des Publikums lag die schönste Ermuthigung für die Beförderer des mildthätigen Zweckes. Die Herren Triebensee, Pixis und Kral nahmen den thätigsten Antheil an der Ausführung. Die ausgezeichnete, liebenswürdige Sängerin Lutzer trug eine Arie von Damjetti vor. Ein Institutszögling spielte einen Conzertsatz von Czerny; ein Anderer trug einen von Professor Zimmermann verfaßten Prolog vor. Herr Professor Zimmermann läßt in seiner Dichtung einen armen Knaben des Nachts für seine Eltern angenanstrengende Arbeit verrichten, bis er erblindet. Die Eltern sterben, das Kind irrt in winterlicher Mitternacht auf den Straßen umher, bis es vor den Fenstern eines Wucherers die Worte hört: „Noch fünftausend Gulden und das Haus ist mein." Aber der Knabe hiedurch zu einer Bitte ermuthigt, wird hartherzig zurückgewiesen. Glücklicher Weise findet den Gekränkten in diesem Augenblicke ein Augenarzt, welcher ihn heilt und auf die Bitte des Geheilten zum Augenarzte heranbildet. Seine erste glückliche Operation vollbringt er an dem Geizhals, der ihn einst von der Thüre wies, und welcher bei Nachtwachen anderer Art erblindet ist.

— Das neunte große Musikfest des Elbvereins soll dieses Jahr in Braunschweig gefeiert werden. Da aller guten Dinge drei seyn müssen, so soll es drei Tage dauern, und diese sollen seyn der 7te, 8te und 9te Juli. Gegeben wird am ersten Tage der Messias von Händel, von 150 Instrumentisten und mehr als 300 Sänger und Sängerinnen unter Leitung des Capellmeisters Friedrich Schneider. Am zweiten Tage ausgezeichnete Virtuosen-Vorträge im Spiel und Gesang. Am dritten Tage große Symphonie und Vocal-Compositionen. Ein großes Zelt für 2000 Personen eingerichtet, als gemeinschaftliches

Speise- und Versammlungs-Local, wird aufgeschlagen. Abonnement wird angenommen und die Abonnenten erhalten Zutritt zu den Proben und — zu den Mahlzeiten ꝛc. ꝛc.

Theater.

Das Mannheimer Theater-Publikum tröstet sich über den Verlust, der ihm durch den Abgang des Kapellmeisters Franz Lachner bevorsteht, an dessen Stelle einer seiner Brüder treten soll, der zwar bis jetzt noch nicht Kapellmeister gewesen ist, aber sie meinen, das Dirigiren liege im Lachner'schen Blute. Die Sage, daß der treffliche Machinist das dortige Theater verlassen und wieder nach Aachen gehen werde, hat sich nicht bestätigt. Daß der Kassenstand der Bühne keinen Untergang drohe, will man dadurch beweisen, daß man einzelnen Gliedern bedeutende Gagen-Erhöhungen bewilligt hat, um sich ihre Erhaltung zu sichern. „Alle unsere Künstler stehen auf dem Wege zur höchsten Bildung, alle rücken rasch vorwärts, was ihre schnell wachsenden Gagen beweisen," sagt ein Correspondent. Diesen Beweis möchte ich in logischer Form gestellt sehen! Ohne einen Zuschuß von Hof glaubt man die Lage des Mannheimer Theaters dennoch als gesichert betrachten zu dürfen, in der Voraussetzung, daß die kunstsinnigen Bürger sich gerne ein Opfer gefallen lassen werden.

— Das Frankfurter Theater erleidet neue Verluste, Herr Schmezer, Herr und Madame Fischer ziehen ab. Es ist nicht ganz klar, wie dafür rekrutirt werden kann, und ohne Rekruten dürfte an eine Oper nicht gedacht werden. Ein Journal meint, da man den Verlust der Herren Nieser, Hauser, Dobler, der Damen Backofen, Haus, Heinefetter, Carl, Gned überlebt habe, so werde man den neuen Verlust auch wohl überleben.

Wettrennen.



Breslau. Ein heiterer, warmer Nachmittag begünstigte das Wettrennen, welches die Guerra'sche Kunstreitergesellschaft am Sonntage auf der Friedrich-Wilhelmswiese am Bürgerwerder abhielt. In dichten Schaaren, als ginge es zu einem Volksfeste, strömte die Menge, in ihrer Mitte Reiter und Equipagen, über die Oderbrücken. In der Hauptstraße des Bürgerwerders, welche der Zug passiren mußte, waren alle Fenster geöffnet und die meisten mit eleganten Damen und Herren besetzt, die über die zur Schau eilenden Zuschauer Schau hielten. Vor den Barrieren an der Kasse, weit entfernt von dem Rennplatze, wogte ein langer Haufe von Schaulustigen, die, auf die Gefahr nichts zu sehen, es vorzogen, nicht zu bezahlen; eine andere Legion hatte einen, durch die Oder von dem Rennplatze getrennten Abhang besetzt, und die eigentliche Corona der Zuschauer stand — auf dem Kranze des Elisabeth-Thurmes, und war durch mittelmäßige Fernröhre von dem Rennplatze aus sichtbar.

Das Rennen wurde, eine Weile nach der festgesetzten Zeit, von zwei Knaben begonnen, und das Interesse der Anwesenden steigerte sich mit jeder Nummer. Von den vier Jockeys, welche zunächst folgten, ritt Einer einen Fuchs, einen englischen Renner, der sich durch feurige Ungeduld als den muthmaßlichen Sieger ankündigte, diese Ehre aber, gegen alle Erwartung, einem Braunen überlassen mußte, der sich mehr streckte. Das erste imposante Rennen bildeten drei vorzügliche Mitglieder der Gesellschaft, von denen jedes auf zwei Pferden stand; in der That ein in Breslau noch nie gesehenes Schauspiel, bei welchem sich ein schönes Schimmelpaar auszeichnete. Der Wettkampf der drei Amazonen wurde durch einen Unfall unterbrochen, der jedoch zum Glück keine ernsten Folgen zu haben schien. Dem. Letard, die kühne Tochter des Südens, flog ihren Mitbewerberinnen, Dem. Schier und Dem. Mospauer, pfeilschnell voraus; da trat ihr Renner in eine Vertiefung und Roß und Reiterin stürzten in den Staub. In einem Nu waren alle drei Damen den Blicken der entfernteren Zuschauer entschwunden; ein allgemeiner Schreck überfiel die Versammlung, und man eilte von vielen Seiten theilnehmend herbei, um zu helfen, wo Hülfe nöthig wäre. Indeß nach einigen Minuten zeigten sich die muthigen Damen wieder beritten und vollendeten den Wettlauf, in welchem Dem. Letard den Sieg davon trug.

Il Vivere

von dem Buchhändler

Samuel Bach.

(Dieß humoristische Werk, von dem bereits in Paris die zweite Auflage erschienen ist, wird von Herrn Franz Demmler, für die bei Imle und Krauß in Stuttgart herauskommende „Bibliothek der vorzüglichsten Belletristiker des Auslandes", im Auszuge bearbeitet. Wir theilen hier ein Fragment vorläufig als Probe unsern Lesern mit.)

Die Vorrede des Buchs.

Das Porträt.

Es ist etwas Trauriges, am ersten Juni 1763 geboren zu seyn, wenn man 1835 daran denken soll, nachdem man viele dumme Streiche gemacht hat, und viele hat machen sehen.

„Wie!" sagte der Maler. „Wie? Herr Samuel!"

Er machte überrascht eine Bewegung, wodurch er an seine Staffelei anstieß. Das Bildniß gerieth in's Fallen; ich suchte es zu halten, es fiel; ich trat darauf und zerriß die Leinwand.

„Verdammtes Unglück!" rief ich.

Es war mein Porträt, bereits fertig. Ich dachte mir schon das Freudenfest, mich bei der Gemälde-Ausstellung in der Louvregallerie in effigie ausgehängt zu sehen.

„Darauf müssen Sie jetzt verzichten", sagte der Maler, der seine Arbeit auf den Knien hielt.

Ich nahm das Stück, betastete den wunden Fleck, lobte sein Verdienst, lobte es wieder, wie ich nur konnte; was sah ich aber auch daran, als nur Verdienst? Und jetzt war es leider gemordet, und der Vater stand dabei.

Ich war zum Sprechen getroffen: meine rothe Perrücke, mein brauner Frack, mein Zuckerrohr unter dem Arm, den Hut in der Hand, der Kopf gerade, mein purpurglühendes Gesicht, meine große Nase und unten:

Herr Samuel Bach, Buchhändler.

O Unstern! Unstern!

Der Baron.

„Wie!“ sagte der Maler, „wie, Herr Samuel Bach, Sie haben dumme Streiche gemacht!“

Ich sah das Gemälde an.

„Und haben viele machen sehen?“

Ich betrachtete immer noch das Gemälde.

„Begreiflich,“ sagte der Maler: „die Bücher Ihrer Schriftsteller, freilich haben Sie dumme Streiche machen sehen; und die, die Sie gemacht haben? — Nun, Sie haben sie gedruckt.“

„Herr Lionel,“ entgegnete ich mit Würde, „ich war nicht immer Buchhändler. Ich war jung, ich war reich und hieß: Samuel, Baron Bach.“

„Was!“ sagte der Maler, „Sie sind Baron?“

„Ohne Weiteres. Der Marschall, Herzog von Richelieu war einer der Brautführer meiner Mutter; Herr v. Voltaire machte ihr Hochzeitgedicht; Herr v. Fontenelle schaukelte mich oft genug auf seinen Knien, und mehr als eine Nadel habe ich in die falschen Waden des plumpen Windbeutels Grimm gestochen.“

„So haben Sie,“ sagte der Maler, „Jean Jacques gekannt, Herr Bach!“

„Ich habe Herrn Rousseau Einmal bei meiner Mutter gesehen — ein Schulknabe mit grauen Haaren, ja! blöde und linkisch wie ein Schulknabe. Er wollte singen, ließ die Kerze auf das Klavier fallen und verbrannte die Spitzen meiner Tante, die ihn accompagnirte.“

„Also wirklich, Sie waren Baron?“

„Ja, mein Herr, und jetzt bin ich siebzig Jahre alt und habe dumme Streiche gemacht und habe viele machen sehen, und das in einer Zeit, in der ich keineswegs daran dachte, daß ich einmal ein Buchhändler seyn würde.“

Die dummen Streiche.

Mein erster dummer Streich war, daß ich heirathete; der zweite, daß ich nach dem Tode meiner Frau auf eine neue Heirath dachte; der dümmste von Allen, daß ich mich wieder verheirathete.

Ich war nicht ganz häßlich, trotz meiner rothen Haare, meiner schielenden Augen und meiner Papagaiennase; indessen möchte ich nicht versichern, daß meine erste Frau, wenn sie hätte am Leben bleiben wollen — doch das Beste ist, ich spreche nicht davon.

Ich war immer gesetzt, ernst, und Gott sey Dank, nie sah ich die Welt mit poetischen Augen an.

Ich weiß nicht, warum meine erste Heirath mich in den Geruch brachte, daß ich eine schöne Seele sey.

Eine junge Wittwe, die Marquise von B.... hatte Romane gelesen, sie tanzte nicht, sie spielte nicht, sie seufzte, sie bebte und sprach in den schönsten Blumen von reiner, treuer Liebe. Boufflers machte ihr Verse, Lauzun den Hof. Es war die hübscheste, pikanteste Wittwe und sie hatte eine Million.

Eines Tags sagte sie zu mir: „Herr v. Bach, nie werde ich in einen jener schönen, geschniegelten Stutzer mich verlieben, aber ich

fühle es, mit der größten Leidenschaft könnte ich den Häßlichsten auf der ganzen Welt lieben, wäre er nur ein romantisches Gemüth, wie Amadis.“

Am andern Tag sagte Bezenval zu mir: „die Marquise ist zum Rasendwerden in dich verliebt.“

Es stand nicht lange an, so bemerkte ich, daß Bezenval mir wirklich die Wahrheit gesagt hatte. Wie war ich entzückt! Es war eine gute Parthie. Ich war ein gescheidter Mann, und wollte mein Glück nicht versäumen, so sprach ich denn eines Tags zu der Marquise:

„Meine Gnädige! meine erste Frau war ein überspanntes Wesen, Ihr erster Gemahl ein alter Argus. Ich bin ein guter Gatte, bin nicht eifersüchtig, zanke nicht; ich bin ein ehrenwerther Edelmann, der die Welt als Philosoph ansieht; ich bemerke — daß Sie sehr für mich passen. Ich werde Sie sehr glücklich machen, wollen Sie mein Glück seyn?“

Das Kompliment war gut gedrechselt; die Marquise erröthete, biß sich in die Lippen, und sprach dann mit unendlich viel Geist über Poesie und Musik, zuletzt sagte sie mir aus dem Gedächtniß eine Fabel von Lafontaine her: der Delphin und der Affe.

Acht Tage hernach hörte ich in ganz Paris von ihrer Heirath mit dem schönen Medor v. M... und Bezenval sagte zu mir:

„Mit der Marquise, mein ehrenwerther Bach, hast du einen dummen Streich gemacht.“

Weitere dumme Streiche.

Bezenval hatte Recht; Romane und zwar idyllische, sentimentale, waren damals in der Mode. Grimm starb gleich einem ohnmächtigen Karpfen über die Sprödigkeit der Mademoiselle Fel den romantischen Tod; Herr Rousseau fand in seinem sechzigsten Jahre für herbe Küsse Gebärden der krampfhaftesten Liebe. Mein Vetter Tressan gab den Amadis heraus; ich las Amadis und die neue Heloise und versprach mir, bald ein Saint-Preux und ein schöner Schwärmer zu seyn, da dies das Mittel war, sein Glück zu machen.

Frau v. R. war die Frau von Welt, welche den schlankesten Wuchs und den kleinsten Fuß hatte; ihre gepuderten, hinten am Kopf in wallende Chignons aufgebundenen Haare faßten eine Stirne, Augen, einen Mund ein! — nie habe ich etwas so Reizendes gesehen. Morgens noch im Bette erhielt sie im Morgenkleide Besuche von dem Ausbund der schönen Welt von Paris, und Abends zeigte sie ihre Diamanten an der Tafel, oder in der Oper.

Ich faßte eine schöne Leidenschaft für Frau v. R., ich wollte mir meine Erfahrung zu Nutze machen; ich girrte, ich seufzte, wie alle Turteltauben und Romanhelden zusammen. Bei ihr allein wagte ich nie, um Etwas zu bitten, und vor den Leuten war ich zu glücklich, wenn ich ihre Hand in der meinigen fühlte, durch meinen und ihren Handschuh und den Vorstoß meines Rocks hindurch.

Es gibt Leute, denen ein ausgesprochen ungünstiger Stern scheint.

Ich löste Rechenexempel mitten in einem Roman, und seufzte wie ein Tyrsis, wenn ich mich als Herkules hätte zeigen sollen.

Eines Tages sagte man mir: Mirabeau sey mit Frau v. R... in ihrem Wagen gefahren und er rühme sich —

Ich wollte nicht mehr hören; ich rief aus: Mirabeau sey ein Geck, und rannte spornstreichs zu Frau v. R...

Sie war eben nach London gereist und zwar mit einem jungen Kornet von den Gardedragonern.

Dumme Streiche und Nichts als dumme Streiche.

Bei den Frauen hatte ich entschieden kein Glück. Ich erhielt einen Brief von meinem Onkel, dem Chevalier; er hatte einen Schatz, ein Kleinod, die Perle der Fräuleins in der Provinz entdeckt, und lud, als guter Ohm, mich ein, die Post zu bestellen und zu ihm zu kommen.

Wie ich nun einmal daran war, hätte ich den Teufel geheirathet, wenn man ihn hätte heirathen können. Ich gehorchte meinem Onkel und vermählte mich mit seinem Phönix. Es war eine kleine Person von Brives la Gaillarde, die mir als Mitgift zwar keinen Heller, aber fünftausend Vettern und Vetters-Vettern und ein Schloß im Gebirge zubrachte, wohin man nur zu Pferd gelangen konnte.

Paris und die Welt hatte ich genug; ich richtete mich im Schlosse ein, aß Kastanien, fing Wölfe, trank Wein von Bergerac und rief laut aus: es gebe Nichts, was das Patriarchenleben aufwiege.

Man schrieb 1789, meine Nachbarn zogen sich alle nach der Gränze; meine Bauern hatten die Wölfe getödtet, die ich in meinem Zwinger aufzog; Einer von ihnen hatte sogar gewagt, mir seine Dose anzubieten; es wurde nach und nach sehr langweilig auf dem Lande.

Ein Freund war mir geblieben, dieser sprach meiner Frau Muth ein, aber er wollte durchaus, ich solle, wie die Andern, zu Condé's Armee abgehen.

Ich dagegen fand, die beste Art, sein Eigenthum zu vertheidigen, sey, dabei zu bleiben und dachte an den Spruch: wer seinen Platz verläßt, verliert ihn. Man schickte mir Drohbriefe, ich rührte mich nicht.

Man sagte mir, die Bauern haben die Dämme in meinen Teichen durchbrochen, und belustigen sich damit, mir meine Fische zu stehlen. Ich stellte mich an die Spitze meiner Bedienten, das Pistol in der Hand, traf ein Dutzend Kinder, welche bei meiner Annäherung die Flucht ergriffen, und ging wieder heim.

Mein Freund kam Abends.

„Herr v. Bach," sagte er, „was haben Sie gemacht? Die ganze Gegend ist in Aufregung; wenn Sie nicht diese Nacht noch abreisen, werden Sie morgen umgebracht werden."

Ich steckte einige Louisd'ors in die Tasche, ließ zwei Pferde satteln und zog mit meinem Kammerdiener meinen emigrirten Nachbarn nach. Zwei Tage nachher ließ meine Frau sich scheiden, mein vortrefflicher Freund wurde zum Kommandanten der Nationalgarde ernannt und der zweite Gatte der Bürgerin Bach.

Die Violine.

Die nächste Gränze war die italienische. Als ich in Chambery anlangte, machte ich die Bemerkung, daß meine Börse beinahe leer war, ich besaß kein Mittel, mir Geld zu verschaffen; meine Güter waren eingezogen und verkauft, meine Frau war die Käuferin, aber das machte mich nicht reicher. Ich bezahlte meinen Bedienten, es blieben mir noch zwei Louisd'or.

Mehr als ein Emigrirter hatte sich in dieser Lage befunden; die Einen schoßen sich eine Kugel vor den Kopf, Andere starben vor Kummer.

Ich wollte weder das Eine noch das Andere thun. Ich war immer Philosoph. Ich liebe das Neue, Unerwartete, gut oder schlimm, Rasen oder Felsboden, Bach oder Strom. Mein Unglück kam mir vor, wie eine Sennhütte, die man auf einer Gebirgsreise trifft, und ich dachte auf Nichts, als mich darinnen so gut wie möglich einzurichten. Heute großer Herr, morgen Stiefelputzer, was ist daran so Trauriges, wenn man wohl auf ist, und im Herzen nicht verwundet, man sieht so das Leben in allen seinen Gestalten, und, redlich gestanden, ich war auf dieser großen Reise einer von Denen, welche Sterne unter den neugierigen Reisenden aufzählen würde.

Ich machte die Erfahrung, daß jeder Glückswechsel, den ich erlebte, mir nicht einmal die Haut rizte, aber bei der geringsten Wunde des Herzens blutete ich grausam.

Nach Allem, sagte ich bei mir, bin ich doch immer noch der Baron v. Bach; ich befinde mich in einem fremden Lande, desto besser! so darf ich mich meiner durchschimmernden Ellenbogen weniger schämen. Ich habe keinen Heller, was thut's, ein Mann erwirbt sich immer so viel, daß er sich satt essen kann.

Ich fand in Chambery mehre französische Emigrirte auf, der Graf v. R. hielt ein Kaffeehaus, der Marquis v. L. ein Wochenblatt, und der Vicomte v. P. ein Marionettentheater.

Ich erinnerte mich, daß ich ziemlich gut Violin spielte, und zeigte den Einwohnern von Chambery in dem Blatte des Marquis v. L. an, daß der Baron v. Bach auf dem Theater des Vicomte's v. P. ein Konzert geben werde, und daß der Graf v. R. die Erfrischungen dabei liefere.

Die ganze Stadt lief mir zu, und so zehrte ich einige Zeit lang von einer Violine, die mich zwei Thaler gekostet hatte.

Abschweifung.

Vielleicht ist es Dankbarkeit, aber ich bete die Violine an. Gibt es, außer der menschlichen Stimme, ein Instrument, das, wie sie, Anmuth mit Kraft, Lieblichkeit mit durchdringendem Tone verbände? Die Violine ist Melodie, ist eine tönende Seele, die unendlich süß den gleichen Ton, abwechslungsweise schwindend und schwellend hinzieht, sie hat für den Zorn mächtige Schwingungen der Saiten; um zu scherzen und zu springen die zweiunddreißig Sprossen ihrer Notenleiter; sie hat harmonische Töne, um das Horn nachzuahmen, und vier Saiten: die eine tief und ernst, wie das Fagott, die andere lieblich, wie die Flöte,

diese naiv und ländlich, wie die Hoboë, jene krystall-tönend, wie die Kehle der Nachtigall.

Ich glaube an die Gemälde des Mittelalters, welche Apollo Violin-spielend vorstellen, und ich segne die Regierung Karls IX., der sie in Frankreich einführen sah.

O gebenedeite Violine, meine Retterin! Lange warst du die Königin der musikalischen Instrumente; aber auch dein Königreich unterlag dem allgemeinen Loose, und das Pianoforte hat dich entthront.

Der Verstand sollte das Herz vom Throne stürzen.

Man kann den musikalischen Genius eines Volkes nach seiner Vorliebe für eines oder das andere der beiden Instrumente, der Violine oder des Pianoforte, beurtheilen.

Italien ist das Land in Europa, wo man am besten Violin gespielt hat, Corelli, Tartini, Pugnani, Viotti, sind italienische Namen, die italienische Musik ist voll Gesang und Melodie.

Deutschland ist das Land in Europa, wo man das Pianoforte am Besten gespielt hat. Moschelles, Hummel, Cramer, sind deutsche Namen. Die deutsche Musik ist voll Harmonie und Modulation.

Man kann den musikalischen Genius einer Epoche nach ihrer Vorliebe für eines oder das andere jener beiden Instrumente, der Violine oder des Pianoforte, beurtheilen.

Das Pianoforte hat in unsern Tagen der Violine den Todesstoß gegeben, dieß ist ein charakteristisches Zeichen. Die Oberherrschaft in der Musik ist von der kleinen Arie zum Kontrapunkt übergegangen: es ist der Sieg Gluck's über Piccini, Mehul's über Paesiello, Beethoven's und Webers über Rossini; es ist ein Wechsel der Dynastie in dem Königreiche der einfach und doppelt geschwänzten Noten, ein unvermeidlicher Wechsel, der so lange dauern wird, bis Verstand und Herz, Freiheit und Obergewalt, Philosophie und Religion, das Abendland und das Morgenland, Deutschland und Italien, das Pianoforte und die Violine, ihren Bund geschlossen haben.

Immerfort dumme Streiche.

Ich durchstreifte Italien mit meiner Violine; in Mailand accompagnirte ich die Signora Cavatina, welche entzückend Clavier spielte. Was jedoch mich hauptsächlich an der Signora entzückte, war, daß sie schwarze Augen hatte, welche glühten und schmachteten, und durcheinander Blitze und Thränen unter ihren langen Augenwimpern, den längsten und schwärzesten, die ich je gesehen hatte, hervorschießen ließen. Sie sprach immer mit mir von amore, von cuore, von fuoco, von fiamma; sie seufzte, weinte, ließ das Haupt sinken, und sah wieder zum Himmel auf.

„O!“ sagte sie zu mir, „lieben und nicht geliebt werden! Nichts zu seyn, als eine Frau, und nicht zuerst laut aussprechen zu dürfen: Ich bete Dich an, Du bist mein Abgott, mein Leben, mio idolo, mia vita!“

Ein anderes Mal sagte sie zu mir:

„Die Italienerinnen verstehen das Lieben besser, als die Französinnen, aber die Franzosen sind liebenswürdiger, als die Italiener.“

Oder auch:

„Man sagt, ihr Franzosen seyd die leichtsinnigsten Männer von der Welt. Haben Sie den Marquis von M. in Frankreich gekannt? Er ist hier angekommen. Nicht wahr, er ist ein recht leichtsinniger Mann? Sind alle Franzosen, wie er?“

Aha, dachte ich, die Signora ist in mich vernarrt; sie ist reizend, die Signora — und sie spielt das Clavier mit so viel Seele, so viel Ausdruck! Ach Signora! Signora!

Ich accompagnirte Madame Cavatina sehr oft, ich spielte ihr was auf der Violine und sang ihr Romanzen; sie erbleichte, sie erröthete; sanfte Strahlen drangen unter ihren feuchten Augenliedern hervor, und immer sprach sie zu mir von Frankreich und den Franzosen.

Es lag am Tage, daß sie eine große Leidenschaft in ihrem Herzen verschloß.

Die verliebte Signora machte mich verliebt.

Die Seufzer und Klagen der Ritter und Schäfer waren mir entleidet, auch hatte ich bis jetzt immer die Rolle des Geprellten gespielt: wie, wenn ich mich jetzt dafür rächte? Und wirklich war mein Entschluß gefaßt.

Diese Frau, sprach ich bei mir, betet mich an; ich will sie so weit bringen, daß sie es mir sagt, und auch einmal den Grausamen spielen. Wenn sie mir ihre Leidenschaft erklärt hat, dann will ich ihr gestehen, daß ich, wie es auch wahr ist, sie liebe. Es wird allerliebst werden.

Eines Tages sagte ich ihr: „Signora, ihr Italienerinnen zeigt euer ganzes Leben auf der Oberfläche, ihr seyd wie eure Vulkane, die geringste Regung in den Tiefen eurer Seele treibt die Lava und das Feuer auf. Ihr weint nur heiße Thränen und lacht nur laut. Dies Alles kommt von eurer Sonne. Wir sind Männer des Nordens. Unsere Natur ist ruhiger, unser Herz verschleierter. Es ist kein Einklang zwischen uns und euch. Ihr flößt uns Angst ein.

Die Signora hörte mir mit sichtbarer Beklemmung zu; als sie mich meinen Satz hatte aussprechen hören, erblaßte sie, und große Thränen rollten über ihre Wangen; dann wurde sie roth, daß sie ein Uebelbefinden hätte bekommen müssen, wenn sie nicht das Fenster geöffnet hätte, um ein wenig frische Luft zu schöpfen.

Ich ging nach Hause und machte mir bittere Vorwürfe über meine Grausamkeit.

Arme Frau, sagte ich, wie sie leidet, wie sie mich liebt! Ich bin ein Ungeheuer. Ich werde morgen zu ihr hingehen und mich ihr zu Füßen werfen, mich ihr erklären.

Am folgenden Tag kam ich zu Signora Cavatina; es waren einige Leute da. Die Brambilla sang am Clavier und die Signora plauderte mit einem jungen Mann, den ich zum ersten Mal bei ihr traf. Sie war sehr in ihre Unterhaltung vertieft, denn sie bemerkte nicht, daß ich eintrat, obgleich der Bediente mich mit lauter und vernehmlicher Stimme angemeldet hatte: Il barone di Baccho!

Ich trat näher zu dem Pärchen und grüßte die Signora.

Sie erwiderte meinen Gruß mit einem leichten Kopfnicken und fuhr in ihrer Unterhaltung mit dem neuen Gaste fort.

Ich kehrte mich um, und fragte die **Brambilla**: „Wer ist dieser junge Mann?“

Sie gab mir einen Wink, ihr an das äußerste Ende des Salons zu folgen, und sagte mir unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit: „Es ist der Marquis von M., er ist zurückgekehrt; die Signora **Cavatina** war sehr traurig über seine Abwesenheit: sie ist rasend in ihn verliebt. Vor seiner Abreise war zwischen ihnen noch nicht von Liebe die Rede.“

„So? so!“ entgegnete ich lächelnd mit anscheinend ungezwungenem Wesen. Ich wußte nicht recht, wie ich daran war. „Madame **Brambilla**! A propos! was halten Sie von **Paesiello**? Nicht wahr, der junge Mann hat Talent, viel Talent?“

Ich nahm meinen Hut, mein Meerrohr, meine Violine und ging fort, mit dem heiligen Vorsatze, nie wieder die Seufzer und Thränen von Frauen auf mich zu beziehen, welche vielleicht die Abwesenheit eines Marquis von M. beklagten.

Deutschland.

Herr von **Ralfbergen** hatte eine Reise nach Italien gemacht; es war ein gar gutmüthiger Deutscher, der immer lächelte, und seine Frau und drei Kinder mit sich führte. Ihr Hofmeister war in Neapel gestorben, weil er sich nach zu reichlichem Genuß der Lacrymä Christi zu nahe an den Krater des Vesuvs gewagt hatte. Herr von **Ralfbergen** machte mir den Vorschlag, ihm nach Nürnberg zu folgen, und die Erziehung seiner Kinder zu übernehmen.

Ich hatte an Italien und den Italienerinnen, an den Canzonetten und an der Violine genug. Ich stieg in die Berline des Deutschen; ich hörte **Lieder** *) von seiner Frau, und sprach französisch mit seinen Kindern. Nachdem ich die blauen Felsen von Tyrol und die Tyroler gesehen hatte, welche, Chöre singend, auf das Feld und in die Schlacht gehen, war es mir ein Fest, die Cathedrale von Nürnberg zu gewahren.

Ich traf hier plumpe, weiße Gesichter, mit blonden Haaren, welche mir alle gutmüthig zulächelten, wie Herr von **Ralfbergen**, welche mir ernsthaft **Gesänge** und **Lieder** sangen, wie Frau von **Ralfbergen**, und enorm viel Bier tranken und Fleisch aßen.

Deutschland ist ein Paradies, wo Jedermann dick, föhlich, friedlich und poetisch ist. Der Mensch kennt hier, wie Adam, die Sprache der Blumen, der Wolken, der Insekten und der Vögel. Tausend kleine Feen tanzen für ihn in der Luft, die er athmet; er spricht oft mit den Engeln und mit Gott.

In Deutschland lernte ich zuerst begreifen, wie eine Nation einige Aehnlichkeit mit ihrem gewöhnlichen Getränk haben kann.

Man betrachte ein Glas deutsches Bier: welche dicke, schwere, materielle Feuchtigkeit! dies fällt zuerst in die Augen. Aber diese

---

*) Im Original ist das deutsche Wort gebraucht, bei späteren Gelegenheiten deuten wir dies nur durch gesperrte Schrift an.

Anmerkung des Uebersetzers.

Feuchtigkeit ist von Atomen durchzuckt, glänzend, wie Funken, zart und flockig, wie Seidenfaden, und ein Schaum, leicht, durchsichtig, vergoldet, wie eine Wolke im Orient, perlt oben auf dem Glase.

Hoffmann.

Eines Tages hatte Herr von Ralfbergen von seinem Gut einen trefflichen welschen Hahn bekommen, den wir zum Nachtisch verzehrten, nebst manchen Libationen von Bier und Rheinwein. Frau von Ralfbergen dachte an den Erlkönig, der die kleinen Kinder erwürgt; Herr von Ralfbergen an die Vampyrs, welche rothes Blut trinken, und ich sah in einem Sonnenstrahl Tausende von Gnomen und Dämonen von allen Farben hüpfen.

Ein bläulicher Schein fiel mir in die Augen; ich wandte den Kopf. Ein neuer Gast hatte sich in unserer Mitte niedergesetzt; seine Punsch-Bowle brannte vor ihm; er war kurz und dick, mit einem Affenkopf. Er betrachtete die Flamme und lachte, wobei er eine Pfeife von unglaublicher Länge rauchte.

Herr von Ralfbergen schien sehr mit ihm beschäftigt, Frau von Ralfbergen betrachtete ihn mit Verwunderung, und die Kinder hatten ihren Platz am Tisch verlassen, um sich hinter seinen Lehnstuhl zu stellen.

Er sprach von Katzen, Prinzessinnen, Feen, Blättern, Wolken, schimmernden Gläsern, Topasen, Smaragden, stand auf, spielte Clavier, trillerte, sang, miaute, zeichnete Engel, Teufel, Räthe, Tassen, Krüge, Bürgermeister, Königinnen und Schenkwirthe, dann nahm er mich am Arm, und zog mich auf die Straße.

Ich folgte ihm in einen Keller, wo drei Deutsche tranken, welche bei unserem Eintritt einen lustigen Chor mit Begleitung von Töpfen und Kannen anstimmten. Der Eine war ein Schauspieler, der niemals so gut spielte, als wenn er betrunken war, der Andere ein Metaphysiker, der seine Philosophie der Stunde nach Tisch transcendental nannte, und der Dritte ein Musiker, der sang, wie Homers Sirenen, und dazu mit seinem Messer an unsere Tassen schlug.

Ich kann die Phantome, die in meinem Blick sich spiegelten, die Irrlichter, die vor meinen Augliedern gaukelten, die Funken, die aus meinen Augen sprangen, nicht alle beschreiben.

Der Gesang hörte auf — es war mir, wie wenn ein frischer Wind mir das Gesicht koste, schwarze Wolken gingen mir über die Stirne weg, ich hörte einiges verworrenes Geschrei: „Haltet ihn fest, er will fallen.“ Seltsames Gelärme, lautes Lachen — darauf —

„Sie waren angetrunken?“ fragte mich der Maler.

„Ja wohl, Herr Lionel!“ antwortete ich ihm.

„Und Sie entwarfen ein phantastisches Mährchen?“

„Versteht sich, und als ich wieder zu mir selbst kam, sah ich nur zu deutlich die Reise, die mein Geist in das Reich der Träume gemacht hatte; ich war sehr spät nach Hause zu Herr von Ralfbergen gekommen; ich hatte mich wie ein Wilder in den Salon gestürzt, hatte ein ganzes Porzellain-Service zerbrochen; dem Schooßhund die Pfote zertreten, einem meiner Zöglinge, die ich Astharot, Moloch und

Mephistopheles nannte, die Nase zerschmettert, mit einer ehrwürdigen Tante der Frau von Ralfbergen gewalzt! Herr von Ralfbergen fand mich zu poetisch und zu deutsch, um seine Kinder französisch zu lehren, und alsbald verließ ich seinen paradiesischen Tisch, sein dem goldenen Zeitalter angehörendes Haus und seine Frau, die so gut sang. Es war die Zeit des Consulats, ich wirkte aus, daß mein Name von der Liste der Emigrirten gestrichen wurde, und kehrte nach Frankreich zurück."

Immerfort dumme Streiche.

Graf v. F. war ein Ludwigsritter, der in dem Regiment meines Vaters gedient hatte. Mein Vater machte der Gräfin v. F. den Hof, und streckte ihrem Gemahl Geld vor; der Graf hatte nie gegen meinen Vater verlauten lassen, daß er ihm auch nur eine Pistole zurückgeben wollte, und dies war mein Glück. Als ich aus meiner freiwilligen Verbannung zurückkam, traf ich meine Frau im Besitz meiner Güter, und an ein Convents-Mitglied verheirathet. Ich besaß keinen Heller. Der Graf v. F. bezahlte mir seine Schuld, und die Gräfin wies mir in ihrem Hotel in Paris eine Wohnung an.

Die Gräfin war siebzig Jahre alt, eine große Liebhaberin von Taback und kleinen Hunden. Ihr Gemahl trug einen Zopf und weiß gepuderte Haare. Er hielt sich aufrecht, wie ein Rohrstengel, ging niemals anders aus, als zu Fuß — aus Gesundheits-Rücksichten, und rasirte sich selbst — aus Philosophie. Er war nicht ausgewandert, seine Frau eben so wenig; sie waren sehr reich, ohne Kinder, und hielten nach Herrn v. Reynière und dem Minister Talleyrand die beste Tafel in Paris.

Ich speiste alle Tage bei der Gräfin v. F.

Mein Leben war damals folgender Maßen eingerichtet:

Um Mittag stand ich auf; während ich auf meinem Zimmer frühstückte, las ich die Journale. Der Kammerdiener des Grafen von F. kam um Ein Uhr, um mich zu frisiren; um zwei Uhr ging ich zu der Frau Gräfin hinab, welche ich allein mit ihrem Schooßhunde traf. Ich fragte sie, ihr die Hand küssend, um ihr Befinden, streichelte Medor, der mich anbellte, und suchte eine Unterhaltung anzuspinnen; ich sprach vom Regen, vom schönen Wetter; die Gräfin beschrieb mir die Farbe und Form ihres Hochzeitkleides, ihre Vorstellung am Hofe Ludwigs XV., und schwur, Frankreich sey seit dem Tage verloren gewesen, an welche der Graf v. Artois die Karosse der Königin vom Bock herab kutschirt habe. Ich antwortete: Ja! bestimmt, ganz bestimmt! und liebkoste Medor, der meine Schuhe und Handschuhe zernagte. Um drei Uhr kam Gesellschaft, und ich war frei, bis zu der Tafel; diese war herrlich besetzt, und ich aß für Viere. Nach der Tafel kehrte man in den Salon zurück. Die Frau Gräfin hatte einige Nichten, welche zum Clavier sangen. Man plauderte, man lachte: von Politik wurde, wegen der Spione, nicht gesprochen. Man brachte die Spieltische. Die Gräfin hatte ihr Boston; die jungen Leute ihr vingt-et-un oder trente et quarante, und ich spielte eine Partie Triktrak mit dem alten Grafen v. F. Um Mitternacht nahm Alles Abschied, die

Gräfin legte sich erst um drei Uhr zu Bette, und ich blieb bei ihr, um ihr vorzulesen, und um ihre Erzählungen von Ludwig XV. und dem Grafen v. Artois anzuhören.

Schon in verschiedenen Lagen habe ich mich befunden; diese war, wie ich versichern kann, wenn nicht die schönste, doch wenigstens die glücklichste. Ich that Nichts, ich dachte Nichts, ich hörte zu und aß. Ich hatte meine Stunde, um zu essen, meine Stunde, um zuzuhören: dies war durch einen andern Willen, als den meinigen, geregelt. Das Glück also bestände darin, Nichts zu wollen, Nichts zu thun, Nichts zu denken. Aber es gibt Etwas, das mehr werth ist, als glücklich zu seyn: Mensch zu seyn.

Hie und da fiel es der Gräfin ein, in's Theatre Français oder Feydeau zu gehen. Ich war immer in ihrer Loge und gab ihr die Hand, wenn sie in den Wagen stieg. Talma und Mademoiselle Duchesnois flößten mir große Bewunderung ein, nie aber konnte ich Elleviou, oder Martin, oder dem Gezwitscher der komischen Oper Geschmack abgewinnen; Deutschland und Italien hatten mich verdorben.

Die Gräfin hatte eine Leidenschaft: sie spielte gern die Elegante. Ihre Lakaien waren gekleidet wie Prinzen; sie schmählte mit ihrem Gemahl, wenn er sich den Aermel beschmuzte; sie war geputzt, wie eine Göttin und hörte gar zu gern sagen: ihr Salon sey der eleganteste von ganz Paris.

Ich that mein Möglichstes, um gut angezogen zu seyn, aber meine Rente war zu klein, und trotz meiner Anstrengung, mit ihr so lange als möglich auszureichen, kam ich oft in Gefahr, schon vor Ablauf des Jahres mit ihr fertig zu seyn.

Eines Tages bemerkte ich, daß meine neuesten Beinkleider ziemlich mürbe und an meinem besten Rock die Fäden zu sehen waren. Die Gräfin lorgnirte mich mehr als gewöhnlich, sah mich an, erröthete, sah mich wieder an, und so immer fort.

Mitternacht schlug, wir waren allein. Ich nahm ein Buch und las. Die Gräfin war zerstreut, befangen, träumerisch; ich ertappte sie, wie sie die Augen mit ganz besonderem Ausdruck auf mich heftete: dieß dauerte den ganzen Abend.

Am folgenden Tag war es wiederum das Nämliche; ich wußte nicht recht, was ich denken sollte. Wie! sagte ich, wäre es möglich? die Gräfin — siebenzig Jahre alt — sollte sie daran denken? — o armer Samuel Bach! —

Als dieser Ausruf über meine Lippen war, trat mein Schneider in mein Zimmer.

„Herr Baron," sagte er, „hier ist eine Weste, ein Frack und ein Paar Beinkleider, die ich für Sie gefertigt habe."

„Wie so?" rief ich.

„Die Frau Gräfin hat es bestellt."

„Aber, mein Lieber — "

„Und hat sie bezahlt."

Ich fiel wie aus den Wolken.

Als ich Abends in meiner neuen Kleidung hinabkam, glänzten die Augen der Gräfin vor Freude.

„Sie sind allerliebst,“ sagte sie zu mir leise; „wenn Sie wüßten, wie Sie so mir gefallen!“

Mein Gott, dachte ich, was anfangen? wie mich aus der Sache ziehen —?

Ich beschloß, ein Alleinseyn so viel als möglich zu vermeiden, ich stellte mich leidend und beschäftigt; um Mitternacht beurlaubte ich mich, wie alle Andern, kam erst zur Tafel herab und bemerkte endlich mit Vergnügen, daß die Gräfin mich bei Weitem weniger ansehe, und wenn sie mich ansah, nicht mehr seufzte. Ich wollte die Heilung vollenden und ging auf acht Tage nach St. Germain zu einem meiner Freunde.

Dieß war ein ehemaliger Mousquetaire; er war emigrirt. Wir befanden uns zu fünf, oder zu sechs dort, tranken tüchtig, aßen gehörig, machten Abends einen Ritt, gingen Morgens auf die Hasenjagd; ich fiel mit meinem schönen Frack in einen Sumpf und zerriß meine Beinkleider an dem Gestrüppe.

So nach Paris zurückgekommen, warf ich mich wieder in meine alte Kleidung und ging, um mich nach dem Befinden der Frau Gräfin v. F... zu erkundigen. Ich traf sie träumerischer und trauriger als je, sie sah mich an, sie seufzte; ich war in Verzweiflung. Um sie zu zerstreuen, erzählte ich ihr meinen Sturz vom Pferde und die Katastrophe meines Fracks. Diese Erzählung hörte sie mit außerordentlichem Interesse an. Sie stand auf, fächelte sich, klopfte auf ihre Dose und gab Zeichen großer Bewegung.

Zu noch größerem Unglück war der Graf v. F... ausgegangen; wir speisten allein und die Gräfin sagte mir, daß sie diesen Abend keinen einzigen Besuch haben werde.

Ich zog die Tafel so lange als möglich hinaus. Ich sprach von Ludwig XV., von Frau v. Pompadour, von Frau v. Chateauroux, von den Jesuiten, von Voltaire und den Parlamenten, nicht bloß auf's Hören mich beschränkend, sondern für und wider redend. Aber ach, endlich mußte man von der Tafel aufstehen, und ich der Gräfin den Arm bieten und in den Salon gehen.

Frau v. F... setzte sich nieder und stieß einen Seufzer aus, ich blieb so weit als möglich von ihr weg, am Kamin stehen.

Während des Stillschweigens, das für einen Augenblick eingetreten war, sah man, daß für uns Beide eine feierliche Stunde geschlagen hatte.

Himmel, dachte ich, was soll aus mir werden? es ist entsetzlich! — diese Frau vergißt ja, daß ich der Sohn bin — daß mein Vater — mein Gott, und wie sie schnupft! —

Augenscheinlich war die Gräfin in der größten Bewegung, sie mußte mir Etwas zu sagen haben und sich scheuen, mich anzureden.

„Mein Herr,“ sagte sie — unsere Augen begegneten sich; erröthend senkte ich die Meinigen. Ich fühlte selbst meine Verwirrung, und dieß gerade erhöhte sie noch in solchem Grade, daß ich genöthigt war, mich zu setzen.

„Herr Baron,“ versetzte die Gräfin, „ich weiß nicht — aber — Ihre Röthe — Ihre Verlegenheit — Sie errathen mich vielleicht? —

Nun ja, wir Frauen — wir haben unsere Schwachheiten, und ich fühle — daß ich — Ihnen gestehen muß."

„Gnädige Frau!" rief ich voll Angst.

„Gehen Sie nicht, Herr v. Bach, wahrhaftig, ich bin ganz beschämt — ich weiß nicht, wie ich Ihnen erklären soll."

„Frau Gräfin, ich bitte!"

„Die Revolution," fuhr sie fort, „hat Ihnen Alles geraubt, wenn diese Börse — "

Bei diesen Worten konnte ich mich nicht halten. Ich stand auf, trat zu Frau v. F... und sprach mit pathetischem Tone:

„Sie haben Alles für mich gethan, gnädige Frau — ich werde Sie mein Lebenlang lieben, aber nie kann ich für Sie — denken Sie an die Freundschaft, die der Graf v. F... für mich hegt! es wäre abscheulich von mir! —"

Die Gräfin konnte sich nicht enthalten, ein lautes Gelächter aufzuschlagen. Betroffen hielt ich inne.

„Aber gnädige Frau — dieses Geständniß, diese Börse?"

„Ich wollte Sie bitten, sich einen neuen Rock zu kaufen."

Philosophie.

Ich wagte es nicht mehr, der Frau v. F... vor das Gesicht zu treten, und zog mich in das andere Ende von Paris zurück, in Betrachtungen versunken über meinen Unstern, der mich immer im Augenblick, wo mir das Glück etwas lächelte, einen dummen Streich machen ließ. Nun hatte ich keinen guten Tisch, kein gutes Bett mehr, und keine Kammerdiener, die mir die Zeitungen brachten und meine Perücke frisirten; wohl aber hatte ich eine abgetragene Hose, einen abgeschabten Rock und einen leeren Beutel. Erstaunt war ich, mich leichter und aufgelegter zu finden, als je. Ich war wie ein Schüler, der an dem letzten Tag vor den Ferien die Sonne aufgehen sieht. Ich gehörte mir selbst an, denn ich sah mich genöthigt, zu handeln und zu wollen. Mein Blut schlug kräftig in den Adern; blitzschnell drängten sich die Ideen in meinem Gehirn; ich fühlte etwas Lebhafteres, als Glück, ich fühlte Leben in mir.

In jenem Augenblicke schwärmte ich viel auf dem Felde der Philosophie. Ich erkannte die Nichtigkeit dessen im Menschen, was dem Wechsel unterworfen ist, und die Größe dessen, was Nichts ändern kann. Ich ließ vor meiner Seele mein Leben nach allen seinen Gestalten sich spiegeln. Nach einander sah ich mich mit den rothen Schuhabsätzen des Höflings und den Kamaschen des Landmanns. Ich sah mich flüchtig als Violinspieler, als Lehrer der Violine, als Sprachlehrer, als Tischgenosse des Grafen und der Gräfin v. F... In diesen verschiedenen Schicksalen erkannte ich mein Ich, das sie alle, wie ein Kleid, an- und ausgezogen hatte. Das gab mir Muth, und nun legte ich nicht viel Werth mehr auf diese vorübergehenden Formen, da das Herz des Menschen fest stehen blieb.

— Auf! sagte ich, Samuel Baron von Bach, du mußt eine neue Vermummung annehmen.

Die Welt ist nur ein Ball, wo Narren....

Gestern warst du fröhlich, so sey denn heute ernst.

— Ich wurde Correktor in einer Buchdruckerei.

Was ich in meiner Buchdruckerei gewann, gab, zusammen mit meiner kleinen Rente, mir die Mittel, gemächlich zu leben. Ich war, was sehr leicht ist, in dem lärmenden, glänzenden Paris zum unbekannten Einsiedler geworden, und philosophirte so ganz, wie es mir beliebte. Für einen kräftigeren Geist macht die Schellenkappe, der der gewöhnliche Ehrgeiz nachjagt, Nichts so lächerlich, als sie selbst auf dem Haupt getragen zu haben. Ich wußte den Werth der gesellschaftlichen Auszeichnungen zu schätzen; ich begriff, daß die wahre Gesellschaft nur zwischen denkenden Wesen bestehe, und daß unter dieser vergoldeten Oberfläche des menschlichen Lebens es ein anderes Leben gebe, welches in den Augen Gottes das wahre sey. Die ganze materielle, in die Sinne fallende Schöpfung, die ganze sichtbare, äußere Gestaltung der Staaten ist nur darum zu Stande gebracht worden, um jenem geheimnißvollen Leben, dem Leben des Geistes und Herzens zur Hülle zu dienen. Ich vermißte daher keineswegs den Grad in der armseligen Hierarchie, von dem ich herabgestiegen war, wenn ich um eine Stufe mich höher zu der Betrachtung des Rechts und der Wahrheit erheben konnte. Ich that noch mehr. Ich kapitalisirte meine kleine Rente, kaufte ein Patent zu einer Buchhandlung, errichtete eine Leihbibliothek und schrieb über meine Thüre: Samuel Bach, Buchhändler, wie Mirabeau, mein Vetter, über die seinige geschrieben hatte: Mirabeau, Tuchhändler.

Selbst jetzt, nachdem ich durch die Ergiebigkeit meines Handels ein ziemliches Vermögen gewonnen habe, möchte ich nicht in die große Welt zurückkehren und meinen Titel als Baron v. Bach wieder annehmen. Ich bin alt, ich habe meine feste Lebensweise, halte sie für gut, und will sie beibehalten. Ich sehe über die Bewegung der Geister hin, wie sie zu unserer Zeit in Philosophie und Kunst sich gestaltet. Die Bücher, welche ihr Ausdruck sind, werden in meiner Buchhandlung verkauft und in meiner Leihbibliothek gelesen, und die Schriftsteller drängen sich in meinem Vorzimmer, wie in dem eines Königs.



Aus den Memoiren eines Banquiers.

Zweites Bruchstück.

Keinem Mitgliede unserer Gesellschaft hat die erste französische Revolution so übel mitgespielt, als dem Friseur, und weder die Restauration noch die zweite Revolution hat ihn in seine ursprüngliche Rechte wieder einzusetzen vermocht. Welch' ein Mann von Wichtigkeit war solch' ein Friseur noch vor vierzig Jahren, als er im puderbestaubten grauen Frack, Brenneisen, Kämme und Pomadebüchsen in der Tasche, und den mächtigen Puderbeutel von Leder in der Hand, von Haus zu Haus lief, um seine Kunden zu bedienen. Er französirte sich gern und war eine allerliebste Carrikatur, die sich ganz wie von selbst darbot. Es gab gesuchte Friseure, die ohne Hut umher liefen, die Witterung mochte seyn, wie sie wollte, und nur im Regenwetter sich mit einem Schirme, nie aber mit einem Hute bedeckten. Diese steckten den Frisirkamm stets in den Chignon, gleichsam wie eine Trophäe, und wußten sich viel damit. Das Bewußtseyn, jeden Morgen die zartesten Locken der hübschesten Köpfchen unter den Händen zu haben, gab diesen Männern Aplomb und süffisantes Wesen, wodurch sie ungemein imponirten. Das Gefühl, daß nur sie cour- und ballfähig machten, erhob sie in der That über die Sphäre gewöhnlicher Erdenmenschen. Dem Friseur zu gefallen, ließen sich die zierlichsten und vornehmsten Herren und Damen schon Tages vorher coeffiren, und brachten eine Nacht im quälendsten Zustande sitzend zu, um nur zur rechten Zeit fertig zu seyn. Denn der geschickteste Friseur hatte doch nur zwei Hände, und hundert Köpfe, das heißt zu coeffiren, und nur ihn wollte man, nur er verstand es, wie sonst Keiner. Wir haben das Alles an uns vorüberschwinden sehen, ohne ihm die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir sind zu fahrläßig in solchen Punkten. Wir lassen sorglos Thiergattungen aussterben: Steinböcke verschwinden, selbst die Gemse wird schon selten, und Friseure sind so ausgeartet, daß man sie kaum wieder erkennt. Die Friseurbuben oder Garçons-perruquier sind als ganz ausgestorben zu betrachten. Sie gehörten ehemals zu der lustigsten Straßen-Bevölkerung, und machten sich in

ihren bemehlstaubten Jacken, zwischen Schusterjungen und Schornsteinfegern, als sehr angenehme Gegensätze bemerkbar. Sie trugen in langen Kasten die frisch frisirten Perrücken den Kunden in's Haus; diese Last hinderte sie jedoch nicht, an den verschiedenen Straßen-Belustigungen gleich den andern Gassenbuben Antheil zu nehmen. Sie setzten dann nämlich ihre Last aus der Hand. Wenn man bedenkt, wie viele junge Leute, durch die Wendung, welche die Mode dem Perrückenmetier gegeben, nunmehr in der Wahl ihres Berufes zweifelhafter geworden, so muß man natürlich einige Besorgniß hegen, um wie viel mehr aber noch, wenn man sieht, daß Maschinen aller Art alle Tage Neuerungen einreißen lassen, welche Menschenhände stets entbehrlicher machen. So sterben nach und nach ganz ehrbare Gewerke und Innungen aus. Wenn nun vollends der Dampf immer mehr die Oberhand gewinnt, so werden am Ende, bei der philantropischen Organisirung der Zuchthäuser, als Fabriken ohne Dampfmaschinen, nur die Verbrecher noch Handarbeit verrichten dürfen und kein ehrlicher Mensch mehr etwas zu thun haben, es sey denn, einen Ofen zu heizen und einen Kessel mit Wasser zu füllen, wenn nämlich auch diese Mühe nicht der Dampf für sich in Anspruch nehmen wird. —

Solche Sorgen kommen uns aber, wenn wir Kinder zu versorgen haben. Ich ging die Reihe der Handwerke in Gedanken durch, und hielt mir dabei die Erscheinungen, die sie mir im Leben gewährten, als lebendiges Bilderbuch vor.

Die Friseure, wie sie uns jetzt vor Augen stehen und gehen, sind schmutzig gekleidete Menschen, die in den Vormittagsstunden sich spärlich auf den Straßen sehen lassen. Sie haben gewöhnlich große Seitentaschen oder Säcke, aus denen nur noch das Brenneisen, als altes Zeichen ihrer hingeschwundenen Würde, hervorragt. Sie müssen einen eleganten Salon pour la Coupe des cheveux unterhalten, obgleich sich ihre besten Kunden zu Hause die Haare schneiden lassen, und bringen die Nachmittage traurig und einsam zu, Pomade oder Haaröl in Töpfchen oder Gläser zu füllen. Glücklich genug, wenn es ihnen gelingt, irgend ein Arcanum zu erfinden. Ihr Einkommen ist nicht das brillanteste, und ich würde unter den obwaltenden Umständen keinem angenommenen Pflege- oder ächten Kinde das Friseurgeschäft anempfehlen.

Die Schneider haben in dem Maße gewonnen, als die Friseure verloren, seit der letzten Staatsumwälzung in Frankreich. Die kostbaren gestickten Kleider machten es den meisten Menschen unmöglich, oft damit zu wechseln. In vielen Familien erbten die reichsten Pracht-Costüme vom Vater auf den Sohn, und dieser trug an seinem Ehrentage denselben Rock, nur mit einigen unbedeutenden Abänderungen, den sein Vater getragen. Jetzt ist es ein Anderes damit. Von allem Wandelbaren hienieden ist die Mode in den Kleiderschnitten und Stoffen das Wandelbarste in der That. Um noch öfter und so recht nach Herzenslust wechseln zu können, werden die Materialien so grob und unscheinbar gewählt, als nur möglich. Sonst ward es einem Menschen in einem alten, abgetragenen Rock erst recht wohl, auf dessen Kragen und Rücken eine gehörige Schicht alter Pomade und

alten Puders lagerte, jetzt macht man eigene Verträge mit den Schneidern, um alle acht Tage neue Kleidungsstücke zu erhalten. Daß die Schneider dabei Seide spinnen, läßt sich denken. Auch besitzen sie in der That große schöne Häuser, und können sich bei nur einigem Glück mit fünfzig Jahren zur Ruhe setzen. Dieses Metier hat seinen goldenen Boden, und es ist vorauszusehen, daß es ihn für lange wohl noch behalten wird. Um jedoch Knaben dem Stande eines Schneiders zu widmen, muß eine eigene Bestimmung obwalten. Nur schwächliche oder verwachsene Kinder, wenn sie einsehen, daß ihnen zu andern Arbeiten die hinlängliche Kraft gebricht, sind geneigt, sich dem tagelangen Sitzen mit untergeschlagenen Beinen und den Millionen kleinen Stichen hinzugeben. Es bleibt ausgemacht, daß einem Schneiderlehrling die Jugend am unerfreulichsten hinschwindet; kommt nun noch dazu, daß so Viele unter ihnen kränklich sind, so muß man sie im Allgemeinen wahrlich beklagen.

Des Schusterlehrlings Leben ist schon reicher ausgestattet. Seine Kleidung ist leichter und freier; er hat nicht so sehr auf den äußern Anstand zu sehen; schon die Art, wie er die Waare — und wären es die saubersten Damenschuhe oder Stiefel — den Kunden hinträgt, weicht bedeutend von der eingewickelten und ceremoniösen Weise der Schneider ab. In neuester Zeit ist aber auch hier ein Mißbrauch eingerissen. Die elegantesten Meister tragen nämlich die Damenarbeit immer selbst zu den Bestellern, um einestheils beim Anprobiren eine oft übel angebrachte Galanterie an den Tag zu legen, und zweitens — bei der immer überhand nehmenden Sparsamkeit in den vornehmen Ständen — die Kunden zu überheben, den Lehrlingen ein Trinkgeld zu verabreichen. Und es schickte sich wahrlich für schöne, reiche und vornehme Damen, solch einem armen, schmutzigen Buben das Leben ein wenig zu versüßen.

Tischler sind Handwerker, die einer großen Portion Glücks bedürfen, um in die Höhe zu kommen. Die sogenannten Bautischler werden bei der jetzt so sehr zur Bauwuth geneigten Menschheit und bei der menschenfreundlichen Idee, für unsere Nachkommen nicht länger als auf dreißig Jahre die Dauer einer Menschenwohnung zu bestimmen, am Besten fahren. Die Möbeltischler sind mehr dem Zufall unterworfen. Gewöhnlich ziehen sie ihren Nutzen nur von Neuvermählten aus der Bürgerklasse, von Schauspielern, die einen lebenslänglichen Contrakt abschließen, und von Schriftstellern, die den dritten Jahrgang eines neu begründeten Journals erlebt haben, und von dort auf eine Dauer bis an's Lebensende schließen. Solche Leute richten sich dann ein, wie man's im alltäglichen Leben nennt, und haben auch genug daran, so lange sie leben. Mit ihnen selbst werden die Möbel wurmstichig und alt, und das erste neue Möbel, das der Tischler wieder in solch ein Haus bringt, ist der Sarg, worin der Hausherr oder Familienvater fortgetragen werden soll. Von der neuen Einrichtung bis zum Sarge liegt aber oft eine lange Reihe von Jahren, und der Tischler ist zu beklagen, wenn er bis dahin unbeschäftigt geblieben wäre. Das Handwerk hat überdieß einen übeln Geruch; Hobelspäne riechen nach Leichen, heißt es im Allgemeinen. Man mag dabei wohl

an den Sarg denken, der im Todtenhause gewöhnlich denselben Geruch verbreitet, wie in der Tischlerwerkstätte. Die Poesie, die in diesem Handwerke liegt, und die schon so oft Stoff zu artigen Gedichtchen gab: daß der Tischler eigentlich unser erstes und letztes Haus zimmert, die Wiege und den Sarg, wird von den wenigsten Tischlern wie andern Menschen gehörig verstanden und gewürdigt. Sie hobeln an beiden ganz mechanisch herum, pfeifen dazu ihr Liedchen, und denken dabei an das Essen, das die Meisterin in der Küche zusammenschmort und das ihnen in die Nase dampft. Ich habe sogar einmal gesehen, daß die übrig gebliebenen Bretter von einer Wiege stante pede zu einem Kindersärgchen verbraucht wurden, und fand das so poetisch, daß ich daraus ein Gedicht gemacht hätte, wenn ich reimen könnte, ohne daß es aber Meister, Gesellen oder Lehrlingen aufgefallen wäre. So sehr stumpft die Gewohnheit Menschen ab. —

Ich habe es nie begreifen können, daß junge Leute Metiers erlernten, bei denen, mit aller Anstrengung, nur ein kümmerlicher Erwerb stattfindet. Welche glückliche Stunde kann wohl einem Knopfmacher schlagen? Ist es nicht entsetzlich, zu denken, wie solch ein Mann sich abquält, und wie die arme Frau friert oder schwitzt — je nachdem die Jahreszeit es mit sich bringt — um die sorgsam fabricirte Waare zu spottbilligem Preise abzusetzen? Wenn wir alle uns in ungarische oder andalusische Costüme mit einem Male würfen — auf solchen finden sich oft an hundert Dutzend Knöpfe — da wäre allenfalls ein guter Gewinn für einen Knopfmacher denkbar, aber so, bei unsern fünf Knopflöchern und nun gar Gehröcke mit einer Reihe! Das scheint zum Verzweifeln eingerichtet. Uebrigens soll der arme Mann sich auch noch nach der Mode richten, bald groß, bald klein, bald rund, bald eckig, so chicanirt sie ihn, und da bleibt ihm auch noch viel liegen. Ich fragte einst einen jungen Meister, der ärmlich wohnte, und bei dem ich ein halb Dutzend Knöpfe kaufte, warum er dieses Gewerbe ergriffen. „Aus Leidenschaft," war seine trockene Antwort. Ich besah mir hierauf den Mann scharf und lange; ein hageres, bleiches Gesicht, tiefe, dunkle Augen, spärliche Haare, einen Zug des Grames um den Mund, Hunger, Kummer und Krankheit nicht zu verbergen. „Aus Leidenschaft," dacht' ich bei mir selbst, „aus Leidenschaft Knopfmacher zu werden und sein ganzes Leben hungern!" Es ist in der That gräßlich, was die Leidenschaften mit uns anrichten.

Ein unangenehmes Handwerk, wobei ein großer Gewinn zu hoffen steht, rechtfertigt schon mehr in meinen Augen Die, welche es ergreifen. Zum Beispiel sind Gerber in der That nicht die beneidenswerthesten Menschen. Beständig unter faulenden animalischen Stoffen zu leben, ist etwas, das ich als freiwilligen Entschluß schwerlich einem vernünftigen Geschöpfe zutrauen möchte. Aber der Gewinn ist so ergiebig, daß die Riechwerkzeuge bestochen werden. Uebrigens hat der Gerber noch Das für sich, daß er in freier Luft sein Geschäft betreiben kann, und tröstet sich damit, daß in Schneider- und Schuhmacher-Werkstätten auch animalische Stoffe gähren und im geschlossenen Raume empfindlicher wirken. Dann ist es notorisch erwiesen, daß die Lohe aus Eichenrinde mit sehr kräftigenden Partikeln den Dunstkreis schwängert,

und diese Hantierung zu einer sehr gesunden erhebt. Dieser übelriechenden Eigenschaft wegen werden die Gerber gewöhnlich in eigene Quartiere gebannt, gleich den Juden. Die meisten Städte haben ihre Gerberstraßen oder Viertel. Dort wohnen oft ihre wohlhabendsten Bürger. Der Gerber ist zugleich Kaufmann; er handelt mit rohen Thierhäuten und mit Leder im Großen. Man kann leicht denken, daß dabei zu gewinnen ist.

Die Maurer und Zimmerleute verdienen auch viel Geld, aber das Handwerk ist beschwerlich. Die sich diesem Geschäfte widmen, müssen einen guten, schwindelfreien Kopf haben, um sich auf den hohen Gerüsten halten zu können. Es hat in der neuesten Zeit so Manchen der Häuserschwindel ergriffen, der sich nie selbst auf ein Gerüst gewagt, sondern Andere für sich bauen ließ; ich bin daher der Meinung, man solle vorerst alle bewohnbaren Gebäude besetzen und ein Wenig mit Bauen einhalten. Da dies in Kurzem von practischen Leuten befolgt werden dürfte, ist es auch nicht rathsam, daß sich zu viele junge Menschen diesen Handwerken widmen.

Die Steinmetzen haben viel mit dem Material zu kämpfen. Es ist schon langweilig, einem solchen Arbeiter zuzusehen, wie muß er selbst sich erst langweilen! Nach unendlicher, einförmiger Bemühung kommt solch ein Block erst zur Form, und dann kann man erst von der Form des Fragments noch nicht auf die Form des Ganzen schließen. Welche Ewigkeit, bis Das dasteht, zusammengefügt! aufgerichtet! Mit einem Wurfe ist da nichts gethan. Und doch hat dieses Handwerk, dem materiellen Theile nach, die meiste Aehnlichkeit mit der edelsten Kunst. So auch muß der Bildhauer hämmern, klopfen, den Stein in kleinen Theilen zu bemeistern suchen. Es wäre zum Verzweifeln, wenn ein Thorwaldsen nicht schon den Gott, gleich Jupiter, im Kopfe trüge, wenn er die Splitter mechanisch vom Blocke springen läßt.

Die Dreher oder Drechsler lernen herrliche Dinge fabriciren, von denen sie aber nur selten Gebrauch machen. Pfeifenspitzen und Pfeifenröhren! darauf hat sie die ungerechte Zeitgenossenschaft reducirt. Es gehört viel dazu, sich hier auszuzeichnen, und daher dreht sich das Leben eines nicht vom Glücke begünstigten Drehers um Arbeitsmangel und Entbehrung.

Alle Handwerker, die zunächst ihren Zweck darin finden, ein dringendes Bedürfniß der Menschen zu befriedigen, und nicht zugleich auf den Luxus gerichtet sind, scheinen zur Armuth verdammt zu seyn. Es liegt kein Widerspruch in dieser Annahme. Jeder Mensch muß alle Tage sein Brod haben, und Brod ist ein Artikel, der nie aus der Mode kommt; aber dennoch gibt es im Verhältniß nur sehr wenig reiche Bäcker. In einigen Städten Deutschlands gehören sie zu den ärmsten von allen Handwerkern, und nur dort, wo sie sich auch dem Luxus hingeben, d. h. Kuchen backen, sind sie wohlhabend. Nichts ist in gut polizirten Staaten aber auch einer so strengen Taxe und Aufsicht unterworfen, als das Brod. Weil Betrügereien in diesem Zweige der Industrie leicht einen Aufstand herbeiführen könnten, wird so streng

darüber gewacht. In Paris sind die Läden der Bäcker mit starken eisernen Stäben verschanzt, um sie bei Emeuten zu schützen, während der Juwelier und Modehändler seine Waaren offen zur Schau legt. Nur Brod wollen die armen Unglücklichen gewöhnlich, und daran läßt sie selbst die im Ueberfluß schwelgende Gesellschaft Mangel leiden und straft sie hart, wenn sie darnach greift, um ihren Hunger zu stillen. Es ist traurig, einen Armen, der einem Bäcker ein Brod stiehlt, Dieb nennen zu müssen! Wie nun einmal die Sachen stehen, ist ein Gewerbe, das streng beaufsichtigt werden muß, wenig abwirft, und bei jedem Auflaufe der Plünderung ausgesetzt ist, das nebenher schlaflose Nächte erfordert, um uns beim Kaffee mit frischen Semmeln zu versehen, nicht sehr anlockend; nicht einmal zu erwähnen, daß die Glut des Ofens die Augen verdirbt, das Stehen vor dem Ofen schiefe Beine hervorbringt, und das Kneten der Taigmasse mir nicht als die geziemendste Beschäftigung für Männer erscheint.

Jene Handwerker, welche nicht auch ihrer Arbeit einen gewissen Grad von Zierlichkeit zu geben im Stande sind oder sie ihr nicht geben dürfen, wenn sie ihrer Brauchbarkeit nicht Eintrag thun wollen, gehören auch zu Denen, welchen ich meinen Beifall vorweg versagen muß.

Die Hufschmiede, die sich auch noch recht mittelalterlich Waffenschmiede nennen, konnten, als sie noch das Letztere wirklich waren, für etwas Großes gelten. Von dem hohen nordischen Alterthume will ich hier gar nicht einmal sprechen, wo ein Waffenschmied auch zugleich der Held war, der seine selbst geschmiedeten Waffen zu führen wußte. Ungefähr wie ein Schriftsteller, der sich heut zu Tage selbst die Feder schneidet, im Sinne des alten Epigramms:

„Des Deutschen Schreibpapier
War seines Feindes Leder,
Der Degen seine Feder,
Mit Blute schrieb man hier.“ —

Jetzt, wo die Schmiede es nur mit Pferden zu thun haben, denen sie die Hufe beschlagen, und ganz gemeine Werkzeuge zu Tage fördern, denen alle Zierlichkeit mangelt, und dennoch dabei den gewohnten, mittelalterlichen Lärm immerfort machen, ohne den es bei ihnen einmal nicht abgehen kann, und stets vor einer starken Flamme stehen müssen, jetzt ist ihr Loos wahrhaft nicht beneidenswerth. Für starke Naturen, die sich schon erprobt haben, ist dies Handwerk jedoch immer noch zu empfehlen, da es einen guten Gewinn abwirft. Zu beklagen ist es, daß dieser eben die Hufschmiede verleitete, große, moderne Häuser zu bauen, und ihre sonst offenen Werkstätten in die Höfe hin zu verlegen. Dadurch verloren unsere Straßen eine ihrer malerischsten Zierden und gewannen an ertödtender Monotonie. Eine von der Glut geröthete Schmiede, mit ihren arbeitenden Gestalten, verunzierte auch selbst unsere schönsten Straßen nicht, sondern gereichte ihr vielmehr zur großen Schönheit.

Die Schlosser verhalten sich zu den Waffenschmieden, wie die sächsische Schweiz zum Berner Oberland. Es ist eine Miniature von diesem. Eben so viel Spektakel bei kleinen Erzeugnissen; eben so sprödes Material und minutiösere Ausführungen; Zierlichkeit zwar, aber keine bestechende, anlockende. Daneben ist das Schaffen der Schlösser, die geheimnißvolle Kunst, sie zu öffnen, kurz das ganze Dietrichwesen mir wie eine Art von geheimer Polizei unter den Handwerken erschienen, der bösen Versuchungen nicht einmal zu gedenken. So lange noch in einigen Städten die Bauwuth dauert, und wir noch nicht wieder so unschuldig werden, um gleich den Orientalen unser Eigenthum offen stehen zu lassen, wird dies Handwerk seinen goldenen Boden haben.

Die gewöhnlichen Faßbinder sind Leute, die, bei erschrecklichem Lärm, der jedem andern Menschen, der kein Faßbinder ist, unerträglich werden muß, ziemlich ungeschlachte Arbeit, nur für das roheste Bedürfniß machen. Die Aristokraten unter ihnen sind die Küfer, Küper, in Bierländern auch vorzugsweise Weinküper oder Weinschröter genannt. Das sind sehr respektable Leute, stellen in ihrer Art Kunstwerke auf, die noch nach Jahrhunderten bewundert werden, wie das Heidelberger Faß, und verstehen sich auch darauf, mit dem Wein umzugehen. Dies ist jedoch kein Handwerk mehr zu nennen, und gehört in den meisten Provinzen Deutschlands in die Categorie der Apotheker.

Korbflechter kommen den gewöhnlichen Faßbindern am nächsten; sie machen aber keinen Lärm und verdienen weniger. Mein Gott! wie dauerhaft ist solch ein Korb, und wer einmal ein Paar Körbe hat, der besitzt daran genug für's Leben. Ich habe zwar die Erfahrung gemacht, daß man aus Leidenschaft Knopfmacher werden kann, aber nie, daß Jemand aus Leidenschaft Körbe gekauft hätte.

Wenn ich's aufrichtig gestehen soll, so sind mir Buchbinder stets als beneidenswerthe Handwerker erschienen und zugleich als Leute von Bildung. Sie gehören in die Klasse der Schneider und Schuster und theilen Manches in der Hanthierung mit ihnen, wenn sie auch nur in wenigen großen Städten, wie Paris und London, dazu berufen scheinen, es ihnen im Gewinne nachzuthun. Sie verfertigen Kleider für den Geist, wenn ich mich so ausdrücken darf, und ihr Material ist auch Leder, Papier, Drath, Leim. Man sieht, daß obiger Vergleich nicht so hinkend ist, als er auf den ersten Blick aussehen mag. Ist ein Buchbinder zugleich Etui-Arbeiter, wie es in unsern Tagen gewöhnlich ist, so ist das wohl ein Handwerk, das sich der Kunst nähert, und an Zierlichkeit wenig seines Gleichen hat. Nur daß es der Mode zu sehr unterworfen ist, scheint mir dabei bedenklich. Jetzt reißt diese allerlei Gegenstände in den Kreis jener Arbeiten, welche mit der eigentlichen Buchbinderei nicht die entfernteste Aehnlichkeit haben, bloß, weil sie mit den beliebten ausgeschnittenen Figuren beklebt, die jetzt überall angebracht werden, und zu denen allerdings Buchbinder-Leim gebraucht wird.

Ein Mensch, der heut zu Tage nichts Anderes ist, wie ein Nagelschmied, ist wahrlich zu beklagen, da er einen Wettkampf mit wunder-

baren Maschinen zu bestehen berufen ist, denen er sicher unterliegen wird. Die Tuchmacher, Strumpfwirker und ähnliche sehr ehrliche und hochzuachtende Innungen werden bald ein ausgestorbenes Geschlecht seyn, an deren Stelle wir Wesen von Holz und Gußeisen treten sehen, die bloß mit Dampf gespeist werden, keine Kleidung brauchen, noch sonstige Bedürfnisse haben, und doch als treue Knechte so gut wie Andere arbeiten.

Wer gleich anfänglich seiner Todesart sicher seyn will, werde Leinweber! Wer sollt' es wohl glauben, daß Menschen, die für den gewähltesten und edelsten Luxus sorgen, eines so elenden Looses theilhaftig werden? Man reise einmal in den Gebirgsländchen des nordöstlichen Deutschlands umher, und beobachte die armen, ausgehungerten Leute, welche die feinste Leinwand weben, woraus die vornehmsten Herrschaften ihre intimsten Kleidungsstücke verfertigen lassen, da sie die Bestimmung erhalten, die hochgräfliche oder hochfürstliche Haut zu bedecken! Man sehe nur einmal diese Leute, welche einem subtileren Epicurismus dienen, als der Koch, der Schneider, der Friseur u. s. w. Erst wenn alle diese rohen Bedürfnisse auf glänzende Weise nach Außen befriedigt sind, wendet sich der Epikuräer nach Innen, und denkt daran, mit dem feinsten, durchsichtigsten Gewebe seinen Körper zu umziehen, um ungesehen von der Welt einem Luxus zu fröhnen, der nur für ihn allein da ist; um zu verhindern, daß die äußern, an sich kostbaren Stoffe nicht unmittelbar seine Haut berühren, sondern durch ein feineres Gespinst, selbst einem zarten Häutchen vergleichbar, sorgfältig vermittelt werden. Wie kostbar und fein auch Sammt, Atlas und niederländisch Tuch seyn mögen, Leinwand ist kostbarer und feiner, und wie herrlich auch seidene Decken und wollene Teppiche gehalten werden, der linnene Damast ist herrlicher als Alles, was man in solcher Art sehen kann! Und die Bewohner des Erzgebirges schaffen Kunstwerke in dieser Gattung und — hungern dabei! Immer liest man in den Zeitungen von der Noth im Gebirge; kommt man aber hin, so erstaunt man über die stattlichen Fabrikgebäude, über den Flor der Städte. Das eben ist der Unterschied zwischen Handel und Handwerk. Das Letztere müht sich ab, der Erstere hat den Nutzen. Es liegt schon in der Berechnung etwas Charakteristisches. Bei Beiden ist die Hand im Spiele, comme de raison. Zum Ersteren gesellt sich die süddeutsche Diminutivsylbe „el“, es ist eine Spielerei dabei, ein leichtes Wesen; bei dem Letztern finden wir ein ganzes Wort und zwar das Schwerste bezeichnend, was Schöpfer und Geschöpf hervorzubringen vermögen: „Werk.“

Wollte man mir Metzger oder Fleischer anführen, so werde ich gestehen müssen, daß dies Geschäft seinen Mann nährt, aber mich dennoch mit einer offenen Abneigung davon wegwenden. Das Todtschlagen, Abstechen, Schlachten, das Oeffnen der Thiercadaver und was damit verbunden, das Viertheilen, Hacken und Schneiden, das Fellabziehen, das Wühlen im Blute sind Neigungen, die angeboren seyn müssen, um darüber urtheilen zu können. Wie es keinen vernünftigen Vater wohl geben kann, der seinen Sohn zwingen würde, Metzger zu werden, so sollte aber auch kein Vater es nicht zugeben wollen, wenn

sein Sohn eine unbezwingliche Neigung an den Tag legte, es werden zu wollen. Hoffnungsvolle Jungen davon zurückhalten, hieße Galeeren und Zuchthäuser bevölkern; denn wer die Lust zum Blut mit auf die Welt bringt, werde in Friedenszeiten um des Himmels willen Metzger, oder, so weit es seyn kann, Scharfrichter, um seiner Neigung auf erlaubte Weise und ohne Nachtheil für die Gesellschaft ein Genüge zu thun.

Es gibt nun aber noch eine Menge von Handwerkern, die ich hier nicht nennen will. Zum Theil würde ich mich nur wiederholen müssen, oder es wären solche, zu denen sich nur selten Liebhaber finden. Ich könnte, was die Ersteren betrifft, hier noch die Tapezierer, die Bildhauer gewöhnlicher Gattung, denn von den Künstlern ist hier überhaupt nicht die Rede, die Lakierer, die Zimmermaler und Anstreicher, die Wagenbauer, die Passementiere und Bortenwirker, die Zinngießer, die Plattierer und Gürtler, die Klempner, die Sattler, die Hutmacher, die Büchsenschäfter, die Schwerdtfeger nennen, und zu den Letztern die Brantweinbrenner, Lichtzieher, Seifensieder zählen, Leute, die durch die Mäßigkeitsvereine, die Gasbeleuchtung und das raffinirte Lampenöl, so wie durch haushälterische Frauen, welche ihre Seife selbst bereiten, bei ihren beschwerlichen, übelriechenden Arbeiten fast keinen oder doch nur sehr geringen Gewinn ziehen. Die Gold- und Silberschmiede wollen den Handwerkern nicht mehr angehören, und nehmen mit lauter Stimme ihren Antheil an der Künstlerinnung, gleichwie im Mittelalter, in Anspruch; größtentheils machen sie sich in unsern Tagen durch die Vollkommenheit ihrer Hervorbringungen dieser Auszeichnung würdig. Eben so wollen die Buchdrucker und Schriftsetzer sich den Handwerken nicht beizählen lassen, obgleich ich ihnen kein größeres Recht als den Schriftgießern einräumen zu können glaube, die doch nie mehr seyn wollten. Wär's nicht sonderbar, wenn die Buchdrucker sich für mehr erachten wollten, als Derjenige, der ihnen das Manuscript geliefert? und ist es nicht notorisch erwiesen, daß viele Schriftsteller nichts weiter als Handwerker sind?

Ich kann und will mich nicht darauf einlassen, diesen Punkt hier näher zu erörtern, um die löbliche Schriftstellerzunft, zu welcher ich mich nun einmal nicht zählen darf, nicht gegen mich aufzubringen. Wie dem nun aber sey, und so wenig ich in diesem Kapitel auch im Stande gewesen bin, meine Ansichten über diesen Gegenstand deutlich und klar an den Tag zu legen, so darf ich doch versichern, daß ich reiflich darüber nachgedacht und mich nicht genug verwundern kann, einen Vater sagen zu hören: „Der Junge soll ein Handwerk lernen!" — Welches? wird nach meiner Ueberzeugung stets eine große Frage bleiben. Hier scheint es mir leichter zu seyn, Glück und Zufriedenheit für's ganze Leben von seinem Kinde zu scheuchen, als wenn man ihn die Handlung oder Studien treiben läßt. Welche Kraft gehört für einen gut organisirten Jüngling dazu, sich in der Sphäre seiner Mitgesellen wohl zu fühlen, und den Genüssen, die er vielleicht Sonntags in dem Hause seiner Eltern hat, für die lange, übrige Woche zu entsagen? Nein — Ihr, die Ihr nicht selbst Handwerker seyd, laßt Euere Kinder nicht Handwerker werden; sie mögen eines erlernen, um

sich im Falle der Noth, wenn unvorhergesehenes Unglück sie trifft, davon Gebrauch zu machen. So kannte ich einen armen Grafen, den seine Familie verstoßen hatte, als Tapezier, und einen unbemittelten Baron, der im Geheimen für einen Buchbinder arbeitete. Aber ich kannte auch einen Schauspieler, der seine Jungen Zimmerleute werden ließ, den Sohn eines Kaufmanns, der Hufschmied, und den Sohn eines jüdischen Banquiers, der Schuhmacher wurde. Unglückliche Eltern! Unglücklichere Kinder! Sie waren als Gesellen liederlich, und gingen als Meister zu Grunde. Ausnahmen kann es zwar geben, aber auf Ausnahmen rechnen, stimmt nun einmal mit einem soliden Geschäftsmann nicht zusammen.

Ich war nun aber mit mir einig, die beiden Kinder, die mir der Himmel zugewiesen, und für die ich als Vater zu sorgen mir vornahm, kein Handwerk erlernen zu lassen. Aber was sollten Sie denn werden? —



Der Vater Napoleons.

Erinnerungen eines Greises.

Ich war beinahe seit einem Jahr in Clermont-Ferrand (1813), wo ich als Inspektor des Buchhandels funktionirte, als ich die Bekanntschaft eines achtzigjährigen Greises machte, welcher Ritter Renaud de Beauregard hieß, und ältester Bruder des Grafen von Montlosier war, der früher bei der konstituirenden Versammlung sich befand, und jetzt Pair von Frankreich ist.

Der Ritter von Beauregard hatte die Welt gesehen und darin allerlei getrieben; zuerst war er Jesuit, alsbald aber bekam er die Kutte satt, und hatte den Helm des Mars aufgesetzt. Zur Zeit der Revolution war er Hauptmann im Regiment Beaujolais. Er emigrirte, kam aber noch den 18. Brumaire nach Frankreich zurück, und wohnte 1813, zur Zeit als ich ihn besuchte, in dem alten Schlosse des Roches, welches auf der halben Höhe des Puy de Dome in dem gefährlichen Engpasse des Goules liegt. Dieses alte Schloß seiner Väter war nach einer Familiensage, die der Eigenthümer mir mittheilte, von Franz I. erbaut worden, und der in Stein gehauene Salamander über seinem alten Thore sollte das unwiderlegbare Zeichen seines erlauchten Erbauers seyn. Der Salamander war jedoch nicht als ein Emblem seiner Lage zu betrachten, denn die Kälte erreichte jeden Winter eine Höhe von 20 bis 22 Graden. Holz fehlte jedoch hier oben nicht, und man that sich gütlich bei einem tüchtigen Feuer.

Eines Tages, als der Ritter, seine alte Haushälterin und ich am Kamine saßen, fielen meine Blicke zufällig auf ein großes geöffnetes Heft, das auf einem Tische vor uns lag; die Seiten waren getheilt, und die eine Columne beschrieben, während die andere noch leer gelassen war, wahrscheinlich um Bemerkungen hinein zu zeichnen. Ich las das Wort Graf Bonaparte auf der vollgeschriebenen Columne. „Was bedeutet diese Inschrift?" fragte ich lachend meinen Wirth. „Soll sie sich auf den Kaiser beziehen?"

„Nicht auf den Kaiser," erwiderte er, „sondern auf seinen Vater, den ich vor Jahren kannte."

„Sie kannten ihn?“ sagte ich.

„Ich war sogar sein Freund, und wohnte seiner Hochzeit bei.“

„Erzählen Sie mir das, Chevalier. Wie froh bin ich, endlich einmal etwas von dem Ursprung des Fürsten zu erfahren, über den die Biographen sich noch nicht verständigen konnten, da der Parteigeist die Thatsache verdunkelt und entstellt hat.“

Der Chevalier ließ sich nicht lange bitten, und erzählte mir das Folgende.

„Ich war in Antibes nach meinem Grad im Regiment in dem Fort Carré angestellt, wo der Graf Aubeterre kommandirte. Da er von dem Podagra sehr heimgesucht wurde, so lag er fast beständig im Bette, und ich hatte seine Geschäfte zu besorgen. Wir empfingen im Fort die vornehmsten Einwohner der Stadt, welche dem Statthalter des Königs ihre Ehrfurcht bezeugten, und auch einige fremde Offiziere, worunter sich zwei Chefs eines korsischen Regiments befanden, welche unter dem Verdachte, als begünstigten sie die Plane ihrer Mitbürger für Paoli, von der Insel fortgeschickt waren. Der Eine hieß Graf Bonaparte, er war Oberst, und der Andere Major, Namens Butafoco. Diese beiden liebenswürdigen und wohlerzogenen Insulaner waren gleich mir große Liebhaber der Jagd. Fast jeden Morgen, so bald die Thore des Forts geöffnet wurden, sahen wir sie mit ihrem Jagdzeuge daher kommen, jedoch nur zu Fuß und von einer bescheidenen Meute, aus drei Hunden bestehend, begleitet; denn wir beschränkten uns auf den Krieg mit Hasen und Rebhühnern.

Ich ging mit ihnen, und nach einigen Stunden kehrten wir zurück mit irgend einem nützlichen Beitrag für die Küche des Grafen Aubeterre, dessen Tischgenossen meine beiden Freunde gewöhnlich waren. Ich verband mich sehr enge mit dem Grafen Bonaparte, und außer unsern Jagden gingen wir auch spazieren, und unterhielten uns in vertraulichen Gesprächen über Alles, was unser Lebenslauf Merkwürdiges darbieten konnte. Das Leben des Grafen war voll interessanter Thatsachen; er erzählte mir von seiner Insel, von den Sitten ihrer Einwohner, von ihren Gebräuchen, von ihrem lebhaften Freundschaftsgefühl, von ihren lang genährten Feindseligkeiten, von ihrer grausamen Rache, von ihrer Rechtlichkeit, ihrer Treue in Erfüllung von Verpflichtungen, kurz von lauter unbekannten Dingen, denn Korsika war damals für einen Franzosen ein so neues Land, wie Kamtschatka oder Spitzbergen. Ich trug wenig zu dieser angenehmen Unterhaltung bei, denn ich hatte ihm nichts als einige Jugendstreiche, einige Regimentshändel und die Actionen mitzutheilen, denen ich beigewohnt hatte, die jedoch ihr Interesse verloren, durch das geringe Studium, welches ich einem Stande gewidmet, dem ich noch nicht lange angehörte, und für den ich eigentlich gar nicht bestimmt gewesen war.

Wenn das Meer ruhig war, gingen wir in einer schönen Schaluppe, die einer meiner Freunde, ein Schiffskapitän, mir überließ, nach Nizza. Dort lernten wir den Senator Alberti kennen, einen reichen und unterrichteten Mann, der uns herzlich aufnahm. Er hatte nur eine Tochter, die so viel Schönheit und andere gute Eigenschaften besaß, daß man auch ohne ihr ansehnliches Vermögen gewünscht haben

würde, ihre Hand zu erringen. Meine bescheidenen Verhältnisse erlaubten nicht, meine Wünsche dahin zu richten, und ich zweifle auch, ob der reiche Senator mir seine Tochter bewilligt haben würde. Mit Graf Bonaparte war es ein Anderes, dem Mademoiselle Alberti auch sehr gefiel. Er seufzte im Stillen und sagte mir nichts davon. Der Graf war ein ziemlich hübscher Mann; sein Gesicht war besonders ausgezeichnet, und zeigte viele Aehnlichkeit mit dem Brustbilde Ludwig XV. auf den Münzen aus seiner letzten Regierungszeit. Da ich seine Gesinnungen zu kennen glaubte, so zweifelte ich nicht, daß seine Besuche bei dem Senator so uneigennützig wie die meinigen seyen; denn wir theilten uns über diese Herzensangelegenheit nichts mit.

Eines Tages nahete er sich mir mit einer verschlossenen Miene als gewöhnlich. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen," sagte er, „und ich fordere von Ihnen einen freundschaftlichen Rath, wie man ihn einem Menschen schuldig ist, für dessen Glück und Zukunft man sich interessirt, und den man selbst auf Kosten seiner Eigenliebe und seiner Neigung aufzuklären wünscht. — Ich erhielt diesen Morgen einen Brief aus Ajaccio von meinem Onkel, dem Domherren, von dem ich einige Mal mit Ihnen gesprochen habe. Er bittet mich, ihn auf seinem kleinen Landsitze an dem Liamone zu besuchen, und wissen Sie, warum?"

„Wie sollte ich es wissen? Was könnte nicht Alles in Ihrem Vaterlande auf Sie warten?"

„Er will mich verheirathen; die Partie, die er mir anträgt, ist sehr beachtenswerth, Person, Vermögen, Alles ist dabei."

„So scheint es mir, daß es gut wäre, nicht länger zu zögern; denn nach Allem, was Sie mir von dem Charakter Ihres Onkels erzählt haben, so wird er Sie nicht betrügen wollen, und eben so wenig würde es möglich seyn, ihn zu betrügen. Ich rathe Ihnen also, so schnell als möglich seinen Wünschen zu entsprechen; denn ich glaube nicht, daß sich ein Hinderniß Ihnen entgegen stellen könnte."

Bei diesen Worten blickte ich ihn scharf an. Er lächelte, drückte meine Hand und sagte mir in's Ohr:

„Sie irren, es ist ein Hinderniß da, und ein sehr mächtiges. Errathen Sie nichts?"

„Nein, ich schwöre!"

„Und unsere Besuche bei dem Senator Alberti?"

Dieses Wort zeigte mir Alles klar und deutlich.

„Sollten Sie in die Tochter verliebt seyn? In der That, ich belausche meine Freunde nicht, und sehe nur das, was sie mich sehen lassen wollen."

„Vortrefflicher Mensch!" sprach er, mir mit Leidenschaft die Hand drückend. „Nun wohl, so gestehe ich Ihnen, daß ich verliebt bin, zum Sterben verliebt in Mademoiselle Alberti."

„Und liebt sie Sie wieder?"

„Das weiß ich noch nicht; doch glaube ich, in ihren Blicken gelesen zu haben, daß ich ihr nicht gleichgültig sey."

Dieß Alles wurde in einem ziemlich kalten Ton gesagt, woraus ich abnahm, daß das Vermögen des Senators bei dieser Neigung des korsischen Offiziers wohl den Ausschlag geben mochte.

„Und was wollen Sie in dieser Ungewißheit beginnen?“ fragte ich.

„Frei hintreten und Alberti um die Hand seiner Tochter bitten.“

„Ich fürchte, daß er sie Ihnen verweigert. Er liebt das Geld, und Sie haben nur wenig; er sucht für seine Tochter eine sichere Stellung, und die Ihrige ist in diesem Augenblicke sehr precär.“

„Ich denke wie Sie, doch würde ich mir es nie verzeihen, nichts versucht zu haben. Ich gehe Morgen nach Nizza, wollen Sie mich begleiten?“

„Sehr gern.“

„Dürfte ich auch auf Ihre Freundschaft rechnen, wenn ich in der Prüfung nicht bestünde? Sie wissen, die Liebe schüchtert ein.“

„Ich werde ganz zu Ihren Diensten seyn, nöthigen Falls mit Wort und That.“

Wir begaben uns andern Tages nach Nizza, und gingen, kaum ausgeschifft, zu Herrn Alberti. Der Senator empfing uns mit gewöhnlicher Höflichkeit. Er schien den Antrag des Obersten mit vielem Interesse anzuhören, und antwortete ihm mit der größten Freimüthigkeit, daß er sich sehr geschmeichelt und geehrt fühle, daß er aber dem Glücke seiner Tochter Alles opfern müsse. „Ihre gegenwärtige Stellung,“ sagte er, „so wie Ihr geringes Vermögen sind Hindernisse, die ich berücksichtigen muß, wenn ich nicht die Zukunft meiner Tochter gefährden will.“ Dabei blieb er. Ich mochte sagen, was ich wollte, ihm mit den schmeichelndsten Farben den Charakter meines Freundes malen, seine Geradheit, selbst seine Hoffnungen, von denen ich mir zu sprechen erlaubte, Alles war umsonst, und wir wurden gezwungen, nach Antibes zurückzukehren, ohne den kleinsten Trost mit uns zu nehmen, ja, selbst nicht einmal Mademoiselle Alberti gesprochen zu haben. Des Senators Kaltblütigkeit überzeugte uns, daß unsere weitere Bemühungen in nichts seinen Entschluß zum Wanken bringen würden, und daß der Graf hier sein Spiel verloren geben könne.

Einige Tage darauf schrieb der Domherr auf's Neue und zwar dringender. Er meldete seinem Neffen, daß kein Augenblick zu verlieren sey, und wenn er zögere, sein ganzes Projekt scheitern würde; zugleich wiederholte er, daß er auf Schönheit und Vermögen Rechnung machen könne.

„So wollen wir fort,“ sagte ich zum Grafen; „hier ist nichts zu bedenken.“

„Wir, sagen Sie? sollte Ihre Freundschaft so weit gehen, mich nach Ajaccio zu begleiten?“

„Und zweifeln Sie? Es handelt sich um Ihr Glück.“

Er umarmte mich.

„Wohlan, so schwer es mir auch wird, ich will meinem Schicksal folgen, und den Wünschen meines Onkels nachkommen.“

Zwei Tage darauf bestiegen wir eine Felouque, nach dem Golf von Sagone, und eine glückliche Ueberfahrt brachte uns bald zu der Wohnung des Domherrn. Der gute Herr erwartete uns schon, und empfing uns mit einer Freude, die er durch so lebhafte Pantomimen ausdrückte, daß alle Worte überflüssig waren. Sein Haus lag an den Ufern des Liamone, in geringer Entfernung von Ajaccio. Die

Lage war herrlich und malerisch. Wir verfügten uns noch denselben Abend nach Ajaccio, nachdem der wackere Domherr uns gesagt hatte, daß es Mademoiselle Ramolini sey, die Stieftochter des Herrn Fesch, des Einnehmers von Ajaccio, die er dem Obersten zur Frau bestimmt habe. Er stellte uns dort vor, und wir wurden sehr artig aufgenommen. Die Zukünftige war im Salon, wo einige Spieltische besetzt waren; sie saß neben ihrer Mutter. Herr Fesch präsentirte den Grafen und mich (als den Unzertrennlichen seines Neffen) seiner Frau und Schwiegertochter. Diese letztere war von hohem Wuchse und sehr angenehmer Gesichtsbildung. Sie hatte eine bescheidene Haltung und ein artiges Benehmen. Mein Freund schien sehr glücklich; eine schöne reiche Braut (man versprach ihm eine tüchtige Mitgabe), das war Alles, was man erwarten konnte. Doch schien es mir, daß ihr Umfang ein wenig stark war, und wer boshaft hätte seyn wollen, konnte leicht eine Schwangerschaft von mehren Monaten voraussetzen. Ich kämpfte jedoch diese Bemerkung, die mir irgend ein Teufel eingeflößt haben mochte, nieder, und wünschte recht herzlich dem Grafen Glück zu dieser Verbindung.

Die Spieltische leerten sich; die Gäste gingen fort, und wie wir uns so nun allein mit der Familie befanden, wurde von der Verheirathung gesprochen und die Sache in's Reine gebracht. Mademoiselle Ramolini hatte dem Grafen gefallen, der bald für sie Mademoiselle Alberti vergaß, welches mir den Beweis lieferte, daß ich richtig geurtheilt hatte, als ich seine Absichten auf sie für interessirte hielt. Einige Tage später wurde das Paar getraut.

Ich verließ Ajaccio mit Bedauern; aber mein Urlaub war zu Ende und die Krankheit des Herrn von Aubeterre erlaubte mir nicht, ihn zu verlängern. Ich wurde mit Artigkeiten von der Familie entlassen, und die beiden Gatten besonders bezeugten mir die lebhafteste Betrübniß über meine Abreise. Ich mußte ihnen versprechen, in einiger Zeit nach Ajaccio zu kommen, um Zeuge ihres Glücks zu seyn; ich versprach es, und wir verließen uns mit Thränen in den Augen. Leider war ich nicht so glücklich, Wort halten zu können. Das Regiment Beaujolais bekam Befehl, die Provence zu verlassen, und ich schrieb an den Grafen, ihn davon in Kenntniß zu setzen und ihm mein Bedauern darüber auszudrücken. Seine Antwort enthielt Alles, was die heißeste Freundschaft einem edlen Herzen eingeben konnte. Wir blieben lange im vertrauten Briefwechsel, und er hörte erst auf, als mein Regiment zu weit versetzt wurde; ich erfuhr seinen Tod, der in Montpellier statt gefunden hatte; er war an einem Magenübel gestorben, das die Kunst der Aerzte nicht zu heilen vermochte."

Herr von Renaud erzählte nun, daß er im Jahr 1801 in den Bädern von Vichi mit Madame Bonaparte, der Mutter des ersten Konsuls, zusammen getroffen sey. Man hatte ihre Ankunft früher angemeldet, und er war so glücklich, ihr beim Heraussteigen aus dem Wagen den Arm reichen zu können. Da sie überrascht war, so viel Galanterie bei einem Manne seines Alters zu bemerken, so bezeugte sie ihm ihre Dankbarkeit in sehr huldvollen Ausdrücken.

„Ich lächelte," erzählte der Chevalier weiter, „und sagte, indem

ich ihr die Hand küßte, daß ich eine alte Bekanntschaft von ihr sey, und sie bäte, mir erlauben zu wollen, mich in ihr Gedächtniß zurückzurufen. Sie schien überrascht; wir stiegen die Treppe hinauf, die zu ihren Zimmern führte, und dort bat sie mich um die Lösung der räthselhaften Worte, die ich so eben gesprochen hatte. Ich beeilte mich, sie ihr zu geben, und ihr alle Umstände meines Aufenthalts in Ajaccio herzuzählen. Sie erinnerte sich Alles dessen, und unter der runzlichen Hülle war sie so gütig, den lustigen Offizier von Beaujaulais wieder zu erkennen. Sie schien ganz entzückt darüber, überhäufte mich mit Freundschaftsbezeugungen, und wiederholte mir unaufhörlich, wie glücklich sie sey, mich in Vichi angetroffen zu haben.

Die schmeichelhafte Auszeichnung, die sie mir zu Theil werden ließ, befremdete die Badegäste, mehr aber noch die Einwohner, die es nicht begreifen konnten, daß der alte Renaud, der am Ende seiner Laufbahn war, die Aufmerksamkeit einer Frau auf sich ziehen konnte, von der einen Blick zu erhaschen, sich Jeder glücklich wähnte. Sie trug sich mir bei der Abreise an, jede meiner Bitten bei ihrem Sohne unterstützen zu wollen. Was mich betraf, so war ich außer dem Spiele; allein ich habe Kinder. Doch wagte ich nichts zu fordern. Sie erinnern sich wohl ohne Zweifel, daß der Ritter Renaud de Mons, General-Inspektor der Militärschulen, in den Jahren 1785 und 86 den Kaiser, der damals in der Militärschule zu Brienne war, eine Zurücksetzung erfahren ließ und ihn nicht in die Militärschule nach Paris als einen der ausgezeichneteren Schüler sandte.

Dieß Unrecht wurde zwar durch den Minister wieder gut gemacht, aber der nachmalige Kaiser mochte wohl die Erinnerung davon bewahren. Der Ritter Renaud de Mons war mein Neffe, und ich besorgte, daß diese nahe Verwandtschaft mir eher von Schaden als von Nutzen seyn könnte. Er war ein geborener Italiener — ein Korse! Was mir einst sein eigener Vater über den rachsüchtigen Charakter seiner Landsleute mitgetheilt hatte, war nicht im Stande, mich zu ermuthigen. Ich dankte also Mad. Bonaparte und behielt die Verwandtschaft mit dem General-Inspektor für mich.

Als sie Vichi verließ, bat sie mich, daß ich sie so in Paris, wie vormals in Ajaccio besuchen möchte. Allein ich kam meinem Versprechen, das ich ihr machte, nicht gewissenhaft nach; ich wünschte mich nach meinem Berge zurück und auch mein Podagra stellte sich wieder ein. Mein Ehrgeiz war erloschen, ich sehnte mich nur nach Wärme und Ruhe, und Alles, was ich früher erlebt hatte, erschien mir jetzt nur wie ein angenehmer Traum."

Dieser umständliche Bericht, den ein Mann mir erstattete, der allen Glauben verdient, scheint mir ein nicht zu verwerfender Beitrag zur Biographie eines Mannes, der das Erstaunen der Welt auf sich zog. Ich gebe hier Alles ohne Bemerkungen und Erläuterungen, allein ich bekräftige auf meine Ehre, daß ich Alles so niedergeschrieben habe, wie es mir Herr Renaud de Beauregard mitgetheilt. Das Zeugniß seines Bruders, des noch lebenden Grafen von Montlosier, kann übrigens als Bürgschaft der Wahrheit gelten.

A. D'Aldéguier. (Revue du Midi.)

Ueber die Etikette.

Von der

Gräfin von Bradi.

Die Etikette ist bei den Höfen, was die Gebräuche in der gewöhnlichen Welt sind, nur mit dem Unterschiede, daß die Welt bei einigen Individuen die Unkenntniß oder die Verachtung der Gebräuche duldet, während bei Hofe der Fürst selbst der Etikette unterworfen ist; die Gebräuche nehmen reißend schnell eine andere Gestalt an, während die Etikette sich in ihrer ursprünglichen Gestalt erhält.

Lange glaubte man, die Beobachtung der Etikette trage zu der Festigkeit der Throne bei, und das möchte in den Staaten wahr seyn, wo eine mächtige Aristokratie den Monarchen umgibt, zwischen welcher und seiner Person eine Schranke unterwürfiger Gebräuche bestehen muß, die im Auge des Volkes nichts gilt, während die Höflinge sich dieselbe zu überspringen scheuen. Indessen sieht man nicht, daß die Etikette der Höfe von Persien und Konstantinopel, in der Verfallperiode des römischen Reichs, die Herrscher vor Untergang und Ermordung geschützt hat, obgleich sie eine Art von Gottheiten aus ihnen machte.

Nicht das Verlangen allein, den Stolz und die Eitelkeit zu befriedigen, hat die Etikette erzeugt; sie dient dazu, die Ordnung in den Pallästen zu wahren, den Rang in seine Stufen zu theilen, den Dienst zu regeln, Discussionen zuvorzukommen, die Unfähigkeit und die Gebrechen des Fürsten der Kenntniß derer zu entziehen, die ihn so in der Nähe zu sehen bekommen, dann hilft sie den Höflingen Langeweile und Ungeduld verbergen, und indem sie auf der einen und auf der andern Seite den ersten Regungen der Natur Zügel anlegt, hält sie den König und seine Unterthanen in den richtigen Gränzen, weil sie auf Alle einen gleichmäßigen Druck ausübt.

Die von der Nation angenommene Regierungsform mag seyn, welche sie will, so wird sich immer eine Etikette zwischen denjenigen gründen, welche die Gewalt ausüben, und denen, welche sich ihr unter-

werfen; als Ausfluß der Ordnung wird sie stets mehr oder minder durch die Vernunft bedingt seyn. Die Disciplin in einem Regimente rücksichtlich der Achtung der Untergebenen gegen ihre Chefs ist nur eine unerläßliche Etikette.

Die Etikette unterscheidet sich nach den Ländern. Diejenige, welche man am Hofe von Frankreich vor 1789 beobachtete, beruhte mehr noch auf Traditionen, als auf geschriebenen Verordnungen; handelte es sich um eine Heirath, einen Todesfall, um den Empfang eines Staatskörpers oder eines Botschafters, stellten sich unvorhergesehene Umstände ein, so befragte man die Greise, und sie bestimmten nach der Ueberlieferung, nach irgend einer vielleicht von hundert Jahren her sich datirenden Anekdote, die man ihnen erzählt hatte. Das während der Krönungen, des Empfangs der Ritter, und der den verschiedenen Staatskörpern gegebenen Audienzen beobachtete Ceremoniell, bildete einen Theil der Etikette; sie bezeichnete den Platz, den man einzunehmen hatte, die Zahl der Schritte, die man machen mußte, ja sogar die Weite der Mäntel. Es war ein Zwang, aber bei den großen Versammlungen wurde dadurch jede Verwirrung vermieden; und es konnte immerhin nicht so sehr erniedrigend erscheinen, sich in Folge eines festgestellten Gebrauches in den letzten Rang versetzt zu sehen, als durch Schätzung des persönlichen Werthes dahin verwiesen zu werden.

Der König von Frankreich handelte vom Aufstehen angefangen, nach den Gesetzen der Etikette, denn nach ihrem Range reichten ihm die Almoseniers das geweihte Wasser, das Gebetbuch; und die Prinzen, Würdenträger, als Leute vom Dienste, das Hemde und die andern Kleidungsstücke. In der Kapelle, im Cercle, beim Spiele, im Theater, auf dem Balle, auf der Jagd, im Rathe war Alles nach der Etikette geordnet. Als Ludwig XV. beschloß, der Depeschen Rath solle stehend gehalten werden, so sprach man davon als von einer Neuerung. Es gehörte eine lange Gewohnheit dazu, um Nichts zu vergessen, was sich auf die Etikette bei den Mahlen bezog; denn das Herbeibringen und Legen der Nef *) und des Cadenas **), das Kosten, das Darreichen der Serviette, wurde nur unter Beobachtung vieler Förmlichkeiten vollbracht. Nach den verschiedenen Orten, wo sich der König befand, konnten verschiedene von seinen Hausbeamten die Ehre, ihn zu bedienen, fordern; heftige Streitigkeiten erhoben sich oft über diesen Gegenstand, das nannte man seine Rechte wahren. Die Frauen waren nicht minder unterthänig, nicht minder anspruchsvoll, wenn es sich um die Etikette handelte. Es mußten Kirchenfürsten, Parlamentsglieder, Edelleute vom höchsten Range in das Mittel treten, als Mademoiselle von Vaudemont bei Gelegenheit eines Balles tanzen

*) La Nef nannte man ein gewisses silbernes und vergoldetes Gefäß in Gestalt eines Schiffes, worin das Tafelzeug für den König und die Königin befindlich war.

**) Eine Art Futteral, worin Messer, Gabel und Löffel für die höchsten Herrschaften steckten.

sollte. Die Königin Anna von Oestreich, welche der altfranzösischen Etikette noch die spanische beigemischt hatte, flößte ihrem Sohne eine solche Verehrung für diese Förmlichkeiten ein, daß er sich stets darnach richtete und sein Beispiel sowohl, als sein Wille verwandelte dieselben in strenge Gesetze für seine Nachkommen und die Höfe. Die Königin von Frankreich und ihre ganze Umgebung waren demselben Joche unterworfen. Heute mußte dieses Vergnügen, morgen jene Zerstreuung stattfinden. Bei dem Tode eines benachbarten Souverains erfüllte die Versicherung des Herrn von Maurepas, daß das Piquet zur Trauer gehöre, die Gemahlin Ludwig XV. mit Freude, die vor Langeweile zu sterben fürchtete, wenn sie nicht Karten spielte. Als Maria Antoinette von Wien kam, um Ludwig XVI., der damals noch Dauphin war, zu heirathen, fand sie, die nur die Einfachheit und Gemächlichkeit des östreichischen Hofes kannte, die französische Etikette unerträglich, und wegen der Langweile, die sie darüber fühlte, klagte man sie der Geringschätzung und des leichten Sinnes an; der Name Madame de l'etiquette, den sie ihrer Ehrendame gab, verletzte diese so sehr, daß sie sich bei Ludwig XV. darüber beklagte; und die junge Erzherzogin, die noch nicht sechszehn Jahre zählte, erhielt darüber einen strengen Verweis. Als die unglückliche Maria Antoinette Königin wurde, unterwarf sie sich wohl mit der ihr natürlichen Anmuth den auferlegten Gesetzen, und erwarb sich dadurch die zärtliche Liebe der Prinzessin von Chimay, ihrer letzten Ehrendame. Von dieser Prinzessin ließ Kaiser Napoleon Belehrung fordern, als er durch Wiederherstellung des alten Regime zu seinem Vortheile einen neuen Hof bildete. Madame de Chimay antwortete der zur Befragung beauftragten Person: „Haben Sie die Güte, dem Kaiser zu sagen, daß ich außer dem Wohlwollen und dem Unglücke derer, welche ich bedient, Alles vergessen habe."

Durch die Etikette bei den Prinzen von Geblüt war keine so große Entfernung zwischen ihnen und den Leuten befestigt, welche man ihnen beigab. Man wurde dem König zuerst vorgestellt, hernach den Prinzen, und nur mit seinem Gutheißen zu den Ehrenstellen in ihrer Bedienung zugelassen. Wenn man schrieb, mußte man sich über die in den Briefen hergebrachte Etikette unterrichten lassen. Während eine Particulière die Aufschrift setzte: à la Reine, setzten die Prinzessinnen bei: madame et souveraine. Sollte eine Dame vorgestellt werden, so lehrte man sie rückschreitend sich entfernen, und ihre Schleppe durch einen Stoß mit der Ferse werfen. Der König küßte die vorgestellten Damen auf die Wange, und diese ergriffen den Saum des Rockes der Königin, als wollten sie ihre Lippen darauf drücken, was die Königin aber nie duldete. Die Herzoginnen faßten den Rock weniger tief, als die andern Frauen. Das Niedersitzen auf ein Tabouret war ein Reservatrecht der Herzoginnen und femmes titrées; die andern hatten nur Feldstühle. Um ihren Majestäten Etwas anzubieten, nahm man die Handschuhe ab; eben so, um Etwas von ihnen zu empfangen; man bat nie in ihrem Namen, sondern man lud ein; man sagte nicht, sie begleiten, sondern ihnen folgen; man erhob sich, wenn

sie tranken oder nießten. Alle diese Etiketten beobachtete man auch bei den Prinzessinnen von Geblüt; aber die Damen bekamen hier Stühle mit Rücklehnen. Die Prinzessinnen empfingen die Gesandten liegend, um sie nicht begleiten zu dürfen; und die Cardinäle endigten ihre Visiten erst, wenn sie von den Prinzessinnen zweimal Eminenz genannt worden waren. Die Prinzessinnen nannte man Madame, und man sprach mit ihnen in der dritten Person; zu den Prinzen von Geblüt sagte man „Monseigneur" und nicht „mein Prinz," dieser Titel wurde nur denen gegeben, die nicht zur königlichen Familie gehörten, wie den Prinzen von Montmorency, Rohan, Talleyrand u. s. w., wie auch den fremden Prinzen von Aremberg, Hohenlohe und Andern. Die Damen nannten nur die Prinzen von Geblüt und die Bischöfe Monseigneur.

Die Ehrenauszeichnungen des Hofes bestanden nach der Etikette für die Männer darin, daß sie in den Wagen des Königs fuhren, daß sie diesem auf die Jagd folgten, dem Spiele der Königin beiwohnten, den Handleuchter hielten und dergl.; einige von diesen Dingen kamen den Ausübenden nach dem Rechte, andern durch Begünstigung zu. Man kratzte an die Kammerthüre des Königs, und wenn man herauskrat, durfte man die Hand durchaus nicht an das Schloß legen; ein Huissier mußte öffnen. In den kleinen Appartements beobachtete man keine Etikette; achtungsvolle, höfliche Manieren genügten.

Man könnte ganze Bände mit den Einzelnheiten der am französischen Hofe beobachteten Etikette anfüllen. Manche ließen sich deuten als alte Gebräuche der Monarchie, oder als Achtungsbezeugungen für die souveraine Majestät, oder als erhaltende Vorsichtsmaaßregeln für die Person des Königs; aber viele andere von diesen Gebräuchen sind albern, und nicht weniger albern ist es, sie ängstlich zu befolgen. Wer sollte glauben, daß ein hoher Beamter Karl X. den 29. Juli 1830 sich weigerte, in die Kammer seines Herrn einen von Paris, wo man sich eben todt schlug, abgesandten Courrier einzuführen, weil die Etikette nicht erlaubte, in das Gemach des Königs einzudringen, nachdem er eingetreten war und den Dienst entlassen hatte?

Diese so unbequeme Ordnung muß indessen große Vortheile bieten, denn ein Mann, dessen Talente in der Herrscherkunst anerkannt sind, Bonaparte, beabsichtigte die Wiederherstellung der Etikette, als er Kaiser geworden war. Trotz seiner Modificationen konnte er es nicht verhindern, daß sie mehr lächerlich als nützlich erschien. Sein Genie, seine Eroberer-Größe konnten für die Etikette nicht thun, was die Zeit allein zu thun vermocht hatte; und in seiner eigenen Familie fand er Widerspruch, nicht wegen des Annehmens, sondern wegen der Leistung der Honneurs. Seine Schwestern, welche seit ihrer Krönung gern gestatteten, daß ihre Damen die Schleppe ihres Mantels trugen, wollten nicht die des Mantels der Kaiserin tragen. Napoleon mußte das Edict geben, er werde nicht einmal dulden, daß man am Tage seiner Salbung krank sey.

Die mit religiösen Gebräuchen vermischte Etikette des römischen Hofes überrascht die Fremden. Der Kelch wird dem Pabste dargereicht,

der, wenn er öffentlich das heilige Abendmahl nimmt, mit einem goldenen Röhrchen den Wein herauszieht. In Madrid wurde die Königin, Gemahlin Karl II., lange von ihrem Pferde im Hofe des Palastes geschleift, weil die Etikette Jeden mit dem Tode bestrafte, der den Fuß der Königin berührte, und diese war mit dem Fuße im Steigbügel hängen geblieben. Die Granden Spaniens bedecken das Haupt vor dem König, der kniend bedient wird. Die englischen Botschafter setzen ein Knie vor dem König auf die Erde und küssen ihm die Hand. Die Stirne im Staube empfängt man in China, in beinahe ganz Asien und Afrika die Befehle des Gebieters. Diese von der Etikette geforderten Formen haben nichts Erniedrigendes für die Person und setzen sie weder in ihren eigenen Augen noch in denen Anderer herunter; sie beweisen weder Vorzüge noch Schwächen. In den Gebräuchen der Nationen, in der Sanction der Zeit liegt ihre einzige Kraft, weil die natürlichen Affekte und das Urtheilsvermögen wenig zu ihrer Gründung beigetragen haben. Die Achtung für Eltern, Greise und alle schwachen Geschöpfe ist eine durch die natürliche Religion erleuchtete Forderung des Gewissens; die Achtung für Jeden, der einer Funktion obliegt, sey es als Priester, als Magistrat, als Militär, als Verwalter, ist durch die Vernunft erzeugt und gewürdigt. Die Etikette ist eine Reihenfolge zufälliger Umstände, welche eine hohe Civilisation ordnen wollte; sie folgt den Phasen dieser Civilisation, die man ebensowohl verdammen, als frei sprechen kann, so sehr mischen sich Gutes und Böses in ihr.

Briefe aus München.

II.

Als heute ein Bekannter athemlos an mir vorüberflog, fragte ich schnell, was es gebe? „Es ist eine Neuigkeit in der politischen Zeitung!“ antwortete er und eilte weiter. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich erschrack, denn was konnte die Politische zu einem so ungewöhnlichen Verfahren veranlaßt haben. Es war aber nichts daran, der Eilfertige war getäuscht worden und ich auch. Dabei fällt mir ein, daß ich in meinem letzten Schreiben zweier Gerüchte aus Wien erwähnte, die seitdem als nicht bestätigt abgestorben sind. Sie waren nicht wahr, hätten es aber doch seyn können, und eben diese Möglichkeit gab Veranlassung, daß bei Erörterungen darüber manche verborgene Gesinnungen und Ansichten sich herauskehrten, und darauf kommt es an, wenn man ein Spiegelbild des Verkehrs nach Innen wie nach Außen aufstellen will, denn in der Gesinnung liegt die That verborgen, und Meinungen sind auch thatsächlich oder streben es zu werden. Die orientalische Frage ist jetzt an der Tagesordnung und interessirt uns spezieller, weil sie Griechenlands Zukunft berührt, die uns allerlei Sorge macht. Dudley Stuarts und Roebuks Drohungen im englischen Parlament erschrecken uns nicht, und Palmerstons glatte Beschwichtigung beruhigt uns nicht, wir rechnen vielmehr auf die Furcht vor einem allgemeinen Krieg. Wenn auch manche Besorgnisse geschwunden, manche innere Zerwürfnisse geschlichtet, manche Anstände gehoben sind, und die Cabinette nach Außen hin sich freier bewegen können, so wissen die feinen Staatskünstler doch recht gut, daß jeder Krieg zwischen den europäischen Hauptmächten, wie entfernt auch sein Schauplatz wäre, eine Menge vertagter, aber noch schwebender Fragen vibriren machen würde, die sich unversehens zur Erledigung drängen könnten. Sind nun auch die Seerüstungen nicht so bedrohlich, wie sie scheinen, so läugnen wir doch nicht, daß die orientalische Frage eine gefährliche Spannung bleibt und gleichsam ein politischer Septimenaccord ist, der gelöst werden muß, um die Harmonie herzustellen, und leicht könnte zu dieser Lösung ein Kanonenschuß den Grundton angeben; lieber möge sie uns aus einem diplomatischen Tintenfasse zufließen. Der ganze ärgerliche Verdruß mit dem plauderhaften Portfolio hat uns sehr

scandalisirt. Diese englische Presse ist doch verzweifelt naiv, so unverholen diplomatische Geheimnisse aus der Schule schwatzen, die so mühselig eingefädelt, so fein fortgesponnen waren, und ein so ungeheures Couriergeld gekostet hatten! Mancher Minister würde offenbar dabei in die Faust lachen, wenn das fatale: „Heute dir, morgen mir!“ nicht wäre. Aber das ist es eben, wer ist sich da klug genug. Jedermann weiß, daß man, wäre es auch nur des Gefolges wegen, Legations-Sekretäre haben muß, und wie legitim sie auch sind, oft muß man, um ihre Legitimität zu ersetzen, fähige Agenten und Faiseurs haben, wenigstens in solchen Geschäften, die über den Bereich der Etikette und der Repräsentation gehen. Dann sind in einer diplomatischen Canzlei Duplicate nicht zu vermeiden, und wie gefährlich sind die einer solchen unverschämten Neugierde der Journalpublicisten gegenüber. — Eine zuverläßige Geheimschrift gibt es kaum mehr, gar zu viele Menschen können jetzt dechiffriren, und noch ist kein diplomatisches Rothwelsch erfunden, das Uneingeweihten völlig unverständlich wäre. Wer nun auch in der Portfolio-Angelegenheit der Verräther seyn mag, ob der chamäleontische Urquhart, den man ja in Constantinopel bald als Grieche, bald als Türke gesehen haben will, oder der Italiener Latour aus der Warschauer Canzlei, gleichviel, der ganze Vorgang ist eine derbe Lehre für die Diplomaten. Wie soll ich Ihnen aber unsere Bestürzung schildern, als wir das Unglück mit den Orangelogen in England erfuhren? Einen so wohlorganisirten Verein mit einem Prinzen an der Spitze durch eine königliche Sanction ruinirt zu sehen! Und wiederum ist es diese Oeffentlichkeit, die sich unberufen in fremde Angelegenheiten mischt. Unser Trost ist nur, daß dergleichen in Deutschland nicht vorkommen könnte, dagegen sind wir Gottlob gesichert.

Der Carneval ging zu Ende, wie er begonnen hatte. So lange der Carneval im eigentlichsten Sinne des Worts eine öffentliche Person war und sich auf Straßen und Plätzen frei und ungehindert herumtummeln konnte, brachte er Freude, Lustigkeit und Tollheit aller Art für Junge und Alte, für Hohe und Geringe, für Arme und Reiche. Seitdem er aber philiströs geworden, unter polizeiliche Aufsicht gestellt ist, sich nicht mehr auf den Straßen gemein macht, und nur in erleuchteten Sälen gegen Einlaßkarten zu sehen ist, kennt ihn Niemand mehr, und er lebt, so zu sagen, nur noch in der Tradition. Zu seinem Andenken gibt man noch Maskenbälle, wenn man Bälle so nennen will, auf denen die Herren mit dem Hute auf dem Kopfe herumgehen. Vom Maskenspiel und dem daraus hervorgehenden Maskenvergnügen kann natürlich keine Rede seyn, denn das ist undenkbar ohne das Maskenrecht, und das kann nicht mehr bestehen, die Behörde ist viel zu neugierig, versteht keinen Spaß, und will nicht mystifizirt seyn. Bei unsern Maskenbällen kommen Alle hin mit der Forderung, unterhalten seyn zu wollen, und aus eben dem Grunde langweilen sich Alle. Bei einem Maskenball soll das Publikum sich selbst zum Besten geben, und das will Niemand mehr. Wo ängstliche Rücksichten und Furcht, sich blos zu stellen, obwalten, da können Lust und Fröhlichkeit nicht aufkommen. Der Carneval stammt bekanntlich von den Bacchanalien, welche die ersten römischen Christen sich nicht nehmen ließen, und die

Bischöfe waren klug genug, sie ihnen zu lassen. Dafür gab ihnen Telesphorus im zweiten Jahrhundert n. Chr. die vierzigtägigen Fasten, und Gregor der Große nachher den Aschermittwoch. Die haben wir nun auch, aber der bacchantische Charakter des Carnevals ist verloren gegangen. Darüber wollen wir uns nicht beklagen. Die Wintervergnügungen sind nun meistens bei uns auf den Carneval berechnet und bleiben demnach eingeklemmt zwischen dem Advent und den Fasten; in dieser Zeit aber überstürzt man sich im unaufhaltsamen Jagen nach Zerstreuungen, überrennt das Ziel, und kommt vor lauter Gesellschaften nicht zur Geselligkeit. Aschermittwoch kam heran, und den feierten wir, wie gewöhnlich, mit Fastenschmäusen. Wir beginnen in der Regel die Fasten mit einer Unverdaulichkeit.

Strauß „Leben Jesu“ ist hier verboten worden, was man in einem zum größten Theil katholischen Staate kaum tadeln kann. Dies Buch kann freilich nur von Gelehrten verstanden werden, denn es citirt nicht allein alle Bibelstellen in den testamentarischen Ursprachen, sondern setzt offenbar solche Leser voraus, die alle verschiedenen Auslegungsarten der Controversstellen kennen. Eine Erörterung dieses Werkes kann nicht hieher gehören; bereits gruppirt sich eine Literatur darum. Dazu nun haben wir auch ein Scherflein beigetragen. Franz Baader hat nämlich bei G. Franz ein Sendschreiben an Dr. Malfatti in Wien über das „Leben Jesu“ herausgegeben. Wir sind gewohnt, von dem Verfasser über wichtige Zeitfragen kurze Winke und Andeutungen zu vernehmen. Diesmal hat er nicht einmal einen vollen Druckbogen in Anspruch genommen. Ob nun Strauß durch Baader's kathegorische Behauptungen abgewiesen sey, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, und nur folgende Worte des Sendschreibens anführen: „In dem Nichtfortgeschrittenseyn der positiven Religionswissenschaft seit langer Zeit hat man den Hauptgrund des dermalen schier völlig erloschenen Glaubens an die religiöse Geschichte, somit auch an die Tradition, nämlich des Progresses der destructiven Doctrin zu suchen.“ Die hiesige Nationalzeitung brachte einen Artikel über, oder eigentlich gegen den Protestantismus, der aber nicht sonderlich davon erschüttert werden wird. In Augsburg soll man mit den Benediktinern ausnehmend zufrieden seyn, so daß man nicht daran zweifelt, daß diesem Orden auch in andern Städten Erziehungshäuser eingeräumt werden. Auf dem Lande in Altbaiern machen die Franziskaner sich besonders beliebt, mehre Gemeinden bewerben sich um Niederlassungen dieser frommen Väter, ein Wunsch, der ihnen schwerlich versagt werden wird, da es ihnen an Aspiranten zu Novizen nicht fehlen soll. Die Nationalzeitung enthielt auch einen Aufsatz gegen fremde Gelehrte, vor deren Anstellung besonders man ernstlich warnte, und dabei auf das kluge Benehmen Oestreichs hinwies, das „mehr als vor der Lustseuche und der Pest sich vor der Anstellung fremder Gelehrten gehütet habe.“ Jemand bemerkte in demselben Blatte, der Verfasser jenes Aufsatzes habe in seinem Fremdenhasse übersehen, daß Oestreich doch keine so unüberwindliche Scheu gegen fremde Gelehrte haben könne, da es mehre in seine Dienste genommen, von denen nur Gentz, Fr. Schlegel, Pilot und Jarke genannt wurden.

An dem Main- und Donaukanal soll nun bald gearbeitet werden. Auch die Vorarbeiten zu den Eisenbahnen zwischen hier und Augsburg, so wie von dort nach Nürnberg, sollen baldigst beginnen. Einige Hindernisse können nun wohl erwartet werden, da unser Zwangsveräußerungsgesetz nur auf Grundeigenthum Anwendung findet, das zu Staatsstraßen gebraucht werden muß, die Eisenbahnen aber sind Privatunternehmungen, und eine Abänderung des Gesetzes kann nur mit Billigung der Stände geschehen, die erst Anfangs künftigen Jahres zusammentreten werden. So viel man merkt, sind die meisten Actien in feste Hände gekommen. Wenn übrigens die Agiotage sich auf sie werfen will, so wird es schwer seyn, es zu verhindern, denn erschwerende Bestimmungen, wie daß der ursprüngliche Actienunterzeichner für alle Nachzahlungen haften soll u. dergl., wird die Spekulationswuth nicht verscheuchen. Unsere Nationalbank macht gute und solide Geschäfte, und die Direction entspricht ganz dem öffentlichen Vertrauen. Eine Tagsbegebenheit, die viel Aufsehen erregte und einigen unnöthigen Lärm machte, war ein alberner und allerdings boshafter Carnevalspaß, den man sich mit Dem. von Hasselt erlaubte. Während diese mit Recht beliebte Sängerin als „Norma“ im Theater beschäftigt war, wurde ihr eine Schachtel in die Garderobe gebracht. Als man diese öffnete, sah irgend ein gemaltes scheußliches Ungethüm daraus hervor, dessen Anblick die Künstlerin so heftig erschreckte, daß die Darstellung der Oper aufgehalten wurde. Man gab sich alle Mühe, den Urheber dieser Infamie zu entdecken, was aber nicht gelang, er hätte sonst eclatante Abbitte thun müssen. — In der Kunstwelt ist gerade nichts Neues von Bedeutung vorgefallen, aber viele begonnene größere Arbeiten schreiten ihrer Vollendung entgegen. Die Arbeiten an den Bauten sind wieder aufgenommen. An den Standbildern, welche in die Nischen an der Glyptothek kommen, wird vom Bildhauer Leeb fleißig gearbeitet, so wie auch an denen, welche den Dachfries der Pinakothek zieren sollen. Vor der Glyptothek hat dieser Winter einige Zerstörung angerichtet, nämlich nicht am Gebäude, sondern an der Straße, die daran vorbeiführt. Diese hat nämlich, um das Gebäude zu heben, abgegraben werden müssen, so daß nun von den beiden höheren Theilen das Wasser dort zusammenfließt, und, da es durch die Abzugskanäle nicht schnell genug abgeleitet werden kann, den Boden dermaßen aufgelockert, daß die Straße für Wagen gesperrt werden mußte. Auch das Kriegs-Ministerium in der Ludwigsstraße liegt auffallend tief, und hat bei großen Regengüssen das Wasser von einem Seeministerium; man weiß nicht recht, wie man diese Gebäude in's Trockene bringen soll. Das neue Postgebäude auf dem Max-Josephs-Platze wird bis zum Herbst vollkommen fertig seyn. In einige Säle der nun ganz ausgeräumten alten Gemäldegallerie am Bazar wird die Sammlung von chinesischen Kunstsachen und Merkwürdigkeiten hinkommen, die der König vor einigen Jahren in Rom kaufte, und die in ihrer Art sehr schön seyn soll. — Im Theater sahen wir eine sehr gute Darstellung von Lessings „Nathan.“ Die Wiederaufnahme dieses in manchen Beziehungen so vortrefflichen Stücks war ohnedieß interessant in einem Augenblicke, wo die Religionsansichten des Wolfenbüttler Fragmentisten, die in Nathan

dem Weisen beinahe ganz ausgeprägt sind, wieder hervorgesucht und zur Sprache gebracht worden sind. Eßlair's Nathan ist noch immer vortrefflich, so frisch, warm und eindringlich, wie er ihn nur immer in seinen besten Jahren gegeben haben mag. Herr Dahn war sehr ausgezeichnet als Tempelherr. Es ist erfreulich, zu sehen, wie dieser junge Künstler immer entschiedener einer höheren Kunstentwickelung entgegenschreitet, Angewöhntes abstreift und frei schafft und gestaltet. Der Carneval brachte uns zwei neue Possen. „Zu ebener Erde und erster Stock“ von Nestroy gefiel sehr und mit Recht. Das Stück hat eben keine tiefere Bedeutung, aber die Handlung ist gut scenirt und hat manche belustigende Scenen. Die Doppelbühne ist nicht bloß eine äußerliche Erscheinung, sondern die Gleichzeitigkeit der Gegensätze bietet ein eigenes Interesse, das mit Geschick benutzt wird. Die Darstellung war besonders gelungen. Herr Lang als Damian, Herr Forst als Johann und Herr Heigel als Goldfuchs spielten ausgezeichnet gut. Ausgestattet und in Scene gesetzt war das Stück mit besonderem Fleiß; es ist viermal vor vollen Häusern mit lebhaftem Beifall gegeben worden. Die zweite theatralische Carnevalsneuigkeit war „die Reise auf gemeinschaftliche Kosten,“ nach dem Französischen von Forst lokalisirt. Es fand keine ungünstige Aufnahme. Herr Heigel gab uns als Pfefferkorn das Spiegelbild eines Philisters und copirte so treu nach dem Leben, daß Jederman das Original erkannte. Er gefiel außerordentlich, nur nicht dem Original, das sehr ungehalten gewesen seyn soll. Mad. Schröder ist nun von unserer Bühne abgetreten. Daß der Abgang einer so großen Künstlerin für jede Bühne ein Verlust seyn muß, versteht sich von selbst. Ihrem Rollenfache und ihrer Eigenthümlichkeit zufolge hat sie zwar keinen ausgedehnten Wirkungskreis, aber in manchen Charakteren, die sie mit schöpferischer Kraft scharf und bestimmt gestaltete und mit Begeisterung durchführte, bleibt sie unvergeßlich. Sie trat zum letzten Mal als Isabella in der Braut von Messina auf, und ihre vortreffliche Darstellung wurde mit der größten Auszeichnung aufgenommen. Sie wurde mehremal herausgerufen, und als sie am Schlusse erschien, und einige herzliche Abschiedsworte gesprochen hatte, trat Herr Eßlair, der im Stücke den Chorführer gesprochen hatte, hervor, sprach einige Worte der ehrendsten Anerkennung und setzte ihr einen Lorbeerkranz auf's Haupt. Der stürmische Beifall zeigte hinreichend, daß er das Organ der Gesinnung des ganzen Publikums war.



Feuilleton.

Litteratur.

Als eine der interessantesten Erscheinungen der Litteratur muß man die vor einigen Tagen von Foisset herausgegebene Sammlung noch nicht gedruckter Briefe von Voltaire an Friedrich II., den Präsidenten Brosses und andere Personen betrachten. Die Mehrzahl dieser Briefe, deren authentische Autographa sich in verschiedenen Händen befinden, scheinen von Voltaire in der Hoffnung geschrieben worden zu seyn, daß sie dem Publikum immer ein Geheimniß bleiben würden. Sie enthalten interessante Urtheile über gleichzeitige Schriftsteller und stehen oft in direktem Widerspruche mit dem, was Voltaire an andern Stellen geäußert hat; seine Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit gewinnt daher durch diese Vervollständigung seiner Werke eben nicht gerade. Hier giebt er sich ganz ohne Umhüllung seiner Gedanken und Empfindungen, während er in den Schriften, die er bei seinen Lebzeiten dem Drucke übergab, sich an einer Komödie zu belustigen schien, die er dem Publikum mit seinen Ansichten spielte. Die Correspondenz des Patriarchen von Ferney und des Präsidenten von Brosses, nebst den Antworten, welche sie hervorgerufen, sind ganz darin aufgenommen, und gerade in den vertrauten Aeußerungen an den letzteren liegen die hauptsächlichsten Widersprüche. Diese Sammlung bildet so ein äußerst schätzbares Supplement zu der Charakteristik des großen Schriftstellers, ein historisches Document von mehr Werth, als Alles, was von Voltaires vertrautesten Zeitgenossen über diesen an das Licht gefördert worden ist.

Die französische Roman-Litteratur hat es, wie die Historien-Malerei der Franzosen, in den letzten Decennien hauptsächlich mit dem Schauererregenden zu thun. Dolch und Gift, Mord und Tod spielen die Hauptrolle. Blutschande und ähnliche kleine Vergehen sind nothwendige Attribute, Pfeffer und Salz zu Essig und Oel. *Antony Beraud* ist weiter gegangen, das lesende Publicum braucht den Mordscenen nicht nachzulaufen, um sich vom Schauer erfüllen zu lassen; es braucht nicht einen dicken Band durchzuarbeiten, bis es zum Anbringen gelangt. Galgen und Rad stehen gleich auf dem Titelblatte. Beraud hat seinen Roman schlechtweg „Le Pendu" der *Gehängte* genannt. Er hat den Inhalt seines Werkes zum Aushängschilde genommen. Das ist bequem; wer kein Fleisch kaufen will, tritt nicht ein, wenn er auf dem Schilde einen Fleischer abgemalt sieht, der eben

lein Kalb abschlachtet. Es wäre nicht übel, wenn das Nachahmer fände, und die Hauptaction stets als Titel benützt würde. —

Theater im Hotel Castellane in Paris.

Das Hotel Castellane vereinigte in den letzten Tagen Alles, was Paris an Schönheit und Geist aufzuweisen hat. In zwei auf einander folgenden Tagen gab die ausgezeichnete Truppe der Herzogin von Abrantes Vorstellungen vor einer Versammlung, der in dem glänzend erleuchteten Saale der zuvorkommendste Empfang bereitet war. Die Herzogin spielte die Rolle der Madame Greffrie in dem Stücke gleichen Namens, und der doppelten Schöpfung — sie war zugleich Verfasserin des Stückes — wurde der reichste Beifall gespendet. Die bescheidene Dame schien tief bewegt, als ihr die entzückte Gesellschaft eine Krone um das Haupt schlingen ließ, als auf Verlangen sie als Verfasserin genannt worden war. Nachdem man noch „Der Liebe und des Zufalls Spiel" gegeben hatte, in welchem Stücke die Herzogin abermals als Silvia durch Wahrheit ein schönes Talent für Darstellungskunst erprobt hatte, spielte Mistreß Smithson-Berling eine Scene aus dem vierten Acte des Hamlet, mit tieferschütternder Wirkung bei den Klagen der Wahnsinnigen über den Verlust ihres Vaters. Der Graf Castellane, der im nächsten Jahre ein wirkliches Theater bauen lassen wird, welches zwei Tausend Personen fassen kann, hatte es nicht allein über sich genommen, seine Gäste mit Punsch und ausgesuchten Erfrischungen zu ergötzen, sein reger Sinn für die Kunst hatte dafür Sorge getragen, eine französische Uebersetzung der englischen Scenen austheilen zu lassen, damit Niemand der Sinn der Darstellung entgehe. Mit den Plänen der Herzogin von Abrantes auf Hebung des Schauspiels, werden im kommenden Winter bedeutende Talente aus der Schriftstellerwelt und hohen Gesellschaft durch selbstthätigen Antheil in Verbindung treten. Zur Nachahmung!

Theater von London.

Der alte Braham, den die Kunstliebhaber von London aus Ueberlieferung bewundern, dem die Engländer aus nationaler Liebe zugethan sind, weil er im Anfange dieses Jahrhunderts ein mächtiger Sänger gewesen, muß auf seinen Schultern das schwankende Gebäude des Saint-James Theaters tragen. Wohl hat ihm die Zeit einige sonore Saiten übrig gelassen, wohl ist er immer noch wie ein Riese unter diesen Zwergen der Tonkunst; aber gerade weil er der einzige ist, der etwas zu leisten vermag, sind seine Productionen der Bühne, deren Eigenthümer, Gründer und Director er ist, von keinem besonderen Nutzen. Bei einem Ensemble von Erbärmlichkeit könnte der Fremde wenigstens glauben, das müsse so seyn. Man detonirt auf dem Saint-James Theater mit bewunderungswürdiger Freimüthigkeit; zum Glücke geben sich die Mitglieder nicht das hochmüthige Ansehen einer vollendeten Kunstfertigkeit, wie die Sänger der großen Bühnen von London, die über ihre Ohren zerreißenden Falschheiten den stolzen, mit prangenden Flittern verzierten, Mantel eines affectirten Künstlerthums werfen. Die Mitglieder von Saint-James treten mit ihren Gebrechen gutmüthig lächelnd vor das Publikum und klagen nicht einmal, wie dieß doch sonst bei allen Theatern der Welt gebräuchlich ist, das in der That unter der Würde schlechte Orchester an, wenn ihnen im Gesange etwas Menschliches widerfährt. Braham läßt seine Leute gewähren und, statt sie besser zu ziehen und seinem Repertoire gehörigen Wechsel und größere Mannigfaltigkeit zu verleihen, vergeudet er sein Geld für Anzeigen, daß dieser Lord und jene Lady seinen Saal gestern mit ihrer hohen Gegenwart beehrt haben. Zu dem Mangel an darstellenden Kräften kommt das Elend der Stücke, wozu namentlich die Eröffnungsoper zu rechnen ist; sie heißt: Agnes Sorel, und rührt von einer Dame Beckett her. Sie wird ein nationales Werk genannt und hat in einer Beziehung einen Vortheil vor manchen englischen Opern, indem, wenn das Gedächtniß auch einen Eid schwören möchte, Alles das schon einmal gehört zu haben, die völlige Entmischung der zusammen gestohlenen Bestandtheile großen Schwierigkeiten unterliegt. Der arme Braham kann seiner Stimme mit seiner Bühne zu Grabe läuten lassen.

Paris muß jetzt seine Schätze liefern oder den Mitgliedern seiner Bühne gestatten, in London schwere Pfunde zu holen, wenn man hier etwas Treffliches zu sehen bekommen soll. Eine der liebenswürdigsten und leichtfüßigsten Bayaderen Frankreichs hat den größten Succeß gehabt; ihrer liebenswürdigen Naivetät gelang es, in der Rolle der Sylphide, in der man eine Taglioni gesehen hatte, das Publikum zu bezaubern. Mit Kränzen und Beifallsbezeugungen überschüttet, kehrt sie demnächst über den Canal heim.

Kostenberechnung für Meyerbeer's Hugenotten.

Deutsche Bühnen-Directionen sind schon in großen Jammer gerathen, als sie so tief in die Tasche greifen mußten, um Meyerbeer's Robert der Teufel mit dem Gepränge von Decorationen, Costumen u. s. w. auszustatten, das man als wesentlich erforderlich für eine Oper betrachten muß, welche bei dem musikalischen Aufwande in der Instrumentirung namentlich ohne einen Aufwand in der Scenirung einseitig, wenn nicht gar lächerlich erscheinen würde. Ob diese Steigerungen des äußeren Kampfes nicht auf die übrigen Opern lastend einwirken, die nach ihrer einfacheren Anlage den übergroßen Glanz nicht ertragen würden, ob sie nicht dadurch namentlich schädlich werden, daß man sich an festliche Erscheinungen zu sehr gewöhnt, um das gewöhnliche Leben, mag immerhin viel poetischer Stoff darin liegen, noch schmackhaft zu finden, das wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Hier geben wir, was Meyerbeer's neuestes Werk, wie es zur ersten Aufführung gebracht war, gekostet hatte. Deutsche Directionen können ihren Etat danach stellen:

Decorations-Malerei	53,407 Fr.
Leinwand, Schnürwerk, Schlosserarbeit	9,121 —
Costume	35,402 —
Abschrift der Musik	7,500 —
Auswärtige Musiker bei den Proben	5,240 —
Comparsen und Beleuchtung . .	3,760 —
Besonderer Beleuchtungs-Apparat im fünften Akt	1,400 —
Prämie für den Verfasser des Buches	5,000 —
Schadloshaltung an Meyerbeer bezahlt	20,000 —
Außerordentliches bei den Proben verwendetes Personal u. Supplement an Maschinisten und Arbeitern	14,534 —
Urlaubs-Rückkauf für Nourrit und Mad. Dorus-Gras	14,000 —
Gesammtausgabe —	168,764 Fr.

Eine deutsche Bühne mag nun zwar keinen Urlaub abzukaufen haben, da sie ihre Oper eben geben wird, wenn ihre Sänger von der Reise zurückgekehrt, und ihre Sängerinnen von ihren Unpäßlichkeiten hergestellt sind, dem Verfasser (hier Uebersetzer des Buches, wenn er sich nicht mit der Ehre zufrieden stellen will) giebt man acht Dukaten, die auswärtigen Musiker werden auch keine fünf Tausend Franken kosten, Meyerbeer erhält Nichts, und die, welche seine Musik abschreiben, nicht viel — es bleibt aber darum immer noch ein Sümmchen zu bestreiten. Ein Trostwort — denn gegeben werden muß die Oper doch — liegt darin, daß die neun ersten Vorstellungen gegen 100,000 Fr. eingetragen haben, und daß der Erfolg der Oper im Verlaufe durchaus nicht schwächer geworden ist; die zwei letzten Akte namentlich erfreuen sich immer eines ungetheilten Beifalls.

Französische Dichter.

Chateaubriand, der sich um den litterarischen Ruf seines Vaterlandes so hochverdient gemacht hat, Frankreichs Repräsentant im Auslande in manch' schwieriger Lage war durch seine bis zur Poesie gesteigerte Anhänglichkeit an die erbliche Dynastie zu großen Opfern bewogen worden; er hatte seine Stelle niedergelegt und freiwillig seine Gehalte verloren gegeben, und seine Freunde mußten eine dürftige Zukunft für ihn voraus sehen, da Chateaubriand nur sich selbst eine sorgenfreie Lebenslage zu verdanken haben wollte. Einer von ihnen, der Obrist-Lieutenant Delloye, gründete nun vor kurzem eine Gesellschaft, welche den Ankauf und die Herausgabe von Chateaubriands noch ungedruckten Werken zum Zwecke hat. Diese Werke umfassen die bereits geschriebenen Memoiren, die erst bei dem Tode des Verfassers erscheinen dürfen, den Feldzug in Spanien im Jahre 1823, die Verhandlungen in Verona und was Chateaubriand sonst noch schreiben wird. Dafür hat dieser bereits die Summe von 170,000 Franken ausbezahlt erhalten. Für jedes weitere Werk, außer für die genannten Werke empfängt er wenigstens 20,000 Franken für den Band den er sonst schreibt und überdieß eine Leibrente von jährlichen 25,000 Franken. Chateaubriand ist so plötzlich Rentier geworden, und Frankreich wünscht sich Glück, einen seiner größten Männer vor Nothdurft geschützt zu haben.

Ein interessanter Wettstreit wird dieser Tage in Paris statt haben. Eugene de Pradel, dessen Improvisationen wir vor kurzem berührt haben, fühlt Muth in sich, dem Vaterlande der Improvisation den Kampf anzubieten. Er hat an Cicconi, einen italienischen Improvisator, folgenden Brief geschrieben:

„Mein Herr, ich habe ihrer Improvisation beigewohnt, bei der sie mit unbestreitbarer Superiorität den Tod des Herzogs von Guise in die Scene setzten. Da ich erfahren, daß sie sich noch in Paris befinden, so biete ich ihnen in der Hauptstadt Frankreichs das bis auf diesen Tag noch nie erhörte und vielleicht nie wiederkehrende Schauspiel eines litterarischen Kampfes an. Sie sollen italienisch, ich französisch eine Tragödie in

Versen über einen vom Publikum aufgegebenen Gegenstand improvisiren. Ihr Landsmann Sgricci, mit dem sie das schöne Talent theilen, hat einen ähnlichen Vorschlag mit der Bemerkung von der Hand gewiesen, daß zwei Trauerspiele die Versammlung ermüden müßten. Indem ich ihnen vorschlage, die Verhältnisse unserer Dramen auf einen Akt zu reduciren, glaube ich bei ihnen bessere Aufnahme zu finden."

Cicconi hat den Vorschlag angenommen.

Aus Russland.

Fahrten. Gasthäuser. Hütten. Gärten.

Am sonderbarsten lauten immer noch die Berichte, welche uns Reisende aus Rußland mitbringen. Es liegen darin so viele Widersprüche, es klärt sich so wenig dadurch auf, daß wir stets Bilder aus einer terra incognita zu erhalten glauben. Es mögen die Unkenntniß der Sprache und die Eile, mit der man den Hauptstädten zufliegt, besonders die mannigfaltigen Widersprüche und Unwahrheiten veranlassen, die uns in den Reiseberichten übergeben werden. Wir benutzen die Mittheilungen zweier Reisenden aus der jüngsten Zeit, die verschiedenen Nationen angehören, zu einer gedrängten Zusammenstellung. — So viel die Regierung auch zu thun bemüht ist, so konnte sie doch die unendlichen Unbequemlichkeiten, die sich den Reisen durch Straßen und Unreinlichkeit der Gasthäuser entgegenstellen, noch nicht vollständig heben. Die Chaussee von St. Petersburg nach Moskau macht allein eine rühmliche Ausnahme. Hier finden sich alle die Einrichtungen so tröstlich, daß selbst ein Engländer ohne ein „Verdamm," von der einen Hauptstadt zur andern gelangen kann. Wer zu reisen gedenkt, muß sich drei Tage zuvor von dem Polizeibeamten seines Quartiers ein Certificat verschaffen, daß ihn weder Schulden noch Proceß zurückhalten; das Certificat erwirbt ihm den Paß, der Paß den Auslaß aus der Stadt und die Transportmittel. Diese bestehen entweder in einer Postchaise, mit der sich der Reisende in Ermangelung einer geordneten Postwageneinrichtung versehen muß, oder in Landwagen. Um Relais zu bekommen hat man einen Padoroschein oder Erlaubnißschein für ein Paar Kopeken die Station zu lösen, wofür der Smotretel oder Inspector auf jeder Station die Pferde der Bauern stellt. Ein anderes Mittel sind die Gemschtschikie, in der Regel Kronvasallen, die sich gewöhnlich an gewissen Plätzen am Eingange der Städte aufhalten, schmucke Leute, mit herabfallenden Haaren und düsterm Barte. Sie handeln mit den Reisenden, wie die Fiacres in Frankreich und Deutschland, und liegen in Erwartung von Fremden müssig auf den Plätzen, die man Postopalie Deorie nennt. Die Methode mit den Gemschtschikie zu fahren, ist erst neuerdings entstanden. Viele streiten sich oft um einen Reisenden, der an dem geforderten Lohne nothwendig bedeutend abbrechen muß. Eine Peitsche wird in die Höhe geworfen, wenn sie sich nicht einigen können, wer den Passagier führen soll, wer das Ende erwischt, ist der Glückliche. Nun ist man noch auf dem Wege dem Verhandeln und Uebergeben an andere Gemschtschiki ausgesetzt. Man tröstet sich zuweilen durch den Gewinn einer trefflichen Tenorstimme, mit der der neue Führer reizende Nationallieder zum Geklingel der Glocke am Bogen des Gabelntenors anstimmt. Es ist denn so übel nicht zur Winterszeit in warmen Pelz gehüllt über die Schneefläche hinzujagen, in einer Atmosphäre, die oft von unzähligen Eisperlmutter geschwängert scheint, wenn am frühen Morgen lichtrothe Streifen im Osten nach und nach in Carmoisin übergehen, wenn die volle Scheibe hervortritt, und ihre Lichtwogen auf den unermeßlichen Schneehorizont wirft, dessen Kristalle wir Edelsteine flimmern und glänzen. Aber wenn diese Sonne im Frühjahre Kraft gewinnt, dann schmelzen die immer trüber werdenden Eiskristalle, und überall sieht sich der Reisende von Gefahren umringt. Die Straßen sind unter dem halb geschmolzenen Schnee von Aushöhlungen unterbrochen, in denen man ohne die größte Vorsicht leicht hineinstürzt. Eine Stunde im Frühjahr auf diesen Wegen gefahren, bringt die wohlthätige Rippen- und Gliedererschütterung hervor, die man empfinden möchte, wenn man im gestreckten Trabe 3 Meilen in einem Karren über neubebautes Feld geschleppt würde. Und die müden Glieder finden keine Ruhe, wenn der Abend einbricht. Die Post bietet höchstens einen ledernen Sopha; auf Betten darf man sich keine Rechnung machen, und manchmal hat man wohl Ursache, das Nachtlager im eigenen Wagen unter freiem Himmel dem Eintritte in die niedrigen Stuben vorzuziehen. Die Speisen, die man in der Regel trifft, haben etwas Patriarchalisches: Schwarzbrod, Eier und Milch; es steht dem Reisenden indessen frei, sich mit den Leckerbissen der Bauernküche zu sättigen, Krautsuppe, genannt Schtschie und dergleichen. Vornehme Reisende nehmen darum alle ihre Bedürfnisse für die Reise mit, Leinenzeug, Betten, Mundvorrath, den Koch nicht zu vergessen, Räucherkerzchen und Wachslichter. —

Diesen Bildern, von denen man sich gleichsam rheumatisch erfaßt sieht, stehen andere gegenüber, welche, wenn sie auch zu den selteneren

Erscheinungen gehören, doch einen sehr angenehmen Eindruck zurücklassen. Selbst unter den niedereren Volksklassen findet man Weiber, die durch die Anmuth ihres Wesens überraschen. „Wir besuchten ein Dorf in der Nähe von Moskau, und traten in ein Haus ein, das uns durch seine zierliche Bauart in das Auge fiel," erzählt ein Reisender. „Die Wirthin empfing uns auf das zuvorkommendste. Lächelnd erzählte sie, das Haus koste ihr 1000 Rubel. Sie mochte lächeln, weil die Obrok oder die Personensteuer nach dem Werthe der unbeweglichen Güter geschätzt wird, ihr Haus aber mehr werth war als die genannte Summe. Drei Familien wohnten bequem in diesem Hause, dessen reinliche luftige Einrichtung von der Ordnungsliebe der Eigenthümer zeugte." Ein Garten so reich an Fruchtbäumen wie einer im Süden von Deutschland schloß sich unmittelbar an das Haus an. Steckreiser kennen die russischen Gärtner nicht; sie säen die Bäume. Die Wirthin war ein schönes Weib mit durchsichtigem Teint und schneeweißen Haaren. Der Reisende drückte sein Erstaunen darüber aus. „Alle Frauen meines Landes" antwortete die Wirthin, „bedecken das Gesicht mit Weiß und Roth; die dadurch entstehende trockene Hitze erzeugt ein frühes Alter. Die Gewohnheit, sehr heißen Thee zu trinken, bringt dieselbe Wirkung auf die Zähne hervor, welche dadurch verdorben und frühe angefressen werden. Ich habe meines Theils auf den Thee Verzicht geleistet und nie konnte ich mich entschließen, Bleiweiß auf mein Gesicht zu legen. So hat sich meine Haut frisch erhalten, und die vornehmen Damen beneiden mich um meine weißen Zähne." Mit Unrecht haben die Reisenden das frühe Altaussehen dem Gebrauche der Dampfbäder zugeschrieben, während diese gerade als ein Gegengift gegen die schädliche Lebensweise der Russen im Winter betrachtet werden müssen. Durch das rauhe Clima gezwungen, gewöhnen sie sich daran, sich im Winter gleichsam hermetisch einzuschließen. Man glaubt in ihren Wohnungen in Trockenstuben zu seyn. Nicht durch eine Spalte in der Thür, nicht durch ein Schlüsselloch dringt Luft ein. Die Atmosphäre belastet sich mit ungesunden Miasmen; die Haut vertrocknet, die Wangen erbleichen; Kinder, Enkel, Großväter und Großmütter überziehen sich dergestalt mit Runzeln, daß diese verschiedenen Bewohner einer Hütte einer und derselben Generation anzugehören scheinen. Betäubt entflieht man diesen Dünsten und findet in den Wohnungen der höhern Classen nicht nur alle Comforts für den Körper, sondern auch die geistigen Genüsse der südlichen Bewohner Europas.

Aus Wien.

So wenig als die Guitarre im Allgemeinen als ein Instrument für eindringliche, ergreifende Leistungen betrachtet werden kann, so sehr muß man es schätzen, wenn es Einzelnen gelingt, die Trockenheit zu überwinden und dem mehr nur zur Begleitung geeigneten Instrumente eine Geltung im Conzerte durch glänzenden Vortrag eines Solo zu geben. Giuliani und Carulli waren bis jetzt als die bedeutendsten Meister bekannt. Wien hat einen neuen Virtuosen in Franz Stoll erhalten, der durch geschmackvolle Verzierungen und zarte Nuancirungen bei seinem Vortrage in einem öffentlichen Conzerte die Einwendungen verstummen machte, die man jeder Zeit gegen den Gebrauch der Guitarre als Soloinstrument vernahm. Durch den eigenthümlichen Ausdruck in seinem Spiele vergaß man ganz das Mangelhafte des Werkzeuges.

Madame Milder trat als Iphigenie in Glucks Iphigenie auf Tauris auf. Mit zuvorkommender Freundlichkeit spricht sich ein Wiener Blatt über diese Darstellung aus. Mad. Milder gehöre für alle diejenigen, welche sich auf ihr Gedächtniß verlassen können, zu den unvergänglichen Erinnerungen. Es klinge aus der Stimme der Sängerin noch so Vieles aus einer bessern Zeit herüber, daß man schon aus Dankbarkeit gegen die Natur, die von dem Herrlichen so Schönes erhalten hat, das Fehlende vergessen könne." Das lautet nun zwar sehr gemüthlich, indessen hat es die Kunstkritik noch nicht gerade mit der Dankbarkeit gegen die Natur zu thun, und aus der freundlichen Umhüllung sieht die nackte Wahrheit hervor, daß die einst so gefeierte Milder ein Schatz der Bühnenwelt zu seyn aufgehört hat.

Der Kammermusikus Böhm aus München spielte im K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore auf einer nach seiner Erfindung neu construirten Flöte; dieselbe ist nicht besonders mit Klappen überladen; ihr Ton ist voll, stark und äußerst angenehm, doch läßt sich nicht genau angeben, ob seinem vortrefflichen lebenswarmen Vortrage oder der Einrichtung des Instruments der günstige Erfolg auf die Hörer gebührt.

Bauernfelds neues Lustspiel: „der litterarische Salon" bezweckt eine Geißelung der litterarischen Tendenz unserer Tage. Der Verfasser hat dabei nicht eine Coterie, eine Coalition von Meinungen im Auge gehabt. Bauernfeld gibt in dem Prologe zu dem bereits in allen Zeitungen erwähnten Lustspiele die Tendenz mit folgenden Worten:

„Den Dünkel, die Verbildung uns'rer Tage
Mit keckem Wort zu schildern will er wagen;
Die freche Lüge, die mit Kunst und Wissen
Ihr Spiel nur treibend sich und Andre täuscht,
Die Schwäche leicht verführt von solchem
Treiben."

Aus Süd-Tirol.

Während von allen Seiten die schauerlichsten Berichte über die Natur-Ereignisse erscheinen, welche der kalte Winter veranlaßt, der uns noch bis zu Ostern verfolgt, müssen wir auch eine höchst traurige Schilderung aus dem südlichen Theile von Tirol vernehmen: Die Gemeinden Panone und Nago in den Landgerichtsbezirken von Mori und Arco im Kreise von Novrundo sind es, lautet die Trauerkunde, die durch ein Natur-Ereigniß von außerordentlicher Gefahr bedroht sind, einen großen Theil ihres Besitzthumes vor ihren Augen verschwinden zu sehen. Von unterirdischen, höchst wahrscheinlich durch das plötzliche Schmelzen des Schnees gesammelten Wässern gehoben, setzt sich das Erdreich auf den Abhängen des Berges St. Tomé in Bewegung. Eine große Fläche beurbarter Grundstücke von Panone stürzt, von neu entstandenen Quellen aufgewühlt, allmählig in die Tiefe hinab. Dort, wo der reichste Boden von Nago sich ausbreitet, bildet sich ein neuer Schauplatz der Zerstörung, deren Richtung und Grenze sich nicht ermessen läßt, so lange die aus dem Schwerpunkte gewichenen Stein- und Schuttmassen die Ebene nicht erreichen. Abgesessene Bergmassen, Waldböden und Weinberge bedecken in hochgethürmten Schuttmassen die schönen Besitzungen der Familie Salvotti. Die Schuttmasse, durch das Durchdringen des Wassers bedeckt und abwärts gedrängt, begann bereits am 10. März sich abwärts zu senken, wuchs an den darauf gefolgten Tagen bis zum 20. durch nachstürzende Materiale immer furchtbarer an, greift seither unwiderstehlich um sich, droht die schönsten Güter zu vernichten, und scheint den Kreis der Verheerung bis in das Innere des Ortes Nago ausdehnen zu wollen, denn am 20. März hing noch vom Felsengrunde abgeschoben eine Schutt- und Erdmasse in der Höhe, die 900 Klafter lang und 300 Klafter breit ihren Weg in die Tiefe nehmen muß. Leider kostete dieses Ereigniß bereits einem Menschen das Leben, den 40 Klafter hohen Schutt bedeckt, und die Besichtigungscommission selbst war genöthigt, dem sich vor ihren Augen ergebenen, mit Donner ähnlichem Getöse verbundenen neuen Absturze durch schnelle Flucht sich zu entziehen. Den weitern Lauf dieses Ereignisses behalten wir uns später zu berichten vor.

Vergleichungspunkte deutscher und englischer Industrie.

Der Hauptheil der Münchener Gewerbsthätigkeit besteht in der Fabrikation des Bieres. Mit Erstaunen hört man von den Summen sprechen, welche der Malzaufschlag einbringt; eine einzige Brauerei hat an siebenzigtausend Gulden zu entrichten. Wie fallen aber die Summen, die man nur für den einen Industriezweig nennt, in das Pygmäenartige, wenn wir der Statistik von England denselben Punkt entnehmen. Die Auflage auf das Malz bringt dem Schatze 5 Millionen Pfund (60 Millionen Gulden) und die auf den Hopfen 410,000 Pfund (4,920,000 Gulden). Dem Hopfenbau sind gegenwärtig 51,273 Morgen gewidmet; der Ertrag eines Morgens läßt sich im Durchschnitt auf 30 Pfund berechnen. Nicht weniger als 135,000 Licenzen sind von der Regierung für Bierfabrikation ertheilt. Die Brauerei der Herren Barclay und Perkins liefert ungefähr den vierten Theil des Verbrauchs in London, der nicht weniger als zwei Millionen Tonnen von sechs und dreißig Galonen beträgt. Sequitur; aus einer Brauerei geht eine Masse Bier für ein vierfaches München hervor, und hinter Temple Bar gibt es Trinker, die sich mit den kühnsten Stammgästen im Thale „Petri und Marie" in München messen dürfen. Die Riesenbraustätte der Herren Barclay und Perkins nimmt 10 Morgen ein, umfaßt 126 Bottiche, deren Capicität zwischen 500 bis 4000 Tonnen wechselt. Die Eigenthümer bezahlen 180,000 Pfund (216,000 Gulden) Steuern, und haben im letzten Jahre 380,000 Tonnen Bier von verschiedenen Qualitäten gebraut. Herr Pschorr, der bedeutendste Brauer Münchens, verdreißigfacht, würde zu einem Exemplare der Londoner Bierindustrie zureichen. Als die Alliirten im Jahre 1815 in Paris waren, machten einige hohe Officiere Ausflüge nach London. Barclay gab ihnen ein Mahl in einem prächtig decorirten Gemache. Nach dem Essen führte sie Barclay hinaus und zeigte ihnen, daß sie in einem Fasse gegessen hatten.

Glockenspieler in England.

Zu der mannigfaltigen Unlust, die man in London an einem Sonntag Morgen auszustehen hat, gehören die monotonen Glockenspiele, welche von allen Kirchthürmen ertönen. Gewähren in Holland diese Repetitionen eines Thema schon ein sehr geringes Vergnügen, so müssen die Wiederholungen einer und eben derselben Tonleiter noch viel mehr ermüden. Diese Tonleiter

ist einst mit Glück in einem Violinconzerte benützt worden, sie hat aber darum von den Glockenstühlen herab doch nichts Reizendes. Sie heißt:

$\overline{g}$ $\overline{fis}$ $\overline{c}$ $\overline{a}$	$\overline{fis}$ $\overline{d}$
4 Achtel	1/8 1 punctirt Viertel

Diese Monotonie gehört indessen nicht zu den Liebhabereien der Engländer; bei ihnen ist vielmehr die Kunst der Glockenspieler und Glockenläuter zu einem förmlichen Punkte des Ehrgeizes geworden. Das Glockenspiel, als ein mechanisches Werk, bedarf, wie es einmal eingerichtet ist, keiner besonderen Fertigkeit zur Leitung. Im abwechselnden Anziehen der Glocken aber läßt sich eine Vielfältigkeit darstellen, welche schon daraus hervorgeht, daß wenn zwei Glocken nur auf zwei Weisen geläutet werden können, drei auf sechs und vier auf vier und zwanzig Weisen geläutet werden können. Die verschiedenen Arten zu läuten haben ihre technischen Benennungen. Das Aufschlagen des Schlägels wird Bob genannt. Es gibt einen dreifachen Bob, der darin besteht, daß man nach der ersten Vibration die Glocke durch Zurückfallen auf sich selbst zweimal wiederholen läßt. Die Kunstverwandten sprechen ferner von einem Bob-artor des Großvaters, von einem Bob-major, von einem doppelten Bob-major, und vom umgekehrten Bob-major. Der Bob-maximus ist das, was man bei uns wohl großes Zusammenläuten, und in Frankreich grande volée nennt. In Norwich in Cumberland zeigt sich gegenwärtig noch die vorherrschende Liebe für die Glocken. Es befinden sich hier nicht nur die besten ausübenden Künstler, sondern es werden alljährlich Preise von fünfzig und mehr Pfund Sterling für die vorzüglichste Composition ausgesetzt. Schon früher wurden von verschiedenen Städten und Kirchen Ausforderungen geschleudert, und bei den Concursen entwickelten sich Talente und Fertigkeiten, von denen man auf dem Continente keinen Begriff hatte. Stephan Hill, einer der Eifrigsten in dieser Kunst, führte in Kidderminster ein großes Glockengeläute von 4984 Combinationen oder 1,263,453 Schlägen aus. Das trieb die jungen Leute in Cambridge an, ein Geläute von 6600 Combinationen anzukündigen, und sie führten dieß mit einer solchen Genauigkeit aus, daß das letzte Tausend gerade denselben Zeitraum einnahm, wie das erste. Die Cambridger sahen sich überboten von acht jungen Leuten in Birmingham, welche ein Geläute von 15,180 Bobs-majors versuchten, aber nach 14,224 Zügen, welche 8 Stunden 45 Minuten einnahmen, erschöpft anhalten mußten. Auch bei dieser Kunst, wie bei Allem, was sich berechnen läßt, haben müßige Engländer die geometrische Progression berechnet, woraus sich ergibt, daß man bei zwei Schlägen in der Sekunde hundert siebenzehn Billionen Jahre bedürfen würde, um alle Combinationen von vier und zwanzig Glocken zu läuten. Große Virtuosen im Glockengeläute genießen nicht nur im Leben besonderer Auszeichnung und bedeutender Remunerationen, sie werden auch nach ihrem Hinscheiden von den Ueberlebenden geehrt. Auf ihren Grabsteinen werden ihre artistischen Großthaten aufgeführt, und ihre Namen prangen in den Annalen, welche von Zeit zu Zeit über die Kunst der Glockenspieler und Glockenläuter erscheinen, die sich in Deutschland bis auf den heutigen Tag noch keiner besonderen Auszeichnung zu erfreuen hat. Die Begräbnisse vorzüglicher Läuter sind mit besonderen Feierlichkeiten verbunden. Bei dem Leichenbegängniß des Läuters James Dyden, der fünfzig Jahre lang die Glocken der Michaelskirche in Aschten-under-Line geläutet hatte, berechnete man die Zahl der Monate, die er gelebt; sie betrug 828, und mit acht hundert acht und zwanzig Glockenzügen ehrten seine Cameraden das Gedächtniß des Hingeschiedenen. Als Patout von Kunjam starb, der den für die beste Composition für Glocken von der Gesellschaft in Norwich ausgesetzten Preis gewann, und manch Staunen erregendes Geläute ausgeführt hatte, fand in London eine sonderbare Feierlichkeit statt. Eine Menge Enthusiasten folgten seinem Sarge, welche alle eine Glocke in der Hand trugen, deren Schlägel mit Flor umhüllt war; im Takte bewegten sie diese verhüllten Schlägel, deren trauriger Accord eine bizarre Harmonie hervorbrachte.

Wer Andern eine Grube gräbt!

Ein Dieb hegte ganz besonderes Gelüste nach den blanken Thalern, die er in einem einsam gelegenen Landhause im Departement Puy-de-Dome vermuthete. Glücklich hat er die Abwesenheit der Herrschaft erkundigt, begibt sich in die Wohnung und ersucht die Magd, die er allein trifft, um Etwas zu essen und zu trinken, was sich eben gerade vorfände. Die Magd bedient den seltsamen Gast, der thut, als ob er zu Hause wäre, und, nachdem er seinen Appetit gehörig gestillt hat, um nach Belieben ohne Zeugen stehlen zu können, der Magd die Wahl läßt, ob sie aufgehängt oder mit Messerstichen ermordet werden wolle. Das arme Geschöpf, statt dankbar dafür zu seyn, daß er ihr noch eine Alternative gelassen hatte, zitterte und bebte, und bat um ihr junges Leben. Der Dieb aber meinte, er könne jetzt mit Plaudern nicht viele Zeit verlieren, und drängte in sie, zu wählen. Das Aufhängen fand ihren Beifall. Der Mörder knüpft

sie sofort mit starken Stricken an einen Bettfuß, steigt auf einen Stuhl, schlägt den Strick über den Balken und macht eine Schleife daran. Während aber seine Hand darin beschäftigt ist, fällt der Stuhl um, die Faust wird von der Schleife erfaßt und er bleibt aufgehängt. Er mag baumeln wie er will, sein Bemühen ist vergebens; er fleht die Magd an, seine Bande zu lösen; sie vermag nicht dazu zu gelangen. Nachdem der Galgenkandidat in der für sein Gewerbe so ominösen Lage unter unsäglichen Schmerzen drei Stunden verharrt und sich den Arm gänzlich verrenkt hatte, wird er von einem Ankommenden erlöst, um im Gefängnisse Ruhe zu bekommen und Betrachtungen über die glückliche Einsamkeit in einem Landhause anzustellen.

Artiger Rechtsstreit.

„Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihnen mein Compliment zu machen.“

„Ihr ergebenster Diener, Madame.“

„Wir sind zu artig, mein Herr, um den Schritt übel zu nehmen, den ich heute zu thun mich veranlaßt sehe, aber das Gesetz verlangt es.“

„Ich achte das Gesetz und Sie nicht minder. Madame.“

„Allzu gütig, mein Herr, ich danke. Wir haben uns immer vollkommen zusammen verstanden, und ohne Ihr Mißgeschick in Geschäften, welches unsere Interessen gefährdete, hätte ich nie Aufhebung der Gütergemeinschaft verlangt.“

„Allerdings, Madame, möchte nur die Geschmackseinheit lange Jahre des Glückes gesichert haben, wenn nicht unselige Umstände mich zur Trennung von Tisch und Bett gezwungen hätten.“

„Das habe ich immer gedacht, mein Herr. Sie wissen, daß ich Eigenthümerin eines Hauses bin, und daß ich nach dem Gesetze, um es zu vermiethen, Ihrer Autorisation bedarf.“

„Es thut mir sehr leid, es Ihnen abschlagen zu müssen, Madame, wie Sie erfahren konnten.“

„Sie wissen, mein Herr, daß ich auf Ihre Weigerung die Ehre gehabt habe, mich wegen der eheherrlichen Vollmacht an das Gericht zu wenden.“

„Ich danke Ihnen sehr, Madame, daß Sie die Güte gehabt, mich hievon in Kenntniß zu setzen.“

„Es kann Ihnen nicht unbekannt seyn, mein Herr, daß sich die Kosten dieser Vollmacht auf 72 Fr. belaufen haben.

„Ich zweifle durchaus nicht im Geringsten daran; auch scheint das mir nicht zu theuer.“

„Dann, mein Herr, haben Sie die Gefälligkeit, mir diese Summe wiederzuerstatten, denn Sie haben diese Ausgabe veranlaßt.“

„Ich bin außer mir, ich bin in Verzweiflung, Sie in Beziehung auf diese Forderung nicht beruhigen zu können. Wenn Sie Jemand statt meiner bevollmächtigt hat, so wollen Sie sich gefälligst mit diesem arrangieren.“

„Das ist aber das Tribunal, mein Herr.“

„Desto besser für Sie, Madame, es wird Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Ich werde mich wohl an dasselbe wenden müssen, da Sie sich weigern.“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Madame, aber die Kosten gehen mich nichts an.“

„Sie sind mein Gatte, mein Herr.“

„Wie Sie meine Gattin, Madame.“

„Nun denn!“

„Nun denn?“

„Folglich müssen Sie mir die 72 Fr. wiedererstatten, die ich wegen Ihrer Hartnäckigkeit ausgeben mußte.“

„Sie hätten sie nicht ausgeben sollen.“

„Aber das Haus, mein Herr, ich konnte es doch nicht leer lassen.“

„Das geht mich so zu sagen nichts an.“

„Wohl aber mich, mein Herr, insofern ich leben muß.“

„Ohne Zweifel, Madame, die Existenz ist ein gar angenehmes Ding.“

„Für Sie, mein Herr?“

„Für alle Beide, Madame.“

„Sie unterhalten sich folglich sehr gut, mein Herr?“

„Sehr gut, Madame, besonders seit zwei Jahren.“

„Das ist unhöflich, mein Herr; sie beleidigen mich.“

„Ganz und gar nicht; ich sage nur, daß ich mich unterhalte.“

„Und ich, mein Herr, und ich — Sie langweilen mich, bezahlen Sie meine 72 Fr. und unterhalten Sie sich, wo Sie wollen.

Das Tribunal hatte diese liebenswürdige Verhandlung, welche wir wörtlich wiedergeben, mit Vergnügen zu Protokoll genommen, als es aber befürchten mußte, das gute Einverständniß zwischen den beiden Leuten sey eben zu einem Wendepunkt gelangt, verschob es die weitere Auseinandersetzung wegen eines Fehlers in der Form.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Bildniß der Gräfin Dorsay.
2) Modekupfer aus Paris: Kleid von Gros de Tours, und Hut von Reisstroh.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 2. 13. April. 1836.

Eisenbahnverse.



Was dröhnt die Nikolaistraße?
Was geht in Amtmanns Hofe vor?
Was drängt und stößt und stürmt die Masse
Gleich wilden Wogen auf das Thor? —
Der Vorhang ging auf und das Prachtstück geht an:
„Die erzgebirgische Eisenbahn."

„Ach Köchin!" ruft die runde Amme,
„Fort, fort mit dem Sparkassenbuch!
Jetzt ist das Glück erst auf dem Damme,
Das Leihhaus gibt uns nicht genug." —
Das Schul- und das Marktgeld — es gebe, wer kann,
Zur erzgebirgischen Eisenbahn!

Und Alles stürzt zum Heiligthume:
Die Köchin und die Jungemagd,
Der Wichsier, die Kindermuhme,
Als wäre heut' die wilde Jagd.
Heut' subscribirt ja, wer schreiben kann,
Zur erzgebirgischen Eisenbahn.

O welches Glück hat sich ereignet!
O Himmel, Himmel, stürz' nicht ein!
Wer Neun und Funfzig unterzeichnet,
Kriegt später Einen Actienschein.
Hoch lebe — o rufet es himmelan —
Die erzgebirgische Eisenbahn!!

(Ameise.)

Denkmal für Möser.

Berlin. Seit einigen Tagen sehen wir hier in dem mittleren Durchgangshofe des sogenannten Lagerhauses ein kolossales Standbild, die Bronzestatue Justus Mösers, des eben so scharfsinnigen als launigen Verfassers der „patriotischen Phantasien" und „der Osnabrückischen Geschichte," öffentlich ausgestellt. Sie ist nach dem, schon von der letzten großen Herbstausstellung her aus einem bronzirten Abbilde bekannten, Modell des hiesigen geschickten Bildhauers Drake, eines Eleven unseres Rauch, von Fischer in Erz gegossen und stellt den Gefeierten in gerader, aufrechter Haltung dar, den starken, gedrungenen Körper in einen weiten Doctormantel gehüllt, der, vorn offen stehend, die untere Kleidung, einen kurzen, gestickten Oberrock, Schuhe und Strümpfe, sichtbar werden läßt. In der linken Hand hält er Pergamentrolle und Buch; der linke Arm, in den aufgenommenen Mantel eingeschlagen, liegt dicht an dem Körper an, während die Rechte, mit mäßiger Biegung des Armes, über welchem der faltige Talar nach beiden Seiten herabhängt, ausgestreckt ist, in einer Bewegung, die den wohlwollenden Berather und Lehrer trefflich charakterisirt. Sein ganzes Wesen, namentlich aber sein würdevolles Antlitz, athmen jene milde Hoheit, Festigkeit und Menschenfreundlichkeit, jenen ernsten, mit herzlicher Heiterkeit gepaarten, wissenschaftlichen Tiefsinn, wodurch er sich die allgemeine Liebe und Achtung seiner Zeitgenossen wie der Nachwelt in einem hohen Grade erworben hat. Die Stadt Osnabrück, wo derselbe 1720 geboren wurde und als erster Staatsbeamter 1794 starb, hat ihrem berühmten Bürger zu Ehren dieses vortreffliche Denkbild anfertigen lassen, und sich selbst dadurch nicht weniger als den Verstorbenen geehrt. Es ist ein seltener Anblick, bürgerliche Tugenden auf diese Weise geehrt zu sehen, und so wird dieses ausgezeichnete Volksdenkmal in mehr als einer Hinsicht der genannten Stadt, für welche es bestimmt ist, zur besondern, dauernden Zierde gereichen.

Kunst.



Ueber die dießjährige Kunstausstellung in Hannover berichtet man: Die dießjährige Kunstausstellung, welche mit Ende dieser Woche geschlossen wird, hatte sich wiederum der regesten Theilnahme zu erfreuen. Der Umstand allein, daß für 12,000 Thaler Gemälde theils verkauft und theils verloost worden sind, ergibt schon hinlänglich, wie sehr dieses Unternehmen hier florirt, und wie richtig die nahen und fernen Künstler speculiren, wenn sie ihre Kunstproducte hierher senden. Wir glauben mit ziemlicher Gewißheit, daß wenige Städte Deutschlands ihnen eine reichere Ernte darbieten, als sie hier schon gehabt haben und mit jedem Jahre noch mehr finden.

Kunstreiter-Gesellschaften.

Aus Wien berichtet man:

Die Vorstellung der wieder in Wien angekommenen Kunstreitergesellschaft der Mad. de Bach im Prater erfreuen sich zahlreichen Zuspruches, auch sind sie in der That interessant und recht anständig ausgestattet. Ein Versuch, die berühmte Scene der beiden Gladiatoren nachzuahmen, fiel indessen ziemlich ungenügend aus, da die Executirenden weit hinter jenen Guerra's zurückgeblieben. Mehr Uebung wird hierin wohl abhelfen können, und vielleicht ist eine gerundete Ausführung dieser beliebten Exercitien späteren Productionen aufbehalten.

Diese Guerra'sche Gesellschaft gibt in ihren Wettspielen, nach einer gründlichen Auseinandersetzung eines Breslauer Doctors, reichen Stoff zum ernstlichen Nachdenken über den Werth und die Bedeutung solcher Spiele in jener Zeit, wo die Glücklichen lebten, denen das Alte neu war. „Nie," spricht jener Doctor, „möchte die Fortbildung und Befestigung der neu erwachten Liebe zu jenen Künsten nöthiger seyn, als eben jetzt, wo grassirende Melomanie und unerhörte Operntollwuth gleich zerstörenden Influenzen alle ernste Verstandes- und Körperbildung vornehm und wegwerfend an die Rohheit und Gemüthlosigkeit verweisen, sich verzückt in ein laues Bad von Tönen versenken und einem liederlichen, gedankenlosen Spiel der Empfindungen, auch wenn es ihnen unmündige Knaben aufführen, hingeben, daran ergötzen und erquicken wollen." Die Guerra'sche Gesellschaft hat allerdings nach allen Berichten das Unschöne und Verkehrte der modernen Wettrennen verbannt, und in ihren Productionen zur Schönheit der antiken Formen, wie wir sie aus Traditionen in den Festspielen der Alten kennen, zurückgeführt.

Tabaksbau.



Ueber den Tabaksbau in Kurhessen geben die Gewerbe-Blätter folgende interessante Notizen:

Welchen wohlthätigen Einfluß der Anschluß an den großen Zollverein unter andern auch auf den Tabaksbau gehabt hat, ergibt sich daraus, 1) daß im Jahre 1832 — 798 Acker Land, 2) daß im Jahre 1833 — 1110 Acker Land, 3) daß im Jahre 1834 — 1535 Acker Land mit Tabak bepflanzt und davon: ad 1 circa 3600 Centner, ad 2 circa 5000 Centner, ad 3 circa 9200 Centner Tabak producirt worden sind. Nimmt man den Werth eines Centners Tabak im Durchschnitt zu 6 Thlr. an, so ergibt sich eine Summe von circa 106,800 Thlr., welche während der genannten drei Jahre unter die Tabakspflanzer sich vertheilt hat. Der Anbau dieses Handelsgewächses kann demzufolge nicht genug empfohlen werden.

Neue Homöopathie im Hildesheim'schen.



Daß man das Weinen mit Weinen vertreibt, ist eine Homöopathie älterer Art, die man lange gekannt hat, ehe der alte Hahnemann noch jung war. Im Hildesheim'schen und im Westerwalde sollen sie nach öffentlichen Blättern eine neue homöopathische Medicin erfunden haben. Als man ihnen nämlich vorwarf, sie trinken so viel Branntwein, daß man demnächst befürchten müsse, sie werden die Säuglinge mit

Branntwein, statt mit Milch, tränken, da meinten sie, wenn die Homöopathie auch nicht gerade als eine unumstößliche Lehre aufgestellt werden könne, so wollen sie doch nicht hinter der Zeit zurückbleiben; sie huldigen nur dem Hahnemann'schen Genius, indem sie die Bitterkeiten des Lebens mit Bitterem vertreiben. — Es scheint, die allernächste Aussicht zu Mäßigkeits-Vereinen, nach dem Muster der amerikanischen, ist bis jetzt noch nicht vorhanden. In einer süddeutschen Stadt waren wirklich vorläufige Versammlungen zu Gründung eines solchen Instituts vor ein Paar Jahren gehalten worden. Nach der Weinlese von 1834 aber hörte man das Project mit keiner Sylbe mehr erwähnen.

Die Pepi's in Prag.



Der Frühling, der liebe, stets willkommene und ersehnte Gast, der Blüthen- und Freudenbringer, begrüßte uns am 20. d. M., als dem ersten Tage seines Erscheinens, mit unendlicher Schöne und Heiterkeit. Schon am 19. hatten wir ächte Sommerwitterung und sie begünstigte dießmal ganz ungemein jene Art von Volksfest, die an diesem Tage alljährlich auf unserem Josephsplatze Statt findet. Das häufige Vorkommen der Namen „Pepi, Josephine und Joseph," der Name des Platzes selbst, so wie der anstoßenden Kirche, trug ohne Zweifel zum Entstehen dieses Festes bei. Es versammelt Tausend und aber Tausende von Menschen beiderlei Geschlechtes, und war besonders heuer ausgezeichnet durch beispiellos zahlreiches Herbeiströmen des Publikums. Nicht den niederen allein, auch den mittleren und den höheren Klassen der Bewohner Prags, schien der Josephsplatz, am dießmaligen 19. März, in den Nachmittagsstunden, ein Zielpunkt der Promenade zu seyn, und so kam es, daß man daselbst zwischen 5 und 6 Uhr ein Gewühl und Getümmel traf, wie man es nur selten in den Mauern unserer Hauptstadt zu sehen bekommt. Dicht gedrängt wogte die Menge hin und wieder, und bedeckte den ganzen großen Raum, der mit den zahlreichen Leinwandzelten der Krämer und Pfefferküchler dem schnell bezogenen Lager eines wandernden Volkes nicht unähnlich war. Die Zelte der Pfefferküchler sah man vorzugsweise umringt und blockirt, denn Pfefferkuchen ist die Losung des Festes, und spielt eine bedeutende, bald gute, bald üble Rolle dabei, und scheint an diesem Tage einen absonderlichen Einfluß auf Verhältnisse und Verbindungen der Herzen, so wie überhaupt auf der Liebe Wechselglück und Wonne auszuüben. Besonders in den unteren Klassen muß dieß der Fall seyn, und als ich heute meinen Kleiderputzer Joseph um die Ursache seines mürrischen Aussehens befragte, da erfuhr ich, daß Unglück in der Liebe daran Schuld sey, und daß diesem Armen, am 19. um halb 7 Uhr Abends, seine Pepi untreu wurde, weil ihr der Kutscher Johann ein mächtiges Herz von Pfefferkuchen mit roth und weißen Zuckerstreifen verehrte. Als Gegenstück zu seinem Unfalle erzählte er auch, daß sein Vetter Jakob, ein schmucker Grenadier und rüstiger Krieger, an demselben Tage, zur selben Stunde, mit einem großen, pfefferkuchenen Reiter die Herzen von drei Köchinnen auf einmal eroberte. Sonst habe ich nichts erfahren können, obgleich solche Fälle sich zu Tausenden ereignen sollen. Ich selbst habe bei meiner Wanderung über den Josephsplatz am dießmaligen 19. März nichts Erhebliches bemerkt, ausgenommen einen Dichter, der sich mit Pfefferkuchen auf die Süßigkeiten seines nächsten Frühlingsliedes vorzubereiten schien, dann eine schöne Josephine, die in ihrer unbegrenzten Namenstagsfreude zehn Herzen, drei Reiter, eine Wiege und sieben Kinder verzehrte! —

Messen in Stuttgart.



In Stuttgart ist man immer mehr beflissen, dem Handel und der Gewerbs-Thätigkeit die größtmögliche Ausdehnung zu verleihen. Man befaßt sich dabei nicht mit Chimären, man befaßt sich nicht mit Handelsgegenständen und Producten, die den climatischen Verhältnissen nicht ange-

messen sind, oder als bisher unbekannte Gebrauchs-Gegenstände dem Volke erst aufgedrängt werden müssen. Das Hauptaugenmerk ist auf Hebung und Verbesserung des Weinbaues gerichtet. Als zweiten Punkt betrachtete man die Erleichterung des Absatzes für das Hauptmanufacturproduct von Würtemberg. Die Tuchmesse hat zu diesem Ende im vorigen Jahre schon bei ihrer ersten Entstehung sehr wesentliche Dienste geleistet. Die außerordentlichen Fortschritte der Pferdezucht durch die königlichen Gestüte und das Land-Bescheelerwesen führten auf die bereits mitgetheilte Idee, einen großen Pferdemarkt in Stuttgart zu gründen. Es sind auf den an Georgii angekündigten Markt eine solche Menge von Pferden angemeldet, daß man Mühe haben wird, dieselben, trotz der sehr geräumigen Localität, unterzubringen. Der König von Würtemberg wird, wie man vernimmt, eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Pferde aus seinen, im In- und Auslande gleich berühmten Fohlenhöfen zum Verkaufe nach dem Markte bringen lassen. Was indessen die aus dem Phönix in Leipziger Blätter übergegangene Sage betrifft, daß in Stuttgart eine besondere Buchhändler-Messe errichtet werden soll, so ist bis jetzt, trotz der mächtigen Unternehmungen der Stuttgarter Buchhändler, keine directe Hoffnung dazu vorhanden.

Allerlei.

Das muß lustig seyn!

Das Münchener Tagblatt hat am Ende stets eine Anzeige in Kalenderform, welche Wochentag, Datum, Taufnamen, und die an diesem Tage stattfindenden Vergnügungen enthält. In der letzten Rubrik stand am 30. März: Königl. Hoftheater. Geschlossen.

— **Der im Zuchthaus zu Bern gefangen sitzende Raubmörder Gattiker hatte auf sein Vorgeben, daß er sich zu beschäftigen wünsche, von dem Vorstand des Zuchthauses einige Pappendeckel und Geräthe zu Verfertigung von Schachteln erhalten. Dieß benützte er, um einen Fuß seiner Bettstelle loszumachen und durch einen von Pappdeckel nachgemachten Fuß zu ersetzen; zugleich verschaffte er sich dadurch ein Stück Eisen, welches ihm** zu einer Waffe gegen den Gefangenwärter und zum Entkommen dienen sollte. Vor einigen Tagen, als der Wärter ihm sein Essen zu dem in der Thür angebrachten Fensterchen hineingeben wollte, sagte Gattiker, er habe eine Schachtel oder Maschine fertig gearbeitet, dieselbe sey aber zu groß, um durch das Fensterchen zu gehen. Der Gefangenwärter öffnete hierauf unvorsichtiger Weise die Thüre, um die Arbeit des Gefangenen in Empfang zu nehmen. Kaum war er ins Gefängniß getreten, als Gattiker ihm schnell mehrere gewaltige Hiebe mit einem Stück Eisen über den Kopf versetzte. Der Wärter, ein handfester Mann, packte jedoch den Gefangenen beim Halse und würgte ihn so kräftig zusammen, daß er den Kampf aufgeben mußte. Der Gefangenwärter soll sehr bedeutend verletzt seyn.

— Zu Gais im Kanton Appenzell ist ein Mann, mit Namen Holdenegger, in seinem 70sten Jahre gestorben. Das war ein wahrer Teufelskerl, denn er konnte ein Pferd in vollem Laufe beim Schweif aufhalten, und mit dem Kopfe Thüren sprengen, während seine Hände auf den Rücken gebunden waren.

— In München herrscht ein sonderbarer Unstern über den Gerüsten an den Neubauten. Man erinnert sich, daß vor 6 Jahren von dem am Dache der Pinakothek angebrachten Gerüste 4 Kupferschmiede herabstürzten und jämmerlich zerschellt den Tod durch dieses Unglück fanden. Ein Aehnliches ist in den letzten Tagen durch das Einbrechen des scheinbar starken Gerüstes an der Ludwigskirche geschehen. Ein Bauaufseher wurde tödtlich verwundet weggebracht; ein Steinmetz und ein Kirchenaufseher waren gefährlich verwundet.

Palindrom.

Nenne, Freund — als Bibelkenner —
Mir zwei wohlbekannte Männer
Aus dem alten Testament,
Wovon richtig jeder Eine
Dieser Beiden, die ich meine,
Rückwärts auch den Andern nennt.
Einen will ich Dir beschreiben:
Sieh' ihn seine Heerden treiben
Dort in Harans fetten Au'n;
Seine holden Töchter waren
Nach bestimmter Zahl von Jahren
Beide eines Mannes Frau'n.

(Didask.)

Das Medaillon.

Von

Eduard Beurmann.

I.

Der jüngste Maskenball im Schlosse war in mehrfacher Hinsicht der Unterhaltungsstoff der Residenz geworden. Die ältesten Generale der Armee, das Ministerium, mit einem Worte, was hoffähig, von den ersten Chargen bis zur sechsten Rangordnung herab, hatte zum Vergnügen des Erbprinzen beitragen müssen. Se. Durchlaucht hatte in der Anordnung alle mögliche Bizarrerie erschöpft und eine höchst originelle Composition geschaffen. So mußten die vier ersten Officiere der Armee, alte dickbäuchige Helden, sich in ein Knaben-Habit kleiden, und mit blondlockigem Haupte vier eben so alten Ministern gegenüber treten, um mit diesen, die als Mädchen in der Frisur à la Ninon erschienen, eine Quadrille zu tanzen; das Hofmarschallamt figurirte in Kartenblättern: der Oberhofmarschall als valet de carreau, die Uebrigen als einfache carreaux, während die Hofdamen, je nach dem Alter, als coeurs oder trefles erschienen. Der Feldmarschall ritt als des Cervantes berühmter Held auf dem edlen Rosinante dem ganzen Hofe voran, als dieser in feierlichem Zuge in den großen Ballsal trat, und der Erbprinz selbst machte die Honneurs in der Maske des berühmten Sancho Pansa. In der That, es war ein höchst ergötzlicher Abend gewesen, aber zugleich durch einen sonderbaren Vorfall ausgezeichnet genug, um über acht Tage lang eine kleine deutsche Residenz zu beschäftigen, und das tägliche Brod der Unterhaltung in den Clubbs und Beamten-Soireen: die Gnadenbezeugungen des Fürsten und die Beförderungen zu verdrängen.

Und was war es? Die schöne Gräfin von Lichtenau, die auf der Maskerade das Coeur-Aß repräsentirt hatte, eine Karte, die ihr der Erbprinz eigenhändig überreicht und die ihr kein Cavalier streitig gemacht haben würde — denn Gräfin Angelika von Lichtenau war wirklich der Brennpunkt aller Männerherzen — war inmitten der ersten Fran-

çaise plötzlich von einem solchen Unwohlseyn befallen worden, daß sie sich genöthigt sah, den Ball sofort zu verlassen. An und für sich war das ein gleichgültiges Ereigniß, welches das Vergnügen der Gesellschaft nur auf einen Augenblick hätte derangiren können, höchstens so lange, bis sich eine neue Tänzerin in Reihe und Glied, zur Completirung der Française, würde gestellt haben; aber die Betroffene war die Gräfin Lichtenau; zudem raunte man sich am Hofe noch an demselben Abend in's Ohr, und am folgenden Tage sprach man bereis in der ganzen Stadt davon, die Ursache des Unwohlseyns der Gräfin sey keine gewöhnliche, ein schwarzer Domino sey an dem Unfall Schuld. Diese Maske habe vor dem Antritt zum Tanze einige Worte mit der Gräfin gewechselt, die Letztere habe darauf den Hofmarschall ersucht, sie beim Fürsten zu beurlauben, und zwar in sichtbarer Bestürzung, Jener habe nach Gründen gefragt und keine andere Antwort erhalten, als daß sie unmöglich länger verweilen könne; auf seine inständige Bitte aber, die Française nicht zu stören, habe sie sich entschlossen, erst nach der Beendigung dieses Tanzes den Ball zu verlassen. Kaum seyen die ersten Touren gemacht gewesen, als sich derselbe Domino der Tanzenden gegenüber gestellt und jene Verwirrung hervorgerufen habe.

Gräfin Angelika von Lichtenau war seit einem Jahre Wittwe; in ihrem siebenzehnten Jahre hatte sie dem alten Justizminister von Lichtenau ihre Hand gereicht. Ihre Verwandten brachten sie zu diesem Entschluß, der durch kein anderes Motiv herbeigeführt wurde, als durch das, aus einem armen Fräulein von Weltershausen die Gemahlin eines reichen und ersten Staatsdieners zu werden. Diesen aber hatte die heftigste Liebe zu der ungleichen Ehe getrieben, und man wollte behaupten, daß das häusliche Resultat derselben nicht das glücklichste gewesen sey. Angelika war die schönste Dame des Landes vielleicht, aber die geistreichste war sie gewiß; was Wunder, daß sie, in die Residenz eingeführt, alsbald als Sonne der Salons und Hofcirkel erglänzte, und die übrige schöne Welt in eine planetarische Unterordnung versetzte, während die Männer ein fixsternartiges Verhältniß zu der Schönheit Angelikens einnahmen, und sich in steten, einmüthigen Huldigungen derselben erschöpften. Dieser Umstand jedoch beunruhigte den alten Justizminister sehr, und die Ausbrüche seiner Eifersucht — so behauptete man — sollen die Eumeniden dieser Ehe gewesen seyn. Die arme geängstigte Gemahlin, die ihre Jugend, ihr Leben und ihre Hoffnung an einen, in den Akten und Canzleien verdorrten Oberpriester der Themis, welcher durch Angelika zuerst etwas von der Poesie des Lebens kosten wollte, verkauft sah, mochte in der That nicht eher frei aufgeathmet haben, als bis die schwarzbehangenen, melancholischen Thorflügel der Familiengruft die Scheidelinie zwischen ihr und ihrem Gatten bildeten; vielleicht ein Grund, weßhalb man sie auch die Sitte des Trauerjahrs nicht allzustreng beobachten und den Wittwenschleier mit muthwilliger Hand schon nach den ersten Monaten lüften sah, vermuthlich, um der Welt zu zeigen, daß die Thränen wegen ihres verstorbenen Gemahls so wenig den Azur ihrer Augen getrübt, wie die gesetzliche Trauer um ihn die Rosen ihrer Wangen habe welken machen können.

Man behauptete sogar, die Gräfin von Lichtenau stehe an der Schwelle einer erklärten Favoritin des Erbprinzen; eine Hypothese, die dadurch um so mehr Grund erhielt, daß Se. Durchlaucht sofort, nachdem jene Störung vorgefallen, den Ball verließ, um dessen Arrangement er sich so große Verdienste erworben hatte. Es schien, er habe nicht sowohl sein Amusement, als das der Gräfin vor Augen gehabt.

II.

Im Hotel der Gräfin ging es am Tage nach dem Balle sehr einförmig-traurig zu. Ein auffallender Contrast zwischen heute und gestern machte sich bemerkbar; denn an die Stelle des geschäftigen Lebens, welches sich um eine junge Dame bewegte, deren Haus den Concentrationspunkt der feinen Welt bildete, war jene unheimliche Lautlosigkeit getreten, die zwischen Hoffnung und Furcht schwebt und von Zweifeln hin und her getrieben wird.

Angelika hatte jeden Besuch von sich gewiesen, selbst den des Hausarztes. Der Erbprinz hatte sich melden lassen, und sie hatte allerunterthänigst um Ruhe gebeten. Aber wo Fürst und Arzt abgewiesen worden, da hat die Phantasie des Dichters Zutritt.

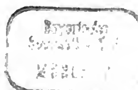
Angelika lag im nachläßig geordneten Negligé auf dem rosaseidenen Ruhebett, mit allen Anzeigen, die das Erwachen aus dem Alpdrücken vermuthen lassen, mit starren gespenstischen Augen, in geisterhafter Anmuth, die zugleich abstößt und anzieht. Zu den Füßen des Ruhebetts saß ihre Kammerfrau, eine Dame, die bereits über den Sommer des Lebens hinaus und früher Erzieherin der Gräfin, jetzt ihre Gesellschafterin und Vertraute war — wenn man nämlich unter dieser letzten Bezeichnung etwas Anderes versteht, als jene Figur, wie sie in der italienischen Oper häufig vorkommt. Sie hatte theilnehmend ihr Auge auf die Herrin gerichtet, indem Beide folgende Worte wechselten:

„Und erkannten Sie ihn wirklich?“ fragte die Kammerfrau die Gräfin.

„„Glauben Sie mir, liebste Werther, ich erkannte ihn mit meinem ganzen Ich, obwohl mein Auge das seine nur durch die Maske erblickte. Gibt es einen Vampyrismus, so muß er solche Augen haben, die wie zwei glühende Kohlen funkeln. Sie haben ihn ja in der Eifersucht gesehen, in jener letzten schrecklichen Eifersucht, als er auf ewig von mir scheiden mußte, mich nicht mit sich nehmen konnte, als er mich zu jenem entsetzlichen Gelübde zwang. Erinnern Sie sich seiner Augen nicht?““

„Beruhigen Sie sich, eine schreckhafte Einbildung —“

„„Hörte ich nicht seine Stimme? war es nicht derselbe Ton, waren es nicht dieselben Worte, die die letzten seines Lebens waren? Und dann das Medaillon — er trug es an seinem Halse, als er den Domino öffnete, die Züge meines Bildes hatten bereits Leichenfarbe. Er drohte mir den Tod, bevor sich seine Augen schloßen, würde ich mich jemals wieder dem Genusse des Lebens hingeben. Sie hörten



seine Drohung, Sie sind die Einzige, die um dies Geheimniß weiß, Sie allein waren zugegen, als ich seiner grausen Bitte Gehör gab und jenes Medaillon mit meinem Bildniß um seinen Hals hing, als sein Blick schon gebrochen, — jenes Medaillon, welches er mit in's Grab nahm. Die Maske zeigte mir das Medaillon, sie sprach mit der heisern kraftlosen Stimme meines verstorbenen Gemahls die Worte: „Du wirst des Todes seyn, wenn Du je vergißt, daß Du bereits neben mir im Grabe ruhest.“ Der Leichenduft machte mich beinahe ohnmächtig.““

„Und hörte Niemand außer Ihnen diese Worte?“

„„Ich weiß es nicht — aber ich hörte sie, ich hörte nur *sie*, sie waren so laut gesprochen, daß sie Musik und Ball übertönten.““

„Unerklärbar!“ — seufzte die Kammerfrau.

Der Oberhofmarschall wurde gemeldet.

„„Ich will ihn sehen —““

Der Gemeldete trat ein. „„„Se. Durchlaucht, der Erbprinz, sind untröstlich“““ —

„„Der schwarze Domino, wo ist der schwarze Domino?““ unterbrach die Gräfin ihn.

„„„Comtesse, ich weiß es nicht, ich wollte Aufsehen vermeiden, die Maske war, nachdem Sie zum Wagen geleitet worden, verschwunden, sie gehörte nicht zum Hofe und alle meine Nachforschungen nach ihr sind vergeblich gewesen. Hat sich vielleicht ein Fremder einen frevelhaften Scherz erlaubt?“““

„„Ein Fremder — ja wohl ein Fremder — die Todten thun wohl, sich zu maskiren — aber kein Scherz — es war Ernst, fürchterlicher Ernst —““

„„„Die Comtesse wird von entsetzlichen Fieber-Phantasien gepeinigt und Sie entfernen den Arzt?“““ redete der Oberhofmarschall die Kammerfrau an.

„Sie will ihn nicht.“

„„Was soll der Arzt gegen den Tod? Der Tod ist unerbittlich. Ach! wer im Leben kein Erbarmen kannte, wie will der im kalten, feuchten Grabe Gnade lernen?““

Bei diesen Worten verfiel die Gräfin in einen jener heftigen Krämpfe, die den Anschein des Todes haben; ihre Augen schloßen sich, die schöne Gestalt lag starr und regungslos, wie vom Schlage getroffen, und nur der herbeigerufene Arzt konnte die diesfallsige Besorgniß heben. Er erklärte den Anfall für einen heftigen Starrkrampf und verfügte die geeigneten Maßregeln.

III.

Der Erbprinz war von dem Vorfall auf dem Balle sehr ergriffen, aber die Ursache desselben konnte er sich nicht erklären. Der Oberhofmarschall berichtete über jenen Auftritt, dem er beigewohnt; er meinte, eine fieberhafte Phantasie, die mit dem Ereigniß auf dem Balle in

keiner Verbindung stehe, sey daran, sich bis zum Wahnsinn zu steigern. Der Arzt sprach von psychischen Einflüssen, von Geheimnissen — Keiner wußte Aufklärungen zu geben.

Aber das wahre Sachverhältniß war Folgendes: Angelika hatte — wie der Leser schon aus jenem Gespräch geschlossen haben wird — ihrem verstorbenen Gemahl, den auf dem Sterbebette die gräßlichste Angst heimsuchte, sein Weib, sein schönes Weib werde nach seinem Tode einem Andern zu Theil werden, das Gelübde geleistet, nie in ihrem Leben der Liebe zu huldigen, oder gar ein zweites eheliches Band zu schließen. Die wahnsinnige Eifersucht des Sterbenden, der ihre Hand krampfhaft umschlossen hielt, übte einen dämonischen Einfluß auf sie aus, dem sie keinen Widerstand leisten konnte; wie von finstern Mächten gezwungen, gab sie seinem Begehr nach und willigte sogar darein, als Graf von Lichtenau, zur Besiegelung des Gelübdes, ein Medaillon, welches das Bildniß Angelikens enthielt, mit in's Grab zu nehmen verlangte. Es war ein Brautgeschenk der Gräfin. Als sie dem Sterbenden dieses Medaillon, das während seiner Krankheit vor seinem Lager hing, um den dürren, mumienhaften Hals schlang, sprach der Grausame jene Worte, die wir oben mitgetheilt, mit seiner gewöhnlichen heiseren Stimme, deren hektischer Ton bereits zwischen Tod und Leben zitterte, sich mehr zu jenem, als zu diesem neigend. Bald darauf trat das Flockenlesen ein, nach einigen schweren Anstrengungen überschritt der Unglückliche — denn ein solcher war er in der That — die Grenze zum Jenseits.

Die Gräfin von Lichtenau wollte nun in jenem Domino den seit einem Jahre Begrabenen wieder erkannt haben. Das Medaillon, der Ton der Stimme und die wohlbekannten Worte galten ihr für einen unumstößlichen Beweis — sie war dem Tode nahe.

Daß sie mit jugendlichem Muthe die fürchterlichen Momente am Sterbelager des Gatten aus ihrer Erinnerung verscheucht hatte, daß sie lebensfroh und heiter sich in die Gegenwart begeben und an der Quelle des Vergnügens geschöpft hatte, daß sie noch weiter gegangen war und den Kranz der Liebe bereits mit ihren zarten Händen — nicht von Neuem, sondern zum ersten Mal in ihrem Leben — geflochten hatte, daß dieser Kranz bereits zu einer Kette für einen Andern geworden war, dieß Alles schien ihr Grund genug, wenn sonst irgend ein Weg von jenseits nach hier führe, die Eifersucht ihres Gatten aus dem Grabe heraufzurufen.

Der Erbprinz aber war der Glückliche, dem Angelika zwar nur Hoffnung gegeben, um sich selbst in den sicheren Besitz des fürstlichen Verehrers zu setzen, der aber eben in jener Hoffnung eine größere Seligkeit empfand, als in der Gewißheit; denn die Liebe schwebt gern zwischen Zweifeln, zwischen Andeutungen und Schlüssen. Mit der Erklärung tritt schon die Prosa ein, bis dahin ist Alles Poesie.

Uebrigens waren der Residenz bereits die Huldigungen bekannt, die Se. Durchlaucht in so reichem Maße an die schöne Gräfin von Lichtenau verschwendete. Es galt für notorisch, daß es nur auf die Gräfin ankomme, in ein inniges Verhältniß mit dem Thronfolger zu treten. Aber das wußte man noch nicht, daß dieser bereits einen

Schritt über die Verhältnisse hinaus gethan, daß er, unbekümmert um das reine Blut, sich einige Tage vor jenem Maskenballe zu Erklärungen entschlossen, zu schriftlichen Erklärungen, die Gräfin Angelika die Aussicht auf die höchsten Ehren eröffnete, deren sie, nach den Landes-Gesetzen, theilhaftig werden konnte. Und die Grausame hatte sich dessenungeachtet Bedenkzeit ausgebeten; denn sie war überzeugt, daß dieser Schritt ohne Wissen des regierenden Fürsten geschehen war, und bevor sie einer Leidenschaft vertraute, wollte sie von deren Beständigkeit und Rücksichtslosigkeit unter allen Verhältnissen überzeugt seyn. Es war wohl zu vermuthen, daß man höherer Seits Alles anwenden würde, eine andere Entwicklung der Dinge herbeizuführen, als die, welche die Gräfin wünschte. In diesem Falle wollte Angelika Nichts gethan haben, was sie in den Augen des Fürsten, der haute volée und der Welt compromittiren könne. Die junge zwanzigjährige Dame hatte während der dreijährigen Dauer ihrer Ehe allerdings einige juristische Begriffe und einen feinen diplomatischen Takt von dem Justizminister erlernt; sie verstand ihre Gefühle den Verhältnissen unterzuordnen.

Der Erbprinz, ein Jahr jünger als sie, nur Theoretiker im Regierungsfache, ohne Erfahrung, von seiner Mutter erzogen, die sich von allen Geschäften fern hielt, stand nicht sowohl über den Verhältnissen, als vielmehr in einer solchen Position, von wo er sie nie erblickt hatte. Die Fürstin nahm an dem Hofe nur so viel Theil, als die Etikette erforderte, ihre Kinder standen unter ihrer Leitung. Seitdem der Erbprinz in der Gräfin von Lichtenau den Attractionspunkt seines Lebens gefunden hatte — und solches war erst seit einem Vierteljahre der Fall — hatte er sich nun zwar den Vergnügungen des Hofes fest angeschlossen und in ziemlicher Willkür, aber seine Liebe allein war das Motiv dazu, ein Grund, daß er die Standesverhältnisse und die Etikette im engern Sinne des Worts, die er unter der mütterlichen Leitung und in der Abgeschlossenheit seines Lebens wenig kennen gelernt hatte, nicht sehr beachtete, sondern rücksichtslos dem Zuge seines Herzens folgte. Aber wie die Gräfin vermuthete, seine fürstlichen Eltern wußten Nichts von jener Erklärung. Der Erbprinz hatte sich in Betreff seiner Liebe nur einem Freunde anvertraut, dem jungen Oberjägermeister von Hermannsdorf; nur dieser wußte, was es mit jenem Verhältniß zu sagen habe, welches man in der Residenz, wie so viele andere galante Abenteuer des Hofes, mit sehr gleichgültigen Augen ansah, welches aber die Eltern des Erbprinzen schon zu beunruhigen anfing. Indeß, diese erkannten, daß ernstliche Schritte hier nur Eclat machen und zu keinem Resultate führen würden, und hofften Alles von einer Reise nach Italien, die der Thronfolger im bevorstehenden Frühjahr antreten sollte.

So standen die Dinge, als sich jener Vorfall mit der Gräfin ereignete, zu welchem Niemand den Schlüssel finden konnte.

IV.

Als die heftigen Anfälle der Gräfin nachgelassen, verlangte sie, in das Erbbegräbniß ihres Hauses geführt zu werden; sie verlangte die Oeffnung des Sarges, in welchem ihr Gemahl ruhte. Ihre Umgebung erschöpfte sich in Gründen, sie von diesem Vorhaben abzubringen; der Arzt erklärte, für Nichts stehen zu können, wenn die Leidende geflissentlich erschütternde Eindrücke suche; diese aber behauptete, nur im Anblick des Leichnams ihres Gatten könne sie Beruhigung erhalten, vielleicht Rettung.

Somit entschloß man sich denn endlich, ihrem Gelüste, das sich beinahe zum Wahnsinn steigerte, nachzugeben. Die Gräfin wankte in die Familiengruft der Lichtenau, der Sarg wurde geöffnet, sie schien die starren, grauenhaften Züge der Leiche einzusaugen, als wolle sie aus ihnen Gewißheit über das entsetzliche Geheimniß schöpfen, Gewißheit über den Zorn des Gatten, Gewißheit über Leben und Tod.

„Gott! das Medaillon ist da!“ Dieses waren die einzigen Worte, die ihr, nachdem der Sarg geöffnet, entschlüpften. Ein Zug freudigen Wahnsinns spielte auf ihrem Antlitz. Sie reichte der Kammerfrau die Hand und ließ sich aus dem schrecklichen Aufenthalt leiten.

V.

Nachmittags erhielt der Erbprinz den sehnlichst erwünschten Zutritt. Die Gräfin entfaltete den früheren Humor und Geist in der Unterhaltung, und man vermied es von beiden Seiten, das Gespräch auf die Vorfälle der jüngsten Tage zu leiten. Jener schied voll Hoffnung.

Gräfin Angelika von Lichtenau verfiel in einen festen, aber sehr unruhigen Schlaf. Als sie aus demselben erwachte, waren ihre ersten Worte: „Er war bei mir, er zeigte mir das Medaillon, es sey mir Alles verziehen, ich solle nur kommen.“

Kaum einige Minuten später war die schöne Gräfin eine Leiche.

VI.

Die Kammerfrau ertheilte sofort die nöthigen Aufschlüsse über dies Geheimniß, aber von dem schwarzen Domino erhielt man keine Kunde, außer daß der Todtengräber an jenem verhängnißvollen Abend einen Lichtschein durch die über der Thür befindlichen kleinen Fensterscheiben des Erbbegräbnisses der Familie von Lichtenau bemerkt haben wollte.

In der Folge sprach man von einer Hofintrigue; die Kammerfrau der Gräfin, Madame Werther, habe bereits früher an eine Freundin Mittheilungen über jenes Geheimniß am Sterbebette des Grafen von Lichtenau gemacht, eine Hofpartei habe auf diese Mittheilungen einen

schändlichen Plan gebaut, die Hoffnungen der Gräfin zu vereiteln; aber zu überzeugenden Resultaten gelangte man nicht.

Der Erbprinz reiste nach Italien, indeß fand er hier keine Zerstreuung, die jenen entsetzlichen Vorfall aus seinem Gedächtniß hätte vertilgen können. Später vermählte er sich, im Interesse seines Landes, mit der Tochter eines bedeutenden Fürstenhauses, aber seine erste und letzte Liebe war die schöne Gräfin von Lichtenau. Seine Ehe blieb kinderlos, und die Regierung fiel nach seinem Tode einem Nebenzweig seines Hauses zu.

Der jetzige Todtengräber jener Residenz, ein alter achtzigjähriger Mann, erzählte mir die vorstehende Geschichte, als ich ihn, auf dem schönen Begräbnißplatz der Stadt einhergehend, fragte, welcher Familie das schwarze, finstere Erbbegräbniß angehöre, das, im Hintergrund gelegen, die Cypressen der Gräber überragt und so seltsam mit dem bunten Blüthenschmuck, der die Verwesung umhüllt, contrastirt. Er konnte als Augen- und Ohrenzeuge über den Vorfall berichten. In der Stadt wurde mir seine Erzählung bestätigt, und der Wirth des „römischen Kaisers" bemerkte mir, daß seit jener Zeit die Familie von Lichtenau keine Leichen mehr aus ihrer Mitte in das Erbbegräbniß habe bringen lassen.

Ein Abend bei Mademoiselle Duchesnois.

Es ist ein trauriges Ding um's Altwerden! Macht und Talent besessen zu haben und dann im Dunkel dahin zu sterben, gleich einer abgesetzten Königin im Exil.

Niemand hat diesen Schmerz tiefer erfahren, als Mademoiselle Duchesnois.

In der That genoß sie nicht bloß auf dem Theater eines großen Ansehens. Ihr Vermögen, ihr Credit, ihre Freunde schafften ihr einen Einfluß, den sie nur dazu anwandte, Andern Gutes zu erzeigen. Die Personen, denen sie Aemter und Stellungen verschaffte, sind fast nicht zu zählen; die sie von der Proscription errettete, nicht mit eingerechnet. Im Jahr 1815 war ihr Haus ein Asyl für die Bonapartisten; als der Kaiser zurückkam, für die Royalisten, und hievon will ich eine Anekdote erzählen, deren Authenticität ich verbürge.

Unter den Bonapartisten, die sich in die Keller der Mademoiselle Duchesnois geflüchtet hatten, befand sich auch eine einflußreiche Person, die, nachdem Ludwig XVIII. abgereist war, ihren Zufluchtsort verließ, um in dem Ministerium der Polizei eine wichtige Stelle einzunehmen. Das Erste war, daß er Proscriptionen vornahm, und da er das gute Herz und die Großmuth der Mademoiselle Duchesnois kannte, so bezeichnete er das Haus dieser berühmten Schauspielerin als den Ort, wo man diejenigen finden sollte, über welche die Strafe zu verhängen war.

Sogleich umzingelten die Spürhunde der Polizei das Hotel in der Straße St. Lazare, und wollten selbst eindringen; Mademoiselle Duchesnois aber verweigerte ihnen kräftig den Eintritt, und eilte zu Demjenigen hin, dem sie früher selbst Schutz gegeben hatte, und der nun zum Verräther an ihr wurde. Sie zeigte dabei so viel Muth und Entschlossenheit, sie drohte so geschickt dem Manne der Politik, daß er einen Eclat befürchtete, und die Listen der Proscription verbrannte.

Aber im Jahr 1832 war Alles verändert; der Einfluß und die Freunde waren mit dem Ruhm und dem Ansehen davon geflogen, und Mademoiselle Duchesnois sah sich nur von einem kleinen Kreise vertrauter Personen umgeben. Man muß gestehen, daß das Gemüth dieser Künstlerin von einem Trübsinn umfangen war, der das Herz

beengte und den Athem versetzte. Darüber verzweifelnd, daß sie das Théatre français verlassen hatte, trachtete sie nur darnach, wieder hinzukommen. Dieß war der ewige Gegenstand ihrer Unterhaltungen, dieß war der Gedanke, der in allen ihren Gesprächen wiederkehrte. Allein die Neuerungen in der dramatischen Literatur und jene Krankheit, welche die Künstlerin schon ergriffen hatte, machten diese Wiederaufnahme unmöglich, und setzten ihre Freunde in die unangenehme Lage, entweder frei mit ihr zu sprechen, und ihr einen tödtlichen Streich beizubringen, oder den schmerzlichen Scenen einer ewigen Reue und beständiger Entwürfe, die nicht ausführbar waren, als ruhige Zuhörer beizuwohnen.

Eines Abends klagte Mademoiselle Duchesnois ihre gewöhnlichen Leiden einigen Personen; die eine war ein junger melancholischer Mann, der so eben mit einem Gemälde aus Italien zurückgekommen war, das ihn den größten Malern beigesellte; er saß auf dem Divan, der das Boudoir, mit grauem Zeuge tapezirt, garnirte, in welchem Mademoiselle Duchesnois gewöhnlich zu seyn pflegte. Er hörte stillschweigend der Künstlerin zu. Neben ihm saß ein großer Mann, in dessen Physiognomie sich Sanftmuth und Ernst zeichneten. Er war ein wenig wohlbeleibt und seine schwarzen und weißen Haare erhoben sich malerisch an dem Hinterkopfe; endlich war noch ein junges Mädchen mit seiner Mutter zugegen, das so eben Verse „auf den Ruhm“ vorgelesen hatte. Sie war von kleinem Wuchse und ihre afrikanischen Züge schienen eine fremde Abkunft zu verrathen. Ihr großes schwarzes Auge hatte etwas Heimliches, und ihr Anzug wurde eine Mischung von Anmaßung und Armuth, das einen unangenehmen Eindruck machte.

Wie sie aufstand, um fortzugehen, trat ein dicker Mann mit einer edlen Physiognomie, die jedoch etwas Bosheit verrieth, ein; er mußte nicht gut sehen, denn er blinzelte mit den Augen, um bei dem Scheine der Kerzen die Personen zu erkennen, welche bei Mademoiselle Duchesnois versammelt waren. Das Mädchen und die Mutter beurlaubten sich, denn so eben hatte es neun geschlagen, und da sie zu Fuß bis in die Vorstadt St. Germain gingen, war es Zeit, sich auf den Weg zu machen, um nicht zu spät nach Haus zu kommen.

„Wer ist das Mädchen?“ fragte der Neuangekommene.

„Dieses ist, mein lieber Arnault,“ erwiderte die Person, die neben dem Maler saß, „Mademoiselle Elisa Mercoeur.“

„Kennen Sie sie, Baron Gros?“

„Ja; sie hat uns so eben schöne Verse vorgelesen.“

„Verse!“ rief Arnault, indem er mit den Achseln zuckte. „Sie thäte besser, für sich Strümpfe zu stricken, da ihre durchlöchert sind.“

„Wie?“ sagte der junge Maler, „Sie verdammen mit solcher Strenge den poetischen Beruf?“

„Beruf? Ich weiß nicht, was das sagen will. Damit schmeichelt sich die Eitelkeit der Thoren. Wer wollte über Beruf entscheiden? Aber ich will Ihnen über diesen Gegenstand eine wenig bekannte Anekdote erzählen, die ich diesen Morgen erst gelesen habe: „Boileau war alt geworden, und noch gröber und mürrischer als gewöhnlich;

er verließ fast nicht mehr sein Haus in Auteuil, und hielt seine Thür sorglich verschlossen, um den Poeten und Autoren den Eingang zu wehren, die sein Urtheil wissen wollten, oder seine Hülfe in Anspruch nahmen, um einen Verleger zu bekommen. Aber so gut verschlossen und verriegelt auch die Thür war, so aufmerksam und brummig auch der Portier seyn mochte, so fand sich doch immer irgend ein beharrlicher Gast, der am Ende doch durch List und Kunstgriffe bis zu Boileau gelangte, welches diesen dann in die übelste Laune versetzte. Eines Tages, als er sich sehr unwohl fühlte, hörte er läuten. — Um Gott! schrie er; wenn es ein Poet ist, so laßt ihn nicht zu mir ein. Diese Menschen bringen mich um, und vermehren meine Brustwassersucht. — Es ist kein Poet, sagte der Bediente, sondern Meister Prieur, Euer Prokurator. — Der soll mir willkommen seyn, denn er spricht mir von Processen und Geschäften; Gott sey Dank! der wird mir keine Verse vorlesen.

Der Prokurator kam, setzte sich neben Boileau's Lehnstuhl, und gab ihm Rechenschaft von einigen Processen, die er für den Dichter zu führen hatte. Aber als er geendigt, fing er an: — Jetzt Herr Despréaux, da ich Eure Angelegenheiten abgethan, sollt Ihr auch einmal etwas für mich thun. — Und was, Meister Prieur? — Ich habe seit zehn Monaten ungefähr einen jungen Schreiber, den ich zu meinen Geschäften nicht brauchen kann. — So schickt ihn fort. — Es ist der Sohn eines meiner Freunde, der Greffier bei der Rechnungskammer von Dijon ist, dem ich den Verdruß nicht anthun möchte. — Und welchen Rath soll ich Euch denn geben? und was geht die ganze Sache mich an? — Nur Geduld, erwiderte lächelnd der Prokurator; dieser junge Mensch, dem Geschick und Einsicht zu meinen Geschäften fehlen, ist übrigens voller Geist, und wenn er auch ein fauler Schreiber seyn mag, so ist er ein desto fleißigerer Poet.

Boileau seufzte hier so schmerzlich auf, als wenn er einen heftigen Schlag empfangen hätte. — „Er hatte bereits mehre elegante und anmuthige Verse gemacht, als er sich hinsetzte und ein Trauerspiel schrieb, das er „die Kinder des Bruders“ betitelte. Wie es fertig war, trug ich es zu den Schauspielern hin. — Und die haben's nicht angenommen; nicht wahr? — So ist es. — Und Euer Schreiber ist durch diese Lection curirt worden, und arbeitet nun fleißig für Euch; nicht wahr? — Mein Schreiber hat das Trauerspiel in's Feuer geworfen, und schwur, keinen Vers mehr zu machen. — Gott sey Dank! das ist vernünftig! — Nachdem der erste Schmerz vorüber war, fing ich nach und nach an, ihm Muth einzusprechen, habe ihm Hoffnung und Vertrauen zu sich selbst wieder gegeben; hierauf setzte er sich noch einmal hin, und machte ein zweites Trauerspiel. — Meister Prieur! schrie Boileau hierauf, Ihr verdientet, daß man Euch die härtesten Dinge sagte, daß man Euch die bittersten Vorwürfe machte! Wie? Ehrliche Eltern vertrauen Euch ihren Sohn, damit er bei Euch ein ehrliches Gewerbe lerne, und Ihr facht in ihm eine unsinnige Manie an, welche nur Eitelkeit und Faulheit erzeugen können; Ihr verführt den jungen Menschen, und werft ihn in ein Leben voll Elend und Entbehrung. — Ganz gut, unterbrach ihn lachend der Prokurator. Ehe Ihr mich

aber mit so großer Strenge richtet, erlaubt, daß ich Euch die Verse meines Schützlings vorlese. Sein Trauerspiel heißt: „Idomenée“, und hier ist die erste Scene.“

Während des Vorlesens warf sich Boileau in seinem Lehnstuhl herum, und vermochte seinen Verdruß nicht zu verbergen. Endlich unterbrach er den Prokurator: Genug, genug! ich bitte! beschleunigt nicht meine Sterbestunde! dieß ist ein Autor, gegen den Boyer und Pradon wahre Sonnen genannt werden können. Ach, das Sterben wird mir leichter, da ich sehe, daß unser Jahrhundert immer reicher an solchen Thoren wird.

Der Prokurator konnte seinen Aerger nicht verbergen. — Nicht nach einer Scene kann man ein ganzes Werk beurtheilen, erwiderte er; und, mein Herr, wären die Verse, die ich Euch vorlas, auch immerhin so schlecht, wie Ihr sagt, so gibt es ein anderes Zeugniß über das Talent des jungen Menschen: das ist sein Beruf. Wenn man dahin getrieben wird durch eine unwiderstehliche Neigung, etwas zu schaffen, wenn man dieser Neigung sein ganzes Vermögen opfert, die Zuneigung seiner Familie, Alles mit einem Worte, so ist eine Stimme da, die im Innern des Herzens ruft: Werde Dichter, der Ruhm erwartet dich! — Das beweist nichts, Meister Prieur; ein Narr kann dieselbe Stimme hören, wie ein Genie, und wollt Ihr den Beweis, hier ist er! Ihr kennt Chapelain, Ihr habt von seinem Geiz gehört, Ihr habt ihn in seinem Atlaskleide gesehen, wie man es vor zehn Jahren trug; kein einziger Eurer jungen Schreiber, der nicht über sein schwarztaffetnes Kamisol gelacht hätte, das gewiß aus einem alten Unterrock seiner Schwester gemacht worden ist. Gar oft sah ich im Hotel von Rambouillet Schnupftücher bei ihm, die so aussahen, daß es einem das Herz umwandte. Tallement-des-Reaux erzählte mir, nie mehr gelacht zu haben, als da er ihn eines Tages mit Pelloquin, einer Schwiegertochter der Frau von Montlosier, charmiren sah, die sich offenbar über ihn lustig machte, denn er hatte einen so abgenutzten Mantel um, daß man auf hundert Schritte die Fäden daran sehen konnte. Und dieser Geizhals bis zum Lächerlichen hat eine Stelle mit 12,000 Thalern ausgeschlagen; merkt wohl auf, 12,000 Thaler, 36,000 Livres, und das bloß um seine „Pucelle“ zu beendigen. Als nämlich Herr von Longueville zum Gesandten nach Münster ernannt wurde, ließ Herr von Lyonne Chapelain zum Sekretär des Bevollmächtigten erneunen. Aber Chapelain ging zu Herrn von Longueville und stellte ihm vor, daß das nicht das Mittel sey, die Pucelle zu beendigen. Und so bekam Boulanger, der Secretär des Herrn von Longueville, die Stelle. Nun, was sagt Ihr dazu? Hatte der Dichter der Pucelle einen wahrhaften Beruf? und doch opferte er bei seinem Geize der thörichtsten Eitelkeit ein vollkommen gemachtes Glück.

Prieur verließ Boileau und kehrte nach Paris zurück; es waren Zweifel in ihm erregt worden, doch sagte er seinem jungen Schreiber nichts davon, was er mit Boileau gesprochen hatte. Der Beifall, den Idomenée bald darauf erhielt, und mehr noch das Glück, welches Rhadamiste machte, beruhigten ihn. Prieur war sehr krank, als man das letztere Trauerspiel zum ersten Male gab. Er mußte sich in das

Theater tragen lassen, aber nachdem das Stück zu Ende war, umarmte er den Verfasser mit Freudenthränen im Auge. „Jetzt kann ich sterben, sprach er, Ihr seyd ein Dichter, und ich hinterlasse einen großen Mann der Nation. Aber Boileau hatte mir Angst gemacht, denn er hat mich von der traurigen Wahrheit überzeugt, daß bei dem wirklichen Beruf eines Genies und dem scheinbaren eines eitlen Thoren die Aeußerungen gleich sind.“

„Und nach Allem dem,“ sagte Baron Gros, „was liegt daran, ob der Beruf ächt oder scheinbar sey; der Beruf ist immer ein Unglück. Wer von uns hat nicht die Krone des Künstlers auf seinem Haupte verwünscht? wer von uns hatte sie nicht schon herunter reißen wollen? In der Dunkelheit leben, in der Mittelmäßigkeit, das ist die Lage, um sich glücklich zu fühlen.“

„Sie haben recht,“ rief Arnault.

„Das Publikum ist undankbar,“ fügte Mademoiselle Duchesnois hinzu. „Der schlechte Geschmack trägt am Ende immer den Sieg davon.“

„Und die Genies werden selten, selbst in uns erlischt das Genie,“ sagte Gros mit feierlicher Stimme. „Man überlebt sich selbst, man gleicht einem Leichnam ohne Seele, man wird von dem Pöbel verlacht, wie die Statue Apollos, die ich in den Ruinen Athens als Stütze eines Schweinstalls gefunden habe. Genie ist ein Unglück, Ruhm ist ein Spott.“

Er stand auf und ging fort, mit ihm der junge Maler. Arnault lachte ihm sarcastisch nach.

„Dieser Teufel von Gros,“ sagte er, „wird noch einen dummen Streich machen. Welche Thorheit! Man muß bei Zeiten den Gedanken an Ruhm aufgeben können, wie eine Frau die Gedanken an Jugend und Schönheit. Es ist grausam, aber die Nothwendigkeit ist da, wie Virgil sagt. Ich will an gar nichts mehr denken, ich bin todt für die Wissenschaften.“

Dieß verhinderte ihn jedoch nicht, einige Zeit darauf die Memoiren eines Sechszigers herauszugeben.

Es bleibt uns nun noch übrig, das Schicksal dieser Gesellschaft hier mitzutheilen.

Die Dichterin Elisa Mercoeur starb im tiefsten Elend.

Mademoiselle Duchesnois unterlag der schrecklichsten Krankheit, und ihre letzten Worte waren Klagen über ihre Triumphe im Théatre français.

Baron Gros ward in vorigem Sommer als Leiche aus der Seine gezogen.

Der junge Maler, der so eben aus Italien angekommen war, war Leopold Robert. Er endete durch Selbstmord.

Was Herrn Arnault betrifft, so schlief er einst nach seinem Souper im Lehnstuhle ein und erwachte nicht wieder.

Scenen aus dem spanischen Leben.

Von der

Herzogin von Abrantes.

Unter diesem Titel erschien so eben ein Werk der geistreichen und fruchtbaren Verfasserin, das reich an lebendigen Sitten-Schilderungen ist, aber seines Styles wegen kein besonderes Lob verdient, da es die Spuren zu großer Eile an sich trägt. Wir geben hier eines dieser Bilder als Probe.

Das Ereigniß der Taufe eines jungen Grafen von Benavende war ein glänzendes Fest, das mehre Wochen in der Stadt Granada und in der ganzen Vega dauerte. Die Besitzungen des Marquis waren ungeheuer und seine Macht erstreckte sich von Almeria bis nach Loxa. Seine Vasallen liebten ihn, weil er gut war, und die Marquise beteten sie an. Jeden Tag gab man ein neues Fest. Endlich schloß das Ganze ein Wettrennen der Canas *).

Dieß ist ein ritterliches Spiel, welches die Mauren in Spanien eingeführt haben, und das von den Andalusiern eben so in Ehren gehalten wird, als die Maestranza von den Cataloniern. Das Steckenspiel ist eine Art von Carousel, worin man im Ritter-Kostüm gegen einen Andern ficht. Spanien hat viel länger als wir die reizende Frische ritterlicher Jugendzeit sich bewahrt. Man hatte noch im Jahr 1802 dasselbe Zutrauen in kastilianische Tapferkeit, wie in jenen glorwürdigen Tagen, da Spanien die Königin der Welt war. Man lachte darüber, ich aber bewunderte.

Ich sah nichts Lächerliches in jener Tapferkeit, welche edle Spanier in den Stiergefechten ihr Leben auf's Spiel setzen ließ. Diese Gewohnheit, welche zu jener Zeit nur bei den Fiestas reales **) stattfand,

---

*) Course des Canas, wie es die Herzogin nennt, das alte Steckenspiel, dessen in vielen maurischen Romanzen, namentlich auch in denen von Melisendra und Gayferos erwähnt wird.

Anm. d. Red.

**) Das heißt, zur Zeit der Königskrönung, oder einer Heirath, oder der Taufe eines Infanten.

war noch hie und da gebräuchlich in einigen spanischen Provinzen vor dem französischen Kriege. Der Marquis von Benavende wollte einmal ein Fest den Einwohnern von Granada geben, welche für ihn so gut und für die Marquise so besorgt gewesen waren; er machte also bekannt, daß er den 15. Juni ein Steckenspiel geben wolle, wie ich es oben gesagt habe, Allen denen, welche eine Lanze mit ihm brechen wollten; er nahm sich vor, der Gegner zu seyn. Man durfte nach Belieben mit offenem oder gesenktem Visir kämpfen. Der Marquis warf die Frage auf, die er gegen Alle behaupten wollte: „Ein geliebter Gatte sey glücklicher, als ein begünstigter Liebhaber.“

Der Kampfplatz wurde in dem Alhambra selbst hergerichtet, und zwar in dem Hofe de los Aljibes *). Der Mesuar oder die erste Einfassung wurde mit zum Kampfplatz genommen und Alles wurde angeordnet, wie zu den Zeiten der Zegri's und Abencerragen. In dem Löwenhofe befanden sich noch die zwei runden Gallerien, welche sonst dazu dienten, den Hof des maurischen Königs aufzunehmen. Der Marquis bewilligte eine ungeheure Summe, um Alles so einzurichten, daß dieses Fest bewundernswerth und einzig in seiner Art werden sollte.

Er hatte Alles so angeordnet, daß der Thurm von Comares die schönen Tage des Hofes von Boabdil zurückriefe; der schöne Saal der königlichen Feste wurde im maurischen Style verziert. Kissen von Goldstoff bedeckten den Fußboden und die Sitze von Marmor; leichte Vorhänge von Silber-Gaze mit seidenen Streifen flatterten an den halb gewölbten Fenstern und an den bogenförmigen Thüren, die mit vollkommen erhaltenen Legenden aus dem Koran umgeben sind; die Arabesken in Gold und Azur erglänzten im Scheine von tausend wohlriechenden Kerzen . . . Alles erinnerte so an die Erzählungen der Feste, welche die Kalifen in den Tagen ihrer Macht in Bagdad, der mährchenreichen, und in Damaskus, der gartenumgebenen, feierten. Ueberall erfüllten Wohlgerüche die Luft und eine Musik von Theorben, Guitarren und Singstimmen vollendeten den Zauber.

Alle Erinnerungen sind ergreifend in dem Alhambra, wie in dem Generalife. Welch' ein Interesse ergreift uns, wenn wir diese wüsten Säle durchlaufen, um uns in die Gallerie niederzusetzen, welche der Königin Zoraide als Gefängniß diente! Das Gitter, das sie mit ihren schönen Händen umfaßte und das sie gewiß mit ihren Thränen benetzt hat, sieht man noch mitten in einer kleinen Gallerie, welche sich in dem Thurme von Comares befindet! Da sieht man auch noch das Kabinet der Bäder; diesen Marmorboden, unter welchem die Specereien verbreitet lagen, welche das Gemach erfüllten und die Sultanin mit ihrem blauen wohlriechenden Dampfe umgaben. Alles ist noch in demselben Zustande; es fehlt nur noch das Zelt von Seide, das sie vor den Sonnenstrahlen schützte.... Die Ringe, es zu befestigen, sind noch da. In den äußeren Gemächern, in den Höfen, in dem Mesuar, in dem Hof de los Aljibes, in dem Löwenhofe, überall findet man die Spuren von Festen, als wären sie erst gestern gegeben worden. Der

*) Der Cisternen-Hof, der größte des Alhambra.

Saal Comares, wo die Ritter Boabdil's die Christen empfingen, um ihnen einen Ball zu geben vor dem Turnier, ist noch sehr glänzend. Mögen wir auch Europa durchziehen und überall alte Denkmäler befragen, nirgends sprechen sie mächtiger zu uns und halten uns unsere Kleinheit in Palästen und Festen vor, als beim Anblick dieser Marmorquadern, dieser Sculpturen, dieser springenden Wasser, dieser mit Gold und Azur bekleideten Mauern, dieser überall eingegrabenen Worte, welche an die Liebe erinnern, sie anempfehlen, sie einflößen. Der Alhambra ist das Paradies, welches der Prophet verspricht!

Am Tage dieses Festes durchzog das alte maurische Palais ein östlicher Duft, der ihm alle seine Reize wieder gab. Den Marquis kostete dieses Fest mehr als 30,000 Piaster und die Stadt Granada, welche seine Courtoisie vergelten wollte, hatte gleichfalls eine bedeutende Summe dazu hergegeben, um die Tage Boabdil's und selbst Abderamen's zu vergegenwärtigen, als er in Cordova als der prächtigste, tapferste und schönste der Herrscher lebte.

Die Marquise sollte den Preis ertheilen; er bestand in einem mit Diamanten verzierten Degen, auf dessen Knopf sich das Bildniß der Donna Clara in Email befand. Ihr Putz war glänzend und sehr geschmackvoll. Eine Robe von Silber-Gaze über einer andern von weißem Atlas war am Arme, am Halse und am Gürtel mit Agraffen versehen, die aus Saphiren und Diamanten bestanden; Halsschmuck, Kamm und Haar-Aigretten waren gleichfalls von diesen Steinen. Sie sah so geschmückt, reizend und schön aus, und wenn der Marquis sie ansah, so schlug sein Herz, als sollte er sich ihren Besitz erst erkämpfen.

Das Fest begann gegen Mittag. Ein Zelt von purpurrothem Stoff war über die Bahn ausgespannt worden, denn die Sonne war unerträglich. Trotz der Hitze und Fatigue blieb der Marquis beständig Sieger; er besaß eine Kraft und Geschicklichkeit, die alle seine Gegner überwand. Er hatte bereits fünfzehn Canas gebrochen, und saß auf einem Polster zu den Füßen Donna Clara's und wartete auf einen neuen Gegner, als die Trompete die Ankunft mehrer Ritter meldete, welche mit geschlossenem Visir sicheres Geleit für sich erbaten und die Erlaubniß, unbekannt zu bleiben. Der Marquis ließ durch die Kampfrichter antworten, daß vollkommene Freiheit herrsche, und daß, wenn die neuen Ankömmlinge Kenntniß der Caroussel-Gesetze hätten, sie wissen müßten, daß der Marquis mit und ohne Visir nach der Wahl seiner Gegner zu kämpfen gesonnen sey. Alles dieses wurde sehr ernst gesagt, und auf eine ritterliche Weise, welche in der That den König Boabdil, die Zegri's und die Königin Zoraide in's Gedächtniß rief.

Die Ritter, welche herbei gekommen waren, um dem Marquis von Benavende den Preis streitig zu machen, schienen vollkommen im Geist ihrer Rolle zu seyn; es waren ihrer sieben im richtigen Kostüm mit Stallmeistern, gleichfalls im gehörigen Schmucke. Die beiden Ersten, welche kämpften, wurden, so wie sie sich zeigten, besiegt; der dritte, welcher ihre Stelle einnahm, hatte einen trefflichen Anstand. Er grüßte die Marquise und nachdem er auch den Marquis begrüßt hatte, näherte

er sich den Stufen, auf welchen Donna Clara saß. Er schien zu ihr hinaufsteigen zu wollen, allein ein Gedanke hielt ihn davon zurück, und er begnügte sich, sich tief vor ihr zu verbeugen; dann wandte er sich gegen den Marquis und griff ihn plötzlich mit einer Art von Wuth an, welche alle Zuschauer in Erstaunen setzte. Don Fernand, der schon durch die wiederholten Kämpfe ermüdet war, hielt diesem heftigen Angriffe nur mit Mühe Stand; auch er war überrascht von dem Anscheine eines wirklichen Zorns und einer solchen Heftigkeit, so, daß er überzeugt wurde, dieser Mann würde ihm an das Leben gehen, wenn sie ernste Waffen in den Händen führten. Der Unbekannte mit dem Uebergewicht, das ihm seine Kraft über die Erschöpfung seines Gegners und über dessen Erstaunen zugleich gab, warf den Marquis so heftig zu Boden, daß er sich im Staube wälzte und Kleider und Waffen dabei so beschmutzte, daß er sich nicht mehr sehen lassen konnte. Der Sieger gab durch seine Kopfbewegung seinen Zorn zu erkennen, und reichte ihm nicht einmal die Hand, um ihm aufzuhelfen, sondern schritt stolz zu den Stufen der Marquise, und fiel auf die Knie. Jetzt schien er von einer heftigen Bewegung besiegt, sein Kopf neigte sich auf die Hände der Dame, als sie ihm die Schärpe mit dem prächtigen Degen als Preis des Kampfes umhing. Mit einer schnellen Bewegung öffnete der Unbekannte sein Visier, und Donna Clara erkannte Don Luis — Don Luis, den Cousin des Marquis, den Freund, in den er sein völliges Vertrauen setzte.

„Unglücklicher!“ sprach sie zu ihm.

„Sagen Sie mir nichts — ich wollte ruhig seyn — aber sehen Sie dort —“

Und hiebei wandten sich seine Blicke nach dem Paniere des Marquis, worauf die Worte zu lesen waren:

„Ein geliebter Gatte ist glücklicher als alle begünstigten Liebhaber.“

Hierauf senkte er sein Visier, küßte Donna Clara die Hand, und stieg schnell die Stufen hinab, um sich mit seinem Gefolge auf die Pferde zu werfen, und im Galopp die arabische Festung zu verlassen, zum großen Erstaunen aller Anwesenden.

Der Marquis war finster; er näherte sich seiner Gemahlin und fragte heftig:

„Was hat Ihnen dieser Mensch gesagt, Sennora?“

Donna Clara wurde bleich und antwortete nicht.

„Was hat Ihnen dieser Mensch gesagt?“ wiederholte der Marquis mit einer vor Wuth zitternden Stimme.

„Dieser Mensch hat mir nichts gesagt,“ sprach endlich die Marquise.

„Du lügst! — Dieser Mensch war mit Dir einverstanden! aber Ihr Beide sollt mir Rechenschaft wegen dieser Beleidigung geben.... Ach, Don Luis, mein Bruder, wo bist du jetzt?“

Donna Clara wahr nahe daran, den Geist aufzugeben, sie zitterte, daß die erste Begegnung der beiden Cousins schrecklich werden könnte. Don Luis gab sich seiner glühenden Leidenschaft ganz hin. Der Unbesonnene! Clara hatte den feurigen Druck seiner Lippen auf ihrer Hand gespürt; seine Stimme war ganz durchdrungen

von jener heißen Liebe, die sich nicht verbergen läßt, wenn man sie nicht gänzlich vertilgen kann. Dieß fühlte sie und schauderte selbst davor zurück, denn sie sah eine schreckliche Zukunft vor Augen, indem sie ihr eigenes Herz um seine Stimmung befragte.

Der Schluß des Festes war traurig; das Geheimnißvolle jener seltsamen Erscheinung mitten in der allgemeinen Freude gab diesem Tage plötzlich eine andere Physiognomie. Don Fernand wurde nachdenkend, und alles verkündete der Marquise, daß die Stunde, wo sie sich mit ihm allein befinden würde, stürmisch werden dürfte. Eine Stimme verkündete ihr zugleich im tiefsten Grunde des Herzens das Daseyn eines trüben Geheimnisses; die Unglückliche wagte nicht den Schleier aufzuheben, der es ihr verbarg; aber ihre bis dahin schuldlose Seele fühlte das Entsetzen sich ihrer bemeistern, und sie sah Verbrechen oder Unglück, wenn auch noch in weiter Entfernung — und vielleicht alle Beide. —

Die Küste von Belgien.

Meistens sind die Provinzen eines Staates, welche zuletzt bekannt und besucht werden, die interessantesten in archäologischer und sittengeschichtlicher Hinsicht. Von dem Rufe verführt, welchen ihre Vorgänger im Interesse der Eigenliebe stets den von ihnen besuchten Orten verleihen zu müssen glaubten, werfen sich die Kundschafter auf den bereits gebahnten Weg, aber die Geleise werden am Ende so breit und tief, daß die Reisenden querfeldein laufen und zu ihrer Ueberraschung Dinge entdecken, die sie nicht gesucht hatten. So haben die Ruinen von Pästum den Glanz und die Civilisation der Griechen des südlichen Italien enthüllt. Man erstaunt über die Bretagne mit ihrem Idiom und spricht davon im Departement der Seine, wie von einer Schlucht am Atlas oder einem Distrikt von Irland. Und doch ist die Bretagne die Wiege des nationalen Charakters von Frankreich in seiner erhabensten Entwickelung. Es bedurfte des ganzen Genie-Aufwands eines Walter Scott, um die Blicke der Künstler und Philologen auf Schottland zu ziehen. Vor der Juli-Revolution ging man nach Wien, München, Berlin, jetzt geht man nach Prag und fängt an zu vermuthen, daß die böhmischen Wasser so viel Werth haben, als die heißen Quellen von Baden. Der gemeinste Bank-Courrier, der unschuldigste diplomatische Postillon kennt Granada und die Geschichte der Abencerragen auswendig; wenige kennen dagegen Salamanca oder Valladolid, die Stadt der Baccalauren und die Stadt der Klöster, allerdings findet sich der Handel nicht im Königreiche Leon, sondern auf dem Wege nach Cadix. So werden die rein spekulativen Untersuchungen von der Gewohnheit, der Gedankenrichtung des Augenblicks und den allgemeinen Bedürfnissen der Epoche gefesselt und gehemmt.

In Belgien läuft man geradezu nach Brüssel, weil Brüssel die Hauptstadt ist; man geht nach Waterloo wegen der Schlacht und nach Namur, weil dieses Waterloo berührt; man sieht Lüttich oder vielmehr seine Dampfmaschinen-Fabrik; man beschaut sich Antwerpen wegen der Citadelle, Mecheln wegen seiner Eisenbahn und Aachen wegen seiner Bäder; hat man aber diese Gegenstände der jetzigen Neugierde im Fluge verschlungen, so kehrt man mit Geringschätzung für das übrige Land, um das sich das Jahrhundert nicht bekümmert, nach London oder Paris zurück. Was liegt dem Reisenden, der nur auf das Nutz-

bringende abzielt, an den historischen Erinnerungen, an den reichen Denkmälern der Kunst, die von Gent nach Oudenaerde begraben liegen. Was keine unmittelbare Anwendung findet, drückt ihn, widerstrebt seinem Sinne. Seinen Horizont begränzt die Manufaktur in ihrem siegreichen Kampfe gegen die Erzeugnisse Englands, seine Etapen bilden die Wunder der Industrie unserer Zeit in ihrem Glanze und in ihrer Nützlichkeit; aus den Gemälden, Grabmälern und Ruinen geht für ihn keine Belehrung für das Douanewesen hervor.

Einen solchen Eindruck müßte in einem Finanzmann das Schauspiel der Küste von Flandern von Blankenbergh an, welches einige Meilen von Holland entfernt liegt, bis Ypern an der französischen Gränze zurücklassen. Hier gibt es nichts Lebendiges, nichts Fruchtbares; Alles ist nivelirt wie das Meer, abgestorben, ausgetrocknet, wie ein verwünschter Boden. Geht man von Brügge aus nach Osten zu, so geräth man auf eine sandige, platte, geradlinige, unabsehbare Chaussee, von vier Lieues Perspektive, an deren Ende sich das Meer ausdehnt; das Land gleicht einem kürzlich erst von den Wellen verlassenen Gestade; betrachtet man die spärliche Vegetation und das abhängige Terrain, so sieht man ein, daß die Wälle des Herzogs von Parma den Ocean geschickt abhalten, bis in die Bassins von Gent zurückzufließen. Auf der Seeseite hat die salzgeschwängerte Luft das Blätterwerk an den Bäumen zerfressen, die noch Kraft genug haben, unter den trocknenden Winden zu grünen; je mehr man sich dem Ufer nähert, desto mehr neigen sich die magern, verkrüppelten Zweige gegen die Erde und scheinen sich aus Furcht bei dem Tosen der Wellen zu beugen, das man jetzt schon vernimmt. Bald erblickt man keine Bäume, nichts Grünes mehr; das Tosen vermehrt sich und beherrscht die Stimme mit seinem erhabenen Donner. Die ganze Ebene hört das Getöse; Vögel, Schaafe und Schäfer vereinigen sich in schweigenden Gruppen. Seedünste steigen dem Wanderer zur Nase und ein scharfer, unmerkbarer Regen träufelt auf sein Haar; der verflüchtigte Schaum hängt sich an seine Lippen; endlich erhebt sich der Damm zu seinen Füßen, das Auge dringt hinüber, und ein kleiner Fischer mit nackten Beinen, der sich wie ein Polype im Sande windet, schreit ihm aus vollem Halse in der Sprache der Teniers und Ostade zu: „Mein Herr, hier ist das Meer!“

In Blankenbergh endigt die monotone Straße, auf der man in einer gemietheten Birouchette hinfährt. Das Kalkbett dieses Dorfes liegt zwanzig Fuß unter dem Niveau der Wellen. Wenn Sie im fallenden Schaume Muscheln und Strandsteine sammeln, so schauen Sie einmal hinter sich, auf vierzig Schritte erblicken Sie den Damm und unterscheiden am Rande des geschwärzten Bodens den Rauch der in die Seitenfläche des Dammes eingehöhlten Häuser; das Meer mache einen Satz und Blankenbergh besteht nicht mehr. Zwei plumpe Hafendämme aus einem Holze, das sich wie Lianen biegen läßt und durch die Stämme starker Grundpfähle sich windet, treten symmetrisch wasserpaß vor, und öffnen zwei gleiche Hafen in Miniatur, wo die Häringsfischer jeden Morgen ihre wurmstichigen Barken an das Land ziehen, um sie mit Sonnenuntergang wieder in die See zu führen. Mit diesen kleinen

Buchten korrespondiren zwei andere, die man der Fluth wegen uneben aus dem Damme gestochen hat, wodurch man den Anblick des hübschen Mauerwerks am Hafen, mit den gemalten Fenstern und rothen Dächern gewinnt. Weiter hin entrollt sich der Wiesgrund halb Sand halb Rasen wie eine Savane und läuft bis zu den gothischen Thürmen von Brügge hin. Man könnte es für eine orientalische Stadt halten, deren Minarets den Eingang der Wüste bewachen.

In Blankenbergh beginnt das Littoral, wo noch die Spuren der Macht Karl V. und Philipp II. eingeprägt sind. Vier Städte finden sich hier in pittoresken Entfernungen von einander, alle mehr oder minder mit kostbaren Ruinen und kastilischen Erinnerungen besäet: Brügge, Ostende, Nieuport und Veurne; Brügge die Wiege des goldenen Vließes, welches ein Herzog von Burgund zu Ehren seiner blonden Geliebten stiftete; Ostende ein künstlicher Hafen und eine grandiose Schleuse; Nieuport eine Festung mit niedergerissenen Ringmauern; Veurne eine Stadt aus dem Mittelalter, die man im neuen Belgien vergessen hat. Ehe wir das Schifferboot besteigen, das man für uns flott macht, werfen wir noch einen Blick auf Brügge, die nördlichste der Küstenstädte.

Als Monument der Kaiserzeit bildet Brügge ein ganzes Museum; man sollte vor jedem Hause Halt machen, auf jedem Grabe die Epitaphe und Verse lesen. Damit die Täuschung vollständig werde, hofft der Reisende fortwährend eine edle Dame mit der Sammetmütze und dem breiten Faltenrocke werde den Falken auf der Faust, die Schleppe von einem Pagen nachgetragen aus der Bogenthüre treten. Beginnt das Spiel im maurischen Glockenthurme, so erwartet man auf dem Platze vor dem Stadthause die Korporalschaft der Lanzenknechte, um den Posten der belgischen Infanterie abzulösen, man sucht den Glanz der schimmernden Hellebarden, aber man findet nur das moderne Bajonet. Kein junges Mädchen öffnet das Fenster, in dem man nicht eine Esmeralda oder Rosalia zu erblicken glaubt. Kirchen, Klöster und Kapellen sind noch vergittert, wie zur Zeit der Bilderstürmer, und mit goldenem Drahtgeflechte und grünen brennenden Kerzen umgeben, leuchten die Madonnen wie flammende Engel den Wanderern auf der Straße in dunkler Nacht.

Das wunderbarste dieser Standbilder sieht man im Sprachzimmer des St. Johann Hospitales. Es ist drei Fuß hoch, mit einem Hochzeitrocke aus Atlas angethan und mit Orangeblüthen umkränzt. Die Nonnen haben ihm den Kamin des Sprachzimmers als Nische angewiesen, einen gothischen kolossalen Kamin, an dem Geraniumtöpfe die Stelle des ursprünglichen Kesselhackens einnehmen. Das Standbild des St. Johann Hospitals ist mit Juwelen und Reliquien geschmückt. In der einen Hand hält es einen kleinen Märtyrer-Knochen, in der andern ein Bruchstück des ächten Kreuzes. Als wir in das Sprachzimmer eintraten, putzten drei hübsche, vor dem blühenden Piedestal der Madonna kniende Nonnen, die welken Sträuße ihrer Glorie aus; auf dem Boden lagen verdorrte Blüthen und vergelbte Kronen umher; man frischte den künstlichen Garten des Reliquiariums auf. Aber bei unserem Anblicke zogen sie rasch die weißen Kappen tiefer herunter

und verschwanden erschrocken wie Novizinnen; sie hatten uns nur ein Andenken an ihre mystische Erscheinung zurückgelassen, die langen Klosterscheren, welche unbarmherzig unter den Guirlanden der Heiligen wütheten.

Die Verzierung des Sprachzimmers in dem Hospitale beschränkte sich indeß nicht auf dieses Scheren-Paar und die Madonna. Der Eingangsthür gegenüber befindet sich ein merkwürdiges Gemälde mit zwei Flügeln von Hemlinck, den Mistreß Trollope in ihrer Reise durch Belgien nach den Brüdern van Eyck geboren werden läßt. Johann von Brügge ist im Jahr 1370 geboren und war wahrscheinlich im Jahr 1470 todt; es war also eher im Jahr 1479 und nicht 1579, wie Mistreß Trollope in ihrem Postbuche angibt, da Hemlinck im Sprachzimmer des Hospitals arbeitete. Im Jahr 1579 wäre er der Rival und Zeitgenosse des Otto Venius, eines Lehrers Rubens und Schülers Mastys gewesen, während die rohen Formen seiner Zeichnung, die naive Unerfahrenheit in seinen Draperien und das ernste Leben in seinen Farben seine Manier eher auf die Epoche des van Eyck zurückweisen, dessen Vorbild oder Reflex er gewesen seyn muß. Hemlinck hatte einen besseren Geschmack, als die Maler seiner Zeit; der alte Decamps selbst, den die Kunst vor Kurzem verloren hat, gesteht in seinem Buche zu, daß er die Farbabstufungen, die Komposition und die Perspektive gekannt habe, und doch wollte er nie die Mischung von Leim, Gummi und Eierweiß, welche noch die Bindung seiner Tinten bildeten, für das Oel aufgeben, das sein Rival Johann von Brügge vor achtzig Jahren erfunden hatte. Hemlincks Widerstreben möchte sich durch die kurze Zeit erklären lassen, welche die Solidität der neuen Erfindung noch nicht hinreichend zu beweisen vermochte. Das Gemälde stellt die mystische Vermählung der heiligen Catharina in einer Klosterkapelle dar; die Jungfrau sitzt unter einem Thronhimmel; ihre Füße ruhen auf einem nach Perspektive und Färbung so wunderbaren Teppich, daß man gerne die Hand ausstrecken möchte, um ihn zu ergreifen. Maria ist von Brüdern und Nonnen umgeben, die zur Zeit des Hemlinck'schen Werkes im St. Johann Hospitale lebten; auf der rechten Seite des Gemäldes, nahe bei der Jungfrau und zwischen zwei Schwestern, ist sogar ein bewunderungswürdiger Schweinskopf zum Andenken an das Thier angebracht, welches im Dienste für die Küchen der Gemeinde gestorben ist.

Das Sprachzimmer enthält ebenfalls Porträte des van Eyck, sie haben aber durchaus nicht den Charakter und die Gesichtsbildung des Hemlinck, besonders was den Ausdruck in der Physiognomie des Chorknaben bei der mystischen Vermählung betrifft. In der linken Ecke, nahe am Kamin ist ein anderes kleineres Gemälde von Hemlinck mit Flügeln, welches die Anbetung der Magier mit den extravagantesten Umständen darstellt; das Porträt des Malers bildet der Negerkopf, der im Gewande eines Kranken durch ein Stallfenster die Scene betrachtet. Von allen alten flamändischen Malern nähert sich dieser am meisten der Manier des Perugino. Man erzählt, er sey nur wenig als Maler bekannt gewesen, als er am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in das Hospital kam, um sich eine Wunde heilen zu lassen.

Der flamändische Abenteurer, der den Pinsel der Büchse vorzog, befand sich nach seiner Heilung so wohl unter der Verwaltung des Hospizes St. Johann, daß er die vollständige Genesung zehn Jahre verlängerte, und seine Herberge mit schöner Künstlermünze, das heißt mit Porträts und Gemälden bezahlte. Diesem sonderbaren Vertrage hatten die Gemälde im Sprachzimmer und besonders der berühmte Reliquienkasten der heiligen Ursula ihren Ursprung zu verdanken.

Die Kapelle des Klosters St. Johann verdiente einen eigenen Artikel, so reich ist sie mit tausend mönchischen Curiositäten von Goldarbeit ausgestattet, von denen man anderwärts keinen Begriff hat. Das ex-voto des gottesfürchtigen Flamänders gibt diesem hier ein Thema zu den fantastischsten Geschichten. In der Erfindung dieser Bilder liest man den sittlichen Standpunkt der Bevölkerung. Als ein Muster der Klöster des Landes bietet die Kapelle von St. Johann sehr viel Interessantes. Man sieht hier z. B. die vollständigste Sammlung von Figurinen, die man nur möglicher Weise der ascetischen Verschönerung einer Kirche weihen kann. Die meisten sind aus weißem Wachs geformt und stellen mit einem plumpen Nachahmungs-Talente den kranken Theil dar, für den die Andacht um die göttliche Heilung fleht. Trotz der Heiligkeit des Ortes konnten wir uns nur mit Mühe des Lachens enthalten, als wir diese Füße, Beine, Augen an der Mauer aufgehängt sahen, wie die Musterbilder, die man unter Glas an der Thüre eines Oculisten oder Pedicuren erblickt, welcher das Facsimile des menschlichen Körpers bei einem Podagristen oder Aussätzigen auf seinem Schilde ausbreitet. Die Flamänder treiben diesen Gebrauch bis zur Manie im Sanctuarium Schweine aus Wachs aufzuhängen, damit der Himmel bis zum Schlachten den Speck fett werden lassen möge. Mit Wehmuth gewahrt man unter diesen häuslichen Bildern und kranken Gliedern Herzen, die mit einem Bande aus Haaren oder einer Immortellen Guirlande zusammen gehalten sind. Die Nischen, die man zu diesen Darstellungen gebraucht, sind häufig von einer dreieckigen Kerze erleuchtet, über der Haue und Schaufel des Todtengräbers im Andreaskreuze angebracht ist. Es gibt nichts Burleskeres als diese Verzierungen. Der Effekt ist um so lokaler, als beinahe alle westlichen Städte von Belgien buchstäblich mit Grabhöhlen gepflastert und tapezirt sind. In der Kathedrale von Tournay, einer der alten Basiliken des Nordens von Europa läßt dieses Schauspiel einen besonders beängstigenden Eindruck zurück. Um am Raume zu sparen, hat man die Gewölbe horizontal in die Mauer und senkrecht in den Boden gegraben, und da die Inschriften dieser Gräber gewöhnlich auf schwarzen Marmor mit Arabesken von gekreuzten Knochen und Rosenkränzen von weiß marmornen Todtenköpfen gravirt sind, so sehen die Kirchen aus, als wären sie für fortwährende Leichenbegängnisse ausgeschlagen. Die Illusion wird noch dadurch vermehrt, daß man den Lapidarstyllurus durch die Wappenschilder der hohen hier ruhenden Familien zu heben gesucht hat. Der Tempel ist so auf passende Weise dekorirt. Um das Blendwerk zu vernichten, muß man den kalten Stein der Pfeiler mit der Hand berühren. Zum Troste sieht man, wie sich wohl vierzig Wappen um einen Sargdeckel, wie die Satelliten um einen Planeten

wenden, und die mächtigen erloschenen oder noch bestehenden Häuser nennen, denen die hier zu Staub gewordenen Ueberreste anzugehören sich rühmen. Die Kirche ist nicht mehr als ein Friedhof oder eine heraldische Suite. Endlich werden sich aber die Trauerthränen plötzlich in einen unwiderstehlichen Anfall von Heiterkeit verwandeln, wenn man auf der Rückseite des trübseligsten Cenotaphs ein mit Oblaten aufgeklebtes Papier entdeckt, und die bürgerliche Aufschrift, das geistreichste Resumé des flamändischen Lebens liest: „Man hat sich des Ausspuckens zu enthalten."

Wie es auch mit diesen Gebräuchen seyn mag, deren Spur man in der Kapelle von St. Johann findet, das Sprachzimmer des Hospizes enthält dessen ungeachtet ein Meisterwerk. Rechts vom Altare bemerken die Reisenden in einer viereckigen Nische den berühmten Reliquienkasten der heiligen Ursula. Ein seidener Vorhang verbirgt ihn den Blicken, und nicht ohne einen gewissen Stolz zieht der Portier des Hospizes den Vorhang an der Stange zurück. Der Kasten dreht sich auf einem Zapfen, hat die Form eines rechtwinkeligen gothischen Gebäudes, ist fünfzehn Zoll hoch, zwei Fuß breit und acht Zoll dick. In seinem Kupfer und seinen Farben, die schon über drei hundert Jahre existiren, und auf die Geschichte des Märtyrthums der Heiligen, eine an und für sich sehr alte Thatsache der streitenden Kirche zurückführen, stellt sich eine wahrhafte Schilderung in halb erhabener Arbeit, ein beleuchtetes Mysterium dar, und diese Legende ist um so kostbarer, als die Bollandisten die Jungfrau von Köln in ihrer Nomenclatur vergessen haben. Der Kasten, ein Grab in Miniatur, ist ein Denkmal der christlichen Archäologie. Hemlincks Ruf ist offenbar durch die unermeßlichen Werke und die Entdeckung des van Eyck verschlungen worden. Die Kapelle des Lammes in Sanct Bavon von Gent von Johann von Brügge, und selbst sein berühmtes Gemälde Adam und Eva, in Sanct Martin von Ypern haben im Kolorit keinen Vorzug vor dem Reliquienkasten; und dennoch wußten die Brüder van Eyck den Ruhm ihrer Epoche ihrer Erfindung wegen für sich zu monopolisiren. Hemlinck ihr Zeitgenosse, ein Soldat seines Handwerks und Maler bei Gelegenheit, bleibt unbekannt; Felibien spricht kein Wort von ihm; die italienischen Geschichtschreiber beschäftigen sich nur mit den Künstlern ihres Vaterlandes, und der Nebenbuhler des Johann von Brügge hat nicht einmal einen Artikel in der Biographie universelle de M. Michaud. *)

Das Gemälde des Märtyrthums der heiligen Ursula ist in acht Felder auf den zwei Façaden und den beiden Enden der Kiste oder Arche abgetheilt. Man sieht die heilige Ursula nach Sigeberts Chronik auf dem verhängnißvollen Schiffe in einem Hafen von England ein-

*) Den Deutschen ist Hemlinck, wie er im französischen Original genannt wird, oder vielmehr Hemmelink durchaus nicht so fremd geblieben; sie sind durch die Boisseréesche Gemälde-Sammlung mit seinem Wirken und Leben vertraut geworden.

A. d. U.

laufen, dann auf dem Rheine schiffen und einen Bischof nach sich führen. Dann wie sie in Köln mit ihren eilf Gefährtinnen landet, deren reizendste Undecimilla genannt, der bekannten deutschen Legende von den eilf tausend Jungfrauen die Entstehung verleiht. Herr Saint-Marc Girardin versichert in einem Fragmente seiner literarischen Notizen, daß die heilige Ursula, weit entfernt einen Bischof herbeizuführen, an den Ufern des Rheines einen Gatten gesucht habe. Seine Idee gefällt mir; in der Jungfrau und ihrer eilf tausend Mägdlein Pilgerfahrt nach Rom, in ihrem Zusammentreffen in Mainz mit Cowan, dem Sohne des Agrippinus und tausend anderen Einzelnheiten liegt etwas Verführerisches; aber ich kann ihm die Versicherung geben, daß es sich in dem züchtigen Reliquienkasten nur von einem Prälaten handelt, es sey denn, die sächsische Prinzessin wollte mit einem Steine zwei Schläge thun, und den Bischof behalten für den Fall, daß sie einen Gatten finden würde. Das Eine und das Andere ist möglich. Hier sind also zwei Versionen für eine Legende, und das ist nicht zu viel. Die Blätter des Herrn Saint-Marc Girardin bilden übrigens das beste Erklärungsbuch für die Gemälde dieser Arche. Die Marter der heiligen Ursula, die unter einer Wolke von Pfeilen im Lager der Hunnen fällt, schließt auf dramatische Weise die Reihe der Medaillons. Gold, Zinnober und Azur bewahren ohne Zweifel den wunderbaren Glanz, womit der Künstler die Gastfreundschaft der Krankenpfleger belohnt hat, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Gemälde lebendiger gewesen sind, als wie man sie jetzt sieht. Leider bleibt ihr Geheimniß undurchdringlich für die modernen flamändischen Maler, die einzig und allein in den Herren Horace Vernet, Court und Gudin ihre Muster erblicken. La Mort de Ferand, diese ungeheuere spanische Wand des Herrn Court ist zu Gent in aller möglichen Coquetterie von Halbbeleuchtung in einem sorgfältig grün ausgeschlagenen Saale aufgestellt. Man bezahlt einen Frank für den Eintritt im Vaterlande des van Eyck! Das ist zwar anständig, aber traurig!

Verläßt man das Hospiz Sanct Johann, so muß man die Kathedrale von Brügge besuchen und daselbst eine Jungfrau von Michel Angelo sehen. Die Jungfrau ist sitzend dargestellt und hält auf ihren Knien den Jesusknaben, den sie zärtlich an die Brust drückt. Das Kind hat einen reizend lieblichen Zug; trotz dem im Werke vorherrschenden Gefühle von Kraft, möchte man glauben, es wolle denen, die es betrachten, an den Hals springen. Die Hände der beiden Figuren sind besonders bewunderungswerth; noch wunderbarer aber sind vielleicht die mit Canovas Sorgfalt und Vollendung drapirten Gewänder der Jungfrau. Sie erinnern an die sitzende Statue der Madame Lätitia unter den Zügen der Agrippina. Der Kopf der Jungfrau athmet die italienische, kräftige, kühne Schönheit, und man fühlt einen besonderen Eindruck beim Anblicke dieses Marmors unter dem flamändischen Himmel, dessen Nebel nur weichliche Carnationen hervorbringen und sanguinische Temperamente befeuchten. Die Jungfrau von Michel Angelo ist von den Gräbern Karl des Kühnen und der Herzogin Marie nur zwanzig Schritte entfernt, aber in der Geschichte der Kunst ist dieser Raum unermeßlich. Hier sind es magere, lang gezogene, in

der schwächlichen Gliederform vergeistigte, Leichenmäßig auf dem Rücken liegende Figuren, ascetische Darstellungen in Kupfer vom Norden, kalt und trocken, wie dieses Metall. Die Kathedrale enthält noch eine hübsche gothische Tribune, die man vereinzelt in das Gewölbe eingemischt und mit so viel Geschmack und Feinheit restaurirt hat, daß man sie für wunderbar an der Mauer aufgehängte Orgeln aus Stein halten könnte.

In der Kirche des Erlösers muß man nothwendig über der Hauptthür ein Basrelief aus gemaltem und vergoldetem Holze bemerken. Auf der Emporkirche, die sich wie eine stolze marmorne Barriere zwischen dem Chore und dem Schiffe erhebt, ist die Statue des ewigen Vaters von imposanter Wirkung. Die flamändischen Kirchen haben etwas Majestätisches durch den verschwenderischen Aufwand an Marmor; die Abseiten, die Gitter am Chor, die Seitenkapellen, Alles ist von sculptirtem Marmor, dessen Reichthum sich oft in der Verwirrung der Einzelnheiten verliert. In der Kirche des Erlösers ist dieser Luxus so weit getrieben, daß die Beschreibung der Bildhauerarbeit in der geringsten Kapelle mehre Seiten erfordern würde. Der Chor ist eine sonderbare Gallerie von Wappen auf Email; ihre lebhaften Nuancen scheinen Blumen auf die Cenotaphe von dunkelm Marmor zu werfen, die ihre blasonnirte Kronen zurückstrahlen. Die Kapelle zur Rechten enthält ein Porträt Philipp I. von Spanien, im Geschmack Hemlincks. Der Rahmen von schwarzem Holz verleiht der Physiognomie des Monarchen einen düstern Glanz, den die Naivetät des Malers noch pikanter macht. Wir hatten die Kirche des Erlösers gegen Abend besucht; als die Sonne unterging, nahm sie durch den Reichthum und den Styl ihrer Ornamente einen sonderbaren Charakter an; die ausgezackten Beichtstühle zeigten im schwankenden Schatten des Schiffes die vier Statuen der an ihrem Eingang aufrecht Wache haltenden Erzengel, die alten Gemälde von Porbus schienen sich in ihren Rahmen zu beleben, und die halb auf den Gräbern des Chors liegenden Figuren der Bischöfe sahen aus, als hielten sie phantastischen Rath oder wollten sich im Tode auf die Weise der Römer an die Tafel setzen.

Die Thür des Tempels hat sich nun geschlossen; ist es nicht das ganze Mittelalter, das man hinter uns geschlossen hat? Folgen Sie mir jetzt über den Platz, dessen Bäume ihre Blätter liebend und verehrend auf das Piedestal einer Statue neigen. Es ist das Bild des Erfinders der Oelmalerei; es ist van Eyck oder Johann von Brügge. Er hält die Chemisten-Retorte in der Hand, und seine Augen sind gegen das Stadthaus gerichtet, dessen elegante Architectur ihm die Formen des fünfzehnten Jahrhunderts zeigt. Man erinnert sich bei dem Anblick der Retorte unwillkürlich aller romanhaften Ereignisse, die aus dem gekochten und destillirten Oele hervorgingen. Dem Gott der Malerei ähnlich, zeigte van Eyck das Werkzeug, welches so viele Wunden und so mächtige Stürme in der Kunst hervorgerufen hat. Welches erhabene Drama ist der Tod des Antonello von Messina! Johann von Brügge hatte während seiner Verbindung mit Italiens Malern Antonello das Geheimniß seines Firnißes gelehrt. Dieser theilte es Dominichino von Venedig mit, der es Andrea del Castagno

eröffnete. Andrea, von einer wüthenden Liebe zur Kunst verzehrt, traf eines Abends Dominichino, wie er mit einer Guitarre in der Hand auf der Straße spazieren ging, und gab ihm einen Messerstich. Man brachte den auf den Tod verwundeten Künstler in das Haus des Mörders, in dessen Armen er bald verschied. Später, in seinen letzten Augenblicken, gestand Castagno die That. Ich glaubte des armen Dominichino Schatten um die Statue van Eycks schweben zu sehen. Hier ist die Stunde, dem Genie des großen Künstlers zu huldigen, wir sind an der Wiege seines Ruhmes, wir athmen den Hauch seiner Werke, und die sinkende Nacht verbreitet eine beredte Schwermuth über den antiken Ausdruck seines Pinsels. Treten wir in das Museum von Brügge.

Selbst neben dem reizenden Museum zu Brüssel behält die Gallerie zu Brügge ein besonderes Interesse in Beziehung auf alte Gemälde. Hemlinck findet man hier wieder in der Taufe des heiligen Johann, van Eyck im Porträt seiner Frau von 1420, Porbus in den kühnen grau in Grau gemalten Bildern und in einer Auferstehung der Todten, Sephers in einem burlesken letzten Gerichte, van Thulden in der Versöhnung Isaaks und Jakobs, Verbruggen in sehr zweideutigen Interieurs, van Oost in einer Fußwaschung, Lepillion in mehren ländlichen Scenen, Claessoon in einem Zuge aus der Geschichte des Cambyses und auch Suvée den Franzosen in einem schönen Christus. Aber das interessanteste Gemälde ist ein großes Blatt von van Eyck, welches einen Bischof auf den Knien vor der Jungfrau und dem Jesusknaben darstellt. Nichts ist sonderbarer, als der Anblick dieser Gallerie; sie ist schlecht erleuchtet, in einem sehr alten Gebäude gelegen, und der lebende Catalog, von dem man begleitet wird, ist eine treue Copie der großen Affen, welche auf dem Gemälde des Ostade im Louvre „das Innere der Familie“ dargestellt sind — ein wahres Froschgesicht mit dem Gewande eines Baccalaureus. Man sollte glauben, dieser Mensch habe sich von dem Bilde abgelöst, das er erklärt, um durch Geberde die Honneurs zu machen; man sollte glauben, er habe in jener Epoche gelebt, und sey seit Jahrhunderten auf der Reise. So sind seine Kleidung, seine Züge, der Ort, wo er spricht, und die Maler, deren Geschichte er uns erzählt, nur eine und dieselbe harmonische Täuschung.

Aber wir vergaßen Blankenbergh und die unabsehbaren Dünen und das flache Gestade. In der Nacht hat man das Schiff flott gemacht; die Weiber, wie barmherzige Schwestern in ihre weißen Kappen gehüllt, versammeln sich, um Abschied von uns zu nehmen, die Kinder mit nackten Füßen schenken uns einen Schluck Genièvre ein, und die Strandsteine funkeln in der aufgehenden Sonne, wie Perlen von der Woge getragen. Packen wir uns nun in diese Barke zum Nachtheil der Häringe ein, deren Platz wir usurpiren. In einer Stunde kommen wir unter dem Leuchtthurm von Ostende vorüber.

Hier erscheint die historische See, die flamändische Küste, wo die Gallionen von Mexico mehr als einmal unter den Kanonen der Admirale Elisabeths versanken. Vier Lieues lang ist die Gegend un-

fruchtbar, eintönig und ziemlich eben; der Kanal *) ist noch zu breit, als daß die englischen und castilischen Geschwader mit Hoffnung auf Sturm, Stranden und Tod sich hätten entwickeln und angreifen können. Man muß die Spitze von Ostende umfahren, um das Schlachtfeld zu durchfurchen, wo die von Carl V. gegründete Seemacht sich an Englands Raaen und Tauen gebrochen hat. An diesem Theile der Küste ist Alles noch jung und unfruchtbar; die Wellen sind nur von eleganten Yachten belebt, die sich auf dem Kanal von Brügge wie auf einem geradlinigen Flusse schaukeln, der den Schleusenfall von Gent mit den Bassins von Ostende verbindet, und auf dem Ocean, der an den Dämmen seine boshaften Liebkosungen verschwendet, bemerkt man am Horizont nur den röthlichen Rauch der Dampfschiffe, deren schlanker, schwarzer Kiel die höllische Erinnerung an den fliehenden Holländer und die magischen Erscheinungen zurückruft, wie sie Cooper so poetisch beschrieben hat.

Es gibt nichts Reizenderes und zugleich Erhabeneres, als Ostende, vom Meere aus gesehen, mit seinen Wehren und Hafendämmen, deren Arme die Perspective angenehm unterbrechen. Der Damm und das Etablissement der Bäder stellen sich in Stufen über dem Fahrwasser dar, dessen Wellen mit ihrem Schaume den Grundpfahl peitschen, und innen im Hafen erheben sich wie ein Flaggenwald die Masten aller auf der Rhede liegenden Schiffe zerstreut über die Lagunen hin, die Ostende zum flamändischen Venedig ausbilden. Die prachtvollen Schleusen mit drei Pforten, die um die Stadt her liegenden Bassins, die wandernden Zelte der Badenden, der klagende Gesang der Schiffer, die Pariser Toiletten zwischen dem Kittel des Irländers und der öligen Casake des Matrosen, schwimmend und lustwandelnd, alles das verkündet die lärmende, nach Theer riechende Seestadt. Die Leinwand von Courtray und das Unschlitt von Drontheim, Spitzen und Kabeljaue, Baumwolle von Indien und Pelzwerk von Norwegen, Wallfischbarken und französische Weine liegen bunt durcheinander auf den Kaien. Sieht man, wie das Meer kommt und geht, wie die Wellen mit der Stadt spielen, sie umarmen und drücken, wie sie an ihr nagen und überall sich ihr Bett bahnen, dann begreift man, daß Spinola Ostende drei Jahre lang belagern konnte. Lebt wohl, ihr niedlichen Häuser von Blankenbergh! lebt wohl, ihr schmackhaften Plattfische mit der Würze von Schiedam oder Braunbier! wir müssen Porter und Ale trinken, Roastbeef und Tartinen essen. Holland entfernt sich, England naht; Ostende bildet den Uebergang.

Doch der Kanal verengt sich, Walsingham's Genie und Howard's Trophäen haben dieser Gegend Unsterblichkeit verliehen; wo sind wir? Am letzten Grabe der Armada; im gascognischen Meere auf den Tod verwundet, ist sie unterhalb Nieuport im Kampfe verschieden. Von Ostende nach Dünkirchen; auf diesen neun Lieues an der Küste ließ Philipp II. die achtzig Schiffe, welche das Mißgeschick der unüberwind-

*) Der Theil des Meeres, welcher von den Deutschen allein Kanal, von den Franzosen aber la Manche oder le Pas de Calais genannt wird.

lichen Flotte überlebt hatten. Wäre der Granit der Dünen durchschnitten, so würde man in seinen Seiten den gestrandeten Kiel der Galeassen und die Kanonen von Medina Sidonia finden.

Nehmen wir ein flamändisches Cabriolet, um das Gestade zu besuchen; es ist der Schauplatz eines Drama gewesen, dessen Catastrophe Elisabeth die Herrschaft über die Meere in die Hände geliefert hat; die brittische Macht datirt sich offenbar von dem Jahre 1588! Von Ostende nach Nieuport, um Mariekerke und Lessen erkennt man die untergegangene Größe der Scene nur an den alten Leuchtthürmen, die jetzt in das Innere des Landes verbannt sind; es sind in Trümmer zerschlagene Schildwachen, die von der Macht des Herzogs von Parma Zeugniß geben, wie der jetzt zurückgetretene spanische Damm von der Flucht des Oceans zeugt. Der Boden hat den Sieg über das Meer davon getragen; Dünkirchen ist an die Stelle von Nieuport getreten. Wie erinnert doch der elende Anblick der alten Citadelle Philipps an den gegenwärtigen Zustand der Marine seiner Nachfolger! Trotz der breiten, bewunderungswürdigen Gräben, trotz der Wälle, auf denen der Schatten Carl V. noch immer zu schweben scheint, trotz seiner Festungswerke und Gebäude, denen die Farben des Mittelalters so aufgeprägt sind, daß man jeden Augenblick Bogenschützen oben auf den Thürmen und Zelter auf den Zugbrücken sucht, ist Nieuport nur eine großartige Trümmer, ein poetischer Leichnam, der sich in den schlummernden Wassern der Yser spiegelt. Es ist das auffallendste Bild des niedergebeugten, seiner Schutzmauern beraubten Spaniens. Alles vereinigt sich, um das sonst so glänzende Gestade in einen Trauerflor zu hüllen. Belgien führt seine Industrie nach den deutschen Provinzen zurück, und verweigert Nieuport eine Existenz, das jetzt von seinen Erinnerungen zehrt. Der Rückzug des Oceans, obgleich nicht sehr fühlbar, hat die Luft verderbt; es führt nicht einmal eine Straße von Brüssel nach dieser Gränze. In den wenigen, trüben Bewohnern drückt sich ein Gefühl der Verlassenheit aus, als hätte in ihrer Stadt eine Pest gewüthet. Das Gras wächst in den Straßen; unser Wagen rollte mit jener traurigen Sonorität über das Pflaster hin, die man nur an wüsten Orten bemerkt. Wir waren an den Ufern der Maas von Namur bis Lüttich hingefahren; wir hatten die Straße von Antwerpen nach Mecheln durchwandert; wir hatten Löwen und Tournay kennen gelernt; der schmerzliche Contrast dieser reichen Provinzen mit dem verlassenen Nieuport schnitt uns in das Herz. Die Bewegung der Civilisation und des Handels bereitet allen jetzt so blühenden Küstenstädten denselben Untergang; die Geschichte der Industrie ist so wechselvoll in ihrem Gange und so egoistisch in ihren Fortschritten, daß man unmöglich selbst der glücklichsten Stadt, wie Havre zum Beispiel, eine der Gegenwart ähnliche schöne Zukunft verbürgen kann. War Bordeaux nicht die Hauptstadt der Antillen und die Niederlage für Westindien? Was ist es jetzt? Das Nieuport des mittäglichen Frankreichs.

Die Schwermuth, von der man sich bei dem Anblick von Nieuport ergriffen fühlt, nimmt zu, je länger man sich daselbst aufhält; die Geschichte ist so lebendig in seinen Trümmern, daß man sich überall von seinem erloschenen Glanze umlagert sieht. Die Häuser haben einen

monumentalen Charakter; man bemerkt daran noch den spanischen Balkon, die Zierrathen und Wappen der alten Statthalter. Die schwarzen Faillen, die auf den Kreuzwegen umherirren und die verwitterten Gesichter bedecken, erinnern einen Augenblick an die ursprüngliche Mantille. In der Kirche trifft man einen mit Basreliefs von gemaltem Holze verzierten Predigtstuhl, der schon seit vier Jahrhunderten besteht; der Pfarrer, vielleicht der einzige Einwohner, welcher nicht das Fieber hat, erzählte, der heilige Bernhard habe darauf gepredigt. Unsere L. Frau von Nieuport besitzt überdieß mehre sehr alte, verdienstvolle Bilder, deren Maler aber nicht bekannt sind. Die Zahl der im Westen von Belgien vergrabenen Gemälde würde einen Künstler reichlich für die materiellen Unannehmlichkeiten der Pilgerschaft entschädigen.

Mit betrübter Seele und schwerem Kopfe, als hätten uns schon die Dünste seines ungesunden Ufers erfaßt, schieden wir von Nieuport. Von hier an nach Veurne (Furnes) der letzten Stadt der belgischen Küste, den Kanal von Dünkirchen entlang, werden die Erinnerungen lebhafter; die Landschaft verliert ihre traurige Gestalt. Hier traf Medina Coeli auf die englische Flotte unter dem Oberbefehl von Howard. Die riesige Seeschlacht begann mit Tagesanbruch und endigte erst beim Eintritte der Nacht. Durch unsichere, ungeschickte, furchtsame Manöver lenkten die Spanier ihre Schiffe auf erbärmliche Weise, und diese, höher an Bord, als die englischen Fahrzeuge, litten noch besonders durch das Feuer der Kanonen. Um die Action schneller zu beendigen, überließ Howard acht mit Pech und Schwefel gefüllte Pinassen dem Winde, die den Brand in Philipps Flotte warfen. Die Spanier standen in der Mitte dreier Todesarten: Feuer, Schiffbruch, Niedermetzelung; sie strandeten oder sanken beinahe alle unter oder sie wurden getödtet. Am Ende des Gefechtes sah man ein gräßliches Schauspiel: von Capitän Croß heftig angegriffen, sank ein spanisches Linienschiff auf den Grund; die Officiere waren in zwei Partien getheilt, die eine wollte sich übergeben und die andere sterben. Während nun das Schiff unter dem Wasser verschwand, erdolchten sie sich gegenseitig im Angesicht der vor Entsetzen starren Flotten. Ein einziger Spanier von Rang, Maurinquez, entging dem Mißgeschicke und eilte nach Madrid, um die Nachricht zu überbringen. Die Armada war bis in ihre letzten Ueberreste vernichtet.

Bewegt von diesen Erinnerungen gelangten wir langsam nach Veurne (Furnes), der am meisten spanischen Citadelle von ganz Flandern. Obwohl weniger ungesund, als Nieuport, hat es doch denselben Charakter der Verlassenheit und Zertrümmerung. In Nieuport ernähren sich die Einwohner dürftig vom Fischfang; in Veurne macht sich die Nachbarschaft von Dünkirchen durch den kleinen Handel bemerkbar, womit die alte Festung von Neuem verproviantirt wird. In Hinsicht auf gothische Architektur ist diese trübe Stadt ein wahres Juwel als Panorama. Die Oekonomisten werden wüthend fortziehen, die Künstler dagegen lange dort verweilen. Kaum hatten wir einen Fuß in seine Mauern gesetzt, als uns schon die interessantesten Trümmer willkommen hießen. Die wilden Banden der Communiers des dreizehnten Jahrhunderts schienen um die Schlupfthore zu brüllen. In dem Gasthause des

Großen Platzes, das so ärmlich und sauertöpfisch wie die Stadt selbst aussieht findet man ein treffliches Gemälde auf Holz, einen Bischof darstellend, zu dessen Füßen ein Bauer einen Korb mit Vögeln niedersetzt; dieses Gemälde in Murillos Manier zieht der Wirthschaft, dessen beste Platte es ist, Kunden herbei. Zum Unglück für den Wirth gibt es auf dem Großen Platze noch etwas Besseres, als sein Gemälde, und zwar den vom Stadthause gebildeten Winkel, mehre herrliche Gebäude darum her und das Ende der Straße, welche nach St. Walpurgis führt. Die Ecke, von der ich spreche, ist so viel werth, als der ganze Große Platz von Brüssel und selbst die Umgebungen von St. Martin von Ypern, und das will viel heißen. Man muß die Dioramenmacher beklagen, die nicht von den Sennhütten und Wäldern wegkommen, als ob Schnee und Tannen den vollkommensten Ausdruck für diese Art von Malerei bildeten. Man stelle einen geschickten Künstler, wie Sebron, die Hoffnung der riesigen Decoration und bewegenden Perspective, auf den Platz von Ypern, jener finstern Arcade vor St. Martin gegenüber, oder vor das Stadthaus von Veurne, und ein neues, magisches, unbekanntes Diorama wird seiner Einbildungskraft von selbst in die Augen springen.

Ueber dem Stadthause von Veurne ragt ein viereckiger Thurm von seltsam reizendem Effekte empor; man sieht daran deutlich, daß der arabische Styl den Spaniern nach Flandern folgte. Diesem Style ist die maurische Phantasie sowohl in den stufenförmigen Dächern, als in den Thürmen der Kirchen aufgeprägt. Wie reizend aber auch in Veurne jene Ecke am Platze seyn mag, so hat sie doch in meinen Augen bei Weitem nicht den Werth eines alten Kupfer-Tapetenwerks, welches die Reisenden, wenn sie die Geschicklichkeit dazu besitzen, in dem Saale des Tribunals oder der Pas-Perdus finden. Es ist dieses ein prächtiges Werk aus dem Jahre 1638. Auf rothbraunem Grunde erglänzen in Relief gemalte Einsetzrosen und Wappenschilder mit einer Art goldener und silberner Unterlage. Der Reichthum der Einfassung steht im Einklang mit dem Glanze der Draperie; zwei merkwürdige Thüren mit Bildnerei öffnen sich an den Enden dieses Tapetenwerkes, und ein colossaler Kamin, ebenfalls mit Bildhauerarbeit übersäet, wie der Kamin im Gerichtshofe zu Brügge, vollendet die Ornamente eines Gemachs, an dem seit dem Tage der Installation der Richter durch den Herzog von Parma sich Nichts verändert zu haben scheint, wenn nicht, daß die richterliche Gewalt im Namen des Königs der Belgier ausgeübt wird.

In St. Walpurgis und St. Nicolaus, den zwei Hauptkirchen von Veurne, sind beinahe alle Gemälde — mit außerordentlicher Geschicklichkeit in der Ausführung — auf Holz gemalt. In der ersten muß man ein Gemälde mit gewölbten Flügeln, das die Anbetung, die Verkündigung und die Beschneidung darstellt, den Calvarienberg und eine Jungfrau anführen. Dabei ist Jesus unter den Schriftgelehrten am Altare, eines der glänzendsten Stücke von Jordaens, nicht zu vergessen. Dieselbe Kirche besitzt einen Christus, dessen Blut, wie es durch die vier Wunden rieselt, ziemlich grotesk dargestellt ist; in der zweiten sind die Maler noch älter, aber durchaus nicht zu

dechiffriren. Beim Anblick dieser Bilder, die sich durch Kälte und Hitze nach und nach geworfen haben, wie die Dielen an einer Thür, fühlt man wohl, daß sie zu den unbekanntesten Quellen, zu den rohesten Epochen der Kunst hinaufsteigen.

In Veurne, das nur einige Meilen vom Departement du Nord entfernt liegt, vernahmen wir, in Bewunderung der Gemälde aus vergangenen Jahrhunderten versunken, zum letzten Mal den anmuthigen, zarten Gesang, den die Flamänder so zauberisch mit ihrer katholischen Andacht verknüpfen; die Nachbarschaft Frankreichs, wo die Kapellmusik bekanntlich sehr verehrt wird, machte unser Lebewohl noch trauriger. Ihre Kirchen eignen sich allerdings trefflich, um Geschmack an einfachen Melodien einzuflößen. Die Spuren der spanischen Herrschaft, die alten, wundersamen Gemälde der ersten Maler, welche schüchtern Oel an die Stelle des Eiweißes setzten, die unwandelbare Devotion der Frauen, bereiten der musikalischen Begeisterung einen leichten und natürlichen Eingang. Tief bewegt knieten wir auf die Steinplatten von Sanct Nicolaus nieder, wo Niemand einen Stuhl hat, und nahmen Abschied von der Küste von Flandern. Von den unfruchtbaren Gegenden trugen wir das sanfte Andenken an die Gefühle eines Volkes mit fort, die sich scharf in der Musik seiner Gebete ausdrücken.

André Delrieu.



Bilder aus Sachsen.

Napoleon in Sachsen.

Wir haben keine Vendômsäule in Sachsen, aber kehre in der dürftigsten Hütte ein und erkundige Dich nach dem alten Napoleon, so wird es selbst im dunkeln Winkel hinter dem Ofen lebendig werden, und der alte, halb erblindete Großvater, der selten noch spricht auf dieser Welt, wird seine Stimme erheben und erzählen von dem großen Kaiser, von dessen alter und junger Garde, von den unzähligen blauen Bataillonen mit blitzenden Bajonetten und den blanken Schwadronen im schimmernden Cüraß und Helm, von dem stattlichen Lanzier, dem Fürsten Poniatowski und dem Könige aus dem Feenreiche, Joachim Mürat. Die kleinen Enkel drängen sich aber mit Hast um den Erzähler und vernehmen mit offenem Munde und neugierigen Augen die alte Wundersage.

Nichts ist abgeschmackter in Deutschland, als aus bornirtem Patriotismus oder aus patriotischer Bornirtheit die Liebe und Bewunderung für Napoleon zu verketzern. Ueber das Kaiserbild der Weltgeschichte kann nicht der Parteimann zu Gericht sitzen, und wer außer seinem kleinbürgerlichen Comfort einen höhern Genuß kennt, wird sich vor dem großen Genius neigen, ohne seinen Patriotismus zu compromittiren oder sich dem Verdachte des Servilismus auszusetzen. Jeder freie Mann wird als Feind dastehen, wenn der alte Napoleon wieder käme, der Mann des achtzehnten Brümaire; jeder ehrliche Deutsche, Spanier, Niederländer wird das Schwert erheben gegen den eingedrungenen Usurpator — aber dem großen Manne wird die alte Bewunderung und Liebe zufliegen. Das ist die Macht des Genie's, die instinktmäßig selbst auf das größte Nichtgenie ihren Einfluß ausübt.

Es verschlägt darum Nichts, ob dieser oder jener sächsische Lieutenant Napoleon für einen großen Mann hält oder nicht und in dessen Operationen und Manövern Fehler auf Fehler nachweist, oder ob Herr Tiedge in seinen Wanderungen durch den Markt des Lebens versificirte Abgeschmacktheiten über den Gefangenen auf Helena zu Markte bringt — Napoleon bleibt darum doch ein großer Mann, und namentlich sind es die Sachsen, die ihn als solchen erkennen und verehren. Drei der größten weltgeschichtlichen Schlachten schlug der Mann mit dem kleinen Hütchen binnen wenig Monden im kleinen Sachsenlande — bei: Bautzen, Dresden und Leipzig; mehre Monden war Dresden und seine Umgebung das Waffenlager von Europa. Jeder

der genannten Orte verlangte als Opfer seinen Helden. Bei Bautzen schmetterte bei einer Recognoscirung eine Kanonenkugel Düroc an des Kaisers Seite nieder, bei Dresden blieb Moreau und bei Leipzig Poniatowski.

In poetischer Hinsicht steht die Schlacht bei Dresden weit über der bekannten Leipziger Schlacht. Hier war es, wo sich die Stärke des corsischen Löwen noch einmal in ihrer ganzen Furchtbarkeit zeigte. Das mächtige Oestreich war nach der verhängnißvollen Unterredung Metternich's mit Napoleon im gräflich marcolinischen Palast zu Friedrichstadt-Dresden zu den Verbündeten übergetreten. In sechs Heersäulen, jeder fünfzig Stück Geschütz voran, drang der Norden Europa's gegen die zitternde Königsstadt heran. Schon ist es den kühnen Preußen gelungen, in der äußern pirnaischen Vorstadt Fuß zu fassen, schon stellen die zurückweichenden Gallier Sandfässer quer über die Straßen, und Kanonen dahinter, als letzte Schutzwehr — da erscheint Napoleon, aus der Lausitz herbeieilend, auf der Höhe der Bautzner Straße jenseits der Elbe. Sein Adlerblick überfliegt das Schlachtfeld, und die Schlacht gilt als gewonnen. Am andern Tage langen die kaiserlichen Garden an — Dresden ist gerettet. Wie der Löwe, die Ueberzahl der Feinde verachtend, werfen die Grenadiere von Marengo Alles zurück, was da wagt, sich ihnen in den Weg zu stellen. Bald ist kein Feind mehr in der Stadt, und die Kanonen Frankreichs rufen sich einander donnernd zu, daß Napoleon commandire. Die böhmischen Gebirge werden das Asyl der zurückweichenden Verbündeten und das erschrockene Oestreich spricht bereits von Frieden.

Aber nicht die Grenadiere von Marengo allein beweisen sich ihrer alten Adler würdig, auch die junge Löwenbrut, von französischen Müttern dem Kaiser gesandt, achtzehnjährige Knaben, wandeln, Gewehr im Arm, in heftigster Kugelsaat kühlen Bluts auf den Dresdner Wällen auf und ab, ein Factum, das für immer in der Geschichte von 1813 mit goldenen Lettern glänzen wird.

In jener blut- und wasserreichen Dresdner Schlacht fiel General Moreau an der Seite des Kaiser Alexander, was eine bekannte Sache ist; aber wo die Todeskugel eigentlich hergekommen, ist nicht bekannt worden, so viel man darüber geschrieben und gemuthmaßt hat. General Moreau fiel nämlich nicht inmitten der Schlacht, sondern in einer ansehnlichen Entfernung davon, auf der Räcknitzer Anhöhe, an der Seite des Kaiser Alexander, wo man vor Kugeln so ziemlich sicher war. Viele sind daher der Meinung, daß man aus einer Schanze beim Moszinskyschen Garten herausgeschossen habe; auch Napoleon glaubt dieß. Der in jener Schanze commandirende Artillerie-Officier, heißt es, entdeckte durch sein Fernglas auf der fernen Höhe einen Trupp Reiter, den er für hohe feindliche Generalität hält. Er befiehlt sofort, einige Stücke nach der bezeichneten Stelle zu richten. Die eisernen Bälle pfeifen hinaus, und gleich darauf bemerkt man, wie das Reiterhäuflein auseinander stiebt. Eine der Kugeln hatte ihr Ziel gefunden. Authentisch ist, daß Napoleon in der Batterie beim Moszinskyschen Garten Prämien vertheilen ließ. Andere Sachverständige behaupten jedoch nach genauer Besichtigung der Lokalität, daß ein Geschütz von

jener Schanze gar nicht so weit habe tragen können; die Kugel müsse durchaus von einer französischen Feldbatterie abgeschossen worden seyn. Ist es doch, als habe die Nemesis selbst unsichtbar den Todesball nach dem Sieger von Hohen-Linden geschleudert, in dem Augenblicke, als er darüber nachsann, wie er seine Brüder am Zweckmäßigsten verderbe.

Die Dresdner sind übrigens nicht böse über diesen Todesfall, denn blieb Moreau am Leben, so stand es wohl weit bedenklicher mit ihrer Stadt. Nicht sie haben daher das Monument gesetzt, welches auf der Räcknitzer Höhe zu schauen, sondern das russische Gouvernement 1814. Es ist dieß ein granitner Würfel, worauf ein Helm liegt, nebst Schwert und Lorbeerkranz. Auf der einen Seite des Steines steht die Inschrift:

Hier fiel Moreau der Held, an der Seite Alexanders,
am XXVI. August MDCCCXIII.

Die Eichen sollen das Monument beschatten, aber sie thun's nicht; kaum, daß sie ihr eigenes kränkliches Daseyn fristen. Liegt's am Boden oder am Zugwinde, sie gedeihen nicht. Die Russen pflanzten sie bereits beim Beginn der Restauration, 1814, und zur Juli-Revolution gaben sie noch immer keinen Schatten; es ist, als ob deutsche Eichen für das Denkmal des General Moreau keinen Schatten hätten. Uebrigens liegt der ganze General gar nicht unter dem Steine begraben, sondern bloß seine beiden Füße, welche von den Franzosen abgeschossen wurden. Der Körper ruht, glaub' ich, in Böhmen, und das Herz in St. Petersburg. Aber seltsam bleibt es, daß man unter das Denkmal eines Soldaten bloß dessen Füße begräbt, zumal die Weltgeschichte noch im Dunkel lebt und für immer leben wird, ob es wirklich die Füße des General Moreau sind, da die Identität gar nicht erwiesen gewesen seyn soll.

Ein Gegenstück zu diesem Denkmale befindet sich im Reichenbachschen Garten zu Leipzig, an der Stelle, wo der Fürst Poniatowski den Tod in der Elster fand. Der edle Pole hat den Marschallstab von Frankreich, den er Tags zuvor von Napoleon erhielt, theuer bezahlt, wie Keiner. Vom Kaiser ausersehen, deckte er mit Macdonald den Rückzug der Franzosen. Man muß die Grausen erregende Lokalität kennen, um sich von diesem Rückzuge ein Bild zu machen. Die Funkenburgbrücke war gesprengt, der ganze Schweif der großen Armee stack noch diesseits der Elster, zwischen Leipziger Häuserreihen eingepreßt, und halb Europa drängte nach. Macdonald kam noch glücklich hinüber, aber Poniatowski „**extremus in acie**“, wie auf dem kleinen Denksteine steht, und „**tribus vulneribus letiferis acceptis**“ fand seinen Tod in den Wellen. Man hat sich oft gewundert, daß der gewandte Reiter nicht über den unbedeutenden Fluß habe setzen können, wie die Meisten der Seinen; aber so die Inschrift des Denksteins, was doch anzunehmen ist, die Wahrheit besagt, wäre es eher für ein Wunder anzusehen, wenn er über das Wasser und dessen abschüssige Ufer gekommen wäre. Drei tödtliche Wunden sind wohl hinreichend, den besten Reiter zu Grunde zu richten. Die letzten Lorbeeren erwarb sich dieser Krieger aus Napoleons Schule durch die heldenhafte Vertheidigung der Pleißen-Ufer südlich von Leipzig.

F. Stolle.

Revue

über

Weimar's Wissenschaft, Kunst und Leben.

Griechenland zählte seine Jahre nach olympischen Spielen, das junge Frankreich nach der großen Revolution, und Weimar, das (sit venia verbo) junge Weimar nach dem Doppelgeburtsfest seiner Regenten. Mit der Morgenröthe des zweiten Februar beginnt Weimar sein Jahresleben, am sechszehnten Februar erhält es die Taufe.

Siehe da, es rollt ein Bild dieser Zeit auf. Dort eine jugendliche Schaar! Es sind vier und neunzig Knaben und Mädchen, thränenden Blickes am festlich geschmückten Hochaltar der Hofkirche zu Weimar kniend, umgeben von freudigen Müttern. Alle weinen sie Thränen des Dankes und der Rührung. Es sind junge Waisen, die das herkömmliche Gelübde ablegen, um in den Orden des Waisenhauses aufgenommen zu werden. Der Name ihrer hohen Beschirmerin: Maria Paulowna! schwebt auf ihren dankenden Lippen. Vielfach sind die Segnungen der Gegenwart, aber auch die Vergangenheit wirkt noch mächtig fort.

Carl August, der Unvergeßliche, war es, der seinem Lande, unter den deutschen Fürsten einer der Ersten, das fürstliche Wort löste. Schon im Jahr 1816 begann Weimar's landständische Verfassung. Am verflossenen 1. Februar erhielten die 31 Deputirten der drei Landstände, nachdem sie in 51 Sitzungen auch dießmal das Beste des Landes berathen hatten, ihren feierlichen Abschied. Ueber ihre gesammte dießjährige Wirksamkeit zu sprechen, würde für unsere Zwecke unnöthig oder doch uninteressant seyn. Einheimische halten sich an die gedruckten Landtags-Verhandlungen, und Fremde bekümmern sich weniger um die partikularen Interessen unseres Landes. Nur Das möge hier einen Platz finden, daß auch dießmal die zahlreichen Anstalten für Wissenschaft und Kunst reichlich etatisirt worden sind. Auch die Universität Jena genießt das Recht, an der Volksvertretung Theil zu nehmen, freilich nur unter dem bescheidenen, ehrsamen Titel einer Gutsbesitzerin. Selbst Napoleon hat diese Jenaer Hochschule freundlich dotirt. Derselbe stolze Kaiser war es auch, der die katholische

Kirche des Großherzogthums Weimar im Jahr 1806 so freigebig ausstattete, daß sie sich zuerst in Jena ansiedeln und später sogar mit der evangelischen Kirche des Landes gleiche Rechte im Staate in Anspruch nehmen durfte. — Die Intelligenz steckt nach der vielbesprochenen Ansicht der tutti frutti im bedeutenderen Güterbesitz. So oft auch dieser schon sehr alte Maßstab der Landstandschaft angegriffen und getadelt wurde; es läßt sich doch kein natürlicherer und durchgreifenderer einführen. Die Idee des stabilen Grundbesitzes, des festen Bodens, liegt schon von selbst in den Begriffen Staat, Volk, Vaterland. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß der bloße Grundbesitz im Staate ein Recht geben soll, im Landtage zu sitzen. Und dieß ist auch bei uns nicht der Fall. Aber es ist nicht zu läugnen, die Wahl würde manchen Biedermann mehr treffen, hätte er nur eine Windmühle am Dorfe oder eine Hütte in der Vorstadt.

Es ist ohne Zweifel viel Intelligenz im Weimarischen Lande, wenn gleich die Hauptstadt nur eine einzige Sortimentsbuchhandlung hat. Der Sortimentshandel ist seit langen Zeiten in Weimar ein privilegirtes Erzamt gewesen. Der gute Stadt-Erzbuchhändler hat in der letzten Zeit durch einige Selbstverlags-Artikel viel Schaden gehabt, und läßt seitdem die Flügel sinken. Sein Hauptartikel ist jetzt die Beilage zur Weimarischen Zeitung. Ich kenne wenigstens in neuester Zeit keinen andern Verlag von ihm, als dieses Werkchen. — Neben ihm und dem in anerkannter Wirksamkeit thätigen Landes-Industrie-Komptoir mit seinem berühmten geographischen Institute hat sich seit ein Paar Jahren noch eine Verlags-Handlung aufgethan. Die Wohnungsrente ist gestiegen, seitdem Herr F. Voigt mit seinen drei Häusern, und seinem Bataillon Arbeitern aus Ilmenau in Weimar eingezogen ist. Seine Druckerei und lithographische Anstalt kam erwünscht, war jedoch für Weimar nichts Neues. Die privilegirte Hofbuchdruckerei von Albrecht und die von Halle und Walter wetteifern um den Preis. Walbaum's treffliche Schriftgießerei versendet ihre Lettern bis über's Meer. Voigt aber ist ein überaus thätiger Mann, ein Muster von einem homme-marchand.

Wenn ich somit auf das Weimarer Leben in Wissenschaft und Kunst zu reden kam: so kann ich die Verdienste des Hofrath Schorn, Redakteur des Stuttgarter Kunstblattes, nicht übergehen. Seitdem er in Weimar weilt, ist ein neuer Schwung in die Kunst gekommen. Er hat mehr System in die künstlerischen Sammlungen und Gallerien, mehr Leben in die Praxis gebracht. Durch Wort und That schreitet er fördernd den Jüngeren voran. Seine neueste Schrift ist der bei Cotta so eben erschienene „Umriß einer Theorie der schönen Künste.“ Unter den jüngeren Malern nenne ich Preller, Kaiser, Marterstteig, Rembe; Heinrich Müller ist nach Eisenach gewandert. Preller's Wartburg, mit einer Scene aus dem Jugendleben Friedrich's des Gebissenen, ist ein geniales Meisterwerk, voller Kraft und Romantik. Kaiser gefällt sich mehr in ruhiger Plastik; seine italischen Landschaften, seine deutschen Eichen und Wälder zeugen von hohem Talent. H. Müller leistet im Porträtiren Erstaunenswerthes. Auch der Künstler A. Mädel muß hier genannt werden; seine Landkartenstiche

bewähren den alten Ruhm des Industrie-Komptoirs. Neuerdings hat Mädel unternommen, kleine enkyprotypische Karten zu stechen. Wir wünschen seinem Talent den besten Erfolg. — Unsere musikalischen Helden Hummel und Karl Eberwein sind bekannt. Die sonderbare Mystifikation des Publikums, Hummel sey nach Belgien gereist, ist aus der Weimar'schen Zeitung in viele andere Blätter übergegangen. Diese Nachricht ist entschieden falsch. Wohl aber wird Hummel in diesem Frühjahr eine Kunstreise nach Rußland antreten. An Produktivität werden jene Alten aber von den Jüngeren übertroffen. Götze, Lobe, auch Remde und Theodor Theuß streben wacker vorwärts. Auch der Polyhistrio Genast komponirt bisweilen anmuthige Lieder und Operetten. — Die Weimarische Liedertafel besteht in munterer Thätigkeit fort, besonders belebend und fördernd für eine große Menge schüchterner Talente.

Die Chorführer der einzelnen Fachwissenschaften sind zu bekannt, als daß ich sie hier noch besonders zu nennen brauchte. Nur eines höchst interessanten literarischen Streites lassen Sie mich gedenken, ich meine die Fehde zwischen unserm berühmten Rationalisten, Generalsuperintendent Röhr, und dem geistreichen Professor der Theologie, Karl Hase zu Jena. Ersterer hatte bekanntlich zuerst Hase's Hutterus redivivus in der kritischen Prediger-Bibliothek angegriffen. Man wirft dem Professor, der kühner ist als sein Name, wo nicht Mysticismus, doch Allegorismus und Pantheismus vor. Zum zweiten Male sucht sich nun der kühne Professor männlich zu vertheidigen in seinen „Theologischen Streitschriften 2. Heft. Leipzig. Breitkopf und Hertel. 1836.“ Wenn Tacitus in den Worten: Omne ignotum pro magnifico est, Recht hat; so möchte wohl seiner Magnifizenz durch diese öffentlichen Streitschriften gar wenig gedient seyn. Im Allgemeinen möchte jedoch der Streit zwischen Rationalismus und Supranaturalismus allmählig seine Zeit überlebt haben, und die Verfechter des ersteren doch eigentlich nur noch mit Windmühlen kämpfen, da das Licht der Vernunft jetzt schon von selbst durch alle Ritzen und Poren des Lebens dringt.

Werfen wir auch auf Weimar's Belletristen einen flüchtigen Blick! Der Götheverein hat seit dem letzten Hefte von „Göthe's Kunst und Alterthum“ geschwiegen. Vielleicht existirt er gar nicht mehr. Kanzler v. Müller ist in der Praxis und neuerdings vorzüglich im Landtage so überaus thätig gewesen, daß er wenig Muße gehabt, in die Belletristik einzugreifen. Die Literatur verliert dabei, aber das Land ärntet dafür die schönsten Früchte. Wer je einmal mit Sportelberechnungen zu thun hatte, wird zugeben, daß es ein Riesenwerk ist, eine ganz neue Sporteltaxe auszuarbeiten, wie sie v. Müller dem Landtage vorlegte. Riemer ist fortwährend bei der Großherzoglichen Bibliothek ungemein beschäftigt. Trotz diesen Mühen verdanken wir jedoch seiner Pietät gegen den verstorbenen Freund, den das Ganze beschließenden dritten Band des unsterblichen Werkes unseres Heinrich Mayer: „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen und Römern zur Zeit ihres Abnehmens.“ Dresden. Walther. 1836. gr. 8. Das Taschenbuch der „Liebe und Freundschaft“ wird von unserem stets heitern, neuerlich zum Hofrath avancirten Stephan Schütze rüstig fortgeführt. Er hat bekanntlich

auch seine Selbstbiographie herausgegeben, den Freunden idyllischer Natur eine erwünschte Spende. Auch Friedrich Peucer hat kürzlich durch „Hernani“, „Weimarische Blätter“ und „Theaterabend“ sein literarisches Andenken kräftig aufgefrischt. Ueber letztere beiden Produktionen äußert sich die Abendzeitung vom Januar (Arthur vom Nordstern) und Februar (Theodor Hell) 1836 ungemein günstig. — Eckermann gräbt noch immer in den reichen Bergen des Göthe'schen Nachlasses nach Goldminen. Manche gediegene Barre fördert er gewiß noch zu Tage. — Baron von Biedenfeld schreibt gegenwärtig an einer umfassenden „Geschichte der Mönchsorden“, welche nächstens bei Voigt vom Stapel laufen wird. Dem Vernehmen nach werden sich diesem Werke 2 Bände „Geschichte der Ritterorden“ anschließen. Alles mit veranschaulichenden illuminirten Kupfern.

Ich beschließe meinen Bericht mit einigen Skizzen aus dem Weimarer Faschingsleben. Ein volksthümliches Fest, eine allgemeine Lustbarkeit kann der Weimarer Fasching nicht genannt werden. Schon anderwärts nahm ich Gelegenheit, den Grundcharakter des Weimarer Lebens überhaupt in einer frischen, allseits abgerundeten, geschmackvollen Geselligkeit im Gegensatz irgend einer hervorstehenden schroffen Spitze des Volkslebens zu bezeichnen. Weimar hat sich in einzelne heitere Gruppen abgerundet: Universelles findet man wenig. Dieses gesellige Theilungsprinzip tritt nun auch im Fasching hervor. Wir haben keine allgemeinen Maskenfeste im Schauspielhaus, keine öffentlichen Aufzüge auf Markt und Straße, wie sie anderwärts üblich sind, aber von den glänzendsten Maskenbällen des Hofes herab bis zu den Soiréen eines wohlhabenden Bäckermeisters hat jeder einzelne Zirkel sein eigenes Carneval.

Das größte und belebteste unter diesen Festen ist der Maskenball der Vereins-Gesellschaft. Dießmal galt es bei demselben zugleich einer Nachfeier der höchsten Geburtstage vom 2. und 16. Februar. Rauschende Jubelmusik empfängt den Regenten mit seiner erhabenen Gemahlin. Der gesammte Hofstaat ist im Gefolge. Nach einer Fest-Ouvertüre von Weber trennt sich das bunte Gewühl der Masken; ein zahlreicher Sängerchor bringt dem Fürsten die erste Huldigung. Nun beginnen die Maskenzüge, zuerst in größeren Gruppen, später in sinnreichen, geschmackvollen Vereinzelungen. Die darauf folgende Ruhe unterbricht ein dreifacher, feierlicher Trompetenstoß. Alles ist in gespanntester Erwartung. Kriegerische Musik in ausländischen Volks-Melodien erschallt von der Tribune herab. Im kurzen Marschtakt nahen schon klirrende Sporentritte. Ich wende den forschenden Blick. Ein wogender schwarzer Helmbusch bricht sich durch die gedrängten Reihen Bahn. Am gebietenden rothen Stabe erkenne ich den Herold, auf Brust und Schild den kaiserlich russischen Doppeladler mit dem heiligen Georg und seinem Lindwurm. Ihm folgen zuerst vier Kosacken in ihrer Volkstracht mit ragenden Lanzenspitzen. Dann schreiten Paar und Paar sechszehn glänzende Masken heran im russischen prachtvollen National-Kostüm: acht schlanke, kühne Jünglinge und acht in Fülle der Jugendkraft blühende Jungfrauen; sie repräsentiren die verschiedensten Völkerschaften des weiten Kaiserreiches; ich sehe Tscherkessen, Tartaren,

Kirgisen, Mongolen, Wallachen und Finnen. Dem letzten Paare trägt ein niedlicher Page ein goldgesticktes Sammetkissen voran, auf welchem ein frischer Kranz ruht. Kosacken schließen den sinnigen Zug. Er naht der Großfürstin Maria Paulowna von Rußland, und nach russischer Begrüßung beginnt der belebte Volkstanz. Eine zierliche Tscherkessin, begleitet von zwei schmucken Cavalieren und dem Pagen, beugt vor der Fürstin das Knie nnd überreicht ein Festsonnett. Gerührt schaut die Fürstin empor, und erblickt die 13 Buchstaben ihres Namens in 13 von den Tanzenden emporgehobenen Kränzen. Die Kränze fliegen weg, und der Tanz beginnt lebhafter, bis sich die Paare wieder einigen und im klirrenden Marschtritt abziehen, den Herold an der Spitze. Ich führe dieses Bild unter vielen andern nur darum ausführlicher vor, um zu zeigen, daß auch Geschmack auf den Weimarer Maskenbällen heimisch ist. Die russischen Kostüme waren anerkannt die prachtvollsten des Balles. An heitern Scherzen und Sonderbarkeiten fehlte es übrigens keineswegs. Wunderdoktoren, Schacherjuden, Riesen, Zwerge, reisende Schneider, wandernde Kaffeemaschinen, auf Schubkarren gefahrene Bäuche, Larifari's, Leporello's, selbst Lumpacivagabundus u. dgl. m. ergötzten die Gesellschaft auf jede Weise. Bei der ungeheuern Menschenmenge war natürlich an Galopaden und Contretänze nur erst später zu denken, nachdem sich die Massen mehr gelichtet hatten. Dieses Fest hatte allgemein so sehr angesprochen, daß es vierzehn Tage darauf mit vielen neuen Masken und Scherzen wiederholt worden ist. Unsere schönen Leserinnen sind zum nächsten Maskenballe freundlichst eingeladen.



Feuilleton.

Literatur.

In England werden der Literatur von den Reviews Schlummerlieder gesungen. Hätten sie dort nicht ihre Reisewerke mit den verführerischen Stahlstichen, die sich als zierliche Deckmäntel über die Antiquitäten des Textes ausbreiten, so dürften die Buchhändler auf Saho Square, welche die literarischen Erscheinungen des Auslandes an den Mann zu bringen haben, allein noch Geschäfte machen. Gerade aber die Reviews, die über den Mangel an Neuigkeiten so bittere Klagen führen, sind es, die den Verfall der britischen Literatur am meisten fördern; das Ansehen, welches sie im Volke gewonnen haben, nebst den übermäßigen Honoraren, verführt selbst die besten Literaten, ihre Kräfte in kleinen Aufsätzen und Novellchen zu zersplittern, die das Heil der Welt nur in sofern fördern, als man vom Theater zurückkehrend damit fertig werden kann, ehe Einem der Schlummer die Augen zudrückt. Selbst Bulwer hat in der letzten Zeit so Manches in dieser Kategorie geliefert, was seinem gefeierten Namen eben gar nicht zur Ehre gereicht. Seine gesammelten Kleinigkeiten erscheinen als eben so viele häßliche Flecken an einem Talente, dem vor allen seiner Nation die Sittenschilderung der Gegenwart vorbehalten war. Die Pfennigs-Literatur hat nach den neuesten Berichten über die angestellten Forschungen durchaus nicht dahin gewirkt, wohin sie wirken sollte; bei ihren vielen Bedürfnissen muß sie nach Allem haschen, was geboten wird, und mit gleichem Entzücken schließt sie Wahres und Unwahres in die Arme; das Volk nascht von allen Schüsseln, die ihm ohne gastronomische Vorsicht aufgestellt werden, überladet sich am Ende den Magen, und weiß nicht mehr, was es zu sich genommen hat. Die englischen Kataloge sind auf diese Weise im Augenblicke von weit geringerem Werthe für uns, als die französischen. Immer mehr lichten sich hier die Erscheinungen, die ein historisches Interesse für uns haben, weil die Geschichte unserer Zeit nur als eine lange Folge der Begebenheiten zu betrachten ist, die eines Mannes blitzendes Schwert hervorgerufen. Und um des einen Mannes Andenken reihen sich täglich neue mächtige Talente, und ihre Töne werden klarer und wahrer, und verdrängen die Zerrbilder,

die der kleinliche Sinn aufgestellt hatte, weil er die Schläge nicht vergessen konnte, die von Weltereignissen zufällig seiner Eitelkeit, seiner winzigen Person, seinem Privatinteresse beigebracht worden sind. Die Epopöe, eine in Frankreich weniger heimische Art der Dichtung ist in jüngster Zeit ebenfalls für den einen Mann benützt worden. Edgar Quinet hat ein Gedicht mit dem Titel Napoleon geschrieben. Seine Arbeit ist dadurch hauptsächlich verdienstvoll, daß sie eine große Bahn gebrochen hat, auf der nun bald andere Kräfte zu einem Ziele führen werden. Bei der Masse der Celebritäten, die er in seinem Werke vorüber zu führen hatte, gehörte ein kräftiger Muth dazu, sich in das Labyrinth zu stürzen, und wenn er auch nicht das Verdienst der vollendeten Ausführung anzusprechen hat, so gebührt ihm doch die Ehre, zuerst mit der Epopöe für den Kaiser in die Schranken getreten zu seyn.

Eine der größten literarischen Entreprisen füllt jetzt mit ihren Annoncen alle Spalten der Journale. Man will für den französischen Buchhandel die Kanäle wieder finden, die er vor dem Umsichgreifen der Nachdrucker im Auslande (Belgien hauptsächlich) gehabt hat. Es erscheint ein mächtiges Werk unter dem Titel: »Le Pantheon littéraire, collection universelle des chefs-d'oeuvre de l'esprit humain.« Das ganze Werk soll in hundert mächtigen Bänden erscheinen, und kostet dem, der das Ganze anschafft, 1000 Franken, und umschließt, obwohl es nur in hundert Bänden erscheint, doch den Stoff von tausend Bänden. Dem gelehrten Buchon, dem man die Herausgabe einer trefflichen französischen National-Chronik verdankt, ist die oberste Leitung der Entreprise übergeben. Das Ganze wird auf Actien unter den Auspicien der bedeutendsten Bankhäuser ausgeführt. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß die Belgier sich diese Unternehmung, wo nicht ganz, so doch in einzelnen Theilen zu Nutzen machen werden. Sind doch die Schriften gegen den Nachdruck am meisten zum Nachdruck benützt worden!

Nächst diesem beschäftigt die Presse eine neue Ausgabe der Werke von Victor Hugo, die hauptsächlich dadurch Aufmerksamkeit erregt, daß mehre Dramen, namentlich Hernani, zum ersten Male so gedruckt seyn werden, wie sie der Verfasser geschrieben hat. Victor Hugos Schriften, das literarische Bedürfniß des Jahrhunderts, wie die Franzosen sagen, werden nach und nach in alle Sprachen der civilisirten Nationen übersetzt. Wie viele geschickte und ungeschickte Hände sich in Deutschland daran gemacht haben, wissen wir. In England hat Reynolds namentlich eine vortreffliche Uebersetzung der Chants du Crépuscule herausgegeben. In Spanien sind die Uebersetzungen des Don Eugenio de Ochoa mit dem größten Beifalle aufgenommen worden.

Briefe aus Spanien.

So langweilig früher die Romane gewesen sind, welche man in Spanien handeln ließ, denn am Ende waren es doch immer die monotonen Aufzählungen der Pflichten einer Duenna, die unschuldigen Ränke einer verliebten Castilianerin, ein wüthender, aber dabei alberner Vater, der Rache schnaubt und fortwährend, wie die Menschen im Mummenspiele, den Stammbaum über Brust und Rücken trägt, so langweilig diese Opiat-Novellisten aus dem Anfange dieses Jahrhunderts gewesen sind, so kurzweilig sind die Romanschreiber der gegenwärtigen Zeit, welche spanische Stoffe behandeln; darunter sind zu verstehen die Reisenden, die uns Nachrichten aus Spanien zukommen lassen. Es handelt sich hier nicht sowohl um Schilderungen, welche sich auf politische Ereignisse beziehen und als Resultate der Parteiungen zum Voraus keinen Glauben verdienen, wie z. B. die Erzählungen aus dem Lager der Engländer, die um einen Schnaps die Kamaschen, um zwei die Beinkleider, und um drei den Rock verkaufen sollen, es handelt sich hier nicht um die Menschenfresserei der Carlisten, und um die Köpfe, die von beiden Parteien wie Mohnhäupter abgeschlagen werden, sondern um die Schilderung einzelner Personen und Erscheinungen, die auch abgesehen von dem politischen Leben Bedeutung haben. Wer nach Madrid gekommen ist, oder wer nur zufällig in einem spanischen Hafen gelandet, will unter Anderem die Königin Christine gesehen haben, und schreibt dann seinem Vater oder Vetter einen großen Brief, und gibt der armen Königin eine Menge von Zügen, von denen auch ihr schlechtester Spiegel nur einen zurückgeworfen hat, und der Vater und der Vetter können nicht umhin, aus leicht entschuldbarer Eitelkeit den Brief in die gelesenste Zeitung ihrer Vaterstadt einrücken zu lassen. Wir wollen nun unsern Lesern ebenfalls ein aus Spanien gesandtes Porträt der Königin geben, es ist von einem Amerikaner entworfen. Ein Amerikaner schmeichelt nur dem Golde, und dem, mit welchem er einen vortheilhaften Handel abzuschließen denkt, da ihm aber die Königin keine Lieferungen übertragen

zu haben scheint, so darf man seinen Worten wohl trauen:

»Vor einiger Zeit beehrte Christine das große Theater in Madrid mit ihrer Gegenwart. Bei ihrem Eintritt in den Saal erhob sich alle Welt, um sie zu empfangen. Sie war von Don Francesco und Sebastian und deren Gemahlinnen begleitet. Sie setzte sich unter enthusiastischen Vivats und Grüßen mit dem Fächer, und beantwortete die Begrüßungen mit bezaubernder Anmuth und einem schmeichelhaften Lächeln für diejenigen, welche sie auszuzeichnen schien. Ihre Taille war schön, trotz einer gewissen Neigung zur Beleibtheit. Ihre Toilette zeichnete sich durch Einfachheit und guten Geschmack aus. Sie trug ein schwarzes Kleid, eine Parure von Schmelz; über ihre Coiffüre à la chinoise ragten Federn empor. Ihre leicht aufgestülpte Nase dürfte etwas weniger dick seyn; indessen war am Style ihres Gesichtes nichts auszusetzen, und die Gesammtwirkung, durch eine Miene voll Güte und Sanftmuth gehoben, mußte ihr alle Herzen zuwenden. Eine Art von Thron mit einem Himmel darüber, war bestimmt, sie aufzunehmen; aber sie setzte sich auf den ersten Rang der Banquettes; ich hatte das Glück, auf den dritten zu sitzen. Die drei Prinzessinnen waren von ihren Kammerherren begleitet; der eine von ihnen zog meine Aufmerksamkeit auf sich, er trug den reichen Pelz der Königin auf dem Arme. Er war ein Mann von ausgezeichnetem Aeußern und klassischer Haltung. Sein kleiner schwarzer Schnurrbart, und die schwimmenden schwarzen Augen, die mehr als ein Herz fesseln mußten, hoben den blassen Teint. Sein schwarzes Kleid ohne andere Verzierung, als den goldenen Schlüssel, das Symbol der Funktionen bei der erhabenen Herrin, entsprach dem auffallenden Charakter von Einfachheit, durch welche sich seine ganze Person hervorthat. Ganz leise fragte ich eine junge Dame, die neben mir saß, um seinen Namen: »Das ist ja Herr Munos!« antwortete sie mir. Glücklicher Sterblicher! dachte ich bei mir selbst, bei einer so reizenden Königin Kammerherr zu seyn. Das Stück wurde sehr gut aufgeführt, aber ich hatte nur Augen für die Regentin, obgleich sie mir den Rücken zuwandte. Ihr Kopf war so schön geformt, ihre kleinen Ohren schmiegten sich gut an; ihr wellenförmiger weißer Schwanenhals harmonirte trefflich mit der Brust. Wenn sich aber Christine von Zeit zu Zeit umwandte, um die Damen ihrer Umgebung zu begrüßen oder ihnen Artigkeiten zu sagen, da strahlte ihre lächelnde Physiognomie so sehr von Güte, daß ich meine Begeisterung nicht für die Größe der Konigin, sondern für die unvergleichliche Liebenswürdigkeit des Weibes nicht unterdrücken konnte.«

Der dritte Rang war ein schlimmes Glück für das amerikanische Herz.

Plaza Real in Sevilla.

(Die Abbildung hiezu wird im folgenden Hefte geliefert.)

Die Plaza Real, einer der geräumigsten Plätze in Sevilla, umfaßt unter andern Gebäuden die Stadthalle und den Gerichtshof. Die Ecke des letztern sieht man zur rechten von dem Gesichtspunkte, welchen der Künstler in beiliegender Ansicht zu seiner Darstellung gewählt hat. Die architectonischen Verzierungen, das Werk eines berühmten Bildhauers unter Kaiser Karl V., sind äußerst fleißig behandelt. Im Einzelnen betrachtet muß man ihnen ausgezeichnete Arbeit nachrühmen, aber als Ganzes können sie keine eben so günstige Wirkung hervorbringen, da sie von unsern Begriffen über Einfachheit und Geschmack gänzlich abweichen. Bei einer nationalen Ansicht möchte man freilich fragen, in wie weit sich unsere Begriffe, oder die gewiß milderen fantastischeren der Mauren mehr dem Ideale von Schönheit und Geschmack in Verzierungen nähern. Mit allen Ausschweifungen, mit all' dem complicirten Wechsel ihres Systems, mit all' den sonderbaren Folgerungen, die es veranlaßen mag, ist der Künstler nach seinen niedergeschriebenen Meinungen zu urtheilen, geneigt ihren Grundsätzen den Vorzug zu geben, weil sie nicht an Beschränktheit und Eintönigkeit leiden. Die Gebäude um die Plaza Real sind von hohem Alter und stehen in gutem Einklang mit dem allgemeinen Anblicke des Platzes und der prächtigen Kathedrale, welche die Ansicht begränzt.

Die große Ceremonie des Frohnleichnams-Festes, die hier in glänzendem Aufzuge dargestellt ist, bekanntlich eine der erhabensten und wichtigsten religiösen Festlichkeiten, wird besonders in Sevilla mit ausnehmender Pracht gefeiert; ohne Kosten und Unbequemlichkeit aller Art zu scheuen, strömen aus allen Theilen Spaniens Fremde in frommem Eifer dahin. Ueber die ganze Straßenlinie, durch welche sich die Prozession bewegt, sind Tücher ausgespannt; aber der Maler hat diese auf vorliegendem

Platte nicht angebracht, um den herrlichen Hintergrund zeigen zu können. Vorn bei der Prozession wird das Banner der Kathedrale getragen, dessen Stab und Verzierungen aus Silber und Gold bestehen. Auf der Fahne selbst ist eine Darstellung des Abendmahls angebracht. Unmittelbar dahinter wird das Mysterium der Töpfers-Töchter getragen, deren Bildnisse man die Giralda stützen sieht. Sollte der Leser nicht so glücklich seyn, mit der Geschichte dieser zwei Damen Bekanntschaft gemacht zu haben, so mag er erfahren, daß sie unter den ersten, wenn nicht die zwei ersten waren, welche bei Einführung des Christenthums in diesem Theile von Spanien das Märtyrthum erduldeten. Unbeschreiblich ist darum der Grad der Verehrung, den sie in ihrer Geburtsvorstadt der Triana genießen, wo der Töpfer selbst nicht viel geringer, als ein Heiliger, geachtet wird. Während eines heftigen Erdbebens, welches Sevilla heimsuchte und die Stadt in ihren Grundfesten erschütterte, stand der große Thurm Giralda fest wie ein Fels. Die Bestürzung der frommen Stadt war auf's höchste gestiegen, aber unerschrocken und kaltblütig hielten die Schwestern den ungeheuern Pfeiler mit den Schultern fest. In wie kurzer Zeit sie sich bis zu einer Länge im Verhältniße zu dem Thurme gestreckt hatten, das vermögen wir nicht anzugeben. Der Thurm ist nämlich drei hundert und sechzig Fuß hoch, es möchte aber sogar noch heut zu Tage sehr unklug seyn, in Sevilla an dem Wunder zweifeln zu wollen; eher dürfte man vielleicht das Genie des maurischen Architecten in Abrede ziehen, dessen Wunder der Geschicklichkeit noch jetzt in ihren herrlichen Proben vor den Blicken sich entfalten. Und doch genießen diese wahrhaft conservativen Damen alle Ehre des Werkes; mehr noch — sie haben in der Kathedrale eine prächtige Kapelle, die ihrem Gebrauche allein gewidmet ist. Bei Gelegenheit des Frohnleichnamsfestes werden sie sammt der Darstellung der Giralda von der Stelle genommen und mit großem Pompe durch die Stadt getragen. Der Künstler bemerkt in seiner Vorliebe für das Antike, daß das Costüm unserer Zeit, mit dem man ihre Erscheinung zu schmücken bemüht sei, als alberner, effectloser Tand betrachtet werden müße. Die Mantilla und der Kammartige Kopfputz stimmen durchaus nicht mit unsern Begriffen von dem Wesen der Töpfers-Töchter überein. Eine andere, für diejenigen, welche mit spanischen Gebräuchen und spanischem Aberglauben nicht vertraut sind, nicht minder anstößige Sonderbarkeit besteht darin, daß die Augen der Figuren dadurch zum Umrollen gemacht sind, daß eine unten verborgene Person an einer Schnur zieht, damit das Volk glaube, sie seyen im Gebete begriffen.

Zunächst nach diesen folgt die silberne Custodia, welche die geweihte Hostie enthält. Diese ist in gediegenem Silber trefflich gearbeitet; ihr Gewicht ist unermeßlich; sie wird von sechzehn Männern getragen, welche ebenfalls verborgen sind, um ihr den Schein zu geben, als bewege sie sich von selbst. Die Knaben in altspanischer Tracht vor dem Mysterium der Töpfers-Töchter sangen Morgens und Abends während der Messe vor dem Hochaltare, so lange die Feierlichkeit währt. Auf dieses der Kathedrale ausschließlich von dem Pabste zugestandene Vorrecht sind die Sevillaner nicht wenig stolz. Der Sage nach soll es eine Nachahmung der Scene seyn, wie David vor der Arche tanzt, nur mit dem Unterschiede, daß der letztere die Harfe spielte, während jene mit Castagnetten klappern; wie sich dieß zu einer religiösen Feier schickt, liegt nicht im Kreise unserer Beurtheilung.

Longchamps.

Das Wetter war eben nicht das günstigste für die Neuigkeiten im Reiche der Moden; dennoch haben sich Grundsätze festgestellt, sind Aussprüche und Prophezeihungen gegeben worden, welche keinen Widerspruch ertragen. Eine sehr reizende Toilette bildete eine Robe von Pekin mit Litzen und Rosetten garnirt; der Stoff gehört den Neuerungen von Longchamps an. Nicht minder bemerkbar machte sich ein reicher Stoff von Diamantine mit Aermeln à la renaissance.

Indischer Mousseline wird viel getragen werden, das hat Longchamps ebenfalls erklärt. Die Entredeux und die Bouillons treten auch wieder hervor. Die schönsten Blumen, welche die Hüte schmückten, waren Flieder, gelbe Hyacinthen oder Rosen ohne grüne Blätter. Viele Hüte waren mit Marabouts geziert, woraus man den sichern Schluß zieht, daß diesen Sommer diese leichten Federn wieder in die Mode kommen werden, welche zu den italienischen Reißstrohhüten so gut stehen. Damen von gutem Tone machen sich die Schleier durchaus unentbehrlich; die ausgezeichnetsten sind von Tulle mit einem breiten Saume aus seidenem Bande; auf den Capothüten besonders muß man sie zulassen. Eine trefflich gewählte

Nuance ist Stroh mit kirschrother Einfassung. Ein schöner italienischer Strohhut war mit zusammengebundenen strohgelben Marabouts und kirschrothen Federn geschmückt. Die neuesten Capothüte sind von weißem Gros de Naples mit durchsichtigen blauen oder strohgelben Rosen; einige sind mit kleinen Röschen geschmückt; im Allgemeinen zieht man die ohne Blumen vor und putzt sie mit zierlichen Knoten und dergl. Die Form dieser Capote ist viel größer, als die eines Hutes.

Mousseline von weißem Wollengrund werden diesen Sommer viel getragen werden. Die carrirten Seidenzeuge bilden reizende Negligé-Ueberröcke. Ueber die leichten Stoffe sind die Wahlverhandlungen noch nicht so geschlossen, daß das Resultat mit Bestimmtheit anzugeben wäre. Blaue und graue Nuancirungen möchten indessen den Vorzug vor Rosa erhalten.

Am unfruchtbarsten ist die Erfindung im Reiche der Chaussure. Die Halbstiefel werden auf der Seite geknöpft. Kamaschen bleiben beliebt; hellblau, stahlgrau, smaragdgrün und ungebleicht sieht man am meisten.

Die Handschuhe kommen in helleren Nuancirungen vor, strohgelb, hell citronengelb, fleischfarbig.

Seit einem Jahre sah man die Damen wenig Geschmeide tragen; jetzt tritt Alles wieder an das Sonnenlicht, Ketten, Bracelets, Sevignés, Korallen gewinnen wieder an Ansehen.

Bei den Herren ist die Thatsache von Belang, daß die Vorstecknadel das Knöpfchen verdrängt hat, und daß man keine schwarzen Röcke mehr trägt. Eine Welt liegt in diesen Neuerungen.

Aus der Bühnenwelt in Paris.

Die italienische Oper in Paris ist jetzt geschlossen; sie hat im Verlaufe der Saison im Ganzen 2 neue Opern gebracht, Norma und Briganti. Der Abschied der Künstler war ein unerhörter Blumenregen. Camelien und Jasmine bedeckten die Scene, daß keine Hand breit Raum mehr übrig blieb; Lablache und Rubini, Tamburini und die göttliche Grisi wurden unter unendlichem Zujauchzen des Publikums gekrönt. Was diese Oper an großartigen Talenten besessen hat, ist bereits für die nächste Saison wieder engagirt. Man nennt die Damen Grisi, Albertazzi, Assandri, Rossi; die Herren: Lablache, Tamburini, Santini, Rubini, Ivanoff, denen es vorbehalten ist, den kommenden Winter die brillantesten Reprisen und 2 neue Opern aufzuführen; die eine von diesen ist von Costa, dem Musikdirektor des italienischen Theaters in London, componirt, die zweite wird unter denen gewählt werden, die auf den Theatern Italiens am meisten Succeß gehabt hat.

— Die Annalen des Theaterwesens sind mit einem interessanten Werke bereichert worden; es führt den Titel: L'Agenda des théatres. Diese von Charloville verfaßte Schrift enthält die interessantesten Biographien. Der Verfasser hat in das Privatleben der berühmtesten französischen Schauspielerinnen einzudringen gewußt, dabei aber die Thatsachen mit so viel Zartsinn behandelt, daß jede Persönlichkeit gemieden wurde. Bei der Aufzählung der gegebenen Stücke findet sich im Monat März eine erwähnenswerthe Sonderbarkeit. Die vier Vaudeville-Theater, Palais-Royal, Variétés, Gymnase, Vaudeville haben jedes 4 neue Stücke gegeben, von denen vier den 4, 14, 24, drei den 3, 13, 23 zur Darstellung kamen. Wir heben aus dieser Agenda eine kleine Biographie heraus, an der sich die deutschen Werke ähnlichen Inhalts ein Muster nehmen können:

An der Ecke des Saint Martin-Marktes lebte unter der Restauration ein ehrlicher Schuster, der viel arbeitete und wenig ausgab, der nichts im Auge hatte, als die Zufriedenheit seiner Kunden, und selig war, wenn er des Sonntags eine Partie machen konnte an die Barriere. Seine Frau, gefällig und lebhaft, nähte Bänder an die Schuhe und machte sich durch die Weise bemerkbar, mit der sie die Leute empfing. Ein dicker Herr bemerkte sie eines Morgens, als sie Milch kaufte, und sagte lächelnd zu ihr: Liebes Weibchen, Sie sind reizend. Dieses Compliment war ein electrischer Funke, der die Seele unserer Schusterin entzündete. Vier Tage nachher schlug sie ihre Wohnstätte bei dem dicken Herrn auf, der dramatischer Schriftsteller und nichts anderes war. Bald starb der Schuster, ohne gegen die Unbeständigkeit seiner süßen Ehehälfte Klage zu erheben. Hierauf bestimmte sich die untröstliche Wittwe für das Theater, dessen Zierde sie nun seit 6 Jahren ist. Madame C... ist von unerschöpflicher Heiterkeit, und mit Jedermann in gutem Vernehmen; sie plaudert sogar mit den Maschinisten. Man versichert, sie verachte jenen kitzelnden Nectar nicht, der den Witz springen macht, ohne den Anstand zu verletzen.

Ein deutscher Biograph würde sich in seiner liebenswürdigen Einfachheit und Unum-

wundenheit wohl schlechtweg ausgedrückt haben: Sie trinkt sehr viel Champagner.

Wir fügen dieser Biographie eine zweite bei, welche die liebenswürdigste französische Frau charakterisirt; sie betrifft die berühmte Schauspielerin Mlle. Dupont.

Mademoiselle Charlotte Louise Valentine Bougeault de la Fosse, genannt Mademoiselle Dupont, ist in Valenciennes geboren. Ihr Vater hatte dort vor der Revolution die Haupt-Tabacksniederlage, und war überdieß Gouverneur der Kinder des Prinzen von Meliau, dem das Gouvernement der Stadt übertragen war. Sie war vier Jahre alt, als ihre Mutter, nun Wittwe geworden, sich an Herrn Dupont, den Secretär der Comedie Française verheirathete, der sich seit langer Zeit mit ihr in sein niedliches Landhaus in Morang zurückgezogen. In dieser Einsamkeit wurde Mademoiselle Dupont einigermaaßen auf Amazonen-Weise erzogen. Als Renner hatte sie einen reizenden kleinen Esel, genannt Charlot, auf dem sie ohne Sattel ritt, wie ein römischer Soldat; und als treuen Achates einen Pudel, mit Namen Tantmieux. Oft sah man auf der Straße von Morang nach Corbeil einen Springinsfeld, einen Esel und einen Pudel; der Springinsfeld lief den Schmetterlingen nach, der Esel fraß die Brombeerstauden ab, und der Pudel schnappte nach Vögeln. Mit dreizehn Jahren war der Springinsfeld plötzlich ein wachsendes, braunes Mädchen geworden; der Esel schickte sich an, majestätischer einherzuschreiten, und der Pudel, mit mehr Anstand zu traben; sie ahneten, welch Glück sie trugen.

Im fünfzehnten Jahre flocht sich das Mädchen einige Kornblumen in die Haare, beschaute sich von ihrem Esel herab in der Seine und dachte bei sich selbst, ein so aufgewecktes Gesicht, wie dieses, könnte auch noch weiter gehen, als nach Corbeil. Sie ging zur Comedie = Française. In vier Monaten war Alles gelernt, im Mai 1810 debutirte sie und wurde als Pensionnaire angenommen. Aus jugendlichem Eigensinn versuchte sie sich anfangs in der Tragödie; sie debutirte mit ziemlich günstigem Erfolge als Dido; eine Caprice umgekehrter Art ließ sie die Schürze wählen, welche sie nicht mehr verließ.

Als sie der Herzog von Duras zum Gesellschafts-Mitglied ernannte, zählte sie eben 20 Jahre. Ihre beiden Diener Tantmieux und Charlot spazierten wohl noch zuweilen auf der Straße von Corbeil, bedeckt mit Ruhm und weißen Haaren, und geehrt von den Einwohnern von Morang, wie der Hund, der Belisar geführt, oder das Pferd, das Napoleon getragen hatte.

— Dem Resultate der Consultationen über das kranke Knie der großen Taglioni hat man in ganz Paris mit nicht geringerer Spannung entgegengesehen, als wenn der letzten der Republiken ein jäher Untergang drohte. Wer da ein „n'importe" in einem Salon gewagt hätte, der wäre wohl geraden Wegs der Gotteslästerung angeklagt worden. Die Facultät kam in Aufruhr, alle medicinischen Kräfte wurden in Anspruch genommen, und als endlich entschieden war, daß Mlle. Taglioni einen Monat früher, als man erwarten durfte, wieder auftreten werde, da war es, als ob man das Weltgericht um ein Jahrtausend hinausgeschoben hätte. Ein feierliches, tiefgefühltes „Grace au ciel" entströmte der gepreßten Brust der Bevölkerung. Im Juni wird die Künstlerin wieder erscheinen. Ob die Säulen der Oper dann den Beifallssturm auszuhalten im Stande sind? Indeßen wird ein neues Ballet oder vielmehr ein Decorationenstück unter dem Titel „le Diable boiteux" in die Scene kommen. Eilf Decorationen gehen an den Augen des Zuschauers vorüber, der mit dem hinkenden Teufel auf den Thürmen von Notre-Dame sitzt.

Olympische Spiele.

Wenn die Griechen, die sich gegenwärtig in der Erziehungsanstalt in München befinden, in ihre Heimath zurückkehren, dann dürften olympische Spiele eigener Art entstehen. Am Ostermontag haben die Zöglinge dieses Instituts die Johanna von Orleans in deutscher Sprache aufgeführt. Die Leiter der Anstalt haben allerdings hierin ein treffliches Mittel gefunden, die jungen Leute für die deutsche Literatur zu gewinnen; sie stehen auf diese Weise selbstthätig im Kreise unserer Poesie; sie werden sie lieb gewinnen, weil sie in dem fremden Elemente zu wirken vermocht haben. Ihr Theaterzettel lautet aber für uns doch sonderbar. Es sey uns erlaubt, Namen neben sie zu stellen, wie wir sie auf unsern Zetteln zu lesen gewöhnt sind, ohne das daran zu halten, was dieser oder jener Name in der Theaterwelt für eine Stellung einnimmt.

Karl VII., König von Frankreich	Papadiamantopulos	Herr Pasch.
Königin Isabeau, seine Mutter	Prois	Mad. Kuppinger.
Agnes Sorel, seine Geliebte	Papadakis	Mlle. Altmutter.
Philipp, Herzog von Burgund	Tabacopulos	H. Hurlich.
Gr. Dunois, Bastard von Orleans	Rallis	H. Baucher.
Lahire, Offizier	Psyharis	H. Greimel.
Du Chatel, Offizier	Kuvaons	H. Ball.
Erzbischof von Reims	Stevrinakis	H. Hysel.
Chatillon, ein Burgunder Ritter	Metaxos	H. Christl.
Raoul, ein Lothringer Ritter	Petrineses	H. Katzinaner.
Talbot, Feldherr der Engländer	Chomatianos	H. Knopp.
Lionel, englischer Anführer	Liolins	H. Maucher.
Fastolf, — —	Kyriakos	H. Haarbleicher.
Montgommery, ein Walliser	Petrinesos	H. Just.
Ein englischer Herold	Zanetakis	H. Gämmerler.
Rathsherrn von Orleans	Gazos	H. Stahl.
	Aleropulos	H. Stokum.
	Tombasis	H. Strampfer.
Thibaut d'Arc, ein reicher Landmann	Kumunduraklis	H. Froh.
Margot (seine Töchter)	Dracos	Mad. Kietzke.
Louison (seine Töchter)	Lempesis	Mad. Pagel.
Johanna (seine Töchter)	Maurakis	Dem. Frischauf.
Etienne (ihre Freier)	Bayos	H. Zaid.
Claude Marie (ihre Freier)	Aleropulos	H. Fiedler.
Raimond (ihre Freier)	Stathopulos	H. Pensel.
Bertrand, ein Landmann	Bepastopulos	H. Bladl.
Ein schwarzer Ritter	Chomatianos	H. Löhel.
Ein Köhler	Zamadas	H. Prügel.
Köhlerweib	Lempesis	Mlle. Meitl.
Köhlerbub	Valenges	H. Burnitz.

Zauberei in der Grafschaft Leicester.

Es ist in der That sehr liebenswürdig von andern Ländern, daß sie das Deutsche nicht allein an der abscheulichen Qual des Glaubens an übernatürliche Kräfte leiden lassen, mit denen einzelne Menschen ausgestattet seyn wollen. Die Teufelsbanner, Wunder-Doctoren und Doctorinnen, Zauberer, Propheten und Geisterseher, die mit dem Aberglauben der albernen Völker Wucher treiben, und unter dem Scheine von Inspirationen das ungereimteste Zeug zu Markte tragen, finden sich überall. Das Merkwürdige daran bleibt immer, daß je einzelne Theile einer Nation, einzelne Gegenden den Fluch des Wahnes am härtesten auf sich lasten haben. Beim Pietismus erscheint dieses weniger befremdend; die Wollust der Frömmelei steckt an. In der Zungenheiligkeit, in dem scheinbar selbst genügsamen Verdrehen der Augen liegt das verführerische Gift eines Kitzels, an dem man Lust gewinnt, wie an den schattigen Gängen à deux mains, man geht hin, um bei Tag die Natur und ihren Erzeuger zu bewundern, und am Abend das bergende Dunkel zu benützen. Daraus läßt sich auch erklären, warum sich die Spuren und Wirkungen des frevelhaften Sectenwahnes nicht allein in den Gegenden äußern, denen es an Cultur und Aufklärung mangelt, sondern eben so sehr oder noch viel mehr, wo noch mehr natürliche geistige Kräfte und höher gebildete Menschen sich finden; diesen springt die verborgene Lust eher in das Auge, die unter dem Deckmantel der Frömmigkeit sich so bequem gebettet hat. Das ist wunderbar, daß man, wie in einer Gegend mächtige Steinkohlenlager, so in der andern mächtige Geisterseher-, Zauberer-, Propheten- und Inspirirtenlager trifft, während von andern dieser Artikel auf keiner Preisliste zu finden ist. Es wäre viel artiger, wenn die übernatürlichen Kräfte nach und nach in alle Gegenden hineinragen wollten. Zum Heile der Menschheit könnten die

Theorien des Geister- und Begeistertenwesens, die alle Augenblicke bei dem Vernünftigen wieder den Krebsgang nehmen, durch allseitige Erscheinungen leichteres Spiel haben, und so festen Fuß fassen, daß die Zweifler nur in dem Maaße vorkommen könnten, als wir jetzt Atheisten treffen. In England hat die Grafschaft Leicester die Ehre, mit übernatürlichen Kräften ausgestattet zu seyn, wie es die Cevennen mit inspirirten Camisarden waren. Dort hausen Zauberinnen, welche die vom abergläubischen Volke verlassenen Geliebtinnen rächen, was sie dadurch bewerkstelligen, daß sie in der ersten Nacht nach der Hochzeit mit einer andern Schönen einen Fluch auf die Ungetreuen schleudern. Die Herenprocesse könnten hier wieder zur Anwendung kommen, aber die Regierung meint sich weniger mit den Rächerinnen der Untreue, als mit andern Erscheinungen derselben Gegend beschäftigen zu müssen. Hieher gehört ein katholischer Geistlicher, der sich an die Spitze einer Anzahl convulsivischer Weiber gestellt hat, die in einem Dorfe wohnen, das verdeutscht Gottes Gnade heißt. Diese Weiber geberden sich in abscheulichen, schauderhaften Verrenkungen und Verdrehungen; sie geben vor, alle Krankheiten, selbst die incurable Epilepsie heilen zu können. Wer ihnen glaubt, wird gesund, nur versteht sich, daß der Glaube durch und durch gedrungen seyn muß. Sie gebrauchen dabei Marienbilder, von denen Wolbry behauptet, der Herr Erzbischof von Paris habe sie gesegnet. Für die Leute in der Grafschaft Leicester muß der Herr Erzbischof ein besonderer Heiliger seyn; das Oberhaupt der convulsivischen Weiber scheint ein besonderer Verehrer desselben zu seyn, da er sich unter seiner Firma übermäßige Preise für die Amulete bezahlen läßt — vielleicht bloß aus Gutmüthigkeit, um die ausgerenkten Glieder seiner Zauberinnen um den Erlös mit Spiritus reiben zu können.

Improvisation.

Wir haben den Brief des Herrn von Pradel gegeben, in welchem er dem italienischen Improvisator Cicconi einen Wettkampf der Improvisation von Tragödien vorschlägt. Wir geben hier die Antwort:

An den französischen Improvisator Pradel:

Mein Herr!

Ich habe den Brief gelesen, in dem Sie in den öffentlichen Blättern mir einen der außergewöhnlichsten literarischen Kämpfe vorschlagen, der uns in die naive Epoche zurückführt, da die Schäfer von Theokrit und Virgil sich herausforderten, um die Ohren der Hörer mit ihren begeisterten Klängen zu ergötzen.

Bei Ihrem Vorschlage handelt es sich nicht darum, im friedlichen Schatten eines Baumes gelagert zu singen, sondern in Gegenwart des erleuchtetsten Publikums von Europa zwei Tragödien in der Sprache des Tasso und der des Racine zu improvisiren.

Sie wollen zeigen, daß Frankreich seine Troubadours nicht vergessen hat, und sie beweisen zugleich, daß Sie mit einem dem Geiste der Zeit angemessenen Fortschritte der Intelligenz an ihre Stelle getreten sind.

Nun wohl, mein Herr, ich nehme die Ausforderung an, die Sie mir in so verbindlicher Form zusenden. Ich nehme sie an, nicht um einer eiteln Rivalität zu fröhnen, sondern als eine willkommene Gelegenheit, die intellectuelle Verbrüderung auf's Neue außer Zweifel zu stellen, welche Frankreich und Italien einigt.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Luigi Cicconi.

Der Kampf, der nun statt haben wird, gewinnt dadurch hauptsächlich an Interesse, daß er nicht nur über die Talente zweier Dichter entscheidet, sondern auch darüber, welches Idiom sich den augenblicklichen Inspirationen am besten anschmiegt.

Die artistischen Beilagen.

1) Zwei Scenen aus Othello:
   Herr Seydelmann als Jago.
   Herr Moritz und Dem. Stubenrauch als Othello und Desdemona.
2) Lied nach dem Französischen.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 3. 20. April. 1836.

Glosse.

Wir theilen unsern Lesern aus einem Hamburger Blatte ein Gedicht, das die Empfindungen des Oberst Gustavson enthält, mit, weil so Mancher da und dort Gelegenheit gehabt hat, durch die Bekanntschaft mit dem, der so empfinden soll, das Wahre oder Unwahre an dieser Dichtung zu beurtheilen.

Lied des Oberst Gustavson.

Sorgen, diese Nacht-Gespenster,
Fliehen nicht den Palast-Saal,
Ruhe schwebt am Hüttenfenster
In des Mondes leisem Strahl!

Tiedge.

Blick' ich auf das Land zurück,
Das ich einst das Meine nannte,
Fluch' ich dennoch dem Geschick
Nicht, das mir die Kron' entwandte;
Ohne Haß verweilt mein Blick
Auf dem Volk, das mich verkannte.
Ach, denn Ruhe flieht den Thron,
Mehr als er beglücket glänzt er;
Oft verscheuchen Morpheus Mohn
Sorgen, diese Nachtgespenster.

Als mich noch der Königskrone
Eitler Flitterglanz umgab,
Als ich ruhte auf dem Throne,
Spielte mit dem Herrscherstab,
Ward mir Undank nur zum Lohne,
Drohte mir ein off'nes Grab.
Meinen Nächten fehlte Schlummer,
Ruhe fehlte meinem Mahl,
Denn die Sorge, denn der Kummer
Fliehen nicht den Palast-Saal.

Friedlicher ist jetzt mein Loos,
Sicherer ist jetzt mein Streben,
In der Ruhe sanften Schooß,
Ohne Angst und ohne Beben,
Unbemerkt und anspruchslos,
Fließet jezt dahin mein Leben.
Darum wünsch' ich nicht zurück
Jenen Glanz — an Jammer gränzt er;
Im Palast wohnt Mißgeschick,
Ruhe schwebt am Hüttenfenster.

Was das Schicksal mir bescheerte,
Nehm' ich jetzt zufrieden hin;
Was dem König nie gehörte,
Ward dem Bürger zum Gewinn;
Was ich wünschte und entbehrte,
Ist jetzt mein: ein heit'rer Sinn!
Ruh' und Frieden find' ich immer
Hier im stillen Schweizer-Thal,
Bei des Tages gold'nem Schimmer,
In des Mondes leisem Strahl.

R. A. W.....s.

Denkmal für Beethoven.

Als eines der schönsten Zeichen der Zeit, als eine der edelsten Früchte des Friedens muß man den Eifer betrachten, mit dem den Männern, durch deren mächtige Talente die Nationen hochgestellt worden, durch Denkmale gehuldigt wird. Von Bonn geht ein ähnlicher Aufruf in ähnlichem Sinne aus, den wir freudig selbst ohne die angefügte Aufforderung dem Telegraphen einverleibt hätten:

Zu allen Zeiten hat man es für eine heilige Pflicht gehalten, große Männer durch Errichtung würdiger und lange dauernder Denkmale zu ehren, und so den Dank und die Bewunderung ihrer Zeitgenossen auch auf die nachkommenden Geschlechter zu vererben. Gegen wen aber möchte diese Pflicht mehr und eher erfüllt werden müssen, als gegen einen Mann, dessen Ruhm durch die außerordentlichsten Schöpfungen im Gebiete einer schönen und edeln Kunst nicht nur zu allen gebildeten Völkern Europa's, sondern selbst in ferne Welttheile gedrungen ist, dessen Name zuerst genannt wird, wenn von dem kühnsten und erhabensten Schwunge der Phantasie, wenn von einem endlosen Strome künstlerischer Erfindungskraft, und vor Allem, wenn von der Vollendung der Musik als selbstständigen Kunst die Rede ist, mit Einem Worte: gegen Ludwig van Beethoven! Neun Symphonien, unbestritten das Herr-

lichste, was die Instrumental-Musik aufzuweisen hat; die unvergleichliche Oper Fidelio; Clavier-Compositionen, mit welchen für dieses Instrument eine neue Aera begann; Ouverturen, Quartette, Messen, Oratorien, Cantaten, Lieder rc. — wer kennt sie nicht, diese ewigen Zeugen eines eigenthümlichen, rastlos neue, ungekannte Bahnen brechenden und überall nur das Höchste und Edelste erstrebenden Geistes! Selten hat ein Künstler so bedeutsam, so denkwürdig gewirkt, wie Beethoven. Er selbst hatte sich die Aufgabe gemacht, Nichts aufzuzeichnen, was nicht von Grund aus neu und den höchsten Anforderungen entsprechend wäre, und sein gewaltiger, überreicher Genius ließ ihn so wenig einen schon betretenen Weg wählen, daß er in seinen zahlreichen Werken nicht einmal sich selbst ähneln mochte, geschweige denn einem Andern. Dadurch gab er der ganzen musikalisch-künstlerischen Thätigkeit eine neue, folgenreiche Richtung, so daß die Kunst nicht nur durch ihn selbst Riesenschritte that, sondern daß auch sein glänzendes Beispiel auf die mit und nach ihm lebenden Künstler von entscheidendem heilsamen Einfluß war und seyn wird.

Eine so äußerst seltene, wohlthätige und weithin wirkende Erscheinung verdient es, auf eine seltene und außerordentliche Weise gefeiert zu werden, nämlich durch ein plastisches, möglichst großartiges Monument. Ueber den dazu geeignetsten Ort kann kein Zweifel seyn. Die Stadt Bonn am Rheine, in welcher der unsterbliche Künstler das Licht der Welt erblickte, und die überdieß durch anmuthige Lage ausgezeichnet und von zahllosen Fremden besucht ist, scheint zu dem Unternehmen in gleicher Weise berechtigt, wie verpflichtet, und es ist zu dem Ende hier ein Verein zusammen getreten, welcher die Genehmigung der betreffenden hohen königlichen Ministerien erhalten hat. Da dasselbe aber, wenn es nur einigermaßen des großen Mannes würdig seyn soll, große und bedeutende Mittel zur Ausführung verlangt, so richten die Unterzeichneten an alle Verehrer Beethoven's die Bitte, durch ihre thätige Hülfe, sey es durch Privatsammlungen von Geldbeiträgen, oder durch eigends für diesen Zweck zu veranstaltende Conzerte und Bühnendarstellungen, unser Vorhaben geneigtest realisiren zu helfen. Wir glauben mit Zuversicht annehmen zu können, daß nicht allein die Freunde der Tonkunst solche Vorstellungen zahlreich besuchen, sondern auch, daß die mitwirkenden Künstler gern die Gelegenheit ergreifen werden, dem entschlafenen Meister, dem sie so viele und hohe Genüsse verdanken, durch ein kleines Opfer ihre Verehrung und ihr dankbares Andenken zu beweisen.

Sämmtliche Redactionen von Zeitungen und Zeitschriften werden gebeten, zur Förderung eines, die deutsche Nation interessirenden Zweckes, gegenwärtigen Aufruf unentgeldlich einzurücken und sich der Einsammlung von Beiträgen ebenfalls gefälligst zu unterziehen. Den Unterzeichneten wird es eine angenehme Pflicht seyn, über den Fortgang des Unternehmens von Zeit zu Zeit öffentlich Nachricht zu geben.

Bonner Verein für Beethoven's Monument.
Der geschäftsführende Ausschuß:
A. W. v. Schlegel, Präsident.
Breidenstein. de Claer. Gerhards.
Kneisel. Nöggerath. v. Salomon.
Walter.

Liebenswürdigkeit in der Briefform.

Sie verzeihen, mein Herr, daß ich es wage, Sie zu ersuchen, mir gütigst zu erlauben, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie hierdurch zu fragen: ob Sie die Gewogenheit haben wollen, mir zu vergönnen, daß ich mich erkühne, Sie zu bitten, mir das Glück zu gewähren, daß ich mich Ihnen nahe, um Ihnen freundlich zu sagen, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als im Stande zu seyn, Ihnen zu zeigen, wie sehr es mich freut, daß das Schicksal mir so günstig ist, den Augenblick herbeizuführen, der mir das Vergnügen zu Theil werden läßt, Sie zu versichern, daß es mir unmöglich ist, durch leere Worte die Gefühle auszudrücken, die mein Herz bei dem Gedanken ergreifen, daß Ihre Güte mich berechtigt, die Hoffnung zu hegen, daß Sie überzeugt sind, wie tief ich es empfinde, welch' ein Vorzug es ist, daß ich die Ehre haben darf, mich in dem Gefühle der lebhaftesten Hochachtung zu nennen

Ihren

gehorsamsten Diener
Arthur ***.

Schnellpresse.



Hannover. Ein junger Mensch, Namens Edmund Heusinger von Waldegge aus Naſtätten im Herzogthume Naſſau, der hier in der Helwingſchen Hofbuchhandlung den Buchhandel erlernt, hat eine von den bisherigen ganz und gar verſchiedene, ſelbſtſtändige Stereotyp-Schnellpreſſe erfunden, welche in ihren Leiſtungen alle bis jetzt bekannten übertrifft. Sie erfordert faſt gar keine menſchliche Beihülfe, trägt ſelbſt vermittelſt einer ſehr ſinnreichen und überaus einfachen Conſtruction die Schwärze auf die Formen, und kehrt auch von ſelbſt den Bogen um, wodurch beide Seiten deſſelben zu gleicher Zeit gedruckt werden können. Insbeſondere würde ſich dieſelbe zum Druck auf endloſes Papier eignen, indem dieſes durch eine kleine Vorrichtung von ſelbſt gleich nach dem Druck abgeſchnitten werden kann. Wenn nun dieſe neue Preſſe durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt wird, liefert ſie in der That faſt Unglaubliches; denn ſo iſt es möglich, daß auf ihr in Einer Stunde vier Tauſend fertig gedruckte und zugleich beſchnittene Bogen hergeſtellt werden können. Außerdem nimmt ſie kaum die Hälfte des Raumes unſerer gewöhnlichen Preſſen ein, und auch die Herſtellung iſt nicht theurer als bei dieſen. Das Nähere wird bei dem bevorſtehenden Jubelfeſte der Erfindung der Buchdruckerkunſt veröffentlicht werden.

Pfeifer und Gepfiffene.

Das Vorrecht, ausgepfiffen zu werden, war bis jetzt den Schauſpielern vorbehalten; wie das aber nun in der Welt bei den unendlichen Fortſchritten der Cultur geht, die in Hunger und Kummer, wie in Reichthum und Luſt ihre Hebel finden — das Blatt hat ſich wenigſtens einmal gewendet, und wer weiß, wenn es nur gehörig bekannt gemacht wird, ſo geſchieht es gewiß auch öfter:

In Wismar, erzählt ein norddeutſches Blatt, haben die Schauſpieler einmal das Vergeltungsrecht ausgeübt, und das Publikum ausgepfiffen. Es hatten ſich nämlich in dem alten Rathhausſaale eines Abends nur ſieben Perſonen eingefunden. Die jämmerlich herausſtaffirten Bühnenhelden waren wegen der miſerablen Einnahme in übler, das ſiebenköpfige Publikum in deſto ſpaßhafterer Stimmung: es höhnte, die Schauſpieler geboten Stille, das Publikum höhnte lauter. Da verlor der erſte Held die Geduld, er trat dicht an die Lampen, und pfiff, das Publikum pfiff noch ärger, da ergrimmten die ſämmtlichen Spielenden, und es kam der Director mit allen Weibern, Arbeitern und Lampenputzern, und der ganze Chor pfiff nun das arme, geängſtigte Publikum ſolenniter aus. Ein in der Weltgeſchichte gewiß noch unerhörter Fall. —

Ein Aktenſtück von Mozart.

Leipzig. In den Händen des Muſikdirectors, Hrn. Felix Mendelſohn-Bartholdy, befindet ſich ein merkwürdiges Original-Document Mozarts. Auf der Außenſeite ſteht in drei Reſpect-Abſätzen: „Stadt-Magiſtrat! unterthäniges Bitten Wolfgang Amadé Mozart's, K. K. Hofcompoſitors, um dem hieſigen Hrn. Kapell-Meiſter an der St. Stephans-Domkirche adjungirt zu werden.“ — Das

Schreiben selbst, von Mozart's eigener Hand auf einen Stempelbogen geschrieben, lautet wie folgt: „Hochlöblich Hochweiser Wienerischer Stadt-Magistrat Gnädige Herren! Als Herr Kapellmeister Hoffmann krank lag, wollte ich mir die freiheit nehmen, um dessen Stelle zu bitten, da meine Musikalischen Talente, und Werke, so wie meine Tonkunst im Auslande bekannt sind, man überall meinen Namen einiger Rücksicht würdiget, und ich selbst am hiesigen Höchsten Hofe als kompositor angestellt zu sein, seit mehrern Jahren die Gnade habe; hoffe ich dieser Stelle nicht unwerth zu sein, und eines Hochweisen Stadt-Magistrats Gewogenheit zu verdienen. — Allein kapellmeister Hoffmann ward wieder Gesund, und bei diesem Umstande, da ich ihm die fristung seines Lebens von Herzen gönne, und wünsche, habe ich gedacht es dürfte vieleicht dem Dienste der Domkirche und meinen gnädigen Herren zum vortheile gereichen, wenn ich dem schon älter gewordenen Hrn. kapellmeister für jetzt nur unentgeltlich adjungirt würde, und dadurch die Gelegenheit erhielte, diesem Rechtschaffenen Manne in seinem Dienste an die Hand zu gehen, und eines Hochweisen Stadt-Magistrats Rücksicht durch wirkliche Dienste mir zu erwerben, die ich durch meine auch im kirchenstyl ausgebildeten känntnisse zu leisten vor andern mich fähig halten darf. Unterthänigster Diener Wolfgang Amadé Mozart K. K. Hofkompositor." — Die Unterschrift steht ganz unten; das Datum ist nicht hinzugeschrieben, M. hat es vergessen. Es muß aber aller Wahrscheinlichkeit nach in den letzten Jahren seines Lebens verfaßt worden seyn; vielleicht nicht lange vorher, als ihn der Tod davon befreite, seine Dienste der Welt anbieten zu müssen.

(Musik. Ztg.)

Eine eiserne Hand.

Einen Pendant zu des Ritters Götz von Berlichingen eiserner Hand fand sich kürzlich in Alt-Ruppin, nebst mehreren Schwertern. Obgleich hohl gearbeitet, konnte sie doch nicht als Handschuh dienen, da sie an der Handwurzel geschlossen und so eingerichtet ist, daß die eiserne Bekleidung des Unterarmes über den Stumpf gezogen, mit Riemen und Schnallen tüchtig befestigt werden konnte. Wesentlich unterscheidet sie sich dadurch von der Hand des Götz von Berlichingen, daß sie nicht die rechte, sondern die linke ersetzen sollte, und deßhalb höchst zweckmäßig zur Führung der Zügel gearbeitet ist. Die Finger sind schon gekrümmt und bewegen sich an ihrer Wurzel in der Art, daß der Daumen isolirt, die andern Finger jedoch, je zwei und zwei, mit einander verbunden sind. Der Daumen ist noch jetzt beweglich und zeigt den sinnreichen Mechanismus. Das Gelenk ist radartig mit Zähnen versehen, in welche früher eine Stahlfeder eingriff; war der Daumen in der gewünschten Haltung, so ward die Stahlfeder durch einen noch vorhandenen Drücker befestigt. Aehnlich war es mit den andern Fingern, und noch sieht man im Innern der durch den Rost geöffneten Hand die Maschinerie vielfach sich durchkreuzender Drähte und Häkchen. Die künstlerische Arbeit ist, ohne eben anatomisch genau zu seyn, doch ziemlich gut, und namentlich sind die Nägel der einzelnen Finger mit vieler Sorgfalt ausgearbeitet.

(Landbötin.)

Rechenaufgabe.

Eine der leichtesten Rechenaufgaben, die aber, ohne Vorbereitung zur Beantwortung aus dem Kopfe vorgelegt, nach der Erfahrung unter zehn Befragten von Neunen unrichtig beantwortet wird, ist folgende:

„Wie viel sind anderthalb Drittel von hundert?"

Auflösung des Palindroms in No. 2. des Telegraphen.

Nabal — Laban.

Leben und Abenteuer eines Edelsteinjägers.

Ich war etwa 14 Jahre alt, als mein Vater mich auf die große Messe nach Krakau mitnahm, wohin er sich begab, um einige Instrumente zu kaufen, deren er zu seinem Handwerke als Steinschneider bedurfte, das er zu Michlinitz ausübte. Die Größe der Stadt, die prachtvollen Gebäude, die in den Straßen hin und her wogende Menschenmenge, endlich die Neuheit und der Glanz der in den Läden ausgelegten Waaren überraschten und entzückten mich. Was mir jedoch am meisten auffiel, war das Modell der Citadelle, das, aus Steinsalz gefertigt, während der Dauer der Messe auf marmornem Untergestell mitten auf dem großen Platze zur Schau ausgestellt war.

Während wir längs der einen Seite dieses Platzes hingingen, und den Laden eines Kaufmanns suchten, bei dem mein Vater einige Steine kaufen wollte, sahen wir nicht weit von uns eine Menge Leute vor einem Hause versammelt. Nachdem wir uns etwas mehr genähert hatten, bemerkten wir, daß dieß die Wohnung des Kaufmanns war, mit dem mein Vater zu thun hatte. Das Volk stand hier so dicht gedrängt, daß es uns unmöglich war, dem Hause auf mehr als 20 Schritte näher zu kommen. Gleichwohl suchte mein Vater, der seine Einkäufe so bald als möglich machen wollte, sich mit aller Anstrengung einen Weg zu bahnen, als ein Mensch aus dem Haufen ihm zurief: „Sachte, guter Freund, Ihr glaubt wohl, Ihr seyd der Einzige, den es gelüstet, den schönen Opal zu sehen?“

„Was ist das für ein Opal,“ fragte mein Vater einen der zunächst Stehenden, „der so große Neugierde erregt?“

„Wie, Ihr habt noch nichts von dem Opal gehört, den der Edelsteinjäger Schmidt im Gebirge gefunden und den der König um 100,000 fl. gekauft hat?“

Nach dieser Antwort war mein Vater nicht minder begierig, als irgend einer, den Opal zu sehen; als es ihm endlich gelungen war, bis in den Laden durchzudringen, führte uns der Kaufmann in ein Zimmer des Hinterhauses, wohin er den Opal mit sich nahm, indem er dem Volke erklärte, daß derselbe heute nicht mehr gezeigt werde.

Mein Vater und der Kaufmann machten ihre Geschäfte mit einander ab, während ich den Opal in die Hand nahm, ihn bewundernd betrachtete, und an den außerordentlichen Preis dachte, den er gekostet hatte. Ich hatte keinen Begriff von dem Werthe der Edelsteine, und obgleich mein Vater Steinschneider war, konnte ich doch kaum einen Stein von dem andern unterscheiden; meine Mutter hatte mich nehmlich zum Advokaten bestimmt, ich ward daher schon frühzeitig in einer Lehranstalt untergebracht, wo ich wohl Latein, nicht aber die Kunst, den Werth der Edelsteine zu schätzen, erlernte. Indessen wußte ich jetzt, daß der Stein, den ich in der Hand hielt, von dem Könige um 100,000 fl. erkauft worden war, und da ein einziger Gulden in meinen Augen einen unerschöpflichen Schatz vorstellte, so leuchtete mir ein, daß 100,000 alles, was meine Einbildungskraft zu fassen vermochte, weit übersteigen mußte. Endlich hatten der Kaufmann und mein Vater ihren Handel abgeschlossen, worauf sie sich gleichfalls mit dem Opal beschäftigten, seine Schönheit, den Preis und das außerordentliche Glück des Mannes nicht wenig lobten, der ihn gefunden hatte. Diese Reden machten tiefen Eindruck auf mein Gemüth. — Als wir das Haus des Kaufmanns verließen, bat ich meinen Vater, mich einen armenischen Taschenspieler sehen zu lassen, der sich auf dem Platze aufgestellt hatte; allein mein Vater schlug es mir ab, weil es einen halben Gulden koste. Einen halben Gulden, sagte ich zu mir selbst, nicht mehr als einen halben Gulden! und dieser Edelsteinjäger hat ein Kleinod gefunden, das 100,000 fl. kostet! Auf dem ganzen Wege von Krakau nach Michlinitz gingen mir diese Gedanken im Kopfe herum, und ich konnte nicht aufhören, meine Blicke auf das Gebirge zu heften; jeden Augenblick wähnte ich, von seinen durch die Sonne erhellten Gipfeln die lebhaften, schillernden Farben des Opals rückstrahlen zu sehen.

Kurze Zeit nach unserer Heimkehr erkrankte mein Vater; trotz seiner trefflichen Leibesbeschaffenheit, der sorgfältigsten Pflege meiner Mutter und der Verordnungen eines gelehrten Arztes unterlag er nach Verlauf von 8 Tagen und ließ seine Familie in ziemlich bedenklichen Vermögensumständen zurück. Mir, seinem einzigen Sohne, hinterließ er als Erbe weiter nichts, als meine Industrie, und die weite Welt, um sie auszunützen.

Es versteht sich von selbst, daß jetzt keine Rede mehr davon war, einen Advokaten aus mir zu machen. Man mußte daran denken, mich in die Lehre zu thun, und da mein Kopf noch immer mit dem Gedanken an den Opal gefüllt war, so verlangte ich, bei einem Steinschneider untergebracht zu werden. Meine Mutter gab ihre Zustimmung, und somit bezog ich eine Wohnung unter dem Dache, wo ich täglich eine Menge von Edelsteinen unter den Augen hatte, deren Anblick allein schon hingereicht haben würde, mich vom Vergessen meines Opals und seiner 100,000 fl. abzuhalten. Ich wünschte lebhaft diese Kunst zu erlernen, zu der ich mich bestimmt hatte, gleichwohl arbeitete ich nur wenig in derselben. Ein ungewisses Träumen von unermeßlichen Reichthümern, und eben so unbestimmten Mitteln, sie zu erlangen, wogten unaufhörlich in meinem Geiste hin und her. Das Fenster meines Dachstübchens ging in's Freie, dessen Horizont durch die lange Kette der Karpathen begrenzt wird. Mit einem Worte, statt Steine zu schleifen und mein Handwerk zu erlernen, brachte ich halbe Tage vor dem Fenster stehend, und an Schmidt und seine 100,000 fl. denkend zu, wobei ich mir jedesmal, wenn ich mich an meine Arbeit setzte, mit lauter Stimme sagte: „Ich sehe nicht ein, warum ich nicht eben so gut als Schmidt einen Opal finden sollte?“

Während dieser ganzen Zeit hielt ich diese Betrachtungen vor meiner Mutter geheim; zwar sagte ich ihr von Zeit zu Zeit, ich sey fest überzeugt, daß ich einst das Glück meiner Familie machen würde; hierunter verstand sie jedoch nichts anderes, als daß ich die Hoffnung hege, ein tüchtiger Steinschneider zu werden, um mir dadurch ein anständiges Auskommen zu verschaffen.

Auf solche Weise verflossen 3 Jahre, nach deren Verlauf ich meinen Meister um die Erlaubniß bat, einen meiner Oheime besuchen zu dürfen, der zu Dunawitz wohnte, wo er Viehmäster war. Das Verlangen, meinen Oheim zu sehen, war jedoch für mich nur ein untergeordneter Grund. Diese Reise sollte mein erster Versuch bei Aufsuchung des Glückes seyn; ich versah mich daher heimlich mit einem Hammer und andern Werkzeugen, die ich für nöthig hielt. Mein Oheim nahm mich mit vieler Güte auf, eben so meine Tante und meine Vettern, und als ich ihnen erzählte, daß ich schon seit 3 Jahren bei einem Steinschneider in der Lehre sey, unter dessen Leitung ich mir eine ziemlich genaue Kenntniß der Edelsteine erworben habe, und daß mein Meister wünsche, ich solle meine Talente im Gebirge erproben (eine Lüge, die mir Gott verzeihen mag), ward ich

freigebig mit allen Gegenständen versehen, die ich etwa brauchte; man gab mir einen Sack voll Lebensmitteln, ein Feuerzeug, ein Messer, um Reißig zu schneiden, und mehre ähnliche kleine Gegenstände. Sofort nahm ich meinen Sack um, und verließ Dunawitz unter den Glückwünschen der ganzen Familie, und nachdem ich versprochen hatte, nicht länger als vier Tage auszubleiben; somit begann ich also meinen neuen Stand als Edelsteinjäger.

Es ist unmöglich, das Glück zu schildern, das ich bei Ersteigung des Fußes der Berge empfand. Es schien mir, als sollten alle Reichthümer, die sie in ihrem Innern bergen, eines Tages mein Eigenthum werden. Der Rücken, dem ich mich näherte, war derselbe, den ich so oft aus meinem Dachfenster gesehen hatte. In den nehmlichen Bergen hatte Schmidt den Opal gefunden; da er einen Edelstein im Werthe von 100,000 fl. fand, warum sollten sich hier nicht andere zehnmal kostbarere vorfinden? Den Kopf voll dieser angenehmen Gedanken, gelangte ich endlich an den Eingang eines engen Thales, das mir an das Reich des Plutus zu grenzen schien. Ich verlor keine Zeit, um Hand an's Werk zu legen, ich ermüdete das Echo des Thales mit den wiederholten Streichen meines Hammers. Ohne irgend etwas zu finden, was nur entfernt einem Edelsteine glich, setzte ich meine Arbeit fort, bis endlich gänzliche Erschöpfung mich aufzuhören nöthigte. Dieser Anfang war allerdings entmuthigend; allein ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich ohne Zweifel noch nicht tief genug in das Gebirge eingedrungen sey. Als ich mich auf den harten Boden legen und die Nacht im Freien zubringen mußte, wünschte ich mir einen Augenblick mein Dachstübchen zurück; allein ich wußte ja vorher, daß ich mich diesem Uebelstand unterwerfen mußte, und somit setzte ich meine ganze Hoffnung auf einen glücklicheren Erfolg am morgenden Tage.

Ich wachte wenigstens 2 Stunden vor Tagesanbruch auf, und erwartete den Tag mit solcher Ungeduld, als ob die ersten Strahlen desselben mir unerschöpfliche Schätze zeigen würden. Lange, ehe die Sonne die Spitzen der Berge erhellte, brach ich mir Bahn über Felsen und Waldbäche, gegen eine entlegene Schlucht, durchaus nicht entmuthigt durch die vergeblichen Anstrengungen des verflossenen Tages, und voll Hoffnung, wenn auch nicht einen Opal, wie der Schmidt's, doch irgend etwas zu finden, das mich in meinen Träumen und Ahnungen künftigen Glückes zu bekräftigen vermöchte. An diesem Tage füllte ich meinen Sack zur Hälfte, zwar nicht mit Opalen, aber mit Steinen und Mineralien, welche ich als eine sehr anständige Entschädigung für meine Mühe betrachtete. Schmidt, so sagte ich zu mir selbst, hat seinen Opal

auch nicht am ersten Tage, als er das Gebirge besuchte, gefunden. Man muß den allzu ungeduldigen Ehrgeiz dämpfen. Am dritten Tage trat ich den Rückweg an, wobei ich meinen Sack immer mehr füllte. Als ich die Reichthümer, die ich zurückbrachte, auskramte, ward ich mit Glückwünschen überhäuft. „Dieß sind Granaten," erklärte ich; „dieß hier Lapis Lazuli; dieses Goldstufen. Bis jetzt habe ich jedoch noch keinen Opal gefunden."

„Eile mit Weile," sagte mein Oheim; „und wie hoch kann sich der Werth von all' diesem belaufen?" — „Ganz gewiß nicht unter 300 fl.," war meine Antwort.

Mein Oheim sah mich mit einem unsichern Blicke an. Die Tante murmelte etwas von dem geringen Nutzen, den ein Pacht abwerfe, und meine Vettern, die um einige Jahre jünger waren als ich, staunten mich an als den außerordentlichsten jungen Mann von Gallizien.

Am folgenden Tage verabschiedete ich mich von diesen guten Verwandten und nahm alle meine Schätze mit mir. Ich wußte wohl, daß die eine Hälfte derselben ohne allen Werth war, und daß ich meinem Oheim gegenüber den Werth der andern Hälfte um vieles übertrieben hatte; ich ließ mich daher am Rande eines Baches nieder, und warf, nach einer genauen Untersuchung des Inhalts meines Sackes, mehr als die Hälfte desselben in das Wasser; der Rest mochte noch einen Werth von etwa 150 fl. haben. Ehe ich mich meiner Mutter zeigte, begab ich mich zu meinem Meister, der an der Arbeit saß; ich leerte meinen Sack aus, nahm eine Hand voll Steine und legte sie auf den Tisch mit den Worten:

„Hier habe ich Einiges mitgebracht."

Der Meister nahm ein Stück um das andere, ohne ein Wort zu sprechen, denn er war ein schweigsamer Mann, und nachdem er jedes aufmerksam betrachtet hatte, warf er es in eine Ecke zu den werthlosen Splittern. Alle meine Schätze legte ich auf den Tisch, und alle wurden nach einander in den unglücklichen Winkel geworfen. Unter der letzten Handvoll befand sich ein Stein, auf den ich große Hoffnungen gesetzt, und den ich mit einem besondern Zeichen versehen hatte, als ich ihn meinem Oheim zeigte. Diesen Stein betrachtete mein Meister mit größerer Aufmerksamkeit, doch warf er ihn endlich auch zu den andern, indem er mir sagte:

„Alles dieß ist nichts als Kiesel, mein Junge; geh' an Deine Arbeit!"

So waren denn alle meine Hoffnungen getäuscht, und die drei Stunden, welche verflossen, bis ich mich zu Bette legte, waren die traurigsten meines Lebens.

Während ich mich auf meinem Lager wälzte, ohne schlafen zu können, und dem Einsturz aller meiner glänzenden Träume nachsann, stieg plötzlich der Gedanke in mir auf, mein Meister könne sich getäuscht haben, und das Kleinod, das von mir bezeichnet worden war, möchte vielleicht von einem andern Steinschneider verschieden beurtheilt werden. Ich stand auf, schlich mich leise in die Werkstätte meines Meisters, und zündete eine kleine Lampe an, worauf ich in dem unglücklichen Winkel den Stein zu suchen begann, welchen ich mit einem Zeichen versehen hatte; ich fand ihn jedoch nicht. Ich untersuchte sofort mit der Lampe in der Hand ein Stück um das Andere aufmerksam und fing die ganze Untersuchung nochmals von vorn an, aber immer ohne Erfolg. Erschöpft ließ ich mich an dem Tische meines Meisters nieder, der mit den Werkzeugen bedeckt war, deren er zur Polirung eines prachtvollen Hyazinths bedurfte. Die Operation war noch nicht ganz beendet, die polirte Seite des Steins sah gegen mich, ich nahm ihn in die Hand, um ihn zu betrachten, er war der, den ich suchte! Mein Plan war bald gemacht; ich bemächtigte mich des Steins, und kehrte geräuschlos in meine Kammer zurück, wo ich mich eiligst ankleidete, und obwohl es kaum Mitternacht war, so machte ich mich dennoch auf den Weg nach Krakau, nachdem ich meinem Meister ein Billet zurückgelassen hatte, worin ich ihm erklärte, daß ich nach der Entdeckung seines Diebstahls seinen Dienst verlasse, und daß ich das mir gehörige Kleinod mit mir nehme; mein Oheim, in dessen Gegenwart ich es mit einem Zeichen versehen habe, könne dieß bezeugen. Ich fand keine Schwierigkeit, den Edelstein anzubringen. Derselbe Kaufmann, bei dem ich mit meinem Vater gewesen war, bezahlte mir 100 fl. dafür, und wünschte mir Glück zu dieser günstigen Eröffnung meiner Laufbahn. Am folgenden Tage kehrte ich nach Hause zurück, beladen mit Geschenken für sämmtliche Glieder meiner Familie, und noch überdieß mit 80 fl. in der Tasche.

Nach diesem Vorfall konnte mein künftiger Stand nicht mehr zweifelhaft seyn. Mein erster Versuch war mit einem allzu ermuthigenden Erfolge gekrönt worden. Zwar hatte ich noch keinen Opal gefunden, dennoch hielt ich die Erwerbung eines großen Vermögens für die wichtigste Sache auf der Welt.

Das Geld, welches mein Hyazinth mir eingetragen hatte, verwendete ich, um mich für die nächste Expedition auszurüsten. 40 fl. hinterlegte ich zu Hause. Sofort brach ich an meinem neunzehnten Geburtstage nach Kohtulesko auf, begleitet von den Segenswünschen meiner Mutter und meinen drei Schwestern, deren jeder ich eine Ausstattung versprach, sobald ich meinen Opal gefunden haben werde,

sollte er auch nur 20,000 fl. werth seyn. Die drei guten Mädchen waren fast überzeugt, daß sie vortreffliche Parthien machen würden. Als ich die Thore von Michlinitz verließ, versäumte ich nicht, mich rechts und links umzusehen, um mir voraus die Stelle ausfindig zu machen, auf welcher ich mit dem Ertrag meiner Entdeckungen ein Haus zu bauen beabsichtigte.

Nachdem ich am ersten Tage das Gebirge erreicht hatte, gewahrte ich zwei Männer, die vor mir her gingen; als ich mich ihnen näherte, erkannte ich, daß sie schon ziemlich bejahrt waren. Ihre zerrissenen Kleider, und ihre bleichen hageren Zügen, verkündeten die äußerste Armuth. Ich begann ein Gespräch mit denselben, und erfuhr, daß ich mich in Gesellschaft von Goldjägern befand.

Warum, fragte ich, geht ihr nicht lieber auf Edelsteine aus. — Indem ich diese Frage aussprach, freute ich mich in's geheim, daß ich nicht zwei Nebenbuhler an ihnen gefunden hatte. Lächelnd zuckten sie die Achseln, und ich beklagte im Stillen die armen Teufel, die es wahrscheinlich ihr ganzes Leben lang bleiben, statt wie Schmidt, sich ein Schloß zu kaufen und ein Gestüte einzurichten.

Ein ganzes Jahr hindurch brachte ich einen beträchtlichen Theil meiner Zeit in den Bergen zu. Zuweilen ward meine Mühe belohnt, oft aber war meine ganze Erndte kaum einige Groschen werth. Gleichwohl schwand meine Hoffnung nicht, und meine Arbeit erschien mir keinen Augenblick drückend. Jeden Morgen verließ ich mein Bett voll Feuer und Hoffnung, und jede Nacht schlief ich ungeduldig ein, meine Untersuchungen am nächsten Morgen fortzusetzen. Tage, welche mir Nichts einbrachten, schienen mir nur ein Aufschub meines Glückes zu seyn. Jeder Morgen brachte mir meine Illusionen zurück, und wenn ein Schlag meines Hammers auch keinen Opal von dem Felsen losbrach, so sagte ich mir, der nächste werde ohne Zweifel glücklicher seyn.

Eines Tages endlich, etwa ein Jahr nach meiner Abreise aus dem mütterlichen Hause, fand ich einen Stein, der alle unterscheidenden Zeichen eines kostbaren Opals an sich zu haben schien. Ich beeilte mich, einen Theil desselben zu poliren, und in der That glänzten seine schillernden Farben mir in das entzückte Auge. So ist er endlich eingetroffen, sagte ich mir, der Augenblick, der alle meine Mühe belohnen soll! Der Stein, den ich in der Hand hielt, war an Größe nur wenig von demjenigen verschieden, den ich in dem Hintergebäude des Kaufmanns zu Krakau gesehen hatte, und dessen ich mich noch ganz genau erinnerte. Auch war ich fest überzeugt, daß er wenigstens 50,000 fl. werth sey.

Während ich den Heimweg einschlug, überließ ich mich der süßesten aller Beschäftigungen: ich entwarf den Plan, nach welchem ich meine künftigen Reichthümer anwenden und vertheilen wollte. Am Ende des dritten Tages langte ich an der Schwelle des älterlichen Hauses an, und ward mit jener innigen Freude einer Mutter empfangen, die ihren Sohn nach langer Abwesenheit wiedersieht. Mein Gesicht verrieth bald das wichtige Geheimniß, welches mein Inneres verschloß. Der Opal ward hervorgeholt, und mit triumphirender Miene zeigte ich ihn den erstaunten Blicken meiner Familie. Ich beschloß, keinen Augenblick zu Verwirklichung meiner Hoffnungen zu verlieren. In der nächsten Woche begann die große Messe zu Krakau, welche ich zu besuchen eilte.

Ueber die Verwendung meiner 50,000 fl. war ich bald im Reinen. Ich hatte meinen Schwestern Ausstattungen versprochen; ich bestimmte daher jeder derselben 2000 fl., was sie zu den reichsten Parthien von Michliniß machte. 4000 fl., sagte ich zu mir selbst, gibst Du Deiner Mutter, und mit den übrigen 40,000 fl. wird Deine kleine Base Rouza von Durnwiß eine recht gute Frau werden, und Du kaufst Dir dann irgendwo im Palatinat ein freiherrliches Gut. Alles dies war in meinem Kopfe beschlossen. Am Morgen der Eröffnung der großen Messe reiste ich auf einem guten Pferde nach Krakau ab; mein Opal hing in einem ledernen Beutel an einer Messingkette an meinem Halse. Ich überholte mehre Personen, welche denselben Weg zurücklegten, wobei ich mir stets im Stillen sagte: „Befindet sich unter allen diesen Leuten Einer, der im Besitze eines Opals von 50,000 fl. im Werthe ist?“ —

Noch vor Mittag traf ich in der großen Stadt ein; ich stellte mein Pferd in einen der Gasthöfe der Vorstadt ein, und begab mich zu Fuße nach dem großen Platze, indem ich denselben Straßen folgte, welche ich 5 Jahre früher mit meinem Vater durchzogen hatte. Welche Veränderungen hatten seit jener Zeit nicht Statt gehabt! Zu welchem außerordentlichen Resultat hatten die damals empfangenen Eindrücke mich geführt. Glücklicher Zufall, sagte ich mir, der meinen Vater nach Krakau leitete! Wäre er nie dahin gekommen, so hätte ich nie von einem Edelsteinjäger sprechen hören, und begäbe mich jetzt nicht auf die große Messe im Besitze eines Opals von 50,000 fl.

Ich hatte keinen Grund, an der Redlichkeit des Kaufmanns zu zweifeln, mit dem ich früher gehandelt hatte. Ehe ich jedoch über meinen Schatz definitiv verfügte, wollte ich vorerst den Triumph seines Besitzes genießen; mit einem Wort, ich wünschte, mein Opal möchte eben so viel Aufsehen machen, als derjenige, welchen Schmitt an den König verkauft hatte. Ich spazierte daher auf dem großen Platze

umher und suchte Gelegenheit, mein Glück bekannt zu machen und die Neuigkeit des seltenen Schatzes zu verbreiten, der sich in meinem Besitze befand.

Während ich meine Blicke bald rechts, bald links warf, ward meine Aufmerksamkeit gefesselt durch den außerordentlichen Reichthum und die Verschiedenheit der auf langen Tischen ausgebreiteten Waaren eines Kaufmanns der Levante, der — seine Pfeife rauchend — unter einem Leinwanddache saß. Auf diesen Tischen sah man reiche Stoffe, Stickereien, Seidezeuge, persische Goldstoffe, Spezereien und kostbare Parfümerien aus Indien und Arabien, Damascenersäbel, deren Griffe mit Gold, Elfenbein und Edelstein eingelegt waren, arabischen Gummi, Tempel und Pagoden aus Elfenbein, kostbare Hölzer, bewundernswerthe Mosaikbilder aus Florenz, Cameen, geschnittene Steine, deren Arbeit den Werth der Steine noch überstieg. Alle diese Reichthümer hatte der levantische Kaufmann in seinem Bazar ausgestellt. Wie reich und kostbar jedoch alle diese Gegenstände seyn mochten, auf einem andern Tische befanden sich noch seltenere. Dieser war mit allen Gattungen edler Steine besetzt, die theils in Linien, theils in Kreisen und Pyramiden neben einander gelegt waren. Brillanten, Smaragden, Rubinen, Saphire, Topasen von allen Größen schimmerten in der Sonne und bezauberten die Blicke der Vorübergehenden. Unter ihrer großen Zahl sah ich jedoch keinen Opal.

„Mein Freund," so sprach ich den Kaufmann an, „Ihr seyd der Kaiser der Messe. Auf euren Tischen sind alle Reichthümer der Städte des Orients versammelt, alle Länder der Erde haben Euch ihren Tribut dargebracht, und dennoch scheint es mir, als fehle Euch noch eine Sache."

„Welchen Gegenstand," antwortete er mir, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, „wünschtet Ihr meinem Bazar noch hinzuzufügen?"

„Ich bewundere," erwiderte ich, „diese prachtvolle Pyramide von Edelsteinen; ich sehe zwei Reihen Topasen, zwei Reihen Rubinen, eben so viele von Saphiren, Smaragden, und eine Reihe Brillanten; das Ganze schließt jene kostbare Perle; an ihrer Stelle möchte ich einen Opal sehen."

„Es wäre mir leicht, diesem Wunsche zu entsprechen," sagte der Kaufmann, indem er seine Pfeife weglegte, „aber nach meiner Ansicht paßt sich die Perle besser auf den Gipfel der Pyramide. Ihr mögt wissen, junger Mann, daß irgend ein Kleinod nicht sobald aus dem Eingeweide der Erde hervorgegangen ist, so kommt es in meine Hand, und ich wette den Werth dieser Pyramide, daß ich im Stande bin, in

jeder Gattung einen schönern Stein aufzuweisen, als jeder andere Kaufmann in Krakau, in Polen, ja in ganz Europa.“

Bei diesen Worten warf er einen triumphirenden Blick auf seine Tische, und fuhr fort, zu rauchen.

Ich sagte zu mir selbst: er hat keinen Opal; hätte er einen, so würde er bei dem Stolz auf seine Kleinodien nicht verfehlen, ihn zum Verkaufe auszusetzen. In Folge dieser Betrachtungen erwiederte ich auf der Stelle:

„Ich kann den Werth Eurer Pyramide nicht auf's Spiel setzen, weil ich sie nicht besitze; aber ich wette den Werth eines Kleinods, das ich Euch zeigen werde, daß es Euch nicht möglich sey, ein ähnliches aufzuweisen.“

„Nennt dessen Werth,“ sagte der Kaufmann noch immer mit derselben Gleichgültigkeit, „ich will Euch auf's Wort glauben; wählt sofort unter diesen Edelsteinen einen von demselben Werth und legt Euer Kleinod daneben; Derjenige, welcher gewonnen hat, soll beide haben. Ihr selbst sollt entscheiden, ob der Stein, den ich Euch zeigen werde, nicht kostbarer ist, als derjenige, welchen Ihr besitzt.“

Ich fand diesen Vorschlag sehr billig und sogar zu meinen Gunsten, weil es mir frei stand, aus seiner Pyramide den doppelten Werth meines Opals auszusuchen. Ich besaß jedoch zu viel Zartgefühl, um aus diesem allzugroßen Vertrauen Vortheil zu ziehen; ich wählte daher einen Brillanten aus, der mir einen Werth von 50,000 fl. zu haben schien, und legte ihn auf die Seite. Unterdessen hatte sich eine beträchtliche Menschenmasse um die Tische versammelt, welche anfänglich die Schönheit der Waaren, dann das Interesse unseres Gespräches, das sie theilweise mit anhörten, herbeilockte. Alle bezeugten das lebhafteste Verlangen, das Resultat einer so wichtigen Wette zu erfahren. Auf solche Weise erreichte ich den Zweck, den ich beabsichtigte, nämlich die Gelegenheit, meinen Schatz zu zeigen und meiner Eitelkeit Genüge zu leisten; des Brillanten nicht zu gedenken, der mir in die Augen funkelte, und den ich bereits als mein Eigenthum betrachtete. Ich nahm daher die Kette von meinem Halse, öffnete den ledernen Beutel, und nahm meinen Opal heraus, den ich neben den Brillianten auf den Tisch legte.

„Dies ist allerdings ein sehr schöner Opal,“ sagte der Kaufmann, indem er seine Pfeife weglegte, um ihn zu untersuchen; „er ist mehr werth, als der Diamant, den Ihr ausgewählt habt, und eignet sich trefflich auf die Spitze meiner Pyramide. Mein Opal ist zu groß, wie Ihr seht.“

Mit diesen Worten öffnete er eine kleine Schachtel von Ebenholz und legte denselben Opal, welchen Schmidt an den König verkauft hatte, und den ich nur allzuschnell erkannte, auf den Tisch. Man denke sich, wie mir in diesem Augenblick zu Muthe war. Der Preis meiner Bemühungen, meiner Hoffnungen, meiner Aussichten ging in Folge meiner eigenen Thorheit, meiner strafbaren Eitelkeit in einem Augenblick für mich verloren! Der Kaufmann fuhr kaltblütig fort, seine Pfeife zu rauchen; hierauf nahm er meinen Opal und legte ihn an die Spitze der Pyramide, an die Stelle der Perle, die er mit den Worten weglegte:

„Ihr werdet nunmehr zugeben, daß meine Pyramide ohne Mangel ist."

Sofort verschloß er seinen eigenen Opal wieder in die Schachtel, und legte mit größter Seelenruhe einige seiner Waaren zurecht.

Ich entfernte mich traurig und niedergeschlagen. Aber mehr noch als der Verlust meines Schatzes verletzte mich der Ausdruck des Mitleidens der Zuschauer, auf das ich gar nicht gefaßt war. Ich begab mich zu dem Kaufmann meiner frühern Bekanntschaft, ohne ihm jedoch etwas von Dem mitzutheilen, was mir begegnet war. Allein mein Abenteuer ward nur allzu schnell bekannt. Von allen Seiten hieß es, ein junger Mensch ohne Erfahrung habe sich um ein Kleinod von hohem Werthe von Staranzabad, dem berüchtigten Handelsmann aus Bassora, prellen lassen, und ich erfuhr die Demüthigung, auf mich, als den jungen Menschen ohne Erfahrung, mit Fingern deuten zu sehen.

„Wie konntet Ihr so thörigt seyn, zu glauben," sagte mir mein Freund, der Kaufmann, „Euer Opal sey dem Staranzabads am Werth gleich? — Wäret Ihr vorher zu mir gekommen, so hättet Ihr erfahren, was alle Welt weiß, daß der König seinen Opal jenem Handelsmann für eine Summe Geldes unter der Bedingung versetzt hat, daß er ihn nicht öffentlich auf der Messe ausstelle."

Nach diesem Ereignisse hielt mich nichts mehr in Krakau zurück. Ich verkaufte mein Pferd und kehrte nach Hause zurück. Statt der 50,000 fl. hatte ich etwa 200 fl. in meiner Börse, die theils von dem Erlös meines Pferdes, theils von einer Rechnung herrührten, welche der Kaufmann meinem Notar schuldig war. Wie sehr waren meine Gefühle auf dem Heimwege von denjenigen verschieden, welche im Herwege mich belebt hatten! Die Ausstattungen meiner Schwestern, die Pension meiner Mutter, meine Base Ronza und das freiherrliche Gut, Alles ging mir bunt durch den Kopf, und erinnerte mich an meine Thorheit und Eitelkeit. Zwar war ich noch immer Edelstein=

jäger, dem das Glück wieder lächeln konnte, und meine Hoffnung belebte sich mit neuer Kraft. Neue Träume von Reichthum, neue Entwürfe zu dessen Verwendung, beschäftigten meinen Geist, und ließen mich mein Unglück vergessen. Allein seit jener Zeit hat mein Hammer keinen Opal mehr aufgefunden; doch hielt mich immer die Erwartung aufrecht. Nie haben meine Anstrengungen mir eine gänzliche Unabhängigkeit verschafft, doch aber warfen sie mir so viel ab, daß ich mich ernähren, kleiden und — hoffen konnte. Daher fahret fort, meine Kinder; bebt nicht zurück vor den Arbeiten, welchen euer Vater sich hingab, und verzweifelt nicht daran, dereinst den Erfolg zu erhalten, der einmal die seinigen krönte, und um dessen Frucht ihn nur die Unerfahrenheit seiner Jugend zu bringen vermochte.

Spanien im Jahr 1835.

Der Alboroto von Valencia.

Nieder mit ihm! Nieder mit ihm! — Er ist ein Aufwiegler! — schlagt ihn todt! — Mit diesem wüthenden Geschrei schleppte eine Abtheilung von der Stadtmiliz in blauer Uniform, mit gelben Aufschlägen einen Menschen von ziemlich schlechtem Aussehen am Kragen herbei, und bedeckte ihn mit Schlägen.

Diese Scene fand vor dem Thore von Valencia bei einem Stiergefechte statt; es war an einem Sonntage, den 2. August verflossenen Jahres während der Hundstage; und der entsetzlichen Hitze von drei und dreißig Graden ungeachtet, war der Circus überfüllt. Aber das Fest hatte der eifrigen Schaulust schlecht entsprochen. Der „Corrida“ war erbärmlich, die Stiere waren Neulinge, wahre „Novillos“; die Toreadores und Picadores hatten ihre Sache schlecht gemacht, und selbst der Matador hatte seine Stöße so ungeschickt beigebracht, daß die aufgebrachte Menge über Mord schrie.

In diesem Augenblick der Verwirrung und des allgemeinen Murrens war es, daß man obenerwähntes Geschrei: „Schlagt ihn todt, den Aufwiegler!“ vernahm; — die Neugierde des Volkes fand jetzt einen andern Gegenstand: an der Stelle eines Stiers sah man einen Menschen mitten in der Arena, statt der „Toreadores“ die Stadtmilizen, und ein bärtiger Kerl schien bereit, die Rolle des Matadors bei dem menschlichen Schlachtopfer zu übernehmen. Mit der einen Hand schwang er seinen Säbel, und mit der andern ein rothes Band, das er bei dem Angeklagten gefunden haben wollte, und hierin bestand der überzeugende Beweis, der eigentliche Thatbestand seines Verbrechens, denn „roth“ ist die Farbe der Absolutisten, wie „grün“ die Constitutionellen bezeichnet; — und immer noch vernahm man in dem Amphitheater das Geschrei: „Nieder mit ihm! Tod dem Aufwiegler.“

Indessen benahm sich das Volk hiebei sehr lau, und es schien, um die Wahrheit zu sagen, weniger für die Partei zu nehmen, die dieses Verdammungsurtheil aussprachen, als für das unglückliche Schlachtopfer, dem nun sein Recht widerfahren sollte, und das, so viel ich er-

fahren konnte, von Profession ein Bäcker und ein alter Royalist war. Die Stadtmilizen hatten denselben bis zu der Loge des Ayuntamiento (Magistratsperson) geschleppt, und verlangten von dem Corregidor, welcher dem Feste vorstand, mit heftigem Geschrei den Kopf des Royalisten.

Dieß war ihrer Seits eine besondere Nachgiebigkeit, denn ein Menschenleben wird jenseits der Pyrenäen so gering angeschlagen, daß ich mich heute noch wundern muß, wie sie nicht kürzern Prozeß gemacht, und den Unglücklichen ohne weiteres todt geschlagen haben.

Der Corregidor weigerte sich durch Zeichen, ihrem Verlangen zu entsprechen, denn seine Stimme wurde überschrien; aber diese, ihm zur Ehre gereichende Weigerung hatte wenig Kraft, denn ihm standen nur eine Handvoll „Escopeteros“ zu Gebot, welche stumm in ihre braun und rothen Mäntel eingehüllt da standen, und höchstens zwanzig Dragoner, die wie angenagelt auf ihren Pferden vor der Thüre des Circus saßen. Dieses Thor, das einzig vorhandene, war durch eine Menge Flüchtlinge belagert; die Frauen, und der ganze neutrale Theil der Versammlung drängten sich daselbst, um sich aus dem Staub zu machen. Mehr als eine Bank war schon unter der Last gebrochen, das Gebäude krachte von allen Seiten, denn dieser Circus bestand nur aus einem, plump von Brettern aufgerichteten und schlecht gebauten Gerüste; aber der Haufe der Flüchtlinge drängte fortwährend, und die Schreckensrufe aus ihren Reihen mischten sich mit dem Tumulte der Arena.

Indessen hatte sich die Scene im Innern schnell verändert. Der Anschlagzettel hatte dem Volk zur Krönung des Festes eine Kuh zugesagt; dieser barbarische Gebrauch ist wo möglich noch dümmer als abscheulich: man gibt in der That dem Volke eine Kuh preis, und dieses versieht alsdann in Masse die Stelle des Toreadors; es nimmt Besitz vom Circus, und quält und peinigt das unglückliche Thier bis es zum Tode erschöpft danieder sinkt. Dann erreicht die Freude den höchsten Grad, und gibt sich jauchzend zu erkennen. Sey es nur Zufall oder Vorherbestimmung, das arme, zum unwürdigen Opfer bestimmte Thier hatte sich plötzlich in die Arena gestürzt und die Menge auseinander gejagt. Die betroffene Stadtmiliz hatte ihren Fang fahren lassen, und dieser unverhoffte Umstand hatte den Gefangenen befreit, der sich in der Menge verlor; allein sein Todesurtheil war ausgesprochen, die Vollstreckung war nur vertagt.

Doch was immer selten in Spanien ist, an diesem Tage floß kein Menschenblut, und diese Scene, welche mit einer traurigen Entwicklung drohte, hatte einen komischen Ausgang.

Ehe ich jedoch weiter fortfahre, muß ich erklären, daß ich nichts erfinde, ich erzähle nichts, als was ich selbst gesehen, selbst gehört habe. Auch kann diese Begebenheit nur durch ihre Wahrhaftigkeit, die ich gewissenhaft beobachte, Interesse und einige nützliche Lehren darbieten.

Ich zeige Spanien wie es ist, ohne Vorliebe, ohne Abneigung; und begnüge mich gern, wie ein Chronikschreiber, die Gränzen der strengsten Treue einzuhalten. Ich verschmähe es, durch schauerliche

Darstellung Aufsehen zu erregen, oder in der Absicht, Effekt zu machen, meine Erzählung lügenhaft auszuschmücken, und halte mich allein an die einfache und strenge Wahrheit.

Dieser kleine Zwischenvorfall bei dem Stiergefechte war an sich nichts, aber die Umstände gaben ihm Bedeutung; es war das Beginnen eines Aufstandes, oder wie die Spanier sagen eines „Alboroto". Man hatte an diesem Morgen in Valencia die Ermordung der Mönche in Catalonien, und an demselben Tage noch die Feuersbrünste von vier oder fünf Klöster in Murcia erfahren. Ich selbst hatte letztere Nachricht mitgebracht. Auch hatte das Blutbad in Barcelona nach einem Stiergefechte statt gefunden, und die Hitzköpfe in Valencia hatten wahrscheinlich die Absicht, diese Beispiele nachzuahmen.

Die Partei der Exaltados war in heftiger Gährung, und die Aufregung war unglücklicherweise mehr als gerechtfertigt durch die Frechheit der Carlistenbanden, welche um die Stadt zerstreut waren, und durch einen kaum erst stattgehabten Unfall der gegen sie ausgeschickten Stadtmiliz. Eine Abtheilung von dreißig Stadtmilizen war in den Schluchten der „Yesa" in einen Hinterhalt des Feindes gefallen, und kaltblütig bis auf den letzten Mann niedergemetzelt worden. Ein einzeln überfallener Kapitän wurde durch die Aufrührer furchtbar gemartert, und starb unter den Foltern seiner Feinde. Wilde Rohheit ist stets der Charakter des Bürgerkriegs, allein in Spanien hat sie überall den unglaublichsten Grad erreicht. Dort ist die Rachgier unversöhnlich, bei dem einen wie bei dem andern Theil, es werden Martern erfunden, wie sie in den Jahrhunderten der Barbarei nie vorkamen, und die Civilisation wird nur benützt, um die ausgesuchteste Todesart aufzufinden. Müssen wir nicht jetzt erfahren, daß die alte Mutter des Cabrera zu Saragossa als ein Sühnopfer für die Siege ihres Sohnes erschossen wurde? Die drei Schwestern dieses Parteigängers sind bereits eingekerkert, und mit dem gleichen Looſe bedroht. Welche furchtbaren Repressalien muß solche Rachlust zur Folge haben!

Dieser Cabrera ist ein Carlistenchef, dessen Bande gegenwärtig der Schrecken von Aragon ist; er war damals in dem Königreich Valencia, fast an den Thoren der Stadt, in der Umgegend von Chelva, und beunruhigte die Straße nach Lueuça. — Quiley, ein anderer Guerillachef, hatte die Gränzen von Niederaragon besetzt und schnitt alle Verbindung mit der Provinz Teruel ab. Eingeengt in die unüberwindlichen Schluchten und unzugänglichen Einöden des Maestrazzo war er unangreifbar, und von hier aus machte er Einfälle bis auf die Straße von Barcelona. Er hatte einige Tage zuvor die Pferde des Postwagens geraubt und die Papiere des Couriers verbrannt. Die Straßen gegen Süden, Alicante und Murcia zu, waren nicht viel sicherer, und wenn sie auch nicht völlig abgeschnitten waren, so wurden sie doch von Cuesta und andern Parteigängern beunruhigt. Auf diese Art war Valencia von allen Seiten zugleich, gegen die Mancha zu ausgenommen, eingeschlossen; auch erfuhr man zu jener Zeit die Plünderung des Madrider Postwagens. Geschah dieß durch Räuber? geschah es durch die Factiosos? Dieß war nicht zu ergründen. In Spanien ist solche Unterscheidung sehr schwer zu treffen.

Ich war gut unterrichtet, denn ich erfuhr diese Einzelnheiten von dem General-Kapitän, der mich genau über die Sache belehrte. Ich hatte die Absicht nach Segovia zu gehen, er rieth mir aber davon ab, weil ich leicht in die Hände der Carlistenbanden fallen könnte, was mich jedoch für den Augenblick wenig bekümmerte. Zwei englische Reisende aber, welche einem solchen Zusammentreffen Trotz geboten, hatten keine Ursache, sich deßhalb Glück zu wünschen; angehalten auf der Straße von Castellon de la Plana, wurden sie ihrer Börse beraubt, und ihnen der Bart Haar für Haar ausgerauft. Dieser Vorfall jedoch war nicht sehr geeignet, mir Lust zu erregen, und so gab ich den Gründen des General-Kapitäns nach, der auf meine Frage: ob er denn keine Truppen gegen diese Wüthenden senden könne, mir die Antwort gegeben hatte: Was für Truppen? sie sind alle in Navarra; es stehen nicht dreihundert Mann zu meiner Verfügung. Den Dienst versieht die Stadtmiliz. — Nun begreife ich wohl, daß diese Meister in der Stadt waren, und daß die Behörden von ihrer Gnade abhingen.

Als ich den Palast verließ, führte mich mein Weg durch die Straße von Saragossa, die belebteste und schönste von Valencia; dort befindet sich das Kaffeehaus zur Sonne, die gewöhnliche Zusammenkunft der Exaltados. Es war eine zahlreiche Versammlung daselbst, und heftige Reden wurden geführt.

— Leben wir in einem socialen Zustande? schrie einer der hitzigsten Redner. Man führt uns zu dem Stand der Wilden zurück, so laßt uns denn den Rechten der Natur folgen. Und da die Behörden diesen Banditen ihr Recht nicht widerfahren lassen wollen oder können, so wollen wir es selbst thun. Die Gefängnisse sind angefüllt, sie, die in unsern Händen sind, mögen uns für die andern büßen. Statt dieß zu thun, denkt man nicht einmal daran, ihnen nur den Prozeß zu machen. O! wenn man mir folgen wollte!.... Eine sehr bezeichnende Geberde, und der klassische Fluch der Spanier ergänzten die Phrase des Redners.

Weiter trieb er seine Beweisführung nicht, aber ich bemerkte an dem beifälligen Gemurmel, das seine aufreizende Rede begleitete, daß die Logik der Zuhörer nicht weiter reichte. Auge für Auge, Zahn für Zahn, so heißen die Gesetze bei den Parteien in Spanien, sie kennen nur das Wiedervergeltungsrecht.

Indessen wurde es diesen Abend nicht ausgeübt, und die Nacht ging ohne Störung vorüber. Der „Alboroto" bei dem Stiergefechte war fehlgeschlagen, es handelte sich nur darum, einen andern zu erregen, und hieran arbeitete man fast öffentlich. Wer hätte dieß auch verhindern können? Drei ganze Tage verflossen unter Vorbereitungen. Die Mönche wohnten ihnen bei, wie ein Verurtheilter, der sein Schaffott aufrichten sieht; von Schreck ergriffen hatten sie manche Nacht nicht in ihren Klöstern geschlafen, und sich in befreundeten Häusern verborgen gehalten. Indessen rechtfertigte das kommende Ereigniß ihre Furcht nicht, und der Blitz, der ihnen so lange gedroht, fiel auf andere Häupter.

Während sich dieses Drama hinter den Coulissen vorbereitete,

hatte sich auf der Scene selbst nichts verändert; es war gerade die Jahreszeit zu den Seebädern, und die Wagen fuhren fortwährend von der Stadt nach dem „Grao“ und von dem „Grao“ nach der Stadt. Der Grao ist der Hafen oder eigentlich die Küste von Valencia, bei der sich das Meer auf eine halbe Stunde in's Land erstreckt, und hier werden die Seebäder genommen.

Die Einrichtung ist ganz einfach, beinahe plump, denn der Spanier hält nichts auf die Bequemlichkeiten des Lebens. Eine schlechte hölzerne Hütte auf dem Ufer erbaut, dient den badenden Frauenzimmern als Toilettenzimmer; sie bekleiden sich da mit einem langen Sack von Leinwand, der sie von den Schultern bis zu den Füßen bedeckt, und in dieser ungefälligen Bekleidung werfen sich die eleganteſten Frauen vor der ganzen Welt, ohne Standesunterschied, in's Meer. Wie Venus steigen sie aus dem Wasser; die nasse anklebende Leinwand zeigt Formen, die nichts mehr verschleiert. Don Francisco von Paula, der einzige von den drei Infanten, welcher der Königin Isabella treu blieb, theilte damals mit seiner Familie diese unschuldigen Vergnügungen; aber hier wie in Madrid blieb er allen politischen Meinungen fremd, denn er ist ein außerordentlich friedliebender Mann, dem Alles Furcht einjagt, und der keinen andern Wunsch kennt, als den der Ruhe.

Indessen reifte der Alboroto nach Lust. Während die Passion für die Bäder einen Theil der Bevölkerung in Anspruch nahm, konspirirte der andere, oder beides hatte vielmehr neben und mit einander statt, denn die Verschworenen ließen sich durch nichts stören, sie gingen in den „Grao“ wie die andern, und konspirirten, indem sie die badenden Frauenzimmer lorgnirten. Einer der Hauptführer des Komplotts, an welchen ich empfohlen war, und der als Offizier bei der Stadtmiliz stand, machte mir den ganzen Tag vor dem Ausbruche die Honneurs in der Stadt. Abends führte er mich in's Theater; es fand daselbst eine außerordentliche Vorstellung statt, aber die Hauptvorstellung für mich war nicht auf der Bühne, sondern im Parterre und in den Logen; hier spielte das eigentliche Drama. Man sprach von dem „Alboroto“, der ausbrechen sollte, als spräche man von der Probe einer Vorstellung, und als mich mein Freund, der Milizoffizier verließ, um auf den Vereinigungsort seiner Partie zu gehen, drückte er mir die Hand, wie ein Bekannter, der auf einen Ball zu gehen im Begriffe ist, und empfahl mir Klugheit, wie man allenfalls zu einem tanzlustigen sagt: Erhitzen Sie Sich nicht zu sehr. Kaum war ich zu Haus, als ich den Generalmarsch schlagen hörte. Um Mitternacht hatte sich die Stadtmiliz auf ihre Waffenplätze begeben; denn der Schlag war von ihr vorbereitet und eingeleitet, und so auch durch sie allein ausgeführt. Die wenigen Truppen, aus welchen die Garnison bestand, erschienen nicht; die Stadt war in der Gewalt der Miliz, und dieser Sieg war wohlfeil erkauft.

Wie wird sie ihn benützen? Wird sie die Mönche morden wie in Barcelona, oder bloß die Klöster in Brand stecken, wie in Murcia? wird sie den Sturz des Ministeriums Toreno und den der Königin Regentin verkünden, und die Konstitution von 1812 ausrufen, mit Madrid brechen, und die frühere Unabhängigkeit des Königreichs

Valencia wiederherstellen? Dieß sind die Fragen, die ich an mich machte, denn daß nicht einmal an eine Republik gedacht wurde, das wußte ich wohl. Man hat gar keinen Begriff von einer Republik in Spanien, man kann daselbst eine neue Regierung ersinnen, eine noch mehr democratische Constitution, größere Freiheiten der Gemeinde-Verfassung, aber man betrachtet das monarchische Band noch als eine Nothwendigkeit und als eine Garantie der politischen Einheit. So stand es wenigstens im Jahr 1835 auf der Halbinsel, und so viel ich weiß, steht man jetzt im Jahre 1836 noch auf demselben Standpunkte. Als ich diese verschiedenen Fragen an mich stellte, kamen mir auf einmal die Worte jenes Redners in der Straße von Saragossa in's Gedächtniß. — Wenn man mir folgen wollte, hatte er gesagt, indem er von den, in den Gefängnissen befindlichen Karlisten sprach, und der Gedanke an einen zweiten September flog mir wie ein brennender Pfeil durch den Kopf. Ich hatte richtig gerathen: der Marsch ging nach den Gefängnissen. Es herrschte eine gewisse Ordnung bei diesem nächtlichen Marsche, und ich bemerkte weniger Aufregung, als auf dem Kaffeehause zur Sonne, allein diese Ruhe war fürchterlich; sie verkündete einen bereits gefaßten Entschluß, und das Schauspiel einer kaltblütigen Metzelei. Schon der Anblick dieser Menschenmenge, die beim Scheine der Fackeln die vielen Krümmungen und Irrgänge der dunkeln und stillen Straßen überschwemmte, die schon im Mittelalter erbaut schienen, hatte etwas Schauriges. Sehr wenige Neugierige erschienen auf den Balkons; die Lampen bei den Muttergottesbildern warfen Grabesschatten auf die Mauern und die feuchten Platten düsteren Widerschein.

Das erste Gefängniß, auf welches die Menge losstürmte, war der sogenannte Viertelsthurm. Der Gouverneur wurde aufgefordert, die Thore zu öffnen; es geschah, und die Gefangenenliste wurde den Belagerern überliefert. Der namentliche Aufruf begann. Kaum athmete ich noch, mein Blut ward zu Eis; die Stunde des Blutbads sollte schlagen. Der erste Gefangene, den man herbei führte, war ein Greis mit weißen Haaren, den der Schreck beinahe wahnsinnig gemacht hatte, sein Auge war starr und verstört, der Mund stand offen, die Arme hingen schlaff herab, sein ganzer Körper schien gelähmt. Indessen erscholl der Name der Andern in den langen Gängen, und wie die Stimme des letzten Gerichts gab ihn das Echo zurück. So wurden fünfundzwanzig oder dreißig Gefangene, einer nach dem andern, vor dieses Schreckensgericht geführt. Meine Brust fühlte sich erleichtert, als ich sie nicht auf der Stelle niedermetzeln, sondern in das Hauptquartier der Stadtmiliz abführen sah. Die Gefangenen, und zwar nicht nur diese, sondern alle, welche man nach und nach von der Citadelle und den andern Gefängnissen der Stadt herbeigeführt hatte, wurden zusammen in ein Zimmer gesperrt, das die Stadtmiliz bewachte. So ging diese Nacht vom fünften vorüber, und es war für mich eine angenehme Ueberraschung, so große Mäßigung zu sehen, wo die größte Strenge so leicht war. Es hatte kein Privatexceß statt gefunden, kaum sprach man von zwei oder drei Personen, welche aus Irrthum oder Unvorsichtigkeit um's Leben kamen.

Früh Morgens war es meine erste Sorge, zu einer Modehändlerin zu gehen, um mir eine dreifarbige Kokarde machen zu lassen. Es schien mir dieß ein nothwendiger Paß bei meinen Ausgängen, und die Erfahrung erprobte die Wirksamkeit dieses magischen Talismans. Jeder Rang, jede Thüre war mir zugänglich, und sie verlieh mir in diesen aufgeregten, stürmischen Tagen einen unverletzlichen und fast heiligen Charakter. Die Stadt war übrigens ruhig, sie hatte beinahe ihr gewöhnliches Ansehen, nur die Thore waren geschlossen, und blieben es auch den Tag über. Die Mehrzahl der Bevölkerung schien sich wenig um das zu bekümmern, was vorgefallen war, und was noch bevorstand. Gleichgültigkeit schien die Herrschaft über das Volk zu führen.

Das „Principal“, so nennt man das Hauptquartier der Stadtmiliz, liegt auf dem großen Marktplatz; dieser Platz wurde nun das Centrum des „Alboroto“, und die Stadtmiliz hatte ihn militärisch besetzt; einige Kompagnien lagerten an andern Plätzen. Im Ganzen mochten ungefähr zweitausend Mann daselbst unter den Waffen stehen, und diese zweitausend Mann waren unumschränkte Herren einer Stadt von wenigstens hundert und zwanzig tausend Seelen. Aber in Spanien wissen die Stadtmilizen ihre Siege keineswegs zu benützen, was ich bei mehr als einer Gelegenheit bemerken konnte; dieß kommt daher, daß sie von einem Tag auf den andern, ohne bestimmten Plan und ohne angenommenes System leben; daß keine öffentliche Meinung daselbst herrscht, und wenn es eine gibt, so liegt sie wenigstens noch in der Kindheit. Ich durchstreifte den ganzen Morgen Glied für Glied, ging von einer Gruppe zur andern, mischte mich unter sie und nahm Theil an ihren Berathungen, und ich fand daselbst weder Ordnung, noch Zusammenklang, noch Voraussicht. Eine gemeinschaftliche Uniform verband die Körper, aber die Seelen wurden nicht durch eine gemeinschaftliche Idee vereinigt; das Ganze glich einem Labyrinth ohne Ausgang und ohne Faden.

Wie hätte es auch anders seyn können? Aus was bestand dieses ganze Bürgermilitär? aus Kaufleuten, Advokaten, Grundeigenthümern, aus Leuten ohne Einsicht und Bestimmtheit; in Ermangelung erhabener Eigenschaften und hoher Einsichten, welche eine längere politische Erziehung verleiht, fand sich nicht einmal jener Volksinstinkt, der sich zwar häufig roh und heftig, aber immer dabei edel und kräftig äußert. Das Gesetz der Wiedervergeltung war der einzige Punkt, über welchen man einverstanden war, und hiezu gehört allerdings keine große Anstrengung des Begriffvermögens, denn diese barbarische Idee findet sich nur auf der niedersten Stufe der Menschheit, sie geht dem Gesellschaftsstaate voraus, und nur durch Mißbrauch geht sie in diesen über. Eine politische Idee fehlte gänzlich, eben so wenig dachte man daran, ein Regierungssystem anzunehmen; kaum wagten einige furchtsame Stimmen den Ruf nach der Konstitution von 1812 herauszustottern. Man schrie von allen Seiten: „Es lebe die Königin! es lebe die Freiheit!“ aber keinem kam es auch nur entfernt in den Sinn, wie sich eines mit dem andern vereinigen lasse, man stellte sich nicht einmal die Frage.

Der Centralmacht wurde der Vorwurf zu großer Nachsicht gegen

die Carlisten gemacht; der Gefangenen aber hatte man sich bemächtigt, um der seitherigen Langsamkeit des gerichtlichen Verfahrens ein Ziel zu setzen, und der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen; kurz man verlangte die augenblickliche Verurtheilung von sechs oder sieben überwiesenen „Cabecillas“; so werden die Anführer der Banden genannt, und die öffentliche Aufregung bezeichnete deren mehre für das Schwerdt. Unter dieser Bedingung wollte man die Waffen niederlegen, andernfalls aber stehe man für nichts.

Aber hier zeigte sich die Gewalt der Behörde als ein eitles Trugbild, denn der General-Kapitän konnte weder zusagen noch dieses Verlangen ablehnen. Er berief eine außerordentliche Junta aus den höhern Staatsbeamten und Richtern in seinen Palast, die jedoch schlechte Stützpunkte für ihn abgaben; er selbst, von der Gicht und von Furcht gepeinigt, übergab seine Gewalt dem Grafen Almodovar, einem früher nicht sehr patriotischen Manne, und deßhalb wenig geeignet, in einem solchen Augenblick Vertrauen einzuflößen. Die frühern Vorgänge hielten ihn jedoch nicht ab, jetzt das Kriegsministerium anzunehmen. Der ganze Vormittag verging mit Besprechungen und Hin- und Hersenden von Parlamentairs.

Was aber wurde aus den Gefangenen, während ihre Namen in der Todesurne geschüttelt wurden? Ich fand sie im Saale des „Principal“, ungefähr achtzig an der Zahl, versammelt. Dank meiner dreifarbigen Kokarde, so wie der Protektion meines Freundes, des Milizoffiziers, der an diesem Tage eine Person von Bedeutung war, es gelang mir bis zu ihnen zu dringen und dieses Gemälde des Unglücks nach Gefallen zu betrachten. Das Zimmer war klein, und die achtzig Verurtheilten preßten sich auf den langen Bänken des Wachzimmers; sie konnten durch das Fenster die drohenden Bajonette sehen, von welchen der Platz strotzte. Meine Erscheinung erregte Aufsehen; man hielt mich wahrscheinlich für einen Boten des Friedens und der Begnadigung, denn ich war unbekannt, und mitten im Gedränge dieser Uniformen und Waffen, trug ich allein Civilkleider, und hatte keine Waffen. Ich bemerkte wohl, daß sich Blicke der Hoffnung auf mich richteten; aber ich konnte diese stummen Wünsche nur durch leere Vertröstungen erwiedern.

Einer der Gefangenen nahm mich bei Seite; er war von den andern getrennt, und befand sich in einem kleinen Kabinet neben dem gemeinschaftlichen Saal. Er hieß Grao, und war ein angesehener Mann der Stadt, früher erster Regidor des Ayuntamiento, und als Carlist festgenommen, erwartete er zitternd sein fernes Schicksal. Mit einer, durch die Furcht schlecht verhehlten Verstellung sagte er zu mir, daß nicht leicht Jemand der Sache der Freiheit ergebener seyn könne, als er, und bat mich, ihn der Gnade des Generalkapitäns zu empfehlen. Nicht von diesem hängt Ihr Urtheil ab, erwiederte ich ihm; er selbst befindet sich gegenwärtig kaum in größerer Sicherheit als Sie. Dieß hier sind Ihre Richter; und zeigte ihm mit dem Finger die Menge Bürgermiliz, mit welcher der Platz übersäet war. Bebend fuhr er zusammen; sein Gesicht wurde leichenhaft. Indessen konnte ich ihn beruhigen, und ich versicherte ihn, daß er nichts für sein Leben zu fürchten

habe. Ich hatte auch in der That seinen Namen nicht unter denen gehört, welche die allgemeine Aufregung zum Tode bestimmte.

Aber von allen Verhafteten flößte mir keiner mehr Theilnahme ein, als ein Jüngling von höchstens achtzehn Jahren, den die Liebe unbesonnenerweise dem Carlismus zugeführt hatte. Er war aus vornehmer Familie, und — trotz der Verstörung in seinen Gesichtszügen — von seltener Schönheit; sein langer Bart und seine dicht gelockten Haare umgaben ein edles Gesicht wie mit einem dunkeln Heiligenschein, indem sie die Blässe desselben erhöhten; seine großen Augen trugen das Gepräge einer hingebenden Melancholie. Er war von Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet, als trüge er so frühe schon Trauer um die schönen Tage, die nun für ihn vorüber. Dieser beklagenswerthe junge Mensch erinnerte mich unwillkührlich an einen meiner Freunde aus Paris, eine edle und zartfühlende Seele und geliebt von allen, die ihn kannten; er hatte sehr viele Aehnlichkeit mit ihm, und diese wehmüthige Erinnerung erhöhte meine Theilnahme an dem traurigen Schicksale des verhafteten Jünglings. Ich fürchtete zwar nicht, daß sein Name aus jener fatalen Urne gezogen würde, er war so sehr nicht kompromittirt, aber ich befürchtete ein allgemeines Blutbad, und dieser Gedanke schien auch die ganze Versammlung zu beherrschen.

Auf einmal entstand auf dem Platze ein großer Lärmen. Ich glaubte nun Alles beendigt, die Verhandlungen abgebrochen, und erwartete, daß die Metzelei beginnen werde. Die Verhafteten glaubten es gleichfalls; sie wurden lebhaft von den Schaudern des Schreckens und der Angst ergriffen; die Bänke zitterten unter den Zuckungen der Verurtheilten; einige fuhren, wie vom Schlaf erschreckt, auf, andere bedeckten ihr Gesicht mit den Händen, um den Schlag nicht zu sehen, der sie treffen sollte. Ein tiefes und finsteres Stillschweigen herrschte in dem Saal. Es war jedoch ein falscher Allarm. Der Lärmen, den man vernommen, kündigte die Ankunft eines neuen Verhafteten an, eines Kranken, den man aus dem Spital geholt, und auf einem Karren liegend, herbei geführt hatte. Er hatte das Aussehen eines Todten, so sehr war er schon zusammengefallen, man mußte ihn in den Saal tragen, wo man ihn auf einen Mantel legte. Ich muß jedoch gestehen, daß dieser Unglückliche von der Bürgermiliz, die ihn eskortirte, mit Menschlichkeit behandelt wurde, und daß sie ihm eine fast zarte Aufmerksamkeit und Sorge erwiesen. Uebrigens sah ich auch nicht einen der Verhafteten, weder mit Worten, noch durch die That mißhandeln.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, bemerkte ich einen Mönch, der auf meine Kokarde einen wüthenden Blick schoß. Der Anblick der drei Farben mochte in ihm eine lebhafte Erinnerung an die blutigen Scenen des Jahres 1808 erwecken; und hätte dieser Mensch mich in seiner Gewalt gehabt, so hätte er mich gewiß zerrissen, wenigstens sagte mir dieß sein Blick mit flammender Beredsamkeit. Dieser Mönch war der Pater Lopez, ein aufbrausender, jähzorniger Minime, dessen wüthende Predigten die Provinz längere Zeit aufgewiegelt hatten. Die allgemeine Meinung machte ihm den Prozeß, und dieß wäre auch durch die Tribunale geschehen, wenn er sich nicht durch Bestechungen immer

neue Fristen erkauft hätte. Jetzt war sein Schicksal entschieden: er konnte ihm nicht mehr entgehen; aus aller Mund hörte man mit Haß seinen Namen nennen, es konnte nicht fehlen, er mußte zuerst aus der Urne gezogen werden. Man hatte ein, in den Falten seines Gewandes verstecktes, Buch bei ihm gefunden, den zweiten Theil einer mönchischen Flugschrift, die durch ihre übertriebene Schreibart der schönen Tage der Inquisition würdig war. Der Verfasser, ein gewisser Pater Vidal, hatte in derselben die extremsten Lehren wieder aufgewärmt. Das Werk führte den Titel: „Ursachen der revolutionären Irrthümer, und die Mittel dagegen," Mittel, wie sie nur aus dem Kopfe eines rachsüchtigen Mönchs entsteigen konnten. Aus diesem Gebetbuche holte der Pater Lopez seine Begeisterung, und es läßt sich somit leicht denken, daß die französische Kokarde nicht nach seinem Geschmack war.

Ich sah, wie er sich zu einem andern Verhafteten neigte, der neben ihm saß, er sagte ihm einige Worte in's Ohr, indem er mit dem Auge auf mich zeigte. Dieser antwortete nicht, aber er betrachtete mich, und gab mir auf diese Art Gelegenheit, ihn gleichfalls zu beobachten, was mir bisher nicht möglich war, denn er saß auf einem der hinteren Plätze. Ich war überrascht. Er hatte ein mageres, von der Sonne verbranntes Aussehen, und sein Gesicht drückte Stolz und Energie deutlich aus; er war ruhig, oder schien es wenigstens zu seyn, und seine Augen schoßen nicht jene verzehrenden Blitze, mit welchen der Pater Lopez mich zermalmen zu wollen schien. Man sagte mir, daß dieser Mann, dem man während des Bürgerkriegs den Namen „Portambu" gab — und anders wurde er nie genannt — aus Murviedro, dem alten Sagunt gebürtig sey, und er verläugnete bei dieser Gelegenheit die unbändige Energie seiner Vorfahren nicht. Ihm gebührte, wie sich später zeigen wird, zuerst die Ehre; aus dem Pöbel entsprossen, war er anfangs Mauleseltreiber; im Jahr 1821 hatte er der Konstitution und den Konstitutionellen den Krieg erklärt, und nachdem er sich in die Gebirge geworfen, sah er sich bald an der Spitze einer furchtbaren Bande. Als die Freiheit unterdrückt war, trat er in die königliche Armee, seine wilde Unabhängigkeit beugte sich unter die Disciplin der Kasernen und wurde befördert. Beim Regierungsantritt der Königin, und als Don Carlos die Fahne der Insurection entfaltete, war Portambu einer der ersten auf den Beinen, und fing an der Spitze einer neuen Bande, an denselben Orten, einen Krieg vom Jahr 1821 wieder an. Bei einem solchen feindlichen Zusammentreffen wurde er gefangen genommen, und als einer der wichtigsten Kriegsgefangenen nach Valencia geführt, wo er jetzt seine letzte Stunde erwartete. Diese Stunde hatte in der That geschlagen, es konnte für ihn keine Begnadigung geben, und er hoffte auch keine.

Dieß sind jedoch nicht die einzigen Porträts dieser langen Schmerzensgallerie, die aufgezeichnet zu werden verdienten: es gab deren von jedem Alter und von jedem Stande; Geistliche, Militairs, Bauern, Edelleute, Bürger, alle fanden sich in diese traurige Brüderschaft durch gleiches Vergehen und durch gemeinschaftliche Buße gemischt; aber sie lassen sich hier nicht alle aufführen, überdieß wurde ich auch in meinen

Beobachtungen unterbrochen. Es schlug eilf Uhr; seit sechs Uhr Morgens schwebten die Verhafteten zwischen Hoffnung und Furcht. Diese vorläufige Qual war durch ihre Dauer die härteste aller Strafen; die Inquisition selbst hatte in ihrem reichen Arsenale keine solche grausame Folter. Endlich hörte aller Zweifel auf; ein Offizier trat außer Athem ein, er kam von dem Generalkapitän und brachte Neuigkeiten. Die Junta hatte einen Beschluß gefaßt.

Vier Uhr schlug es auf allen Glocken von Valencia, eine große Menge hatte sich, nicht mehr auf dem Marktplatz, wohl aber auf dem Platz St. Dominik versammelt. Die Tagesbegebenheiten hatten die Bevölkerung nicht verhindert, zur gewohnten Stunde die Sieste zu halten. Die Stadtmilizen selbst hatten, was man kaum glauben wird, was ich aber mit meinen eigenen Augen gesehen habe, ihren Waffenplatz verlassen, um der Mittagsruhe zu pflegen. Eine schwache Wache war an dem Prinzipal geblieben, und die Stadt schien einige Stunden lang ausgestorben. So stark ist die Macht der Gewohnheit in diesem halsstarrigen Spanien, daß nur ein Wunder den Einwohner veranlassen kann, heute etwas Anderes zu thun, als was er gestern gethan hat. Ich glaube, wenn der Feind während der Sieste vor den Thoren einer Stadt stünde, sie ließe sich eher ohne Schwertstreich nehmen, als daß sie zur gewohnten Zeit der Ruhe entsagte; daher kommt es auch, daß man zu keiner Zeit sicherer im Lande reisen kann, als mitten im Tag, denn alsdann schlafen die Räuber so gut wie alle Welt. Allein die Sieste war jetzt vorüber, die Miliz hatte wieder Besitz von ihrer leichten Eroberung genommen. Der Platz St. Dominik strotzte von Bajonets, das Volk strömte aus allen Straßen herbei; es sollte etwas Ungewöhnliches vorgehen.

— Da kommen sie! da kommen sie!

Dieser Ruf, der von allen Seiten erscholl, besänftigte das Toben dieses Menschenmeers, und man sah von der Seite von Glorieta her eine Gruppe gefesselter Menschen ankommen. Es waren ihrer sieben, sie marschirten langsam, aber fest, zwischen einem Detachement der Stadtmiliz.

— Dieß ist der Pater Lopez, sagte Jemand; es war hohe Zeit, daß die Reihe ihn traf. Aber er scheint keine Furcht zu haben; er geht wahrhaftig ganz aufrecht daher.

— Die Sterblichkeit regnet auf die Tonsuren, sagte ein Anderer: seht, neben Lopez den Pfarrer von Alcuas und Ostolaga, diesen bösen Stiftsherrn von Murcia, der schon zu Ferdinands Zeiten hätte sollen erschossen werden. Wer ist der schöne Mensch nach ihm?

— Wie! kennst Du den ehemaligen Karabinier Palmarola nicht?

— Und die Bauern ihm zur Seite?

— Dieß sind die Mörder des Regiments-Quartiermeisters Peniagua.

— Still, still! Portambu spricht. Horcht, horcht! —

Es entstand jetzt eine tiefe Stille, denn Portambu sprach wirklich, und die Menge stand auf den Zehen, um ihn besser zu hören.

— Das also ist Euer souveraines Volk! sagte er, indem er die Stadtmiliz, die ihn umgab, hohnlächelnd ansah, und einen Blick der

Verachtung auf die Menge warf. Ihr habt gut reden, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, ihr ermordet mich; verurtheilen und richten könnt Ihr mich nicht; ihr macht es wie die Wilden, die den Kriegs-Gefangenen die Kehle abschneiden.

Indessen hatte der Zug das Zollhaus passirt, dessen Fenster mit Frauenzimmern dicht besetzt waren. An der Gartenmauer angekommen, hielt er; man ließ die sieben Verurtheilten, das Gesicht gegen die Mauer gerichtet, niederknien, und eine Compagnie Artillerie von dem regulären Militär, welche zur Execution commandirt war, stellte sich, einige Schritte entfernt, in Schlachtordnung auf. Portambu kehrte sich um, um die Vorbereitungen zu sehen, und sein Blick folgte denselben mit kaltem Blute. Als die Gewehre angeschlagen wurden, legte der entschlossene Sohn von Sagunt die eine Hand auf's Herz, hob die andere gen Himmel, und rief mit starker Stimme:

— Es lebe die Jungfrau Maria! es lebe Carl V.!

— Es lebe Carl V.! wiederholte Pater Lopez.

— Es lebe Carl V.! riefen alle andern Verurtheilten.

Eine furchtbare Salve erstickte die Stimmen, und der Ruf: Es lebe die Freiheit! antwortete auf den Ruf: Es lebe Carl V.! Es ist zu bedauern, daß dieser Portambu, ein Mensch von so vielem Charakter, gegen den Zeitgeist frevelte, und daß ein solch' schöner Tod nur einen fanatischen Irrthum besiegelte.

Blut fordert Blut; ein Theil der Stadtmiliz, weit entfernt, durch diese schreckliche Buße befriedigt zu seyn, murrte, und verlangte den Tod der andern Verhafteten. — Alle, alle! — riefen die Blutdürstigen, aber das Volk blieb stumm, und dieses unversöhnliche Geschrei fand kein Echo. Sie konnten sich jetzt an dem Anblick der Leichname weiden, die am Fuße der Mauer in ihrem Blute schwammen. Einer der Hingerichteten bewegte sich noch; ein Mann von der Stadtmiliz näherte sich ihm in aller Ruhe, und stieß ihm, um der Sache ein Ende zu machen, sein Bajonet in die Brust.

Ich erlasse meinen Lesern gern andere Scenen, welche der Anblick dieser beklagenswerthen Leichname sonst noch hervorrief. Es finden sich seltsame Neigungen in der menschlichen Seele. Ich erinnere mich einer Frau, die aus vollem Herzen lachte, als sie zufällig auf den Rock des Pater Lopez trat. Eine andere sah ich, und sie war schön und noch keine achtzehn Jahre alt, deren Auge auf diese blutende Beute erpicht schien. Ihre Augen glänzten in stiller Wuth, ein wildes Lachen verzog ihre Lippen, ihre Brust schlug convulsivisch unter dem seidenen Corsett, und wenn ein Rest von Schaam sie nicht zurückgehalten, hätte sie ohne Zweifel mit Freuden diese Leichname mit Füßen getreten.

Ich will zu Ehren dieser armen Unsinnigen gern annehmen, daß sie ihren Geliebten oder ihren Bruder bei dem eben erst stattgehabten Mißgeschick bei Yesa verloren hat. Aber wem fällt es nicht auf, wie wenig wirksam und heilsam die Todesstrafe als abschreckendes Beispiel erscheint? Wem fällt es nicht auf, wie sehr die Moralität des Volkes darunter leidet? Sie ist die Schule der Rache und des Mordes, und das Sprichwort hat Recht: „Barbarae leges, barbari mores!“

In diesem Augenblick marschirte mein Freund, der Milizoffizier,

an der Spitze seiner Compagnie an mir vorüber. Anständig grüßte er mich mit seinem Degen, er kam wie ein Triumphator einher; auf dem Strafplatze hatte er commandirt, und eben jetzt hatte er einen neuen Auftrag erhalten. Ihm wurde der Transport der übrigen Gefangenen bis zum Grao anvertraut, von wo aus sie nach Ceuta deportirt werden sollten. Sie gingen zwei Stunden nach der Execution ab, aber erst den folgenden Tag konnten sie eingeschifft werden.

Was mir übrigens an diesem langen Schreckenstage am meisten auffiel, das war die Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit des Volks. Alles war das Werk der Stadtmiliz; ich erwähnte jedoch schon früher, aus was für Leuten sie bestand. Das Volk, das eigentliche Volk, welches sich im Jahr 1808 so glorreich benahm, nahm an der ganzen Handlung keinen Antheil, außer auf dem Platze St. Dominik, wo es von der Feierlichkeit der Handlung angezogen wurde; sonst gab es nicht einmal den Zuschauer ab. Aber dies Volk rief bei mir auch in seiner Abwesenheit die Bilder von Brutus und Cassius zurück, denn es war meinen Gedanken um so mehr gegenwärtig, als es meine Augen vergebens suchten.

Als die Stadtmiliz Abends müde und hungrig nach Haus kehrte, erschien eine Truppe nicht uniformirter Leute auf dem Marktplatz und gleitete geheimnißvoll längs der Bogengänge hin; die breiten Ränder ihrer Hüte bedeckten das halbe Gesicht, und sie verbargen lange Stutzen unter den wollenen Decken, die ihnen als Mäntel dienten. Diese verdächtigen Erscheinungen — es gab unter ihnen furchtbar finstere Gesichter — verbreiteten allgemeinen Schrecken. Die Soldaten der Stadt-Miliz, welche zur Sicherheit der Straßen noch unter den Waffen geblieben waren, faßten zuerst Furcht; aber es gelang ihnen, diese Hülfstruppen von schlimmer Vorbedeutung zu zerstreuen, welche schnell in die Finsterniß zurücktraten, aus der sie gekommen waren, und nun verschwanden diese Schattenlegionen wie Phantome im Raume.

Aber die Furcht verschwand nicht mit ihnen. Die Einbildungskraft war erregt; die Bürger befürchteten für die Nacht einen Aufstand des Volks, und das plötzliche Einschreiten dieser neuen Acteurs erfüllte die Heroen des Tags mit Schrecken. Straßen und Plätze wurden plötzlich öde, Jeder suchte sein Lager, und man verbarricadirte sich in den Häusern. Man hörte nichts als Thüren schließen, Riegel vorschieben; man hätte glauben können, in einer belagerten Stadt sich in dem Augenblick zu befinden, wo sie mit Sturm genommen werden soll.

Als ich nach Haus kam, fand ich meinen Hauswirth und seine beiden Söhne, sämmtlich Soldaten der Stadtmiliz, beschäftigt, ihre Gewehre zu laden.

— Caballero, sagten sie zu mir, heute Nacht gibt es etwas Neues; man muß auf seiner Hut seyn. Wenn das Volk aufsteht, so gilt es uns, aber es fehlt uns nicht an Munition, und die Hausthür ist auch nicht leicht einzustoßen.

Es war in der That Alles vorbereitet, eine Belagerung auszuhalten, und was hier in diesem Hause vorging, geschah auch in allen andern.

Ein Nachbar trat ein; er war voller Unruhe.

— Caballeros, schrie er mit bebender Stimme, die „Huerta“ erhebt sich; man hat diesen Abend den „Caracol“ gehört.

Dieß erfordert einige nähere Erläuterung. Unter „Huerta“ versteht man Gärten, aber in Valencia gibt man diesen Namen den Feldern, welche die Stadt in einem Umkreise von drei bis vier Stunden umgeben. Es ist dieß auch ein wahrer Garten; Spanien bietet keinen reicheren und besser angebauten Boden dar, namentlich ist die Wässerung bewundernswerth eingerichtet. Die Fruchtbarkeit dieses irdischen Paradieses stammt von den Arabern; die Christen brauchten nach ihrer Eroberung nur das Werk der Besiegten im Stande zu erhalten; sie haben auch nichts daran geändert. Es befindet sich auch in Valencia ein besonderes Tribunal für alle Fälle, welche auf die Vertheilung des Wassers der Huerta Bezug haben. Jeden Donnerstag tritt es auf dem Platze an der Hauptkirche zusammen und berathschlagt im Freien; gegen seine Anordnungen findet keine Appellation statt. Alles wird mündlich verhandelt; Schriftliches wird nicht geduldet. Offenbar stammt diese Einrichtung von den Arabern her; auf diese Art hält der Kadi bei den Mauren Gericht.

Die Huerta von Valencia ist sehr bevölkert; man zählt bei dreitausend Einwohner auf die Quadratmeile. Es ist ein rohes und wildes Volk, und hegt einen eingewurzelten Haß gegen die Stadt; überdieß sind es auch zwei ganz verschiedene Racen, und dieser verschiedene Ursprung erklärt die anererbte Abneigung, welche diese beiden Bevölkerungen gegen einander haben. Das Königreich Valencia war maurisch bis in's dreizehnte Jahrhundert. Johann von Aragon, derselbe, den die Spanier Don Hayme I. nennen, eroberte dasselbe unter dem muselmännischen Könige Zaen im Jahr 1238, und man bewahrt noch sorgfältig dessen Heldenschwert im Palaste des Ayuntamiento auf. Die meisten seiner Gefährten waren Limosiner; sie ließen sich in der Stadt nieder und gaben ihr im Verlauf der Zeit ihre jetzige Gestalt. Abgesehen von vielen Familiennamen, die Frankreich angehören, und von der französischen Wortgestaltung, die in der Sprache des Volkes unverkennbar ist, haben die Nachkommen der Eroberer den physischen Ausdruck ihrer Vorfahren erhalten. Er ist besonders bemerklich bei den Frauen; die von Valencia gleichen keineswegs den andern Spanierinnen. Sie sind größer, haben ein ovaleres Gesicht und ihre Haut ist auffallend weiß; viele sind blond, und blaue Augen findet man eben so häufig, wie schwarze.

Die Huerta dagegen ist maurisch geblieben, und ich kann nach genauer Prüfung versichern, sie ist es mehr noch als die berüchtigten „Alpujarras“ des Königreichs Granada. Nichts erinnert lebhafter an einen Landmann von Fez oder Tetuan, als ein Bauer von Valencia; die Aehnlichkeit ist auffallend, zum Verwechseln, und dennoch haßt der Maure jenseits des Meers seinen Nachbar in Europa kaum mehr, als der Maure der Huerta seinen Nachbar in Valencia haßt. Stets ist Krieg zwischen ihnen und häufig finden Scharmützel statt. Wenn die Bewohner der Huerta einen Streich gegen die Stadt beabsichtigen, so versammeln sie sich auf den Ton einer Seemuschel, der der Schreck des Stadtbürgers ist, und dieß nennt man den „Caracol“, und so sehr ist

er gefürchtet, daß Derjenige mit dem Tode bestraft wird, welcher mit diesem allarmirenden Horn ertappt wird. Es ist dieß, wie man sieht, eine Art von Landsturm, und auf den Ton dieses Caracols war es, daß die Franzosen im Jahr 1808 zu Tausenden niedergemetzelt wurden.

Man urtheile daher von dem Schrecken der Anwesenden, als der Nachbar die Nachricht brachte, daß die Huerta sich erhebe, und daß man den „Caracol“ gehört habe.

— Den Caracol! rief der Vater erblassend.

— Den Caracol! schrie die Mutter, indem sie sich bekreuzte.

— Den Caracol! wiederholte Jeder der Söhne, indem sie ihr Gewehr krampfhaft hielten. Niemals noch sah ich ein solches Entsetzen. —

Der Caracol; das hieß so viel als Plünderung, Brand, Mord. Zu gleicher Zeit kam die Nachricht, daß ein Versuch zur Befreiung der Deportirten auf dem Grao gemacht worden sey, daß man noch die Flintenschüsse höre, und man setzte, um das Maß des allgemeinen Schreckens ganz zu füllen, hinzu, die Bande des Cabrera habe, mehr als sechshundert Mann stark, das Gebirge verlassen und marschire nach der Stadt. Diese sechshundert Rasende, so müsse man sie nennen, seyen nur noch vier Stunden entfernt. Der Platz war also von allen Seiten zumal eingeschlossen; im Innern, außerhalb, überall drohten Gefahren. Ich bekenne, daß ich selbst nicht ohne Unruhe war; in diese fremde Stadt eingekeilt, verlassen, allein, und so weit von den Meinigen, mitten im Strudel dieser bürgerlichen Unruhen, fand ich mich nicht bei diesen Kämpfen an meinem Platze, und diese dreifarbige Kokarde, die mir den Tag über so gute Dienste geleistet hatte, konnte sich jetzt leicht gegen mich kehren, denn es ließ sich nicht denken, daß die Leidenschaften und Erinnerungen des Jahrs 1808 bei dem Volk erloschen seyen.

Ich sah mich ganz in's Mittelalter versetzt: die Stadt war sich selbst überlassen, jedes Individuum trat in das Recht der natürlichen Vertheidigung zurück, jedes Haus wurde zu einer Festung. Valencia selbst gleicht auch vollkommen einer Stadt des Mittelalters; die Häuser sind hoch und unregelmäßig, viele haben noch ein gothisches Karnieß, andere ein gothisches Säulengewölbe. Die schmalen, krummen Straßen sind noch nicht gepflastert, und Nachts nur durch die Lampen an den Muttergottesbildern beleuchtet; diese sind nicht zu zählen, aber doch nicht so zahlreich, wie die „milagros.“ Die milagros (Wunder) sind hölzerne Kreuze, die den Ort bezeichnen und den Gebeten der Vorübergehenden anempfehlen, wo ein Mensch umgekommen ist, und ich weiß wahrhaftig nicht, warum man das ein Wunder nennt, denn in Spanien, namentlich aber in Valencia — diejenige Stadt in Europa vielleicht, in welcher Mord und Todschlag am häufigsten vorkommen — ist nichts gewöhnlicher. Mordlust erzeugt schon dieses afrikanische Blut. Einige von diesen milagros in Valencia sind mit einem Kranze von welken Lorbeern umgeben. Diese stammen aus dem Unabhängigkeitskrieg her, und wurden dann den Opfern der fremden Feinde zuerkannt.

Die Nacht, welche alle Gefahren vergrößert, verfloß unter der

Bestürzung und Erwartung langsam. Ich brachte sie zum Theil auf meinem Balkon zu; es herrschte eine traurige Stille, man hörte keinen Ton, nicht einmal einen Seufzer in dieser Stadt des Schreckens und der gährendsten, heftigsten Leidenschaften, nur von Zeit zu Zeit ging eine Patrouille von der Stadtmiliz unter meinen Fenstern vorüber; die Bajonette blinkten bei dem Glanze der Lampen an den Muttergottesbildern, und dem Rufe: Quien vive? antwortete das Echo der Kreuzstraßen, dann war wieder alles still, die Patrouille verlor sich im Dunkel der Straßen, und die Grabesstimme des „Sereno“ rief ruhig die Stunden aus, und kündigte dabei an, daß das Wetter heiter sey. Der Nachtwächter hatte Recht; denn der Himmel war von einer vollkommenen Klarheit, die Sterne strahlten in herrlichem Lichte, und die Frische der sanften nächtlichen Winde kühlte die große Hitze dieser Hundstage.

Der Ausgang rechtfertigte weder die Schreckensnachricht, noch die gehabte Angst. Die Ruhe der Nacht ward nicht gestört, aber bei Tag erfuhr man, daß die Huerta vor den Thoren der Stadt stehe und Einlaß begehre: sey es nun, daß der Caracol erschallte oder nicht, kurz, es standen in der That fünf- oder sechshundert mit Säbeln und Stutzern bewaffnete Bauern vor dem Thore. Sie glichen einer Truppe Beduinen, und bei ihrem Anblick begriff ich wohl den Schrecken, den sie einflößten. Man denke sich breite, schwarzbraune Gestalten mit weißen Zähnen und falben Augen, lange, bis auf die Schultern hängende Haare nach Art der altfränkischen Krieger, nackte und von der Sonne verbrannte Beine, und man wird Mühe haben, in diesem Bilde Europäer zu erkennen. Die Bekleidung paßt ganz hiezu, sie ist höchst einfach: ein niederer Hut mit breiter Krempe, Beinkleider von Leinwand, ein blauer Gürtel und ein Hemd, hieraus besteht das Ganze. Einige fügen noch eine Weste von schwarzem oder carmosinrothem Sammt hinzu, die mit silbernen Knöpfen besetzt ist, worin der Kleider-Luxus dieser Bauern besteht, und welchem auch nur die Reichen fröhnen können; aber alle, reich oder arm, tragen, wie ihre Nachbarn, die Catalonier, eine große wollene Decke auf der Schulter, die ihnen zugleich als Mantel und als Bett dient. Was ihre Fußbekleidung betrifft, so kennen sie keine andere, als die einheimische „alpargatas“, eine Art Sandalen von Stricken, die sie, wie die calabresische Calandrellen, an den Fuß befestigen. Sie lieben leidenschaftlich Pferde, sind gute Reiter, und reiten wie die Mauren sehr kurz. Ihre Frauen sind schön und feurig, aber ihre Kleidung hat nichts besonderes, als ein elegantes seidenes Corset, welches die Taille fest umschließt, und eine starke silberne Nadel mit verziertem, durchbrochenem Kopf, welche sie, wie die Bäuerinnen in Albano, durch die Haare stecken.

Dieser Stamm ist der wildeste der ganzen Halbinsel, und in keinem finden sich so viele Mörder, namentlich, wenn ein gewisser Wind aus Afrika weht, welcher eine solche Gewalt auf diese unbändigen Menschen ausübt, daß die Tribunale, wie auf einen Milderungsgrund, darauf Rücksicht nehmen. Hier ist es nicht der Müßiggang, der das Verbrechen erzeugt, denn Niemand ist arbeitsamer, Niemand standhafter bei Strapazen, als der Bauer von Valencia. Er bringt den Tag in

den nassen Reisfeldern zu, und Nachts, statt auszuruhen, geht er, obgleich sonst bigott, mit seinem Stutzen fort, um die Landstraßen auszukundschaften. Ein Zusammentreffen mit ihm ist unglückbringend, denn fast immer ist es sein Erstes, den Wanderer todt zu schießen. Der Andalusier ist menschlicher, er begnügt sich mit der Börse, und sehr selten nimmt er das Leben mit.

Diese Menschen belagerten mit Sonnen-Aufgang die Thore von Valencia. Die Säbel und Stutzen, mit denen sie bewaffnet waren, gaben ihnen ein noch wilderes Aussehen. Aber die Politik hatte keinen Antheil an ihrer Unternehmung; sie kamen weder um die Hinrichtungen des vorigen Abends zu rächen, noch bewaffnete Hand den Constitutionellen zu bieten, sie dachten weder daran, die Stadt zu plündern, noch die Bürger umzubringen, ihr Begehren war bescheidener: sie verlangten nur die Aufhebung der Stadtsteuer (Octroi). Man parlamentirte einige Zeit, aber die Bürger waren zu glücklich, sich so wohlfeilen Kaufs aus der Verlegenheit zu ziehen, um nicht nachzugeben. Die Steuer wurde nachgelassen, und nachdem die Thore sechs und dreißig Stunden geschlossen waren, wurden sie um neun Uhr Morgens wieder geöffnet. Es war hohe Zeit, denn die Lebensmittel fingen schon an zu fehlen, und man spürte bereits Mangel.

Kaum waren die Thore geöffnet, als ein Schwarm von Gemüse-Gärtnern sich eilends in die Stadt stürzte, als wollten sie dieselbe, wie dies im Mittelalter geschah, überfallen; sie sahen jedoch nicht so kriegerisch aus, gingen ganz einfach auf den Marktplatz, und eilten nur, um gute Plätze zu erhalten. Ein noch nie gesehenes Schauspiel, was auch lange Zeit nicht wiederkehren wird, und schon durch den Reiz der Neuheit ansprach, gewährten die Zollbeamten durch ihre ungewöhnliche Unthätigkeit, über die sie selbst erstaunten, indem sie mit gekreuzten Armen einherspazierten. Aber an Arbeit hätte es ihnen nicht gefehlt; man machte im Gegentheil einen ausgedehnten Gebrauch von der erhaltenen Licenz, denn Jeder wollte irgend etwas einführen, wäre es auch nur einen Schlauch mit Wein, und so entstand eine unglaubliche Concurrenz. Die Kaufleute en gros benützten, wie gewöhnlich, diesen Umstand zu ihrem Gewinn und führten Waaren in Menge ein. Man sagt, der Schatz sey an diesem einzigen Tag um eilftausend Piaster gebracht worden. Den folgenden Tag mußte indeß die Stadtsteuer (Octroi), jedoch nach dem Tarif von 1808, wieder entrichtet werden.

Die nächsten Tage gingen still, obgleich nicht ganz ruhig vorüber. Man schloß die Klöster, oder vielmehr, sie hoben sich selbst auf. Die erschrockenen Mönche hatten sich aus eigener Bewegung secularisirt; sie legten die Kutte ab und kleideten sich wie die Laien, man erkannte sie aber an ihrem linkischen Benehmen und ihrer Verlegenheit. Sie vermißten ungern ihre langen und weiten Röcke, und gewöhnten sich schwer an Frack und Halsbinde.

Der Sieg war der Stadtmiliz geblieben, und es war zweifelhaft, ob sie sich damit begnügen werde, denn ein erster Erfolg ist meistens eine Lockspeise; man findet Geschmack daran und verlangt mehr. Es handelte sich auch in der That von einer neuen Unternehmung, nicht

gegen die Gefängnisse, denn die waren leer, wohl aber gegen die Häuser der „facciosos." Man hatte schon am 6ten mehre derselben in Verhaft genommen, und sie wurden mit den andern Gefangenen nach Ceuta deportirt. Der Schrecken herrschte unter dem Dache der Carlisten.

Aber für dießmal kamen sie mit der bloßen Furcht weg; die Rache entriß sie nicht ihrem Herde. Man begnügte sich mit dem allerdings gerechten Verlangen der Absetzung aller von Calomarde Angestellten. Ihre Anzahl in Valencia war sehr groß; der Vorstand des Gerichts-Bezirks wurde als ein entschiedener Carlist zuerst seiner Dienste enthoben. Leider waren die Ansprüche der Bürger hiebei nichts weniger als uneigennützig; noch an demselben Abend wurden mehr als fünfhundert Eingaben um Anstellung von den Stadtmilizen selbst gemacht, deren Bittschriften ich im Palast des General-Capitains gesehen habe.

So zogen sich die Sachen mehre Tage lang hin, ohne daß eine solche Anarchie Jemand nur befremdet hätte; Unordnung ist das eigentliche Element des Spaniers. Die von Zeit zu Zeit ankommenden Neuigkeiten aus Barcelona gaben allein diesem, in Koth geführten Karren wieder einen Stoß. Man erfuhr nach und nach die Vertreibung des Llauder, die Ermordung des Basa und die Einsetzung der Junta. Hierauf erst erklärte Valencia dem Ministerium Toreno den Krieg, indem es sich Saragossa anschloß, von welchem diese große Unternehmung ausging, der sich auch die Catalonier bereits angeschlossen hatten. Aus dem Alboroto entstund eine Junta, und zwar eine der farb- und willenlosesten. Es genügt wohl, zu sagen, daß sie sich unter die Leitung desselben Grafen Almadovar begab, welcher am 6ten so wenig Vertrauen eingeflößt hatte, und es ist Grund, zu glauben, daß sie mit dem Central-Gouvernement nie gänzlich gebrochen habe. Doch es handelt sich hier nicht von der Junta, die sich erst später organisirte; ich erzähle hier nur von dem Alboroto, der deren Vorspiel war, und von dem ich einen Zeugen abgab. Dieses Blatt in der Zeitgeschichte erschien mir als eine Art Tragi-Comedie in der Manier des Calderon: der Sturz des Grafen Toreno bildet die Entwicklung und der Alboroto den ersten Akt, aber der zweite hat noch nicht begonnen und sollte mit einer Mordscene schließen.

Am folgenden Sonntag, den 9. August, als ich von Murviedro zurück kam, wo ich die tapfern Manen dieser auf dem Heerde der Freiheit gebliebenen Saguntier begrüßt hatte, sah ich vor der Kirche der Jungfrau, der Verlassenen, „Virgin de los Desamparados" (die Patronin von Valencia), einen Zusammenlauf; ein blutender Leichnam war vor der Thür ausgestellt, ihm zur Seite stand ein silbernes Becken, in welches die Gläubigen opferten, um für die Seele des Hingeschiedenen Messe lesen zu lassen. Der arme Mensch ward plötzlich und unversehens getödtet, er hatte diese Welt ohne Geistlichen, ohne Beichte verlassen, und sein zukünftiges Heil stand sehr auf dem Spiele. Ich glaubte in dem Todten jenen Bäcker, den alten Royalisten wieder zu erkennen, welcher schon verflossenen Sonntag bei dem Stiergefechte unter den Streichen der Städter sein Leben verlieren sollte. Er war es auch in der That, und dießmal war er dem Tode nicht entgangen; einer der Stadtmilizen, der ihm auf der Straße begegnete, hatte ihm

mit dem Säbel den Bauch aufgeschlizt, und war dann ruhig seinen Weg gegangen. Das Volk kümmerte sich wenig darum, ob der Todte ein Constitutioneller oder ein Carlist war; es handelte sich auch nicht mehr von seinem Körper, sondern von seiner Seele, und das spanische Volk nimmt das ewige Leben zu Herzen. Die „quartos“ regneten in das silberne Becken; die Sympathie des Volks äußerte sich durch Fürbitten, durch Ausrufungen der Frömmigkeit, und ich glaube, wenn in diesem Augenblicke der Mörder erschienen wäre, die Menge hätte ihn gesteinigt, nicht weil er einen von der Gegenpartei umgebracht, sondern weil er dessen Seele den Flammen des Fegfeuers Preis gegeben hatte, indem er ihm nicht Zeit ließ, sich zur Reise in die Ewigkeit vorzubereiten.

Die Kathedralkirche stößt an die Kapelle der „Desamparados“; der hohe, achteckige Thurm, der als Glockenthurm dient, stand offen, und ich bestieg ihn. Ich mußte freie Luft haben, allein seyn, ich mußte mich diesen Wuthscenen entreißen. Gleich einem, vom Sturm überraschten Passagier, wurde ich auf den Fluthen dieser bewegten Stadt hin- und hergeworfen; ich sehnte mich für einen Augenblick den Hafen zu gewinnen, die Scene zu überblicken, und dem Manöver der Schiffsbesatzung zuzusehen.

Vom Altane des Thurmes übersieht man die Stadt und die ganze Landschaft. Valencia bietet nicht den nackten und verwüsteten Anblick dar, wie die Städte in Aragon und Castilien, die in einer Wüste durch die Genien der Einsamkeit erbaut scheinen. Durch seine sanfte Lage mitten in der lachenden Huerta gleicht es vielmehr einer Stadt der Lombardei oder der Romagna. Derselbe Reichthum des Grünen, dieselbe üppige und mächtige Vegetation, aber auch, und das ist der Uebelstand zu sorgfältiger Kultur, dieselbe Eintönigkeit; man sieht die Hand des Menschen, der die Natur zu sehr der Regel unterwirft. Die Natur ist verführerischer, schöner, selbst in ihren Launen, ihre fantastische Freiheit kleidet sie, vom malerischen Gesichtspunkte aus, besser, als das Gepräge, das ihr die Hand des Menschen aufdrückt.

In Valencia ist jedoch die Einförmigkeit der Landschaft durch die Verschiedenheit der Fabriken unterbrochen. Die Dörfer berühren sich fast, und sind hübsch gruppirt, die Klöster und die Villas erheben sich dicht neben einander, und werfen ihre weißen Massen auf den grünen Grund; unzählige Thürme, die einen wie Nadeln, die andern rechtwinklig gebaut, ragen aus den dichten Blättermassen hervor, welche sie wie Haine umgeben; hie und da breiten sich einige Palmbäume fächerartig aus. Gegen Morgen ist die Ebene von dem Meer eingeschlossen, und von den andern Seiten durch eine Kette grüner, lieblicher Hügel, die sie reizend umgeben.

Richtet man den Blick wieder auf die Stadt, so verliert sich das Auge in einem unentwirrbaren Labyrinthe von schmalen, krummen Gassen, deren Häuser aus allen möglichen Größen, Farben und Formen sind, und wie die Felsen eines eingestürzten Berges unter einander liegen. Die Anzahl der Klöster und Kirchen ist unglaublich, alle Heiligen des Kalenders haben ihren Tempel, alle Orden der Geistlichkeit ihren Palast. Dergleichen Gebäude gibt es unansehnliche und wieder

unermeßlich große. An jedem erhebt sich ein Thurm oder Thürmchen, und jedes derselben hat mehr als eine Glocke, und wenn man sie alle zusammen läutet, so gibt dieß eine Harmonie, um die Götter des spanischen Olymps damit in die Flucht zu jagen.

In diesem Stücke wenigstens ist Spanien nicht maurisch geblieben; die Vorliebe zu diesem Getöne erscheint vielmehr als eine Rückwirkung gegen die ehemalige Stille der Minarets, und die ernste und melancholische Stimme des „mouden“, der die Gläubigen zum Gebet ruft. Aber damals schwiegen die Glocken, und das Geschrei und der Lärmen der Stadt wurde für mich ein dumpfes unbestimmtes Summen, gleich dem letzten Gemurmel der zürnenden Wogen, bevor das Meer sich beruhigt.

Beim Anblick dieser Menschen, welche das bloße Auge kaum unterschied, dieser Plätze, wo Blut geflossen und noch floß, rief ich mir die bangen und tumultarischen Begebenheiten dieser langen Woche in's Gedächtniß zurück, und ich fühlte mich von einer großen Traurigkeit ergriffen. Nein, das war nicht das Spanien, von dem ich geträumt hatte, das war nicht das Land eines Cid, nicht einmal das Spanien Carls V., noch das vom Jahr 1808. Und welche Zukunft steht diesem, durch innere Spaltungen zerrissenen Lande bevor? Ich hatte das Treiben aller Parteien gesehen, alle Klassen erforscht; Edelleute, Bürger, das Volk; ich sah alle Elemente des gesellschaftlichen Körpers in ihrem Benehmen und in ihren Reibungen, und, indem ich mich anstrengte, aus allem diesem Vorbedeutungen zu ziehen, gerieth ich nur auf unbestimmte und sich widersprechende Schlüsse. Spaniens Zukunft liegt noch in tiefem Dunkel; in eine Revolution geschleudert, welcher unsere Theilnahme und unsere Wünsche folgen, da es allmälig nach größerer Freiheit ringt, schreitet es doch ohne Enthusiasmus vorwärts; man könnte Spanien den Sclaven eines höhern Instinkts nennen, der es gegen seinen Willen seiner Bestimmung entgegen führt. Aber worin besteht diese Bestimmung? Es weiß es selbst nicht, und verfolgt sein Ziel, indem es von einem Tag auf den andern lebt, ohne Ahnung, wohin es führen soll.

Noch hat das Volk keine Rolle in dem gegenwärtigen Kampfe übernommen, denn man verstand nicht, sein Interesse dafür zu erregen; und so lange es nicht auf der Scene erscheint, wird sich die Handlung um sich selbst drehen, und nicht entschieden vorwärts schreiten.

Der Adel Spaniens existirt nicht mehr, und sieht man, was für Menschen jetzt alle jene großen Namen aus dem Mittelalter führen, so erröthet man für deren Vorfahren. Die Race selbst ist gesunken, und Seele und Körper stehen auf gleich tiefer Stufe. — Der Bürger scheint keinen andern Gott zu kennen, als den Mammon, so sehr ist er auf den Gewinn erpicht. Geiz ist das ursprüngliche Laster des Spaniers, und war es zu jeder Zeit; hiefür sprechen die Kriege von Flandern, Italien, und die Eroberung von Amerika; es läßt sich nicht verkennen, daß in den Adern der Spanier Blut von Mauren und Juden fließt. Am zügellosesten ist jedoch die Geldgier bei denen, die aus dessen Gewinn ein Gewerbe machen, und deren ganzes Leben kein anderes Interesse und keinen andern Zweck hat. Doch das ist in der

ganzen Welt so, und der Spanier macht hierin keine Ausnahme. Was sein Geschäft nicht berührt, dafür zeigt er keinen Sinn, und was seinen Muth betrifft, so darf man ohne Verletzung sagen, daß es nicht in seinem Beruf liegt, ihn gestählt zu haben. Das Porträt ist nicht geschmeichelt, aber eben so wenig grell aufgetragen, und wie viele Züge fehlen noch, um ein nur einigermaßen vollständiges Bild dieser schwächlichen und gebrechlichen Monarchie zu geben!

Wahrlich! wäre die ganze Halbinsel so, sie müßte verzweifeln, dieß ist aber Gottlob! nicht der Fall. Unter diesem egoistischen, furchtsamen, erschöpften Spanien gibt es ein starkes, muthiges, aufopferndes Spanien, und dieses Spanien ist das Volk. Dieses Volk hat große Fehler, ich habe sie weder verhehlt, noch verringert. Es ist schneller zum Mord bereit, als jedes andere Volk in Europa, und an vielen Orten hat die Liebe zur Unabhängigkeit und die Arbeitsscheu jeden Begriff des Eigenthumrechts verkehrt; mit einem Worte, das spanische Volk ist in Aufruhr begriffen, aber auch hierin consequent, das heißt, es handelt, indem es die Gesellschaft im Kriegszustand betrachtet, nach einem festen Grundsatze, den es bis auf's Aeußerste verfolgt. Dieß ist das unterscheidende Merkmal seiner moralischen Physiognomie, der Schlüssel zu seinem Nationalcharakter. Blicken wir indessen auf den Grund der Sache, so bemerken wir alsbald, daß jenseits der Pyrenäen der Menschenmord nicht jenen Schrecken erregt, wie anderwärts; — und nachdem einmal die politische Constitution gegeben ist, so ist es nicht wohl möglich, daß das Volk anders wäre, als es ist; zum Verwundern ist nur, daß es nicht schlimmer ist. Ausgesaugt durch einen unersättlichen Fiscus, der den sauern Schweiß des Armen dem reichen Müßiggange überläßt, ohne Garantien, einer feilen Gerechtigkeit und Tribunalen anheim gegeben, wo der Reiche nie verlieren kann, wo das Recht im Gelde besteht, bis zum Scandal von habsüchtigen Administrationen geplündert, deren unreine Höhlen man nie ohne Opfer verläßt, befindet sich das spanische Volk immer im Vertheidigungszustande, und seine Angriffe sind eigentlich nur Repressalien. Und — daß ich es nur gestehe — selbst seine Laster sind großartig; der Spanier mordet, aber nur aus Eifersucht, aus Haß; und wenn Noth und Verzweiflung ihn auf unerlaubte Wege führen, so steckt er nicht wie ein furchtsamer Dieb heimlich die Hand in die Tasche des Vorübergehenden, nein, er setzt sich zu Pferd, hängt seinen Stutzen um, und eilt in's Gebirge. Dieß gilt wie eine regelmäßige Kriegserklärung; es ist mit Gefahren verbunden, Gefechte finden statt, und, was nicht zu übersehen ist, die Liebe zum Ruhm ist diesen abenteuerlichen Entschlüssen nicht fremd. Ja, selbst die Regierung trägt dazu bei, dieses zuchtlose Gewerbe ehrlich zu machen, indem sie sich, wie eine Macht mit der andern, in Unterhandlungen einläßt. Es läßt sich nicht läugnen, diese Neigungen sind barbarisch, gesellschaftswidrig, aber niedrige Neigungen sind es nicht. Sie verrathen Energie, Kühnheit, Männlichkeit, und ich meines Theils ziehe die beherzten Verbrecher dem Richter vor, der seine Urtheile aus dem Beutel des Prozeßführers schöpft.

Diese Gebrechen entspringen aus einem schlecht organisirten Gesellschaftszustande, in einem bessern gibt man diesen Werkzeugen der Gewalt und der Unordnung eine bessere Richtung, und wendet sie zur Aufrechthaltung der Ordnung und des Rechts an. Aber die Sache hat nicht nur eine Schatten-, sondern auch eine Lichtseite.

Das spanische Volk vereinigt, wie alle starken Organisationen, mit großen Lastern große Tugenden. Es ist tapfer, geduldig, treu, mäßig, wie Cincinnatus, und von unbezwinglicher Charakterfestigkeit. Sein Stolz ist zum Sprichworte geworden, und sein Zartgefühl im Punkte der Ehre hat ein Wort erfunden: „Pundonoroso", was uns fehlt, und diese chevalereske Idee kurz ausdrückt.

Die Chevalerie ist in's Volk übergegangen, und findet sich nur noch bei diesem. Sind das nicht lauter Elemente einer großen Nation? Je nun, diese Elemente sind vorhanden, und man hat keinen Grund, am alten Spanien zu verzweifeln; die Zukunft wird für dasselbe noch Tage des Ruhms und der Macht herbeiführen.

Hiezu ist es jedoch nothwendig, daß die Gesellschaftsidee diese trägen Massen durchdringt und electrisirt; dieses Wunder wird nicht durch sogenannte parlamentarische Mittel in Erfüllung gehen. Man muß an das Herz des Volkes sprechen, eine Sprache mit ihm reden, die es versteht. Für das Agio hat es, dem Himmel sey Dank, wenig Sinn; das Rothwälsch des Banquiers versteht es nicht. Um es in Bewegung zu setzen, um es mit sich fortzureißen, sollte eine Art priesterlicher Krieger auftreten, ein Mann, halb Soldat, halb geistlich, der es unter Gebet zur Schlacht, und durch errungenen Sieg zur Freiheit führt. Wenn ein solcher Mann erscheint, so wird er der Dictator von Spanien; Spanien gehört dann ihm. Als der Name Napoleon über die Pyrenäen drang, gerieth die Einbildung des Volkes in Gährung; der Corse war ihr Mann. Man erwartete ihn, wie den Messias, er war der große Vetter des Dante, ein neuer Erlöser, Aber es fehlte Napoleon hierin die Einsicht, er begriff die spanische Nation nicht, oder wenn er sie begriff, so war es zu spät, und als der rechte Zeitpunkt vorüber war. Er hat es übrigens hart gebüßt, und Frankreich auch. Aber diese freiwillige Huldigung, deren Gegenstand er war, ist eine außerordentliche Thatsache, ein leuchtender Blitz, der die Finsterniß der, jetzt noch so dunkeln Zukunft Spaniens erhellt. — Diese Lehre gab uns die Vergangenheit, möge das gegenwärtige Geschlecht sie beherzigen.

Das Lesekabinet in England.

Die Erfindung des Lesekabinets bezeichnet die äußerste Civilisation. Es ist die Intelligenz, die auf gemeinschaftliche Kosten lebt, der Luxus des Geistes, der ökonomisch wird. Ich wollte, die Universität Göttingen schlüge als Preisaufgabe folgende Frage vor: „Welchen Einfluß haben die Lesekabinete auf die Civilisation ausgeübt?“

Ich meines Theils würde antworten: sie haben die literarische Aristokratie zerstört; sie haben das Reich der alten Postille mit Schlössern umgestürzt, den Roman wuchern lassen, allen literarischen Rhapsodien eine Prämie geschenkt, die Generation des Pamphlets vermehrt, der leichten Poesie Flügel verliehen, die Wissenschaft des Frivolen ausgestreut, die Erudition vom Throne geworfen und die Demokratie in das intellectuelle Königreich eingesetzt. Der Verbrauch der Lesekabinete in Erzählungen, Novellen und Reisen läßt sich nicht leicht schätzen. In England ist es hauptsächlich die Mittelklasse, die ihren Durst an den Quellen der Lesekabinete löscht; die Bücher der Circulating Library sind gewöhnlich gut gepflegt, und reinlich aber ohne Luxus gehalten, so wie ehrliche Bürgersleute. In Frankreich bestätigt das Buch des Lesekabinets, das aus den weißen Händen der Herzogin in die beschmutzten der Küchenmagd übergeht, jene Rangsvermischung und das Sich Gehenlassen der continentalen Gesellschaft, vor dem die britische Gesellschaft zurückschaudert.

Soll ein Städtchen ein Lesekabinet haben, so muß die Erleuchtung des Jahrhunderts das provinziale Dunkel durchdringen und der Ort mit der Epoche vorwärtsschreiten: Ich habe viele kleine Städte gesehen, wo der Spezereihändler, der Trödler, der Obsthändler, durch die lesende Einwohnerschaft zehn oder zwölf getrennte Bände cirkuliren ließen. So war in Mittleton die kleine Niederlage des Gewürzkrämers Lylable, eines Mannes von gewissem Alter, der floretseidene Strümpfe und Schnallen von vergoldetem Kupfer trug, eines ernsten, ehrwürdigen, ruhigen Herrn von exemplarischer Mäßigkeit, der auf dem Marktplatze wohnte. In seinem Comptoir war neben der Schublade, welche die Schillinge enthält, ein Brett angebracht, das ein Dutzend sehr verbrauchter, fetter, überall am Rande geflickter Bände trug, deren Blätter eine feste Masse bildeten, wie die alten Kartenspiele, die sich nur mit Mühe von den Fingern lösen. Die Anforde-

rungen der Mittletoner, ihre Gier neue Bücher zu bekommen, ihr Eckel an den alten Werken führten den Buch- und Spezereihändler auf philosophische Betrachtungen über die Sonderbarkeiten der Menschen. Sie wollen meine alten Bücher nicht mehr; aber ich konnte sie nicht begreifen, ein altes Buch ist ein neues für den, der es nicht gelesen hat. Alle Tage kommen sie und verlangen den Alterthümler von Sir Walter Scott. Haben Sie den Alterthümler von Walter Scott, fragt man mich jeden Tag. Man stört mich beim Mittagbrode, man weckt mich am Morgen, man nöthigt mich meine Bude Abends wieder zu öffnen, nur um mich zu fragen, ob ich den Alterthümler gekauft habe. Ich brauche meine ganze Geduld, um den Leuten gelassen zu antworten.

„Meine Herren, ich habe mehr als zwölf andere Werke.“

„Aber wir haben sie gelesen.“

„Ach, schon vor langer Zeit; Sie haben den Inhalt gänzlich vergessen, und können sie mit Nutzen wieder lesen.“

Wollen Sie wohl glauben, daß sie auf ihrem Ansinnen bestehen, und daß sie inmitten solcher literarischen Reichthümer nur ein Buch: „den Alterthümler von Walter Scott verlangen! Das ist doch wahnsinnig.“

Diese Betrachtung konnte gegen die triumphirende Bewegung europäischer Erleuchtung kein Gewicht in die Wagschale legen. Das Journal des Städtchens, der Atlas, verlangte jeden Tag mit kräftiger Stimme die Einrichtung eines Lesekabinets oder eines andern, mit dem erleuchteten Geiste der Periode in Einklang stehenden, literarischen Institutes. Alle kleine Ortschaften besitzen einen Adler, einen Centralmann, dessen Rede ein Orakel, dessen Wort ein Dogma ist, der nicht guten Abend sagt, ohne daß ihn das Städtchen bewundert. Das war hier die Stellung des Herrn Antrobius Pott, des geistreichsten Menschen des ganzen Ortes, der die Charaden in den Atlas liefert, und an einem schönen Tage beim Kegelspiel die Worte fallen ließ:

„Es ist unglaublich und demüthigend für die Stadt Mittleton, daß die benachbarte Stadt Blunderington eine literarische Gesellschaft mit einem Lesekabinet besitzt, und daß wir keines haben.“

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so fühlte man ein lebhaftes Bedürfniß nach einem Lesekabinet, und erkannte, daß die Existenz der Mittletoner bis zu dem Augenblicke als unvollkommen zu betrachten sey, da man ein gleichbedeutendes Institut, wie das der benachbarten und rivalen Stadt besitzen würde.

Die Notabeln versammelten sich. Herr Antrobius präsidirte. Anfangs beschäftigte man sich nicht mit der Anstalt selbst, sondern mit dem Namen, den sie führen sollte. Oeffentliche Bibliothek war viel zu einfach und schmeichelte auch nicht genug der Selbstliebe der Mittletoner. Man schlug nach und nach Athenäum, Porticus, Gymnasium, Symposium vor. Einige entschieden sich für Diwan von Mittleton; Andere sprachen mit Nachdruck dafür, daß Parthenon oder Pantheon effektvoller wäre; ein Greis, der einst Dandy gewesen war, nahm das Wort, um zu versichern, daß es origineller und glänzender seyn würde in Mittleton einen Liebeshof zu

errichten. Als man aber die Ueberrechnung der Subscribentenzahl angestellt und den Subscriptionspreis debattirt hatte, da trat das Resultat den schönen Hoffnungen und glorreichen Taufen feindselig gegenüber. Man sah ein, daß man zufrieden seyn müßte, um einige Pfund Sterlinge des Jahres ein Erdgeschoß miethen zu können, es sehr einfach zu meubliren, und unter der Hand ein paar Bände zu kaufen. So trat der Porticus in den Hintergrund, so verschwand der Liebeshof; man mußte bei einem gewöhnlichen Lesekabinet bleiben, und fand sich genöthigt eine Belohnung von zwei Pence für den ausgeliehenen Band vom Publikum anzunehmen. Das hieß hoch herabfallen. Noch grausamer erschien der Umstand, daß man die Wäscherin und die Grisette, den Handwerker und den Arbeiter, an den Privilegien der Lektüre Theil nehmen lassen mußte. Wie sollte das neue Institut ohne die Beiträge der niederen Klassen gedeihen? Und wenn man nun diese Quellen benützte, welche Verwirrung, welche Vermengung, welche Unbequemlichkeit, welche Schande für die edle Stadt Mittleton. Diese Methode annehmen, hieß den Ort zu den gemeinen bürgerlichen Städten hinabziehen. Man mußte aber einmal durch; das Geld, der Herr der Welt heischte es so.

Anfangs sah Lylable, der Gewürz- und Bücherkrämer, mit Schmerz das rivale Institut, das seine Industrie und die in seinem Comptoir eingeschlossene Bibliothek bedrohte; aber verschiedene Betrachtungen trösteten ihn wieder, unter anderen die, daß er es für wahrscheinlich hielt, man werde ihm seine Scharteken zum Besten der neuen Anstalt abkaufen. Er schätzte seine Bücher sehr hoch, er hatte Achtung vor ihren antiken Physiognomien, ihren Falten und Gebrechen; und überdieß mußte sich ja ihr Werth erhöhen, wenn sie durch die Hände so vieler ehrenwerther Personen gingen. Er schlug Herrn Antrobius vor, sie dem neuen Institute ungefähr um den doppelten Preis des ersten Ankaufs überlassen zu wollen. Herr Antrobius aber lachte ihm in's Gesicht.

„Wie! Bücher, die Niemand mehr lesen will und lesen wird."

„Wie Sie belieben, aber Leute von Bedeutung haben sie mit Vergnügen gelesen!"

„Sie sind aber gar schlecht erhalten."

„Das ist ein neuer Beweis für Ihr Verdienst und den Eifer der Leser."

„Es sind, glaube ich, Romane und Erzählungen."

„Ich habe in meiner Bude nie mehr, als ein einziges philosophisches Werk gehabt; das ist noch nicht aufgeschnitten."

Die Sache kam zu keinem Abschluß.

Der Bücher- und Gewürzkrämer hatte zu große Liebe für seine alten Scharteken und der Herr Antrobius zu hohe Begriffe, von der Anstalt, die er eben gegründet. Der Buchhändler hegte eine zärtliche Neigung für die Decken von vergelbtem Pergament, für diese makulirten Blätter, für die durch den Druck der Finger ausgehöhlten Ränder, und besonders für die Marginalnoten, mit denen die Kritik oder die Bewunderung der Leser die ausgeliehenen Bücher überladen hatte. So hatte ein altes Mädchen von fünfzig Jahren mit dicken, zitterigen

Buchstaben eingezeichnet: „Die Menschen sind Ungeheuer!“ Eine Bemerkung, welche die Erzählung einer romantischen Entführung begleitete. Später der wüthende Ausruf: „Der Verfasser ist ein Elender!“ auf der Kehrseite eines Blattes, welches dem Aufzählen der übeln Nachempfindungen der Ehe gewidmet ist. Von der Hand einer Matrone von Mittleton las man die ernste Sentenz: Wer die Frauen verachtet, ist nicht würdig zu leben.“ Ferner gewahrte man zwischen zwei Thränen, die als Punktirung dienten, die feine zarte Schrift einer Weißkrämerin derselben Stadt, welche folgende Worte an den Rand gekritzelt hatte: „Ach! das ist wohl die wahre Liebe.“

Herr Lylable hatte Recht, diese Sammlung von Autographen war von unschätzbarem Werth! Es waren die Herzensergießungen, die naiven Betrachtungen, die Zeugschaften für das tiefe Interesse, welche das Buch rege gemacht hat. Widersprüche, Entrüstungen, Discussionen, Alles das dient zum Lobe des Schriftstellers. Es ist eine der ganzen Aufmerksamkeit des Philosophen würdige Ausgabe von Varianten, die man mit Gold aufwägen sollte.

Ein armseliges, düsteres, am Ende der Stadt Mittleton gelegenes Häuschen, wo ein Hutmacher ohnlängst Bankerott gemacht hatte, wurde für die neue Anstalt erwählt. ‚Man beschloß die Scheidewand, welche die Bude von der Hinterbude trennte einzureißen, und Herr Antrobius beaufsichtigte die Arbeiter. Es ergötzte seine provinziale Trägheit einen Vorwand zu Bewegung zu erhalten. Mit tiefem Ernste stieg er die Treppen auf und ab und nahm seine Prise Taback mit Feierlichkeit und Majestät, daß man daraus die Wichtigkeit der neuen Würde erkennen mußte, mit der er sich bekleidet hatte. Der Verwaltungsausschuß (es gab einen solchen) folgte Herrn Antrobius achtungsvoll auf dem Fuße und unterstützte alle seine Schritte. Aber wem soll man die Stelle des Bibliothekars geben. Die Person, welcher man diesen Posten anvertraut, wird als natürlicher Repräsentant der ganzen Literatur von Mittleton dienen. Man läßt alle Notabilitäten die Revue passiren, endlich kommt man aber darin überein, daß die Geldsumme, welche man als Remuneration für diese Stelle zu geben vermöchte, nur einer armen und bescheidenen Person geboten werden dürfte. Es gab in der Stadt ein kleines, nicht sehr gelehrtes Weibchen, es war seit langer Zeit Wittwe, besaß einen sanften Charakter und eine eben so sanfte Zunge, und war so arm, daß sie es für eine Wohlthat halten mußte, unentgeldlich eine Wohnung und ein paar Schillinge in den Kauf zu finden. Indessen willigte sie nur unter der Bedingung ein, sich mit Nadelarbeit beschäftigen und der Bibliothek von Mittleton bloß drei Tage in der Woche widmen zu dürfen. Welche Demüthigung! Die Minerva von Mittleton in eine Sibylle mit Brillen verwandelt, die ihr ganzes Leben nichts gelesen hatte, als Gebete. Ihr ganzes Verdienst bestand in einem gränzenlosen Respekt vor Herrn Antrobius. Man mußte sie diesem gegenüber sehen, wie sie die Hände über die Brust gefaltet, die Augen niedergeschlagen in Demuth auf den Rath horchte, den ihr der Gründer des Instituts ertheilte.

Soll der Roman Bürgerrecht in dem Lesekabinet von Mittleton bekommen? Anfangs wollte man ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit als ein leichtes, frivoles, des literarischen Ernstes unwürdiges Ding geradezu ausschließen; aber diese Herren behaupteten, ihre Frauen würden darüber sehr unzufrieden werden; die Frauen behaupteten dagegen, ihre Männer könnten die Romane nicht entbehren. So kamen durch die erste Acquisition alle Mährchen in die Bibliothek, die man um herabgesetzten Preis erwischen konnte; die ganze kostbare Schule des Gespensterromans, die gar wenig kostete, weil sie aus der Mode gekommen ist; die Romane und Novellen der devoten Schule, im Geiste von Hannah More, die sentimentalen Werke, welche Pamela aus dem Ei kriechen ließ; Alles endlich, was das Jahrhundert verworfen hat. Die dicken Perrücken der Stadt, die sich auf den Werth der Kapitalien verstanden, beharrten darauf, daß zwei Drittel der Fonds auf Anschaffung von soliden Werken verwendet werden sollen, welche ihren Werth behalten und eines Tags wieder verkauft werden könnten. Bald seufzten die Gestelle von weißem Holze unter der Last von Wörterbüchern, Encyklopädien, und Biographien; man hatte diese ernsten Werke bei dem Verkaufe nach dem Ableben eines alten Dieners der Kirche für eine unter ihrem wahren Werthe stehende Summe angeschafft; nie aber, seitdem das Lesekabinet besteht, sind sie von einem Neugierigen durchflogen, oder nur geöffnet und von der Stelle gerückt worden.

Der Gewürzkrämer und Bücherverleiher heuchelte eine unerschütterliche Gleichgültigkeit für Alles, was um ihn her vorging, aber man mußte nur sein boshaftes Lächeln und die zufriedene Miene sehen, womit er den Klagen und Reclamationen ein Ohr lieh, denen das Institut ausgesetzt war. Erschien ein neues Werk in Mittleton, so wollte es alle Welt bekommen, aber alle Welt konnte es nicht zu gleicher Zeit haben. Die arme Bibliothekarin wußte sich bald nicht mehr zu helfen, sie hatte sich gut geduldig, sanft, unterwürfig zeigen. Wie sollte sie alle Welt zufrieden stellen? Wie denselben Band zwölf reizbaren Lesern geben, die ihn sich anmaßen wollten? Wie die Bände zurückbekommen, die man zu lange behielt? Gott weiß welchen Angriffen und Beleidigungen das arme Weib ausgesetzt war, in welche Verzweiflungsparoxismen sie die peinliche Stellung stürzte! Sie hätte darauf Verzicht geleistet, wäre die Entsagung in ihrer Lage nicht eine Art von Selbstmord gewesen. Je weniger die Subscribenten von Mittleton bezahlten, desto höher stellten sie ihre Forderungen, sie stürzten sich auf ein neues Buch, wie die Kinder auf ein neues Spielzeug, nachdem sie das alte zerbrochen haben. Wer vermag Brigittens, der Bibliothekarin, innere Krämpfe zu malen, wer den Streit, der sich in ihre Seele entwickelte, wenn sie einer Seits das Peinliche ihrer Pflichten überdachte, anderer Seits die Dankbarkeit für ihre Wohlthäter sich vor Augen stellte? Erhielt sie nicht eine Fuhre Kohlen im Jahre, zwei Schillinge in der Woche, hatte sie nicht den Genuß einer kleinen Wohnung von zwei Kammern? Sollte ihr Name nicht in den Annalen der Literatur von Mittleton unsterblich werden? Wie sollte sie sich ihrer Schuld entledigen? Und, was für ungerechte Vorwürfe!

Wie hart ist es für ein ehrliches Gemüth, für ein reines Gewissen unabläßig unverdiente Anklagen zurückzuweisen haben? Frau Jobbs die Tapeziererin wundert sich, daß Frau Black die Krämerin so lange den zweiten Band der Räuberbraut behält, den sie gerne lesen möchte. Sie hält sich an die Frau Bibliothekarin, und das arme Weibchen wagt es nicht einmal ihre Unschuld darzuthun. Schweigend muß man diese Angriffe dulden, und wie muß dies Weib erst leiden, wenn ein unzufriedener Subscribent die Mitglieder des Ausschusses verklagt, die Wahl der Bücher, die Verwendung der Fonds, die innern und die administrativen Anordnungen tadelt? Wie muß ihr Zartgefühl verletzt werden?

„Wie," sprach ein ehemaliger Zimmermann, „haben wir darum den Herren vom Ausschusse die Würde der Direction unserer Interessen und der Verwaltung unserer Gelder übertragen? Man muß ihnen die Gewalt entziehen; die Sachen gehen schlimm, sehr schlimm! Die Verwaltung ist zu kostspielig. Niemand kann Bücher haben!" So verhält es sich mit dem Grundsatze der Opposition unter allen Regierungen. Nie hat sich ein Mensch, der die Gewalt in Händen hatte, derselben zur Zufriedenheit aller Welt bedient.

Mit der Liebe zur Literatur schlichen sich in Mittleton Zänkereien, Gehässigkeiten, Jalousien ein; je mehr die Zahl der Subscribenten zunahm, desto weniger konnte man ihren Wünschen entsprechen. Man beschloß unter Trompetenschall zu verkünden, daß die Subscription auf das Lesekabinet für alle Welt eröffnet sey. Maurer, Schlosser, Bäcker schrieben ihre Namen auf die intellectuelle Liste. Dadurch erhielt man ein wenig mehr Fonds und ein wenig mehr Bücher; aber die Anzahl der letzteren war nicht stark genug, um der wachsenden Gierde der Mittletonischen Bevölkerung zu genügen, die sich zum Theil wieder auf die alten Bücher des Spezereihändlers werfen mußte. Statt zu verlieren, gewann er nun, die Lesegier wuchs fortwährend; während sie die Geister der Jünglinge erleuchtete und die Seelen der Jungfrauen entflammte, streute sie den Samen der Uneinigkeit in den Familien aus, und wenn Herr Jeremias Philpott Fräulein Grimms nicht geheirathet hat, wenn Jakob Bell, der ehemalige Seemann Kapitän Mund nicht mehr besucht, wenn die Hälfte der Familien von Mittleton auf den Tod verfeindet ist, so muß man den Grund im Lesekabinet suchen.

(Provincial Sketches.)



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Wien, 5. April.

Die Italiener haben gestern ihre Vorstellungen in dem Theater nächst dem Kärnthnerthore mit „Moses“ von Rossini begonnen, und zwar nach der für uns neuen Bearbeitung, die der Komponist für die große Oper in Paris unternommen hat. In der Partie des Moses lernten wir den herrlichen Basso Marini kennen, der sich des außerordentlichsten Beifalls zu erfreuen hatte. Er wurde bei jedem neuen Auftreten empfangen und mehrmals gerufen. Das Spiel stand mit seiner Leistung als Sänger im Einklange. Neben ihm stand Rigamonti als Pharao würdig da; Pedrazzi sang den Prinzen, konnte aber anfänglich sich keine günstige Stimmung im Publikum erwerben, das erst nach und nach an seiner Leistung regeren Antheil zu nehmen begann. Dem. Fux, von der deutschen Oper, gab die Maria. Die Chöre, Kostüme und Dekorationen, so wie alle äußerlichen Anordnungen, waren in hohem Grade befriedigend. Herr und Madame Crombé und Dem. Cerito tanzten ein glänzendes Pas de trois, welches großen Beifall erhielt. Nach diesem Anfange glauben wir dem Unternehmen den besten Fortgang prophezeihen zu können.

Wir geben als Nachsatz zu Obigem, nach einer Privat-Mittheilung in der Breslauer Zeitung:

Seit gestern haben die Vorstellungen der italienischen Operngesellschaft begonnen. Die großen Erwartungen wurden nicht gerechtfertigt, und haben bei einem Theile des Publikums einen so unangenehmen Eindruck hervorgebracht, als man für die enormen Preise zu nicht gewöhnlichen Leistungen berechtigt war, so z. B. kostet im Abonnement: eine Loge 1500 fl., ein Sperrsitz 180 fl., der Eintritt in's Parterre 100 fl. Conv. M. — Der tägliche Eintritt hingegen: für eine Loge 20 fl., ein Sperrsitz 3 fl., der Eintritt in's Parterre 2 fl., der letzte Platz (4. Stock) 40 Kr. Conv. M.

London, Anfangs April.

— Noch hallt das King'stheater von dem rauschenden Beifall wieder, den Dem. Varin auch in diesem Jahre erhalten hat. Leider befindet sich diese junge reizende Bajadere schon

wieder auf dem Packetboot, das sie nach Paris zurückführen soll. Sie wird nach kuzem Aufenthalte daselbst ihre Reise nach Brüssel weiter fortsetzen, wo sie engagirt ist.

Aus Italien.

Die fortwährenden Relationen mit Italien, die wesentliches Interesse für Deutschland haben, gehören dem Gebiete der Kunst an, denn die Politik gibt ihre Wirkungen dort nicht so öffentlich kund, daß sie uns einen regen Antheil abgewinnen könnte, daher rührt es wohl auch, daß die italienischen Zeitungen nur in wenigen deutschen Lesekabineten zu finden sind. Nur was wir aus dem Reiche der Kunst vernehmen, wird mit Begierde aufgefaßt, und hier wieder die Einzelnheiten über die Oper, weil wir hiebei in der Zukunft auch eine kleine Erbschaft zu erwarten haben. Die Ausbeute des letzten Karnevals ist indessen unendlich unbedeutend gewesen. Die großen Komponisten Italiens haben ihren Schauplatz nach Paris verpflanzt. Der Geist Bellini's ist mit den größten Triumphen über Italiens Bühnen gezogen, und wenigstens eine seiner Opern mußte während der Faschingszeit auf jeder Bühne zur Aufführung gebracht werden. In Neapel haben zwei neue Opern: »Eufemio von Messina« von Persiani, und der „Deserteur aus Liebe" von Gebrüder Ricci am meisten Succeß gehabt. Riccis Clara von Rosenberg gefiel in Treviso ungemein. Aber an der Scala zu Mailand machte Don Juan, der dort seit Jahren nicht mehr aufgeführt worden war, kein besonderes Glück; ob die mangelhafte Besetzung der männlichen Rollen oder der verdorbene Geschmack der Dilettanti die größere Hälfte der Schuld zu tragen habe, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; die Damen Schoberlechner und Tadolini fanden allein bei einzelnen Stellen größeren Beifall. Bellini's Puritani sind auf allen Bühnen mit glänzendem Erfolge zur Darstellung gekommen. Die italienischen Gesellschaften haben auch bereits Bellini's Meisterwerke zu ihren Opernvorstellungen in Spanien hinübergetragen. — Eine Oper von Mazza hatte in Neapel große Hoffnungen rege gemacht. Was sich an Engländern vorfand, drängte sich in dem Saal; aber die treffliche Besetzung, worunter die Ungher hervorzuheben, vermochte das heillose Werk nicht zu heben; der Titel hieß: „die irländische Dame.“

Für die Tragödie ist ein junges Talent aufgestanden: Carl Marenco. Sein Trauerspiel Adelisa hat bei der Aufführung im Theater Re in Mailand, trotz eines gewissen jugendlichen Uebersprudelns, nicht geringen Beifall gefunden. Italien ist jetzt arm an Poeten.

In der berühmten Anstalt von Bertotte in Mailand erscheinen jetzt Lithographien, die sich den besten Erscheinungen in diesem Zweige der Kunst an die Seite stellen lassen. Vor Allem ist in diesem Institute das gelungenste Porträt der Madame Malibran erschienen — oder Madame Beriot, genauer zu sprechen.

Literatur.

Von Jules Janin ist ein neuer Roman so eben erschienen unter dem Titel: Le Chemin de traverse. Es ist ein großes Sittengemälde, das von einer pikanten Handlung belebt wird. Das Studium des menschlichen Herzens vereinigt sich darin auf wunderbare Weise mit der Schilderung von Begebenheiten, welche zugleich den Stempel des feinsten Geistes und der richtigsten Beobachtung an sich tragen. Janin's brillanter Styl ist bekannt. Wir werden nächstens einige Kapitel aus diesem interessanten Werke mittheilen.

Kunst.

Drei lithographirte Blätter nach Originalgemälden von C. Schulz, von Devrient auf Stein ausgeführt, sind in Berlin erschienen, und verdienen, daß man die Aufmerksamkeit auf sie hinlenke. Der Gegenstand ist mit vielem Humor behandelt. Auf dem ersten Blatte sehen wir einen wohlbeleibten Waidmann, der, Sonntags zu seiner Erholung auf die Jagd gezogen, unter einem Baume entschlummert, während zwei Häschen nicht weit davon Männerchen machen. Neben dem Schlafenden sieht man Knochenüberreste des eben verzehrten Bratens und eine leere Flasche. Auf dem zweiten ist ein Jagdhund in ein friedliches Bauerngehöft eingedrungen, und will mit den aufgescheuchten Gänsen ernste Händel beginnen. Ein altes Weib stürzt wüthend aus der Thür mit dem Besen in der Hand, während zwei Jäger im Hintergrunde die Scene belauschen. Der Jäger auf dem dritten Blatte hat seine Büchse weggeworfen, und will einen Fichtenbaum erklimmen, um sich vor dem Eber zu schützen, der aus dem Dickicht auf ihn anstürmt. Alle diese Blätter sind von erklärenden Reimen begleitet.

Musik.

Am Charfreitag wurde in Paris im Konzert des Konservatoriums die Symphonie in A von Beethoven ausgeführt; dann folgte eine Motette von Haydn, Fragmente aus Mozarts Requiem und die Ouvertüre zum Coriolan; mithin das Grandioseste und Feierlichste, was in den neueren Zeiten das musikalische Genie geschaffen. Dieses Konzert konnte mit vollem Rechte ein Concert spirituel genannt werden, dessen vollständigen Schluß der Schlußchor aus „Christus am Oelberge" bildete.

— Der große Klavier-Virtuose Thalberg hat am 15. d. M. vor seiner Abreise nach London den Parisern noch ein Konzert gegeben, worin er unter Anderm auch ein brillantes Stück von seiner Komposition über Hauptmotive aus den Hugenotten spielte.

— Es sind unter dem Titel „Melodies orientales" wirkliche Lieder aus dem Orient in Paris erschienen. Sie tragen die Ueberschriften aus Kahira, aus Smyrna, arabische Phantasie, Nilfahrt u. s. w. Ein junger talentvoller Komponist, Felicien David, ein ehemaliger Schüler des Konservatoriums, der sich mit den St. Simonisten nach dem Orient begab, ist der Herausgeber derselben. Nach Allem jedoch, was wir von der Tonkunst der Orientalen und von ihrem musikalischen Gefühl gehört haben, scheinen uns diese Lieder, so treu sie auch im Ganzen wieder gegeben seyn mögen, dennoch nicht mehr geeignet, in ihrem Vaterlande Glück zu machen. Villoteau, ein ehemaliger Sänger der großen Oper, von vieler Gelehrsamkeit und unbegränzter Wißbegierde, wurde von Napoleon, der bei seiner Expedition nach Aegypten Gelehrte aus allen Fächern vereinigte, mitgenommen, um die Musik des Orients zu erforschen. Drei Werke waren die Folge von Villoteau's Bemühungen: Ueber die Musik der alten Aegyptier, über den gegenwärtigen Zustand der Musik in Aegypten, und über die Instrumente der Orientalen. Aus diesen Forschungen ergab es sich, daß das europäische Musiksystem dem orientalischen, hinsichtlich der Tonleiter, ganz entgegen gesetzt ist. Demnach stellen sich unsere Intervallen und Modulationen, die uns so natürlich erscheinen, ihren Organen vollkommen unzusammenhängend dar; sie bilden eine dunkle Sprache, die nicht einmal in den Kreis der Wahrnehmung ihrer Sinne fällt. Fetis erzählt, daß ihn einst ein Araber bat, ihm die Marseiller Hymne vorzuspielen, und als er ihm willfahrte, ihm plötzlich die linke Hand festhielt, womit er sich im Baß begleitete, und ihm dabei zurief: Nicht dieses Lied, nur das andere allein. So war für sein Ohr der Baß ein zweites Lied, das ihn verhinderte, die Marseillaise zu hören. Dieß ist die Wirkung der Erziehung auf die Organe. Nach diesem kann man nun abnehmen, was aus den ursprünglichen orientalischen Melodien geworden ist, die Herr David für unsern Flügel arrangirte.

— Unsere nächste Lieferung wird ein Lied von Michael Beer bringen, das von seinem Bruder Meyerbeer vortrefflich komponirt ist.

Theater.

Das treffliche Drama Griseldis, das vor Kurzem so großen Beifall in Wien erhielt, hat auf dem dortigen Theater an der Wien eine Parodie unter dem Titel Griselina hervorgerufen. Der Autor derselben scheint durch die Schönheit seines Originals eingeschüchtert worden zu seyn, und seine hie und da auftauchende Laune in zu strenge Fesseln gelegt zu haben. Bei diesem Gefühle hätte er jedoch seine Arbeit unterlassen sollen, die sich keiner beifälligen Aufnahme zu erfreuen hatte.

— Auf dem Theater der Porte St. Antoine wurde von dem jugendlich feurigen Dichter Mery ein Stück unter dem Titel: „Die Schlacht von Toulouse" aufgeführt, das sich durch poetischen Reichthum, wohltönende Sprache und eine glänzende Einbildungskraft auszeichnete. Dabei wehte ein Patriotismus durch das Ganze, würdig desjenigen, der bereits Napoleon einen Lorbeer und seinem Sohne eine Cypresse gepflanzt hat. Die Hauptfigur in dem Gemälde ist die junge Spanierin Isabella, die einen französischen Offizier liebte, der sie jedoch nicht heirathete. Zur Zeit der Einnahme von Saragossa gab sie ihre Hand, um dem Willen ihres sterbenden Vaters zu genügen, einem andern Offizier, den sie nicht liebte, und zog mit ihrem Gatten nach Toulouse. Inzwischen hatte sich das französische Waffenglück gewendet und diese Stadt wurde von Spaniern und Engländern belagert. Isabella's früherer Geliebter, der nun Oberst geworden war, erschien mit seinem Regimente zur Hülfe der belagerten Stadt, und wurde bei seinem Waffenbruder, dem Major Duhoussais, einquartiert, ohne zu ahnen, daß es der Gemahl Isabella's sey. Nun folgt eine Reihe von dramatischen Scenen, das Verbrechen

und die Strafe der Liebenden, eine ganz neu herbei geführte Rache des getäuschten Ehemanns, und Alles dieses wurde von dem Publikum mit entschiedenem Beifall aufgenommen. Auch eine sehr wirksame komische Rolle ist in dem Stück enthalten.

— Nach einer Theater-Statistik beläuft sich die Gesammtzahl aller in Frankreich bei den Bühnen angestellten Personen, wie Sänger, Schauspieler und Tänzer, auf nicht mehr als 4000. Fügen wir hiezu noch die Unternehmer, Direktoren, Regisseurs, Cassiere, Souffleurs, Musikdirektoren, Choristen, Figuranten, Musiker, Inspektoren, Sekretäre, Kontroleure, Billeteure, Maschinisten, Zimmerleute, Requisiteure und Handlanger hinzu, so stellt sich ungefähr eine Zahl von 10 bis 11,000 heraus.

Die italienischen Flüchtlinge.

Neuesten Berichten zufolge soll der Prinz Carl von Neapel mit seiner Gemahlin in London angekommen seyn. Der Globe sagt, daß sie ihre Heirath in Madrid vollzogen haben; nach dem Standard wurden sie in Italien verheirathet. In Italien sagte man, daß sie in der Schweiz ihre Heirath vollziehen würden; in Spanien, daß sie nach Schottland reisten, um sich zu verbinden. Nach dem Standard soll die Königin der Franzosen, wie früher die Königin von Spanien, die Flüchtlinge mit baarer Münze unterstützt haben.

Hunger thut weh.

Vor einigen Tagen nahm der Polizei-Kommissär in der äußersten Vorstadt von Paris einigen Wurstmachern in diesem Theile der Stadt bereits in Fäulniß übergegangenes Fleisch weg, welches sogar zur Fütterung der wilden Thiere im Jardin des Plantes nicht mehr für dienlich erachtet und daher sogleich auf den Anger nach Monifaucon hinausgeführt wurde. Allein kaum, daß der verschlossene Karren, der das Fleisch enthielt, an dem Ort seiner Bestimmung angekommen war, so erschienen auch schon ein Dutzend Menschen, die den Fang wahrscheinlich gewittert hatten, und mit Gier über den scheußlichen Gegenstand herfielen, ihn den Beamten entrissen, um im Triumph damit fortzuziehen und an der naheliegenden Barriere ein köstliches Mahl damit zu halten. Was ist wohl mehr als diese Thatsache im Stande, das tiefe Elend zu erkennen zu geben, worin ein großer Theil der Bevölkerung von Paris schmachtet? Wer ahnete wohl dieses Elend, wenn er den Glanz, die Lebenslust, das Treiben in andern Theilen von Paris beobachtet?

Zur Sittengeschichte.

Zerstreutheit und Nachläßigkeit haben oft die traurigsten Folgen, und doch suchen Frauen unbegreiflicher Weise sich manchmal den Schein dieser Fehler zu geben, und glauben dadurch interessanter zu werden.

Emilie D. war dieser Meinung. Bald waren ihre Zerstreutheiten lustiger, bald trauriger Art.

Einmal wird sie von einer Freundin besucht. Es war das erste Mal, daß diese nach dem Tode ihres Gatten ausging. Sie hatte eine Stickerei mitgebracht, an welcher sie den ganzen Abend über arbeitete. Beim Nachhausegehen bittet sie um etwas Papier, diese Stickerei einzuwickeln, und Emilie gibt ihr, ohne darauf zu achten, das Billet, worin sie ihr den Tod ihres Mannes gemeldet hatte. Die arme Frau wurde von diesem Mißgriff so erschüttert, daß sie auf der Stelle erkrankte.

Diese Lection besserte jedoch Emilie nicht.

Kürzlich kommt sie von der Promenade; es war drei Uhr. Der Friseur sollte erst um sechs kommen, um sie zum Balle zu frisiren; sie will indessen ihre Haare aufwickeln. Das erste beste Papier, das sie findet, scheint ihr gut zu dem Zwecke, sie schneidet es in dreieckige Stücke, wie es üblich, und verschließt ihre Haare darin. Der Spaziergang hat sie ermüdet, sie stützt den Kopf auf die Polster ihres Divans und schlummert ein.

Um vier Uhr kommt ihr Gatte, der Banquier, nach Hause, voll Freude, weil seine Papiere an der Börse gestiegen sind. Er erfährt, daß seine Frau schlafe, und geht auf den Fußspitzen, mit aller Leichtigkeit, deren ein solch' geldschwerer Mann fähig ist.

Wie er seine Frau reizend, hingegossen auf dem Divan, erblickt, spricht er zu sich selbst: „Ich muß sie so malen lassen!“ Solche Gedanken kommen manchmal einem Ehemann, wenn die Papiere steigen und er auf hausse speculirt hat.

Er setzte sich neben seine Frau; sein Auge war ganz nahe dem schönen Kopfe. „Wie viel Papilloten in diesen Haaren!“ rief er, leise seufzend. „Wie glücklich sie ist, so prächtige Haare zu haben!“ Der arme Mann war etwas kahlköpfig. Er dachte an nichts Böses,

als er mit einem Mal auf einer der Papilloten liest: »Geliebte Emilie!«

»Es ist eine Frauenhand!« denkt er, seinen keimenden Argwohn sogleich niederschlagend. Allein sein Blick war von den unglückseligen Papilloten nicht mehr loszubringen. Er versuchte es, die zweite Linie zu lesen, aber das Papier war so verdreht, und er konnte nur noch ein einziges Wort außer dem Zusammenhange entziffern; dieses war aber ein fürchterliches Wort für ihn, es hieß: »Engel!«

Aber es konnte ja doch wohl von einer Frau geschrieben seyn, dachte er; indessen wollte er Gewißheit erlangen. Er nahm also eine Papillote nach der andern herunter, entfaltete sie und legte die Stückchen auf einen Tisch zusammen. Nun war er im Stande, die erste Linie, so wie auch die Folgenden zu entziffern. Die erste Linie aber lautete:

»Geliebter Engel meines Herzens, ich bete Dich an!« ....

Das Uebrige war dem Anfang entsprechend.

Sogleich wußte er, daß sein Unglück gewiß sey, und er beschloß, seine Partie zu ergreifen. Vor allen Dingen gab er sich das Wort, keinen Lärm zu machen. Unterdeß erwachte Emilie.

Der Mann nahm eine theatralische Stellung an, zeigte seiner Frau die Briefmosaik auf dem Tische und brach los:

»Alles ist aus mit uns, Sie sehen mich hier zum letzten Male!«

Bei diesen Worten stürzte er ab wie ein Othello.

Emilie rieb sich die Augen und konnte nicht begreifen, was dieser dramatische Abgang heißen sollte. Da sie Abends vorher im Theater gewesen waren, wo man Angelo von Victor Hugo gab, so fiel ihr ein, daß ihr Mann eine Scene dieses Stückes habe parodiren wollen. Nachdem sie fünf- bis sechsmal gegähnt hatte, trat sie vor den Spiegel und wurde nicht wenig überrascht, ihre schönen Locken aus der Haft der Papilloten befreit zu sehen. Zugleich erblickte sie die Stücke Papier auf dem Tische. Einige Minuten blieb sie unbeweglich und in Gedanken, dann klingelte sie stark. Ein Bedienter erschien.

»Wo ist der Herr?«

»Er ist so eben ausgefahren.«

»Und hat er nichts hinterlassen?«

»Dies Billet für die gnädige Frau.«

Sie entsiegelte und las:

»Ich fahre nach unserm Landhaus, Madame; in zwei Tagen werde ich Alles zu unserer Scheidung geordnet haben. Ich wünschte, daß Sie sich indeß bei Ihrer Mutter einrichteten.«

Emilie lachte bitter und befahl dem Bedienten, das Coupé anzuspannen.

Bald hatte sie ihren Gatten eingeholt. Sobald dieser sie erblickte, ergriff ihn eine prächtige Stimmung gekränkter Gattenehre, die er in heftigen Worten entlud.

„Du bist närrisch, mein Guter!« sprach Emilie kalt, indem sie die Achseln zuckte.

Er wurde von diesem Tone aus aller Fassung gebracht.

»Wegen der Papierschnitzel machst Du ein solch' lächerliches Aufheben,« fuhr sie fort, indem sie ihm die Papilloten zeigte.

»Ich glaube, Madame, daß dies genug ist —«

»Genug? wozu?«

»Genug — deutlich genug — mein' ich —« stotterte er, durch ihre Art und Weise in Verlegenheit gesetzt.

»So viel wird mir deutlich,« sagte sie fein lächelnd, »daß ich Dich nothgedrungen in mein Geheimniß einweihen muß.«

Nun erzählte Emilie ihrem Gatten, daß sie Schriftstellerin sey, daß sie einen Roman schreibe, daß sie die Heldin Emilie genannt habe, und daß der Brief, um den es sich handle, nur der erste Entwurf sey, der bereits in das Manuscript eingetragen wurde, um dem Verleger überantwortet zu werden.

Alles dies gestand sie mit großer Freimüthigkeit und noch großerer Anmuth.

Er kam mit ihr in demselben Coupé nach der Stadt zurück.

»Ich hatte den Verstand verloren,« sagte er, »aber es war Grund dazu vorhanden. Ueberdieß wußte ich längst, daß Du heimlich schriebst.«

»Könnte man Dir wohl etwas verheimlichen?« erwiderte sie.

»Um Dir jedoch den Aerger zu versüßen, will ich Deinen Schmuck neu fassen lassen,« und er fügte bei Seite hinzu, »da wird der ganze Profit der heutigen hausse draufgehen!«

Und zwei Monate später erschien der Roman von Emilie D., der großen Beifall in der eleganten Welt erhielt.

Das Glockengeläute in Delft.

Ein Fahrzeug mit zwei Abtheilungen, die obere für zwölf bevorzugte Reisende bestimmt, die untere für vierzig bis fünfzig gewöhnliche

Passagiere, geht regelmäßig von Rotterdam nach dem Haag. Das Fahrzeug wird von einem Pferde gezogen und macht zwei Lieues in der Stunde. Der Weg ist so gut berechnet und die ganze Fahrt so regelmäßig und genau, daß man statt der Lieues sie nach Stunden mißt. Die Bauern haben aber eine noch exactere Bestimmung. Sie rechnen nach Pfeifen. Diese Pfeifen sind so methodisch und ausgeraucht, daß man nicht anders im Lande sagt, als, dieser Ort ist von jenem um so und so viel Pfeifen entfernt; keine Sanduhr vermöchte dieses bestimmter anzugeben. Glückliches Land, wo die Zeit nach Tabakswolken gemessen wird! glückliche Stunden, die in dem Rauch einer Pfeife verfliegen!

Auf dieser Reise bietet die Landschaft wenig Abwechslung; wer eine Meile gesehen hat, kennt zwanzig, überall dasselbe Bild, viel Wasser, viel Grün, reinliche Dörfer, frische Wiesen, schöne Kühe mit strotzender Euter; hin und wieder Wirthshäuser, deren reinliches Aussehen zur Einkehr ladet, und durch deren durchsichtige Scheiben man die glänzende Küchenbatterie erblickt. Uebrigens hat diese Einförmigkeit nichts Ermüdendes; das Land scheint glücklich, obgleich Reinlichkeit nicht immer das Zeichen von Wohlhabenheit ist, da man nicht bestimmt annehmen kann, daß die schönsten Küchengeschirre auch oft zum Kochen gebraucht werden.

Nach zwei und einer halben Stunde, ich weiß nicht, wie viel Pfeifen, sind wir in Delft angekommen, jener kleinen Stadt, die vormals durch ihre Porcellan-Manufacturen so berühmt wurde, die den Elegants des achtzehnten Jahrhunderts die schönen, geschmackvollen, zerbrechlichen Tassen lieferten, deren Zeichnungen von berühmten Malern herrührten; jetzt ist es eine arme Wittwe, die an dem Grabe ihres Ruhmes trauert, von dem alle Tage ein Stück mehr verfliegt. Delft hat mir eine der angenehmsten und pikantesten Erinnerungen meiner holländischen Reise hinterlassen; meine Spazierfahrt von Rotterdam nach dieser kleinen Stadt habe ich treu in mein Wanderbuch gezeichnet. Und dies der Grund.

Wie wir uns Abends Delft näherten, zur Stunde der Ruhe, wo man sich gern sanften Ideen und Träumereien überläßt, wo die Gegenstände, in ein Halbdunkel getaucht, nicht mehr besonders die Beobachtung herausfordern, wo man sich in die ferne Heimath hineindenkt, wo man so viel Liebes zurückgelassen, vernahm ich plötzlich Töne, in der Ferne verhallend, wie trübe Harmonien einer Orgel. Was waren das für Töne? Ich schlürfte gleichsam diese himmlische Musik ein, so unbestimmt, so dämmerlich; ich konnte weder die Melodie, noch weniger ihre Quelle mir entziffern; auch wollte ich nicht mein Gefühl durch ein Forschen darnach stören, und ich freute mich recht innig über dieses unerwartete Concert, welches ich mit den innern Harmonien vermischte, die mich am Ende dieses schönen Tages durchzogen. Ich konnte mich nicht entschließen, den neben mir sitzenden Holländer zu fragen, obgleich er gewiß so artig gewesen wäre, zu antworten, da er keine Pfeife im Munde hatte.

Je mehr wir uns näherten, desto deutlicher wurden diese Töne, die Melodie verschwamm, als wenn das Instrument der Dämpfung entbehrte, um den Schwingungen keine Gränzen zu setzen. Man denke sich eine Art von lang verhallenden Vibrationen und inzwischen ein vernehmliches, äußerst sanftes Cantabile. Nachdem das erste Erstaunen vorüber war, gewann die Neugierde wieder Raum: Von wo kam diese Musik? Ich fragte endlich meinen Nachbar, und erhielt die Antwort: „Es ist das Glockenspiel der Kirche von Delft. Was Sie für eine Orgel halten, sind nur Glocken.“

„Was,“ rief ich aus, „Glocken! Glocken, die eine Arie spielen! Gestimmte Glocken, wie die Tasten eines Fortepiano's?“

„In jener Kirche, die Sie sehen,“ sprach mein Holländer, „sind deren vier- bis fünfhundert. Das Delfter Glockenspiel ist berühmt.“

Ich erröthete, eine berühmte Sache nicht zu kennen.

Er fuhr fort: „Bei uns ist die Musik der Glocken eine wirkliche Wissenschaft. Nichts fehlt diesem seltsamen Instrument. Alle Octaven mit ganzen und halben Tönen sind dabei. Um die Glocken in Bewegung zu setzen, werden Tasten berührt, welche denen einer Orgel gleichen und mit den Glocken in Verbindung gebracht sind. Dieses Spiel ist so schwer, daß der Glöckner eine große physische Kraft besitzen muß; einige Tasten erfordern einen Druck von zwei Pfund. Selbst der Stärkste wird bald müde davon, und muß, wenn er sein Lied ausgespielt hat, sich sogleich in's Bett legen. Mit Hülfe einiger Pedale, welche mit den größten Glocken in Verbindung stehen, bringt der Glöckner den Baß hervor.“

Ich konnte mich nicht enthalten, bei dieser Schilderung zu lächeln, da ich mir das Martertthum des armen Mannes dachte, der sich in seinem Thurm mit Händen und Füßen

zerarbeitete, um eine so sanfte Musik hervorzuzaubern, und mir, im Schweiß gebadet, eine so holde melancholische Stimmung zu verschaffen.

„Sie werden ihn noch mehr beklagen," sagte mir mein Holländer, „wenn Sie wissen, daß er sich die Finger mit Leder verhüllen muß, um den Schmerz zu ertragen, den das Aufdrücken ihm verursacht, und daß er stets im Hemde seyn muß, weil sein Exercitium ihm ein reichliches Schweißbad bereitet. Doch dieß ist das Practische bei der Sache; der Effect ist deßwegen nicht minder bewundernswerth. Mehre unserer Glöckner spielen dreistimmige Stücke, eine mit der rechten, eine mit der linken Hand und den Baß mit den Füßen. Auch die entferntesten Quartiere der Stadt genießen dieses Concert, welches die Gemeinde ihnen gibt; doch ist es besser, es aus der Ferne, als in der Nähe zu hören, weil das verwirrte Vibriren der Glocken den Gesang zu stark bedeckt, und in der Ferne zu einer sonoren Lufterschütterung wird, woraus sich die Melodie vollkommen losringt."

Ich konnte mich von der Richtigkeit dieser Bemerkung überzeugen, als unser Fahrzeug in geringer Entfernung von der Kirche anlegte.

Das Glockenspiel in Delft hat die Marseillaise angestimmt, als die Franzosen die Herren von Holland waren, dann spielte es zu Ehren Napoleons, dann zu Ehren Ludwig Bonaparte's. Aber es stimmte nicht die Parisienne im Juli an, und seit 1814 überhaupt hat es die französischen Lieder alle vergessen. Diese Glockenspiele erinnern an die Behörden, welche die Usurpation wie die Legitimität, die Eroberung wie den Frieden auf gleiche Weise bekomplimentiren; das Lied der Glocken und die Worte der Behörden, Beides verfliegt im Wind.

Vermischtes.

In Regensburg befindet sich eine „Unterstützungs-Gesellschaft in Todesfällen", welche sonderbarer Weise „Harmonia" heißt.

— Der Bau der Walhalla (die gemeinen Leute sagen bald Walácha, bald Halliwalli), geht rasch vorwärts und zieht immer mehr Fremde nach Regensburg.

— Der Dichter Belisar's, Eduard von Schenk, arbeitet an einem Epos: der ewige Jude.

Nekrolog.

Hugo Franz, Altgraf von Salm-Reifferscheid, ist den 31. März im 60. Jahre zu Wien gestorben. Es wäre undankbar, wollte ich dieses ausgezeichneten Mannes hier nicht ehrend erwähnen, der sich meiner in den verwickeltsten Verhältnissen meines Lebens liebevoll angenommen. Gegen das Ende des Jahres 1818 kam ich nach Brünn, um nach mannigfachen Abenteuern und seltsamen Erlebnissen mich dem Theater zu widmen. Ich stand allein, verlassen, besserer Tage gewöhnt; die Beschäftigung, die ein Anfänger erhält, war nicht im Stande, mich für meine Kunst zu beseelen, ich war niedergedrückt und verzweifelnd. Kleine Gedichte, die ich an die Abendzeitung in Dresden und an die Modezeitung des Herrn Schickh in Wien, unter dem Namen Kurt Waller zum Abdruck gesandt hatte, erregten zuerst des Altgrafen von Salm Aufmerksamkeit, der damals in Brünn lebte. Er holte Erkundigungen über den unbekannten Dichter ein, und erfuhr, daß es derselbe junge Schauspieler sey, der seit einigen Wochen in unbedeutenden Rollen das Brünner Theater betrete. Wäre dieß nicht schon genug gewesen, manchen neuern Mäcen von allen weitern Schritten abzuhalten? —

Eines Abends erscheint ein junger Kavalier auf der Bühne und kündigt mir an, daß Graf Salm meine Bekanntschaft zu machen wünsche, und mich andern Tages zum Frühstücke erwarte. Ueberrascht, wie ich war, sage ich stotternd zu, und begebe mich zur bestimmten Stunde in das Hotel des Grafen. Er nimmt mich mit der freundlichsten Zuvorkommenheit auf, und bald sehe ich mich einem väterlich gesinnten Freunde gegenüber, vor dem alle Zurückhaltung schmilzt. Unser Gespräch nimmt den freiesten Schwung. Wir sprechen von Literatur und Kunst, von Reisen und Theater; er weiß mich auf meine Lieblingsthemas zu lenken, die, wie ich glaube, auch die seinigen sind, und ich lasse meiner Suade die Zügel schießen. Beim Weggehen wird mir die Erlaubniß ertheilt, ohne Zwang wieder zu kommen. Daß ich davon Gebrauch machte, darf ich wohl nicht erst versichern. Dieser Umgang war mein einziger Trost, der feinste Genuß, den mir mein damaliger Aufenthalt in Brünn zu bieten vermochte. Unsere Berührung gewann an Bedeutenheit, als Don Antonio Sandalio de Arias y Costa, Professor in Sevilla, der mährisch-schlesischen landwirthschaftl. Gesellschaft,

deren Präsident der Graf von Salm war, seine Vorlesungen über den Ackerbau sandte, die mir mein Gönner zum Uebersetzen aus dem Spanischen anvertraute. Er theilte mir später die urkundlichen Sagen mit, die sich auf den berühmten Erdfall Macocha auf seiner Herrschaft Raitz bezogen, und wünschte, daß ich sie dramatisch bearbeitete. Die arme Rozalka, die von der bösen Stiefmutter (mährisch: Macocha *) in die Höhle, dem dort hausenden Drachen zur Beute, hinabgestoßen wird, wäre in der That kein übler Stoff gewesen, ich machte mich jedoch nie an die Ausführung. Alles, was ich damals dichtete und schrieb, legte ich meinem Gönner zur Prüfung vor und er ermüdete nicht, mir seine Meinung darüber zu sagen; oft schrieb er sie mir weitläuftig und umständlich von seinem Sommersitze Blansko, oder von Wien, wo er sich oft aufhielt, oder flüchtig, noch nach dem Theater, wenn es sich auf eine eben beendigte ihn interessirende Vorstellung bezog. Selten wohl hat es wärmere Theaterfreunde gegeben, als den Grafen von Salm und seine Gemahlin Maria, aus einem alt-irländischen Grafenhause. Unser mittelmäßiges Theater lieferte ihnen den Gegenstand zu den geistreichsten Auseinandersetzungen, wobei ich jedoch hinzufügen muß, daß das, was sie sagten, bedeutender war, als das, was ihnen dazu die Veranlassung gegeben hatte. Graf Hugo wollte mich ganz in sein Haus nehmen. Er litt an den Augen und wünschte einen Vorleser für seine über alle Fächer und in den verschiedensten Sprachen ausgebreitete Lektüre. Hiezu schien ihm meine Acquisition erwünscht. Um mich günstiger stellen zu können, wollte der edle Mann nur den Zeitpunkt abwarten, wo er unumschränkter Herr seiner Güter seyn würde. Ein Vertrag mit seinem Vater, des noch lebenden Fürsten von Salm, eines schon damals hochbetagten Mannes, genirte ihn in seinen Ausgaben; dieß Verhältniß hat sich nie geändert; der 87jährige Vater hatte das Unglück, seinen 60jährigen Sohn zu überleben. Seitdem ich Oestreich verlassen, wurde das nähere Verhältniß zu dem Altgrafen aufgehoben, und nur selten erfreuten mich briefliche Mittheilungen. Die Nachricht von dem Tode des wackern, hochverehrten Mannes traf mich in Paris, und ich eile bei meiner Rückkehr von dort, seinem mir so theuern Andenken diese Zeilen zu widmen. Er wurde von allem Großen, Guten, Schönen und Nützlichen schnell ergriffen und interessirte sich warm dafür; rastlos im Forschen, setzte er sich oft der Gefahr aus; es ist bekannt, welche Versuche er mit tollen Hunden anstellte; er ließ sich an Stricken in den schwindelnden Abgrund der Macocha zu verschiedenen Malen hinab, um dem Laufe des Baches nachzuspüren, der sich unten einen unterirdischen Weg sucht und erst weit davon wieder zum Tageslichte zurückkehrt, wie auch um andere Beobachtungen dort anzustellen. Unermüdet war er auf die Verbesserung des Ackerbaues bedacht; keine neue Erfindung tauchte auf, die er nicht sogleich in seiner großen Musterwirthschaft einführte. Dem großen böhmischen Gelehrten Dobrowsky, der seine letzten düstern Tage bei ihm verlebte, setzte er ein imposantes Denkmal auf dem Friedhofe in Brünn. Er war ein merkwürdiger Mann, ein seltener Mensch, der die Klagen aller Jener mit in die Gruft nimmt, die das Glück hatten, ihn näher zu kennen.

August Lewald.

*) Sprich: Mazocha.

Die artistischen Beilagen.

1) Die Plaza real und die Corpus Christi Prozession in Sevilla.
2) Original-Modekupfer aus Paris.

Anmerkung. Wir finden für nöthig, anzuführen, daß wir den Artikel „Spanien im Jahr 1835“ nach eigener Uebersetzung liefern, da derselbe schon in einem andern deutschen Blatte erschienen ist, um uns vor dem Vorwurfe des Nachdrucks zu verwahren.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 4. 27. April. 1836.

Eisenbahnenlied

Was schnaubt und qualmt dort vor der Wagen Reihe?
Es scheint ein Elephant,
Daß er als Zugthier sich zum Dienste weihe,
Gemacht von Menschenhand. —

Und seht, es zieht mit wunderbarer Schnelle
Den langen Wagenzug,
Das Werk der Kunst, gar mächtig von der Stelle,
In Adlergleichem Flug.

Seht ihr die Bahn der Linien von Eisen,
Die fest und schnurgerad,
Bedeutungsvoll nach Ost und Westen weisen?
Seht Ihr den Zauberpfad?

Was ist's, das wunderbarlich heut zu Tage
Solch' Menschenwerk belebt?
Das Element, auf dem nach heil'ger Sage
Einst Gottes Geist geschwebt;

Und noch ein Element, mit ihm verbunden,
Ihm scheint es nicht verwandt,
Das Prometheus in thatenvollen Stunden
Dem Himmel kühn entwandt.

Kennt ihr das Kind des Wassers und der Flammen,
Es wird nur Dampf genannt;
Doch Wunder wirkt's, hält man es klug zusammen,
Gezähmt von Menschenhand.

„Hans Dampf“ hat man zum Schimpf oft den geheißen,
Der nimmer viel geschafft,
Doch Dampf ist nun auf solcher Bahn von Eisen
Das Ideal von Kraft.

Vergeudet nicht zu Kriegs- und Mordgewehren
Hinfort dieß edle Erz.
In Freud und Glück auf solcher Bahn verkehren
Erfreue aller Herz.

Ja alle Ketten, Fesseln, Wehr und Waffen
Aus roher, harter Zeit,
Sie werden einst zu Schienen umgeschaffen,
Zum Preis der Menschlichkeit.

Mit Eisen-Schienen webet sonder Bangen
Ein Netz von Pol zu Pol!
Sieht sich Europa einst darin gefangen,
Dann wird es ihm erst wohl! —

(Ameise.)

Telegraph von Prag.

In den schönsten, wohlthätigen Anstalten unserer Hauptstadt muß vorzugsweise auch diejenige gezählt werden, welche unter der Benennung: „Prager Frauenverein zur Unterstützung weiblicher Kunstfertigkeit“ bekannt ist. Von dem menschenfreundlichen Sinne edler Damen in's Leben gerufen, besteht dieselbe schon lange Zeit hindurch, und von Jahr zu Jahr ist ihr Wirken von dem günstigsten Erfolge begleitet. Auch im vergangenen war dieß der Fall, und es ist am deutlichsten ersichtlich aus einer 1836 gedruckten: Nachricht, über die Einrichtung und den Vermögensstand des Prager Frauen-Vereins zur Unterstützung weiblicher Kunstfertigkeit und der damit verbundenen Erziehungs-Anstalt für Waisenmädchen. Für das Jahr 1835,“ die wir in diesem Augenblicke vor uns haben. Der Vermögensstand der Anstalt, zusammen genommen, wird in dieser Nachricht mit der bedeutenden Summe von 58,517 Gulden 37 1/4 Kr. Wien. Währ. ausgewiesen, was eine beträchtliche Vermehrung desselben, im Vergleich mit dem Vermögensstande am Schlusse des Jahres 1834, beurkundet. Sie muß jedem Freunde des wahren Guten höchst erfreulich seyn, so wie auch der neuerliche Beitritt mehrer hohen Damen zum Vereine und die glückliche Wahl Ihrer Durchlaucht, der hochgebornen Frau Isabella Fürstin von Thurn und Taxis, gebornen Gräfin Eltz, zur Präsidentin derselben. Der schöne Zweck der Anstalt verdient die möglichste Beachtung und besteht darin,

weibliche Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit zu unterstützen und zu befördern, dann darin, für die Erziehung dürftiger, elternloser, weiblicher Kinder so lange Sorge zu tragen, bis sie zum Antritte eines Dienstes geeignet sind. In ersterer Beziehung ist das Bestreben des Vereins dahin gerichtet, weiblichen Individuen den Lebensunterhalt durch den Absatz ihrer Erzeugnisse zu sichern, und in letzterer ist ein eigenes Institutshaus vorhanden, in dem auch das nöthige Lehrpersonal zur Unterrichts-Ertheilung in den nothwendigen Lehrgegenständen, so wie in den Handarbeiten unterhalten wird. Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen, dann Stricken, Nähen, Spinnen und Bänderschlagen, bilden ungefähr die Grundelemente dieser Unterrichts-Ertheilung, und zur Kontrollirung derselben, so wie zur allgemeinen Beurtheilung der Fortschritte von Seite der Mädchen, werden von Zeit zu Zeit auch öffentliche Prüfungen abgehalten.

(Bohemia.)

Der Violinspieler Riefstahl in Frankfurt.

Man hatte gehofft, diesen Künstler noch einmal in einem eigends von ihm arrangirten Concerte zu hören; doch nachdem derselbe vor Kurzem in einem Zwischenakte gespielt hatte, wurde er von der aufmerksamen Operndirection für das Orchester gewonnen, wo er künftig als erster Violinspieler fungiren wird. Frankfurt gewinnt durch Acquisition dieses Talentes einen neuen Theoretiker und Componisten, der auf die Bildung des musikalisch-ästhetischen Urtheils gewiß nicht ohne sichtbaren Einfluß bleiben wird. In seiner neulichen Produktion fand Herr Riefstahl lebhaften Beifall. Man kommt darin überein, daß er ein unverkennbares Talent für die Komposition besitzt. Der zweite Satz seines neulichen Concerts ist allein schon im Stande, ihm die Theilnahme jedes Kenners und empfindenden Freundes der Musik zu sichern.

(Didaske.)

Curiose Anzeigen.

Ein Studirender der Universität, der eine schöne Hand schreibt, wünscht in der französischen, lateinischen, griechischen und deutschen Sprache, sowie in der Mathematik Unterricht zu ertheilen.

— Frankfurter Messe. Unterzeichnete hat die Ehre, einem hohen Adel und geehrten Publikum ergebenst anzuzeigen, daß sie mit Naturseltenheiten und Merkwürdigkeiten angekommen ist, und in der dazu erbauten Bude auf dem Paradeplatz alle Tage die Messe über, von Morgens 9 Uhr bis Abends 9 Uhr, vorstellt: 1) Das schöne Wundermädchen, 16 Jahre alt, 26 Zoll groß und 95 Pfund schwer, schön und ausgebildet, die mit Recht als ein Wunder der Natur betrachtet werden kann. 2) Die weissagende Minerva und Tyroler Ballettänzerin, Nanette von Helden, wird mit acht Touren Ballet tanzen, so wie durch mathematische Kunstfertigkeit die Anwesenden auf das Angenehmste unterhalten. 3) Ein merkwürdiges Naturspiel, genannt der Hektor. Dieses Thier, vom Hundegeschlecht, ist von einem Kapitän aus Batavia nach Holland gebracht worden; ist 1½ Elle hoch, 2½ Ellen lang, hat 12 bis 15 Pfd. feine Schnürgehänge auf seinem Körper, fein wie Seide, 1½ Elle lang, und ist das schönste Thier, was je gesehen worden. 20 Louisdor, wer ähnliches aufweisen kann. 4) Panorama mit Abwechslung der schönsten Ansichten von Rußland, Italien, Böhmen und mehrer Ansichten Deutschlands und Englands.

C. v. Helden. L. A. Braax.

— Gemüthliche Einladung. Heute, als den 3. April, wird auf das Freundlichste Speckblumen-Salat mit süperbem Schinken verspeist bei einem freundlichen Gastgeber.

Antusch, Gerbergasse.

(Leipz. Tagbl.)

Von der Leipziger Messe.

Der berühmte Akustiker Friedrich Kaufmann aus Dresden wird mehre seiner bewunderungswerthen Instrumente im hiesigen Gewandhause zu Gehör bringen. Diese sind: das Harmonichord, das Bombaulodion, das Chordaulodion, der Trompeter-Automat und ein ganz neues Instrument, welches hier erst wo möglich seinen Namen erhalten soll und bis jetzt von den kunstsinnigen Freunden des Erfinders: Salpinga tympanon genannt wurde. Gestattet es zwar nicht der Raum d. Bl., eine ausführ-

liche Beschreibung denen zu geben, welchen diese Kunstwerke noch fremd sind, so bemerken wir nur, daß das Harmonichord (ein Tasteninstrument, und zwar in seinem Umfange vom großen C bis zu dem dreimal gestrichenen F), am nächsten der Francklinischen Glasharmonika zu stellen ist. Sein Ton erfreut gewiß jeden, wenn er auch, unbekannt mit andern Versuchen in dieser Gattung der Instrumente, nicht die seltene, und so viel uns bekannt ist, noch nie erreichte Vollkommenheit desselben bewunderte. Das zarte, wahrhaft ätherische Instrument verlangt aber allerdings einen Spieler, der es, wie Herr Kaufmann selbst, mit Delicatesse zu behandeln weiß, wenn es in voller Schönheit ertönen soll. Der Trompeter-Automat gehört unter die berühmtesten Schöpfungen in dieser Gattung und wir verweisen, um sich hinreichend damit bekannt zu machen, auf die ausführliche Beschreibung darüber von dem genialen Carl Maria von Weber in der Leipz. musik. Zeit. B. 14. Seite 663—666. Dieser hatte Gelegenheit, diese Maschine noch unvollendet auf dem Schraubstocke zu sehen und zu hören. Ist es schon interessant, diese höchst einfache und compendiöse Maschine auf einer ihr angesetzten Trompete mit vollkommen schönem, gleichmäßigen Tone und fertigem Zungenstoße, Fanfaren, Signale, Aufzüge u. dergl. blasen zu hören, so gränzt es fast an das Unbegreifliche, Doppeltöne in der gleichsten Stärke und Reinheit zu vernehmen, und wir waren sehr überrascht, als wir von diesem Trompeter nach einigen einstimmigen Sätzen auf einmal ein Paar muntere Aufzüge in Octaven, Terzen und Quinten u. dergl. und einen sehr schönen Doppeltriller zu hören bekamen. Das Chordaulodion ist nicht weniger kunstvoll und oft vermuthet man, nicht einen Automat, sondern zwei Virtuosen auf der Flöte und dem Pianoforte bewundern zu müssen. Alles, was zum guten Vortrage auf diesen Instrumenten erforderlich ist, wird hier ausgeführt und ausgezeichneter Anschlag, Gebrauch der Dämpfer und Züge, Piano, Crescendo, Decrescendo, desgleichen das Anschwellen und Nachlassen auf aushaltenden Tönen der Flöte macht die Täuschung zur Wirklichkeit und läßt nicht mehr an einen Automat denken. Die Wirkung der übrigen Instrumente verschweigen wir, doch versprechen wir von diesen denselben Genuß, wie von den genannten, vielleicht aber den größten, wenn der erfahrene Meister sämmtliche zugleich mit einander verbindet und von allen Seiten Musik erschallen läßt, wo dann ein großes Instrumentalstück der wunderbarsten Art ausgeführt wird.

Theater.

Hamburg. Mad. Döring vom Mannheimer Stadttheater, gegenwärtig hier engagirt, trat am Sonnabend in den Rollen: Baronin Holmbach in: „Stille Wasser sind tief,“ und als Adolphine, in dem zum Erstenmale zur Aufführung gekommenen Vaudeville: „List und Phlegma,“ von Angely, auf, und wurde am Schlusse einstimmig gerufen. An diesem Künstlerpaar, Hrn. und Mad. Döring (letztere ist eine Schwester der Dem. Sutorius), hat unsere Bühne eine höchst erwünschte Acquisition gemacht.

Herr Professor Merk von Wien, der als Instrumentalist einen fast europäischen Ruf hat, spielte am Dienstag zum Ersten- und Letztenmale im Stadttheater in den Zwischenpausen mit einem Beifall, wie er seit lange hier nicht gehört worden.

Herr Dahn, vom Hoftheater in München, gegenwärtig hier gastirend, trat am Sonntag als Gaston in: „Der Mann mit der eisernen Maske“ auf, eine Rolle, in der Herr Dahn hier noch in sehr gutem Andenken steht, und die unstreitig seinen Künstlerruhm am Meisten mit begründete.

Herr Raimund von Wien ist bereits hier eingetroffen, und wird gegenwärtig sein neuestes, in Wien mit so vielem Beifall aufgenommenes Product: „Der Verschwender“ einstudirt, worin er als Gast in der Hauptrolle zuerst auftreten wird.

Berlin. Rellstab sagt in der Voss. Zeitung: Wir wollen es unentschieden lassen, ob das neue Divertissement des H. Taglioni, das Rosenmädchen, oder das neue Lustspiel des Hrn. Devrient, die Gunst des Augenblicks, dem Theater am Mittwoch die Gunst des Publikums, oder wenigstens dessen ungemein zahlreichen Besuch verschaffte. Genug, das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Referat über

das Lustspiel ist in diesen Blättern nicht die Obliegenheit des Referenten, und was das Ballet betrifft, so hat er seine Geschmacks-Unfähigkeit bereits mehrmals eingestanden, die ihn durchaus hindert, den Genuß, welchen andere aus den Ballets und Divertissements zu schöpfen wissen, mitzuempfinden. Er kann daher nur sagen, daß ihm dieses Divertissement genau so vorkommt, wie die zwanzig oder dreißig anderen, die er gesehen. Der Inhalt ist, so viel wir uns dessen erinnern, der des Stücks: „Das war ich," nur balletartig abgeändert. Der Inhalt ist indessen, wie man mich versichert, das unbedeutendste Element eines Ballets, und in den Tänzen beruht Alles. Diese waren denn nun, für den stumpfsinnigen Referenten, genau das Einerlei aller übrigen Ballet-Vorstellungen, und man könnte ihn auf der Tortur befragen, so würde er nichts anderes darüber auszusagen wissen. Somit muß er denn auch die schaulustigen Berliner auf eigene Erfahrung verweisen. Wollen sie aber einen Begriff von der feinen Komik des Divertissements haben, so theilen wir ihnen möglichst buchstäblich (d. h. so viel uns unser Gedächtniß bewahrt hat) die auf einer Tafel befindliche Inschrift mit, die den Vordergrund des Theaters zierte: „Hier begränzt Man Heuth daß Beßte und Tugent Hafft ichste Rohsenmethchen in diesen Dißtrichst." Für jeden Buchstaben schwören wir zwar nicht, allein doch für das Beßte Rohsenmethchen. — Das Uebrige überlassen wir eigenem Urtheil.

Anekdoten.

„Du!" sagte ein Berliner Nachtwächter zum andern, der neben ihm auf einer Treppe lag, „jeh' mal vor mir nach de andre Ecke, un hole mir en halb Quart Jurjelverjnüjen; ick bin so müde, ick mach mir nich rüppeln." — „Ne," antwortete der Andere, „det jeht nich; es fehlen man noch zwee Minuten an drei, un denn muß ick hier oben den Reisenden wecken." — „Na, na," sagte der Erste, „Du bist ja unjeheuer pünktlich! dann hol' mir wenigstens ein Viertelquart, dazu wird doch wohl Zeit sin!"

— Haarwuchs-Pomade. Einem Herrn, dessen Scheitel anfing, bedeutend kahl zu werden, wurde vom Arzte eine den Haarwuchs befördernde und das Ausfallen der Haare verhindernde Pomade empfohlen. Er ließ sich durch seinen Bedienten, einen Burschen vom Lande, die Pomade holen und damit jeden Abend vor'm Schlafengehen seinen Kopf einreiben. Dem Bedienten kam das wunderlich vor, und er bat seinen Herrn, ihm zu sagen, warum er ihm denn alle Abende den Kopf einschmieren müsse. Dieser unterrichtete ihn von der Wirkung der Pomade, die der Bursche denn auch mit großem Erstaunen wahrnahm, denn es stellten sich allmälig wieder Haare auf dem kahlen Scheitel ein. Herr und Diener hatten an dem gedeiblichen Wachsthum der Haare ihre Freude, und Letzterer wurde von Neuem ausgeschickt, um, zur Fortsetzung des Verfahrens, eine frische Büchse voll zu holen. Am Abend darauf war in dieser erst geholten Büchse kaum noch so viel, als zur Einreibung des Kopfes hinreichte. — Erzürnt fragte der Herr den Bedienten: wo er die Pomade gelassen habe? Er erhielt die treuherzige Antwort: „Damit habe ich Ihren alten Pelz eingeschmiert, weil doch dem auch schon alle Haare ausgegangen sind."

— Man lobte die gesunde Farbe und gute Gesundheit eines wohl conservirten Juden, der 70 Jahr alt und noch rasch auf den Beinen war. Die Frau des Juden erwiederte: „Du lieber Gott! Mer sein arme Leut'; hätt' ich meinem Mann gute Pflege geben können, er wär' schon hundert Jahr alt.

Allerlei.

Alle alten Papierschnitzel deutscher Dichter werden jetzt gesammelt und herausgegeben. Sichern Nachrichten zufolge werden nächstens „Goethe's Schneiderrechnungen" erscheinen. Sie haben darum ein um so größeres Interesse, als sie alle — obgleich Goethe ein deutscher Dichter war — quittirt sind.

(Ameise.)

Pariser Tabletten.

1836.

Von

August Lewald.

Tabletten! Es war eine Zeit, wo sie eine wichtige Rolle spielten; diese Zeit ist nun zwar vorüber, warum sollte es aber nicht erlaubt seyn, auch hier dem Rococo, dem Pompadour-Geschmack zu huldigen, wie in andern Dingen. Es ist wahrlich nicht so geschmacklos, als man uns noch vor zwanzig Jahren glauben machen wollte. Jene Zeit war in ihrer Gesammterscheinung vollständiger, als die unsere.

Es gibt zweierlei Arten von Tabletten. Tabletten der Vergangenheit und Tabletten der Zukunft. Ich führte die Letztern während meines neulichen, kurzen Aufenthalts in Paris, und übergebe die Erstern hiemit meinen Lesern. Auf jene schrieb ich nämlich sorgfältig, was mir die Gunst des Augenblicks bescheeren sollte, um nichts zu versäumen oder zu vergessen, und die Letztern füllte ich bei meiner Rückkehr aus dem Gedächtnisse aus, weil mir die Zerstreuungen nicht Zeit ließen, es an Ort und Stelle zu thun. Die Erinnerung ist ein guter, treuer Maler; um genaue Angaben handelt es sich hier nicht, und das Steife in den Schilderungen verwischt sie glücklich.

So sah ich denn Paris nach vier Jahren wieder; den Straßenlärm hat Gisquet glücklich verbannt; die Couplets gegen die Minister sind verstummt; die politische Carrikatur ist verschwunden; das Volk und der Adel neigt sich zur Gottesfurcht. Am Charfreitag strömt Alles in die Kirchen, um die hochaufgeschmückten heiligen Gräber zu besuchen; das schlechte Wetter stört die Promenade von Longchamps, nicht aber

die Wallfahrt zu ferngelegenen Kirchen. Der Erzbischof von Paris wird wieder vernommen und der allgemeine Ablaß ist an den Kirchthüren angeschlagen. Welch' eine Verwandlung!

Die Religion ist Mode! Um in Paris wieder Eingang zu finden, mußte sie es werden; anders war es selbst ihr nicht möglich. Wer die Pariser kennt, wird mir Recht geben.

Hier folgen nun einige leichte Schilderungen aus der Zeit — dem Frühjahre 1836. Es sind noch nicht vierzehn Tage her, daß ich die Gegenstände sah, von denen ich berichte. Frische wird man diesen Blättern daher nicht absprechen können.

I.

— — Wir waren die drei ewig langen Stiegen in dem Hause Nro. 18 auf dem Quai Malaquai vergebens hinaufgestiegen. „Madame schlafe," hieß es, „sie sey fatiguirt — sie habe die ganze Nacht gearbeitet!" —

„Ob sie auch wirklich schlafe," fragte mein Begleiter, der Niemand anders als der sarkastische Heine selbst war.

„Er möge sich nur davon überzeugen," erwiederte scherzend die Bonne, indem sie die Thür ein wenig öffnete, „dem lieben Cousin sey das schon erlaubt, doch solle er kein Geräusch machen."

Heine warf einen flüchtigen Blick in das verdunkelte Schlafgemach, und zog mich mit sich fort; ein hübsches Mädchen, mit langen, flatternden Haaren lief ihm nach und reichte ihm die Hand, um den Cousin zu begrüßen und ihn zu bitten, andern Tages wiederzukommen.

„Das ist ihre Tochter," sagte er zu mir, „ein hübsches Kind, wie Sie sehen, doch die Mutter ist hübscher. Sie lebt von ihrem Gatten getrennt, größtentheils auf dem Lande; ich freue mich, daß sie gerade jetzt in Paris ist, um Sie vorstellen zu können."

„Macht sie ein Haus?" fragte ich.

„Ein Zimmer macht sie," antwortete er lachend; „um ein Haus zu machen, langen ihre Einkünfte nicht zu. Obgleich sie von allen Romandichtern am Besten bezahlt wird, so nimmt sie doch nur höchstens 20,000 Franken jährlich ein. Und was ist das?"

Er sprach von Madame Dudevant oder Georges Sand, deren Wohnung wir so eben verlassen hatten; eine der pikantesten Erscheinungen auf dem weiten Felde der neueren französischen Literatur. Wir hatten Karten dort gelassen und uns für den nächsten Morgen ange-

sagt. Es war vier Uhr; noch zwei ganze Stunden bis zum Essen; es konnten füglich noch zwei gewöhnliche Besuche abgestattet werden. Wir begnügten uns jedoch an diesem Tage nur noch mit einem einzigen, so lang währte er und so interessant war er.

„Nach den Archiven,“ wurde dem Kutscher zugerufen. Eine tüchtige Strecke von dem Quai Malaquai. Endlich hielten wir vor einem Portale; wir gingen über den Hof, die breite Stiege eines großen Hotels hinauf. Während uns der im Vorzimmer postirte Bediente melden ging, erblickte ich durch eine geöffnete Seitenthür einen zierlich gedeckten Tisch.

„Wir kommen zur Unzeit,“ sagte ich zu meinem Begleiter, „es scheint, daß das Diner Ihren Freund bereits erwartet.“

„Er speist nicht im Hotel,“ gab er mir zur Antwort, „sondern mit der Dame seines Herzens, der schönen Herzogin von B....., auf deren Landsitze ich im vergangenen Sommer himmlische Tage verlebte. Dies hier ist für die Dienerschaft servirt.“

Der Bediente kam zurück und öffnete die Thür, um uns zu seiner Herrschaft einzulassen.

Wir traten in ein großes, reich decorirtes Arbeitszimmer; die Möbel und Vorhänge von blauem Atlas, der Kamin mit kostbaren Vasen und einer prächtigen Uhr geziert. Große Tische, mit Teppichen behangen, trugen schöne Mappen, und elegante Schatullen aller Art und Größe, und die Schränke an den Wänden, deren zahlreiche, mit grünem Saffian und Gold bekleidete Schubladen mit Aufschriften versehen waren, so wie ein weiter, mit mannigfachem Material bedeckter Schreibtisch in der Mitte des Salons schienen anzudeuten, daß wir uns in dem Arbeitsgemache eines stark in Anspruch genommenen Geschäftsmannes befanden.

Mit freundlichem Anstande kam uns ein Mann entgegen, der wohl an dem Anfang der Dreißiger stehen mochte, von hohem Wuchse, das braune Haar in natürlichen Locken die breite Stirne beschattend, ein helles, verständig blickendes, dunkelblaues Auge auf uns gerichtet, eine feine Nase und ein überaus schön geformter Mund. Dies war Mignet, der Jugendfreund des Premierministers, und von Beiden der berühmtere Geschichtschreiber der französischen Revolution.

Mignet ist von ruhigem Temperamente und hat seinen Ehrgeiz nicht auf die Erlangung großer Macht und Ansehens gerichtet. Er bescheidet sich mit dem anspruchlosen Theile: ein sorgenfreies, angenehmes Leben zu führen und sich dabei seinen Lieblingsstudien ganz hingeben zu können. Und dieß hat er erreicht. Mignet bildet einen schönen Gegensatz zu Thiers. Beide kamen als arme, ungekannte

junge Leute nach Paris, um ihr Glück zu suchen. Wohin führte dies den Einen? Er steht in diesem Augenblick auf dem eminentesten Platz im Staate, während der Andere nur immer noch den bescheidenen Raum des Schriftstellers für sich in Anspruch nimmt. Jener, allmächtig, zählt außer seinen Creaturen nur Feinde, während dieser geschätzt und geliebt von aller Welt wird. Rührend jedoch ist die Zuneigung, die Mignet seinem alten Jugendfreunde bewahrt, und sie brachte auf mich um so mehr diesen Eindruck hervor, desto unumwundener die Art und Weise war, womit er sie vor dem ihm gänzlich Unbekannten zur Sprache brachte.

Der bekannte Aufsatz: „Adolphe Thiers“ überschrieben, der zuerst in der Revue des deux mondes erschien, und von dem nun auch ein besonderer Abdruck veranstaltet wurde, rührt bekanntlich von Loeve-Weimars her. Dies ist ein noch junger Mann, in Hamburg geboren, der frühzeitig nach Paris kam und sich nunmehr dort nationalisirt hat. Er besitzt Geist und schreibt vortrefflich, das erkennen ihm selbst seine Gegner zu. Was ihn zunächst mit Haß gegen Thiers erfüllte, war der vergebliche Versuch, den er machte, die Direktion der großen Oper zu erlangen, die von dem damaligen Minister des Innern Herrn Duponchel übertragen wurde. Man weiß, daß dieses Amt eine Goldmine für Veron geworden war, und daß daher Loeve-Weimars Zorn einen guten Grund hatte, da er sich wieder auf seine Schriftsteller-Einkünfte reducirt sah, während er von Schätzen träumte und sich schon als Alleinherrscher über ein Heer schöner, williger Sclavinnen erblickte. Seine Schriftstellerei soll ihm jedoch eine artige Summe jährlich abwerfen.

Was ich Loeve-Weimars nicht verzeihen kann, ist, daß er den Franzosen, d. h. jenen, die nicht deutsch verstehen und sich daher nicht mit eigenen Augen überzeugen können, einen schiefen Begriff von unserer Literatar durch seine, übrigens recht gelungene Uebersetzung der Hoffmann'schen Nacht- und Phantasiestücke beigebracht hat. Durch ihn ist es in Paris Mode geworden, bei Hoffmann zu schwören, Hoffmann als einen unserer ersten Geister zu bezeichnen, Hoffmann und Göthe stets zusammen zu nennen, als ständen sie ganz auf gleicher Stufe, und den Faust so wie die Elixiere des Teufels so anzusehen, als seyen sie aus einem Geiste hervorgegangen. Wie verwundert schauen uns die armen Leute an, wenn sie aus unserm Munde dann vernehmen, daß wir unsere großen Geister anders klassificiren, und daß wir noch eine Menge Namen besitzen, die wir in die ungeheure Spalte hineinschieben können, die in unserer Literatur sich zwischen den Namen Göthe und Hoffmann befindet. Mit Entrüstung erwähnte Mignet

jenes Artikels von Loeve-Weimars. Er sprach von Unwahrheiten und Entstellungen, namentlich von solchen, die den persönlichen Charakter des Premierministers in ein falsches Licht stellten. Da er glaubte, daß es mich als Deutschen ganz besonders interessiren würde, hielt er sich bei dem Begebnisse mit dem deutschen Buchhändler Schubart auf.

Dieser Schubart war stets ein excentrischer Mensch gewesen, der für neue und große Ideen leicht zu gewinnen war. Viele, die dies zu benützen verstanden, haben dem Mann zu seinem Ruin verholfen. So unter Andern Julius Klaproth mit seiner Sinomanie, dessen chinesisches Wörterbuch in Folio der arme Schubart auch in Verlag genommen hatte. Durch dieses Mannes Vermittelung unterstützte nicht nur der verstorbene Freiherr v. Cotta den jungen Thiers mit reichlichen Fonds, sondern Schubart wußte auch noch auf andere Weise ihm wichtige Dienste zu leisten. Dies soll nun Thiers, wie Loeve-Weimars behauptet, mit dem schnödesten Undank vergolten haben. Er will Schubart im wahnsinnigen Zustande, als zerlumpten Bettler am Rhein umherirrend, gesehen haben u. s. w.

Diesem widerspricht aber Mignet geradezu als einer boshaften Verläumdung, und was er mir hierüber sagte, trug so sehr den Stempel der Wahrheit, und die ganze Art und Weise des Mannes war so überzeugend, daß ich keinen Anstand nehme, seine Worte hier als Widerlegung der Loeve'schen Angaben folgen zu lassen.

Schubart zeigte in seinem Alter Spuren von Wahnsinn, die sich besonders in der Lust offenbarten, sich fremdes Eigenthum anzueignen, wenn er auch keinen Gebrauch für sich davon zu machen wußte. Als diese Symptome für seine Umgebung immer lästiger wurden, beschloßen seine beiden freundschaftlichen Pfleger, Mignet und Thiers, auf Anrathen des Arztes, der davon eine Besserung für den Patienten versprach, ihn nach seiner Heimath zu senden. Allein auch dies soll nicht im Stande gewesen seyn, den unglücklichen Mann wieder zu sich zu bringen, und nach kurzer Zeit war er wieder in Paris bei seinen jungen Freunden. Da Thiers keine Zeit dazu hatte, so war Mignet fast allein mit der Sorge für Schubart beauftragt, und er trug gewissenhaft diese lästige Pflicht, die immer drückender wurde, da Schubart's Zustand sich mit den zunehmenden Jahren verschlimmerte. Aus seiner frühern Zeit als Buchhändler und mehr noch als Bücherfreund hatte er die Gewohnheit, stets auf schöne Einbände zu sehen, und diese Liebhaberei war nun in seinem Wahnsinn dahin ausgeartet, daß er jedes Buch, so bald er es in die Hände bekommen konnte, mit einem Risse seines Einbandes entkleidete, um, wie er sagte, es besser binden zu lassen. Man kann denken, welche Unannehmlichkeit dies herbeiführte,

wenn er Mignet in seinem Studirzimmer, wie es fast täglich der Fall war, zu besuchen pflegte. Dieser konnte trotz der angestrengtesten Aufmerksamkeit dennoch manches Buch nicht vor den Händen Schubart's schützen. Hatte man ihm heute neue Kleider geben lassen, so waren sie oft am andern Tag schon wieder beschmutzt und zerrissen; dies war vorzüglich mit Schuhen und Strümpfen der Fall. Der Bediente erhielt dann sogleich den Auftrag, ihn abermals mit neuen zu versehen; Schubart pflegte gewöhnlich den Bedienten in die Magazine zu begleiten, wo die Einkäufe für ihn gemacht wurden, aber dann blieben auch die Reklamationen der Kaufleute nicht aus, denen er stets einige Gegenstände heimlich zu entwenden pflegte.

Trotz aller dieser Unannehmlichkeiten behielt Mignet diese Vormundschaft, und Thiers entzog ihm — wie er mir betheuerte — seine thätige Beihilfe nicht, bis der unglückliche Mann gestorben war.

Mignet beschäftigt jetzt ein großes geschichtliches Werk, das er auf Kosten der Regierung herausgibt. Es führt den Titel:

Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV.

und ist nach den im Königl. Staatsarchive vorhandenen Dokumenten bearbeitet. Es wird nicht in den Buchhandel kommen. Die Einleitung hat Mignet für seine Freunde besonders abdrucken lassen; sie gibt Aufschluß über diese mit dem gewissenhaftesten Fleiße und der gründlichsten Forschung ausgeführten Arbeit des berühmten Geschichtschreibers.

„Man darf behaupten," sagt Mignet, „daß die spanische Successionsfrage der Hauptthebel war, der die Regierung Ludwigs XIV. bewegte. Sie beschäftigte seine äußere Politik und seine Armeen während mehr als fünfzig Jahren, und bildete die Größe seiner Anfänge und das Elend seines Endes. Während Europa sich nach dem 30jährigen Kriege von seiner Erschöpfung erholte und Ludwig XIV. die von Mazarin vernachläßigte Organisation des Innern zum Gegenstande seiner Sorgfalt machte, wurden geheime Negociationen, die spanische Erbschaft betreffend, mit großer Geschicklichkeit geleitet." Die beiden ersten, bis jetzt erschienenen Bände des Werkes umfassen diesen Zeitraum. Der Minister Leonne, der bei seinen Zeitgenossen einen größern Namen hinterließ, als ihm die Geschichte einräumt, leitete sie. Ludwig XIV. sagt von ihm in seinen Memoiren: „Keiner meiner Unterthanen wurde öfter und glücklicher zu fremden Negociationen gebraucht. Er kannte die verschiedenen Höfe von Europa, sprach und schrieb mehre Sprachen mit Leichtigkeit, besaß Kenntnisse, und einen gewandten, geschmeidigen und geschickten Kopf, der sich zu dieser Art von Traktaten mit den Fremden eignete."

Mignet sprach mit vieler Bescheidenheit von dieser wichtigen Ar-

heit, ohne jedoch die Mühe zu verschweigen, die er darauf verwendet hatte. Er übergab mir ein Exemplar seiner Einleitung und eine Abschrift der Vorrede des Werkes; ich hoffe an einer andern Stelle unser Publikum mit diesen interessanten Dingen bekannt machen zu können.

Ich verließ Mignet mit einem Gefühle, das uns sonst einem jungen Pariser Schriftsteller gegenüber nicht anwandelt. Es sprach sich in seinem Wesen eine gediegene Würde aus, die sich gleich fern von dem pedantischen Stolze eines Stubengelehrten, wie von dem zurückstoßenden Wesen eines Parvenüs hält. Es war hier jene von wahrer und tiefer wissenschaftlicher Durchbildung erzeugte Milde anzutreffen, mit einer feinen Lasur Pariser Weltbildung übergossen; eine so reizende und wohlthuende Vermischung, als sie nur angetroffen werden kann.

Ich werde den Eindruck, den diese Erscheinung auf mich machte, nie vergessen.

2.

Am andern Morgen waren wir glücklicher; Madame schlief nicht und wir traten unangemeldet in das kleine, seltsam aufgeschmückte Boudoir der Dame, wo sie, umgeben von einigen jungen Schöngeistern und Kritikern, auf dem Divan saß.

Das Zimmer trug den Stempel des von Janin zuerst wieder aufgebrachten Pompadour-Geschmacks, jedoch nicht in seiner kostbaren Reinheit, sondern mit einigem Goût de la Renaissance und andern fremdartigen Elementen untermischt. Es war nichts aus einem Stück daran und man hatte zu allerlei Ausschmückungen seine Zuflucht genommen, um die Möblirung zu vollenden. Man sah einen modernen Flügel, moderne Tische, antike Lehnstühle, ein Paar incrustirte Schränke, wie sie die Mode nennt, herrliche Blumen in Töpfen und Vasen, chinesisches Porzellan in großen Stücken, einige alte Gemälde in uralten Rahmen, Seltenheiten und Curiositäten, wie sie das Gewölbe der Marchands de bric à brac, unsern Trödlern gleichbedeutend, zieren. Dazwischen hingen an den Wänden Crucifixe, kleine Bilderchen, verwelkte Kränze, Angedenken, nicht fähig, als Schmuck der Wand, an der sie hingen, gelten zu können, wohl aber mit süßen oder schmerzlichen Erinnerungen die Besitzerin zu erfüllen, wenn ihr Auge willkürlich darauf fiel. Aus der ganzen Anordnung des Boudoirs sprach das schwärmerische Gefühl, das die Schriften Georges Sands erfüllt. Die blauen Vorhänge waren herabgelassen und warfen ein zauberisches

Clair-obscur in das Gemach; es hatte nur ein Fenster. In einer fast dunkeln Nische, blau und weiß zeltartig drapirt, saß in den weichen hohen Kissen des Divans eine kleine, zierliche Frau, mit sehr großen braunen, hervortretenden Augen, an jeder Seite der hohen Stirne dicke schwarze Locken, mit farbigen Schleifen durchflochten, die Hinterhaare dicht an das Haupt gesteckt, nach Art der Landmädchen in gewissen Gegenden Italiens, welches denselben ein fast männliches Aussehen gibt. Ihre Kleidung bestand in einem dunkelblauen Schlafrock, der gleichfalls zwischen einem männlichen und weiblichen die Mitte hielt; sie saß ungezwungen, eine kleine Porzellanschaale im Schooße, woraus sie kleine Blätter nahm, die sie in zierlich zugeschnittenes Papier wickelte; wenn sie sprach, zeigte sie ihre großen weißen Zähne, und eine starke, etwas gebogene Nase verlieh ihrem Gesichte einen Ausdruck von Entschlossenheit, dem jedoch die weibliche Grazie nicht fehlte. Es war eine schöne Vermischung der Schönheiten beider Geschlechter in diesem Kopfe, allein die Zierlichkeit des Körpers und die Anmuth der Bewegungen gaben den Ausschlag, und man mußte einer schönen Weiblichkeit darin den Vorrang zuerkennen. Ich glaube, an dieser Gränze kann nur eine Französin den Sieg der Weiblichkeit retten, und ich denke mit Schaudern daran, ähnlichen Naturspielen im Vaterlande begegnet zu seyn. Madame Dudevant ist nichts weniger, als was man sich bei uns unter Mannweib denkt, und doch macht sie als Weib den Uebergang zum andern Geschlechte, wie der Aal zur Schlange, wie der Polyp zu den Pflanzen.

Man sprach von den neuesten Erscheinungen der Literatur.

„Ach, Jocelyn!“ rief sie aus, „welch ein Werk! welch ein Gedicht! Wie beneid' ich die Glücklichen, die in Versen schreiben können, das ist die Weihe des Dichters. Unsere arme Prosa ist das Gewand des Bettlers — es ist nichts! Wie groß ist Lamartine!“

Man suchte sie zu widerlegen; man sprach von schöner Prosa, von ihren Werken, ohne jedoch in fade Schmeichelei auszuarten; sie wollte davon nichts wissen, und blieb dabei, daß man nur in Versen Dichter seyn könne.

„Nur was erfunden ist, sey schön!“ rief sie, „sie hasse alle Beschreibungen und könne sich nie dazu entschließen, Reisen und dergleichen zu lesen. Sie brauche bei ihren Arbeiten keine Studien zu machen; irgend eine vorüberfliegende Erinnerung, irgend eine oberflächliche Kenntniß sey ihr genug, ihren Erfindungen das Colorit zu geben; nähere Details in dieser Hinsicht verschmähe sie stets.“

Nach diesen Aeußerungen mußte es mir unangenehm seyn, daß Marmier, der Redakteur der Revue germanique, der zugegen war,

von meinem Buche über Tyrol zu sprechen anfing und es ihr zur Lektüre empfahl, da sie eben mit der Ausarbeitung eines Romans beschäftigt war, dessen Schauplatz jenes Gebirgsland ist. Er meinte, bei diesem Stoffe dürfte eine lokale Färbung allerdings der Darstellung einen bedeutenden Reiz hinzufügen.

Sie wandte sich hierauf anmuthig nach mir, um mich zu fragen, ob mein Werk übersetzt sey; dann — als ich es verneinte — beklagte sie, es nicht benutzen zu können und sich mit Mercey begnügen zu müssen. Sie wollte wissen, was ich von seinem Buche halte.

Ich lobte die pittoreske Seite desselben, und da ihr nichts an der Genauigkeit in den Angaben zu liegen scheine, so glaubte ich, daß Mercey ihr trotz seiner vielen Unrichtigkeiten dennoch gute Dienste leisten könne. Ich mußte ihr dann noch Einiges von Hofer erzählen, und Marmier versprach zum Schlusse, das ihn Betreffende aus meinem Buche nächstens für den Impartial zu übersetzen, wo er so eben auch die Einleitung meines Münchner Panorama's hatte abdrucken lassen.

Wir sprachen von deutschen Schriftstellerinnen. Ich erwähnte Rahel's und Bettina's, dieser neuen, so glänzenden Erscheinungen; ihre Namen waren nie bis hieher gedrungen, die liebenswürdige Madame Dudevant wußte nichts von ihnen; die anwesenden Franzosen hatten keine Ahnung davon — nur Marmier kannten sie vom Hörensagen.

Nur eine deutsche Schriftstellerin war diesem Kreise bekannt; es war nicht die Schoppe — deren Kinderschriften man jetzt zu übersetzen anfängt — nicht die Hanke, nicht die Schopenhauer, nicht die Gräfin Hahn-Hahn, nicht Caroline Pichler, nicht Agnes Franz, nicht die Birch-Pfeifer — es war die Frau von Chezy, die Chezy einzig und allein, die von der allerliebsten Dudevant außerordentlich geliebt wurde. Sie lächelte über die Toilette und über das Benehmen der guten Frau, aber sie war entzückt von dem Fond von Poesie, die unbestreitbar in ihr schlummert, und sah sich hingezogen zu ihrem liebevollen Gemüthe. Es empörte sie zu hören, wie unglimpflich man die Arme in Deutschland verspotte. Sie hatte sie während ihres Aufenthalts in Paris oft gesehen und sich ihres Umgangs wahrhaft erfreut.

Am Unglücklichsten war es der armen Frau von Chezy in München ergangen; aber wer diese Stadt kennt, wird auch wissen, daß man dort gerade für die Poesie jener Frau nicht die geringste Empfänglichkeit besitzt.

Zwischen dem Musiker Listz und Mad. Dudevant herrscht ein höchst

empfindsames Verhältniß; die Briefe, die sie ihm aus der Schweiz geschrieben, und die in der **Revue des deux Mondes** abgedruckt erschienen, geben davon zum Theil Kunde. Sie sprach mit großem Antheil von ihm und will ihn im nächsten Sommer in der Schweiz besuchen. Bis zur Liebe soll es jedoch nicht gediehen seyn; trotz ihrer Verbindungen mit jungen Männern soll Mad. Dudevant — frei und unabhängig wie sie ist — ihr Herz sehr rein erhalten und Niemand aus ihrer nähern Umgebung sich einer vertrauten Gunstbezeugung zu rühmen haben. Ihre früheren Schicksale waren stürmisch bewegt, sie kennt das Herz und die Menschen, und aus der Vereinigung dieser Kenntniß mit einem schönen, warmen Gefühle, einer großen Tiefe der Empfindung und einer reichen Phantasie, entstehen eben die wunderbaren Gemälde, so einfach und wahr und ergreifend, die sie in diesem Augenblicke zu einer so bedeutenden Erscheinung auf dem Felde der Literatur machen.

Das Gespräch hatte eine ziemlich lange Zeit gedauert und Mad. Dudevant war mit der Arbeit zu Ende, deren ich schon vorhin Erwähnung gethan. Sie holte jetzt zwei tüchtige Cigarrendosen aus dem Schranke und stopfte die kleinen Papierwickel sorgfältig hinein, denn was sie bis dahin gemacht hatte, waren nichts anders als kleine spanische Papiercigarren, die sie für die eigene Consumtion verfertigte.

Während der Arbeit hat nehmlich Georges Sand die Gewohnheit zu rauchen.

„Es strengt mich wohl an,“ sagte sie, „sechs bis acht Stunden auf einem Fleck zu sitzen und zu schreiben — zu schreiben — während Kopf und Seele arbeiten — daß mir das Blut zu den Augen herausspritzen möchte. Viel leichter denk' ich mir das Diktiren, auf und abgehend im Zimmer, oder mit geschlossenen Augen in eine Ecke des Divans gedrückt — allein dabei würd' ich zu viel rauchen und davor fürcht' ich mich.“

Sie ist nur selten in Paris. Auf dem Lande ist sie so glücklich, in einer Familie zu leben, deren Mitglieder aus Zuneigung für sie willig die Nacht zum Tage machen, wenn sie es wünscht; denn Georges Sand schreibt nur des Nachts, und mag dann nicht allein seyn. Es erfüllt sie mit Schauder, Alles um sich schlafend zu wissen; ihre Umgebung muß plaudernd im Nebenzimmer seyn, oder mit ihren gewöhnlichen Arbeiten beschäftigt, dann wird ihr wohl, und dann kommt ihr die Lust zum Schaffen an. Sie schreibt die ganze Nacht hindurch; gegen Morgen legt sie sich nieder und schläft dann bis Mittag, das heißt, was wir Mittag nennen; in Paris ist es noch weit davon. Hierauf kommen Besuche, dann wird Toilette gemacht, gegessen und ein Theater

besucht; oft wird auch in den Abendstunden geschlafen, um die Nacht munter zu seyn.

Auch in Paris haben sich, wie sie mir gestand, Freunde gefunden, welche die Nacht mit ihr zubringen, und ich muß gestehen, wenn mich nicht Theater und Soireen während meines kurzen Aufenthaltes zu sehr in Anspruch genommen hätten, so würde ich um die Erlaubniß gebeten haben, ein Mal von der Parthie seyn zu dürfen.

3.

Am Abende sah ich sie mit demselben Kopfputze in der großen Oper; dieselben dicken Locken mit den Bandschleifen durchzogen, gleich der Fenella in der Stummen von Portici; Alles trug kokette Häubchen, winkende Blumensträuße auf breitschirmigen Hüten, wie es die letzte Mode erheischte — Georges Sand erschien in der einfachsten, natürlichsten Coeffüre. Der bekannte Republikaner Michel, der außer den unerläßlichen weißen Handschuhen nichts Elegantes an seinem Aeußern hatte, führte sie die Treppe hinauf, wo sie, den Kopf lieblich rückgewendet, heitere Worte mit uns wechselte.

Man gab die Hugenotten; diesen harmonienathmenden Koloß; ein bewundernswerthes Kunstwerk! Georges Sand ist entzückt davon, sie versäumte bis jetzt keine Aufführung desselben.

Meyerbeer hat hier eine romantische Tragödie geliefert, wie sie seit dem Don Juan vielleicht auf keiner Bühne erschienen war. Ich bin weit entfernt, bei diesen Worten an eine nähere Vergleichung Beider als musikalische Kunstwerke zu denken, sondern spreche hier blos von der Gattung. Es ist Schade, daß das Stück von Scribe gleich im Anfange ein ziemlich unwahrscheinliches Mißverständniß als Grundlage für das Folgende bietet; diesen störenden Mangel abgerechnet, der für Leute, die mehr Zuhörer, d. h. Bewunderer der Musik, als Zuschauer, Beobachter der Handlung sind, zur Unverständlichkeit wird, ist nichts Opernhaftes in dem Stücke, ein Paar heitre Ausschmückungen des zweiten und dritten Aktes ausgenommen.

Man hat dem Komponisten den Vorwurf machen wollen, daß die Oper zwei streng geschiedene Theile enthalte; daß die ersten Akte der komischen Oper angehören und nur der vierte und fünfte dem tragischen Bereiche zufallen. Allein diese strenge Sonderung macht eben dem Komponisten alle Ehre, wenn sie gleich nicht nach dem ganzen Wortverstande der französischen Kritiker zu nehmen ist. Wer sich hieran

stoßen sollte, könnte — wenn es überhaupt wesentlich wäre — statt in fünf Akten, die Oper in zwei Abtheilungen geben, wovon die erste drei, die andere 2 Akte haben würde. Mir hat eben diese Mischung von Heiterem und Tragischem in diesem Werke sehr wohl gethan, und selbst die strenge Eintheilung, die das Heitre zu Anfang hin verweist, und das Ernste ungestört von jenem darauf folgen läßt, mir zum vollständigsten Eindruck viel beizutragen geschienen. Es ist übrigens nur im französischen Sinne zu nehmen, wenn hier überhaupt von komischer Oper gesprochen wird; es ist durchaus nichts Komisches im Ganzen, und das heitere Element bewegt sich nur in der Erscheinung der Königin und ihres Hofhalts. In dieser Erscheinung hat sich der Komponist in Entfaltung des Graziösen und Lieblichen selbst überboten, und dabei doch eine Würde behauptet, die dem Ganzen, seiner Anlage nach, gebührte. Welch eine Fülle edler Melodie, welch ein Reichthum der Instrumentirung in diesem zweiten Akte, wo wir wie mit einem Zauberschlage uns an den lichtumstrahlten Hof Margaretha von Valois versetzt sehen. Die glühende Landschaft, die hellen Zinnen des prächtigen Schlosses Chenonceaux, getreu an Ort und Stelle von geschickten Malern aufgenommen, die durchsichtigen Schatten, die von blühenden Bäumen auf die breiten Stufen der Terasse geworfen werden, die zierliche Dorus selbst, als Königin, im knappen Costüm der Zeit, mit dem kleidsamen Häubchen, die leicht geschürzten Hofdamen, die sich eines Theils der leichten Hülle noch entledigen, um unbelauscht — wie sie wähnen — zu baden, Alles trägt dazu bei, den Zauber der Musik zu unterstützen und uns dafür empfänglicher zu machen. Wahrlich, Niemand wird diesem heitern Eindruck zu widerstehen im Stande seyn, so lang er im Bann dieses Zaubers ist, und nur nach den folgenden erschütternden Scenen konnte man, an jene zurückdenkend, die Ungerechtigkeit begehen, sie nicht an ihrer Stelle zu finden.

Zur Förderung der dramatischen Handlung im Stück geschieht nur wenig in diesem Akte, das ist nicht zu läugnen, und es könnte das Meiste gestrichen werden, wenn man schneller zum Ziele gelangen wollte; allein wer würde diesen Schmuck gern entbehren? diese fein ausgeführte Broderie; diese tändelnden, neckenden Weisen, welche die schöne Königin anstimmt, die den wackern Raoul de Nangis so gutmüthig mystificirt; diese ritterliche Ergebung Raouls; dieser feine Page, der würdige Bote einer solchen Königin; diese üppigen Chöre endlich, die um das Ganze wie eine blüthendurchwürzte Abendluft schweben! — Mich wandelte bei Anhörung dieses zweiten Aktes ein Gefühl an, als wohnte ich einer Aufführung eines Shakespeare'schen Lustspiels bei; als sähe ich die lustige Hofhaltung des Herzogs in den Ardennen

Leben gewinnen; ich fühlte mich nicht erschüttert, nicht einmal tief ergriffen, aber ich empfand eine solche Lust, eine so heitere Befriedigung, wie sie nur ein durch und durch poetisches Kunstwerk in uns hervorbringen kann. Ich möchte um keinen Preis etwas von diesem Akte bei der Aufführung verloren sehen.

Würden diese Schönheiten nicht von den drastischeren der folgenden Akte überboten, so glaube ich, daß sie gerade bei uns die allgemeinste Würdigung empfangen würden; sie genügten ganz, einer Oper von geringerem Umfange und beschränkterem dramatischen Interesse den bleibendsten Succeß zu sichern.

Auf diesen heitern Akt folgt nun ein sehr geschickt angelegter, der uns die Händel der Katholiken und Hugenotten vorführt und mit artigen Intermezzo's und schimmernder Scenerie durchwoben ist. Die Handlung ist das Pré aux clercs; in der Ferne sieht man das alte Paris, treu dargestellt. Ein effektvolles Kampflied der Hugenotten macht den Glanzpunkt in der ersten Hälfte dieses Aktes. Es ist sehr kräftig in einem überaus ansprechenden Rhythmus durchgeführt und wurde in Paris, so oft ich die Oper sah, zweimal verlangt. Der Hochzeitzug der Hauptheldin und ihres aufgedrungenen Gatten, so wie das darauf folgende Erscheinen eines Trupps Zigeuner, der mit Liedern und Tänzen einzieht, bringt eine buntere Färbung in dieses Nachtgemälde, bis daß das alterthümliche Couvre-feu von den Wächtern angestimmt, den vollständigen Einbruch der Nacht verkündet und eine allgemeine Stille herbeiführt. Der Vater der Braut, von der katholischen Partei, tritt mit einem Vertrauten auf, und es entspinnt sich vor uns der Verrath. Eine große musikalische Scene bereitet sich vor, die in ein Ensemble übergeht, das in einen heftigen Streit der Katholiken und Protestanten ausartet. Das Erscheinen der Königin zu Pferde, mit Gefolge in ihren Palast zurückkehrend, hemmt den eben beginnenden Ausbruch. Das anfängliche Mißverständniß wird gelöst; Raoul erfährt hier, daß Valentine ihn wirklich liebe, aber bereits die Gattin eines Andern sey. In diesem Augenblick erscheint eine prächtig erleuchtete Schaluppe auf der Seine, worin sich der Graf von Nevers mit den Hochzeitsgästen befindet, um seine Braut abzuholen. Die Zigeuner nähern sich, um das Paar zu beglückwünschen, ihre Tänze, die Abfahrt der Schaluppe, das Fortziehen der Königin mit ihrem Gefolge, die Gruppen der ergrimmten Parteien, das Ganze mit Fackellicht, Pechpfannen u. s. w. erleuchtet, schließen diesen Akt.

Im vierten Akte endlich erhebt sich die Oper zu einer höheren Wirkung.

Schon die Dekoration bereitet uns auf die Handlung vor, die

sich hier zutragen soll. Es ist das Zimmer Valentinen's; eine schwerfällige Architektur, eine düstre Pracht; von der Decke senken sich geschnörkelte Schnitzwerke und Kronleuchter in das Gemach, die schweren Teppiche, die grotesken Möbel, die alten Familienbilder; eine dumpfe Luft weht hier. Die Färbung ist fast grau in grau gehalten und doch prächtig dabei; das Silber ist nicht gespart, nur die Beleuchtung scheint uns daran zu hindern, es gehörig wahrzunehmen. Wie erbärmlich erscheinen uns unsere sogenannten Effektdekorationen gegen diese poetisch gehaltenen Gemälde, welche die Scene so trefflich unterstützen; jenes sind schmetternde, leere Trompetenstückchen; dieses tiefsinnige Kompositionen. Es thäte mir leid, wenn man mich für einen berauschten Enthusiasten halten wollte; ich fand in den Pariser Theatern nicht Alles so lobenswerth; allein die vier jungen Maler, welche jetzt von dem Théâtre français und der großen Oper beschäftigt werden, Sechan, Feuchères, Splechin und Dieterle, Letzterer von würtembergischer Abkunft, sind gewiß die ersten Künstler in ihrem Fache und lassen Alles weit hinter sich, was sonst Aufsehen erregte; ihre Gemälde zeigen die Wahrheit des Daguerre'schen Diorama, während der alte, sonst so bewunderte, Ciceri in der Porte St. Martin, so wie alle Uebrigen, jetzt nur noch bemalte Leinwand liefern.

Valentine, die arme, getäuschte Valentine ist allein und beklagt in einer rührenden Romanze ihr Schicksal; da erscheint zu ihrem Entsetzen Raoul, der sie liebt, dem sie durch das unseligste Mißverständniß entrissen wurde. Die Worte:

Vous que j'aimais, et que l'on m'a ravie,
Vous dont j'étais aimé, vous mon bien et ma vie!

singt Nourrit mit einer unnennbaren Innigkeit, gleichsam geheftet an Valentine, ihr in's Ohr, während sie, in Schmerz aufgelöst, ihr Gesicht von ihm abwendet; welch ein schönes ausdrucksvolles Gesicht hat diese Falcon! —

Man hört die Schritte der verschworenen Katholiken; Valentine bittet Raoul, sie zu verlassen; er soll sich zu Thaten für seine bedrängten Glaubensbrüder aufsparen; ihr Vater und die Seinen würden ihn tödten, fänden sie ihn hier; sie will indeß für ihn zu ihrem Gotte beten. Raoul hört nicht auf ihr Flehen, er will bleiben; sie drängt ihn, heftiger bittend, hinter einen Vorhang, wo er sich verbirgt.

Die Edelleute von der katholischen Partei erscheinen und St. Bris, Valentinen's Vater, enthüllt ihnen den Befehl der Königin Catharina von Medicis, um den wachsenden Unruhen im Lande zu steuern, die gotteslästerliche Race der Hugenotten zu vertilgen. Alle schwören, dem

Befehle Folge zu leisten, nur der edle Nevers, Valentinen's Gatte, weigert sich: er zeigt auf die Bilder seiner Ahnen, sagt, er zähle Soldaten, aber keine Mörder unter ihnen, und zerbricht seinen Degen. Valentine stürzt auf ihn zu und ist im Begriffe, ihm ihr Geheimniß zu verrathen, als plötzlich die Anführer des bewaffneten Volkes erscheinen, die auf ihres Vaters Befehl ihn gefangen fortführen.

Die schöne Scene, die nunmehr folgt, ist bis zum Aktschlusse der Gipfel der französischen Darstellung; bei kleinern, deutschen Bühnen, wo man theils aus Nothwendigkeit, theils aus Gewohnheit und Schlendrian, Rollen, die nur einmal zu erscheinen haben, ohne Rücksicht auf ihre Wichtigkeit, mit Choristen besetzt, dürfte gerade das Imposanteste des ganzen Werkes dem Scheitern nahe gebracht werden können. Ich spreche hier von der Erscheinung dreier Mönche, die im Namen des Himmels die Waffen der Katholiken einzusegnen kommen. Schon in ihrem Aeußern imponirten diese Gestalten. Der Eine war groß, ein Heros in Gang, Haltung und Bewegung; die entblößte Stirne, der mächtige, schwarze Bart, gaben dem Kopfe einen großartigen Ausdruck; neben ihm schritt eine gedrängte Figur, mit schwarzem Kraushaare, feurig und kühn in Schritt und Manieren, voll ingrimmiger Lust die Ritter drängend; der dritte Mönch war ein blasser, hagerer Mensch, den dünnen Hals lang hervorgereckt aus der weiten Kutte, mit eingefallenen Wangen, gefalteten Händen und zum Himmel gekehrten Blicken; der lebendigste Contrast der Andern, und der höchsten Wirkung auf die Gemüther gewiß; ein treues Bild eines fanatischen Schwärmers.

Die fürchterlichen Ermahnungen, welche aus dem Munde dieser Drei ertönen, die Anfeuerungen zum Mord, der Segen, den sie über die Waffen aussprechen, der Eid der Ritter, Alles dieß ergreift das Publikum wie mit einem elektrischen Schlage, und nur das wild leidenschaftliche Spiel Nourrits und der Falcon in dem folgenden herrlichen Duett ist im Stande, den Schluß des Aktes noch effektvoller erscheinen zu lassen.

In diesem Duett ist das Einfallen der Glocken von St. Germain l'Auxerrois, in welche die übrigen Glocken von Paris bald einstimmten, von großer Wirkung. Hierdurch wurde das Signal zum Beginnen des Gemetzels gegeben. Raoul will forteilen, um seinen Brüdern beizustehen; Valentine widersetzt sich ihm; die er Mörder nennt, sind ihr Gatte, ihr Vater — er selbst stellt sich der Gefahr blos — sie will, daß er sich verberge — sie gesteht ihm, daß sie für seine Tage zittre, daß sie ihn liebe. Dieses Geständniß entwaffnet ihn plötzlich; er sinkt ihr zu Füßen. Da ertönen auf's Neue die Glocken, man hört Waffen

klirren, Raoul reißt das Fenster auf, er zeigt Valentinen die blutenden Leichname der Ermordeten; jetzt darf er nicht länger zögern, er reißt sich aus den zurückhaltenden Armen der Geliebten los und schwingt sich zum Fenster hinaus; sie sinkt ohnmächtig nieder. Das Ganze dieser großen Scene, worin beide Künstler ein unübertreffliches Spiel entfalten, läßt sich nicht mit Worten wiedergeben; man folgt ihnen durch die Stufenleiter ihrer wechselnden Gefühle, man fühlt sich mit ihnen beengt und geängstigt, und erst nachdem der Vorhang gefallen, athmet man hoch auf und gelangt zu dem Bewußtseyn, daß dieß der höchste Grad von Täuschung sey, den die Kunst hervorzubringen vermag; die Brust sucht sich in Worten Luft zu machen und man hört rings umher: Groß! Schön! Vortrefflich! ausrufen.

Wie überall, so auch in diesem Kunstwerke, liegen die größten Reize in den Contrasten. Auf diesen die Aufmerksamkeit so wie das Gefühl erschöpfenden Aktschluß bringt uns der fünfte Akt eine glänzende Dekoration, einen herrlich beleuchteten Ballsaal, an welchen prächtige Gallerien stoßen. Alles ist hier wieder im Geschmacke der Zeit, und von köstlichem Effekte ist die zweifache Beleuchtung. Ein Bogen und ein großes Versetzstück scheiden nämlich die Vorderbühne oder den Saal von dem hintern Theile oder der Gallerie, und diese strahlt in röthlichem Lichte, während der Saal bläulich beleuchtet ist. Dieß ist aber hier keine bloße Willkührlichkeit, wie man es auch wohl hie und da auf kleinen Bühnen in Deutschland mit Hilfe von bunten Taffentschirmen hervorzubringen vermag, sondern die Malerei macht diese Beleuchtung wesentlich; die blauen Säulen des Vordergrundes reflektiren ein bläuliches Licht, während die überreiche Beleuchtung in der weißen Colonnade einen gelbröthlichen Schein reflektiren läßt.

Eine glänzende Versammlung von Hofleuten führt Tänze aus, wie sie damals üblich waren; die Passepieds und Sarabanden schweben mit der ihnen eigenthümlichen Musik vor unsern Augen vorüber; es ist ein Fest, welches die Häupter der protestantischen Partei zu Ehren der Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margaretha von Valois geben; dieser Ruhepunkt ist unserer Aufregung willkommen, wir sehen ziemlich theilnahmlos zu, und lassen uns von den gefälligen Melodien schaukeln, um uns bald wieder von heftigern Emotionen aufgerüttelt zu sehen.

Raoul stürzt im blutigen Waffenrocke in den Saal und entwirft der Versammlung ein Bild von den Gräueln, die in diesem Augenblicke in Paris verübt werden; Alles bebt zurück; die Damen entfliehen entsetzt, die Männer ziehen die Degen und stürzen Raoul in wilder Unordnung nach.

Das verwandelte Theater zeigt uns eine protestantische Kirche nebst einer daran stoßenden Gasse; ein freundlicher Mondschein erhellt Paris; Haufen von protestantischen Weibern fliehen mit ihren Kindern auf die Scene, Marcel befindet sich verwundet unter ihnen.

Ich habe in dieser flüchtigen Skizze Marcel's noch nicht gedacht, obgleich er schon von Anfang auf der Bühne erscheint und sich ein wichtiges Ansehen gibt, obgleich er von nun an erst größere Bedeutung gewinnt. Marcel ist der Knappe Raoul's und ein eifriger Protestant; in musikalischer Hinsicht ein wunderbar angelegter und durchgeführter Charakter. Wie man dergleichen Personen wohl in Schauspielen Bibelsprüche in den Mund legt, so läßt hier der Komponist seinen Marcel den protestantischen Kirchengesang anstimmen; so oft er zu singen anfängt, so geht die Musik in den feierlich einfachen Choral über und sein Baß ertönt in ernsten, ermahnenden Weisen. Dieser Contrast mit der rauschend instrumentirten und figurirten Musik der Andern macht eine höchst originelle Wirkung. Marcel's Charakter ist übrigens auch noch in einem Hugenottischen Kriegsliede ausgedrückt, das er zu Anfang der Oper singt. Ein Kritiker hat dem Komponisten den Vorwurf gemacht, daß er seinen Marcel den lutherischen Choral singen läßt, da doch die Hugenotten ihn nicht kannten; allein er mochte wohl seine guten Gründe haben, die französischen Cantiques nicht in die Oper zu verweben.

Marcel schickt die flehenden Gruppen in die Kirche und ermahnt sie zum Gebete. Er selbst betet für Raoul, seinen Herrn; dieser kommt dazu; es ist kein Ausweg mehr und sie sehen den gewissen Tod vor Augen. Valentine eilt herbei; sie bringt ihrem Geliebten die weiße Schärpe, das Abzeichen der königlichen Partei; so soll er ihr nach dem Louvre folgen, wo er aus aller Gefahr sich befindet; die Königin selbst wird ihn schützen, wenn er Katholik werden will; sie ist sein — ihr edler Gemahl ist gefallen, als er Marcel und andere Protestanten gegen die Mörder in Schutz nahm — sie darf nunmehr Raoul angehören. Raoul schaudert zurück; er will seinem Glauben treu bleiben und mit seinem Diener sterben. Da wird Valentine von liebendem Heroismus beseelt:

Tu maudissais mon culte, et j'adopte le tien!

ruft sie aus, und der für seinen Glauben glühende Marcel betrachtet sie mit inniger Rührung und singt:

Le Seigneur de sa flamme et l'échauffe et l'éclaire! —

Kein Priester ist zugegen, um dieses reine und keusche Bündniß im Angesichte des Todes zu schließen; in der Kirche beginnen die Weiber

und Kinder das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“ zu singen; Raoul und Valentine knien nieder vor Marcel, den eine höhere Weihe ergreift und der den einsegnenden Priester machen will; wie Engelchöre schallt der Gesang aus der Kirche, der den lebenden Gott im Angesichte des Todes preist.

Marcel segnet; Mörderhaufen stürzen im Hintergrunde vorüber und in die Kirche, deren Pforten sie zertrümmern; ihre Fackeln erleuchten die Fenster; ihr wilder Chorus mischt sich in den frommen Gesang. Schon übertönt der Mörderchor dann und wann diesen; in Todesangst horchen die auf der Scene befindlichen Drei; noch dringt Luther's Lied durch; Valentine ruft freudig aus:

Dieu! ils chantent encor!

Der Lärm in der Kirche verdoppelt sich; plötzlich ist Alles still; Valentine horcht auf und mit dem verzweifelnden Schrei:

Ils ne chantent plus!

sinkt sie zusammen. Diese Wirkung ist wieder ganz unbeschreiblich.

Von diesem Momente an herrscht nach französischem Ausdrucke „le vrai Sublime“ in der Partitur. Marcel, der feurig begeisterte, erhebt sich und stimmt das Hosianna an, seines Märtyrerthums gewiß; er hört Harfentöne, die ihm den Weg zum Himmel zeigen, und sagt der Erde Lebewohl.

Und in der That erheben sich neun Harfen im Orchester in jubelnden Arpeggien und begleiten den Gesang der Drei, während das ganze Orchester einfällt. Am Eingange des Kirchhofes erscheinen Mörderhaufen; die drei Singenden bemerken sie nicht so bald, als sie ihnen langsam entgegen schreiten, die offene Brust ihnen entgegen streckend; immer lauter und jubelnder ertönt ihr Hymnus. Die Mörder weichen anfänglich Schritt vor Schritt zurück, endlich aber ermannen sie sich, werfen sich auf die Helden, trennen sie und schleppen sie mit wildem Lärm fort. Unter Schießen verwandelt sich das Theater und zeigt die Quais und einen Theil von Paris im Jahre 1572. Tumult und Morden erfüllt das Theater. Raoul und Marcel liegen auf den Tod verwundet, Valentine kniet bei ihnen. Der Graf von St. Bris, ihr Vater, erscheint und fordert das Losungswort. Valentine hält ihrem Geliebten den Mund zu, er aber erhebt sich und antwortet: Hugenott! St. Bris befiehlt seinen Leuten, Feuer zu geben und Valentine sinkt getroffen. Auf den Ausruf:

Ciel! mon père!

stürzt St. Bris auf sie nieder. Der Eiferer Marcel ruft noch:

Oui, déja Dieu nous venge!
Devant son tribunal nous nous reverrons tous!
Je t'y vais accuser! . . . .

und Valentine fügt hinzu:

Et moi prier pour vous!

In demselben Augenblicke erscheint Margarethe in einer reichen Sänfte, die sich von dem Ball nach dem Louvre begibt; sowie sie die sterbende Valentine erblickt, gibt sie den Soldaten Befehl, einzuhalten und über diese Gruppe senkt sich der Vorhang zum Letztenmale.

Es ist Mitternacht; heftig erschüttert, mit betäubtem Kopfe, verlassen wir den Saal und kommen erst im Getümmel des Boulevards wieder zu uns, als uns der Ruf der Kutscher daran erinnert, daß wir in dem Paris, in dem wir leben, zwar nicht Gefahr laufen, als Hugenotten erschossen, wohl aber von rollenden Wagen gerädert zu werden.

Man ist über Scribe's Buch der Hugenotten von vielen Seiten hergefallen, allein, trotz seiner Mängel, namentlich des schwachen ersten Aktes, hat es als Operntext doch unläugbare Vorzüge, und ich wünsche im Voraus, daß alle Tadler desselben, die ihm in unserem lieben Deutschland nicht ausbleiben werden, sich darüber hermachten, um für unsere, nach guten Operntexten so lüsternen Komponisten bessere zu schreiben.

Wie die Hugenotten nun einmal sind, so können sie dem Bedeutendsten beigezählt werden, was die lyrische Scene bis jetzt besaß und sind jedenfalls das Bedeutendste, was wir in dieser Gattung in unsern Tagen entstehen sahen.

4.

Meyerbeer wohnt im dritten Stockwerke des Hotel des Princes; in jeder Stadt Deutschlands würde er eleganter wohnen; für ein Pariser Hôtel-meublé ist das Apartement schön.

Mitten im Salon steht ein offener Flügel; Schreibzeug, Papier, einige Bücher liegen darauf; hier schafft der Komponist in den frühen Morgen- oder Abendstunden, denn den Tag über ist er so sehr durch Besuche in Anspruch genommen, die er zu geben oder zu empfangen hat, wie jeder andere Pariser. Am fleißigsten arbeitet er wohl, wenn er im Sommer von Paris abwesend ist; so gedenkt er in diesem Jahre in Baden ein Werk für die komische Oper zu beendigen.

Obgleich die Franzosen nicht ohne Scheelsucht auf einen Deutschen sehen mögen, der sich fast ausschließlich ihres größten Theaters bemächtigt hat, das ihr Stolz ist, und für welches der Staat eine so bedeutende Summe bewilligt, um es auf seiner Höhe zu erhalten; obgleich dieser Deutsche ihren nationellen Auber ganz von dieser Scene verdrängt hat und Rossini offenbar seinetwegen mit dem Publikum boudirt und ihm die lang verheißenen und sehnlichst erwarteten neuen Meisterwerke vorenthält — Gründe genug, um ihm Widersacher auf den Hals zu hetzen — steht der königlich preußische Hofkapellmeister und Ritter der Ehrenlegion Meyerbeer dennoch in Paris nicht nur in einem hohen Grade von achtungsvoller Anerkennung, die seinem großen Talente, bei den unbestreitbaren Beweisen, nicht entgehen konnte, sondern auch in vollstem Genusse einer wohlwollenden Gesinnung, die er wohl nur allein seiner Anspruchlosigkeit und Gutmüthigkeit zu verdanken hat, die sich in seinem ganzen Wesen kund gibt.

Die härtesten Urtheile, die ich über Meyerbeer's Musik gehört, waren folgende:

Ein berühmter Sänger der italienischen Oper fragte mich:

„Avez vous entendu les Huguenots?“ Ich antwortete, daß ich sie für ein Meisterstück halte.

„C'est sur,“ gab er mir zur Antwort, „mais je n'y comprends rien!“

Darauf war ihm nichts zu entgegnen und ich schenkte ihm willig Glauben.

Ein eifersüchtiger Franzose hingegen äußerte unumwunden sein lautes Mißfallen darüber, daß man einen Fremden, zum Nachtheil der einheimischen Talente, so sicher Platz greifen lasse; daß dadurch ächte französische Musik ungerechterweise verdrängt werde; und daß es ein Leichtes sey, mit Glocken, Schießen und allerlei außermusikalischen Hilfsmitteln große Wirkung zu erzielen.

Diese letztere Anführung ist indeß ungerecht; die Partitur der Hugenotten entbehrt aller dieser Effecte, und sie wäre eben so schön, wenn das Glockenläuten und Schießen nicht an jenen Stellen einfiele, wo es von der Handlung aus bedingt wird; daß der Komponist es so geschickt zu benützen wußte, und den scenischen Eindruck dadurch verstärkte, kann ihm nicht zum Vorwurf angerechnet werden, und Jeder würde wohl ein Gleiches gethan haben. Uebrigens vergessen diese Eiferer, daß ihre erste lyrische Scene schon einmal einem Deutschen anheim gefallen war, dem Ritter Gluk, der sie gegen einen bedeutenden Rival siegreich zu behaupten wußte, und daß ihre Musik von jeher, und in neuerer Zeit insbesondere, von deutschen und italienischen Meistern große

Vortheile zog; daß Rossini auf ihren Gesang, Weber auf ihr Orchester influirte, und daß Beethoven und Haydn die Quintessenz ihrer geprie-senen Conzerte des Conservatoirs bilden. Diesen Thatsachen lassen sich keine Widersprüche entgegenstellen.

Diese angeführten beiden Pole bezeichnen indeß streng den ganzen Raum, den die Gegner Meyerbeer's einnehmen; für alle andere Gehege der musikalischen und nicht musikalischen Welt ist er — der gran maestro, der gelehrte Harmonist „d'un travail conscienscieux," der Schöpfer edler, origineller Melodien, der Mann von Geschmack und Bildung.

Noch sehr jung verließ Meyerbeer das Haus seines reichen Vaters, um an der Seite eines Hofmeisters durch die Welt zu ziehen. Wir erinnerten uns mit Vergnügen schon im Jahre 1815, zusammen dem ersten Concerte beigewohnt zu haben, das die damals angebetete Catalani, bei ihrer Ankunft aus London, zum ersten Male in Paris gab. Der junge Meyerbeer genoß damals die Ehre, mitten unter den musikalischen Autoritäten zu sitzen, für welche auf beiden Seiten der Scene Fauteils gestellt worden waren.

Mit der tüchtigen Grundlage des Vogler'schen Unterrichts, den er zugleich mit Weber genossen, zog er über die Alpen, um die Kunst des Gesangs, eine von vielen unserer neuern Komponisten sehr vernachläßigte Kunst, mit Eifer zu studiren. Er heftete sich mit unermüdlichem Fleiße an die Fersen der großen Sänger, er suchte ihre Spuren auf, wo er sie fand; in der Kirche, in den Theatern, in den Salons; er studirte sie, er trug ihre Manier emsig in sein Gedenkbuch ein; er erwarb sich auf solche Weise einen unbezahlbaren Schatz. Nun versuchte er sich selbst; nun begann er das zur Schau zu legen, was er erlernt, was er gesammelt; er wußte, daß es nichts Bleibendes sey, was er auf diese Weise schuf, aber er wollte sein Talent an dem Urtheil jener alten, geborenen Kenner des Gesangs prüfen, er wollte sein eigenes Urtheil über seine Fähigkeiten feststellen. Daß die Opern, die auf solche Weise in Italien entstanden sind, den Weg in sein Vaterland fanden, erfüllte ihn anfänglich mit Schrecken, später mit Schaam; und nur die gehässigen Urtheile, die hie und da darüber laut wurden, ermanuten ihn erst zu dem gerechten Stolze, das Gute darin nicht ganz zu verkennen, und auch den Beifall, den sie bei der Darstellung in Deutschland erhielten, für sich im vollkommensten Maße in Anspruch zu nehmen.

Um seine ganze Kraft, seine erlangte Wissenschaft, sein reiches Talent, das in ihm schlummerte, ganz zu entfalten, bedurfte es eines andern Schauplatzes für ihn, als die Scene einer italienischen Stadt

während des Karnevals. In die Mannesjahre getreten, verließ er Italien, mit dem festen Vorsatze, die Bahn zu verlassen, die er dort um zugelassen zu werden, betreten müssen. Wohin sollte er sich wenden? Nach Deutschland? dem armen Deutschland, das so wenig Vertrauen zu sich selbst hat, und nur zögernd eine Gabe empfängt, und sich so gern vom Ausland Gesetze vorschreiben läßt? Nach Deutschland, wo selbst Hoftheaterintendanten gern nach ausländischen Partituren greifen, um das Honorar an Dichter und Komponisten zu sparen? Unsere armen Theaterdirektoren! diese kleinlichen, abhängigen, gebundenen, und doch so tyrannischen Machthaber; die das Publikum verachten und vor ihm zittern; diese komischen Widersprüche! öffentliche Personen ohne Oeffentlichkeit; Vorsteher von Kunstanstalten ohne Begriff, Sinn, Liebe, für Kunst und Künstlerwesen, welche die Gunst oder ein unbestimmter Trieb zu dem machte, was sie vorstellen, und die erst an Coulissen- und Komödiantengeklatsche sich zu dem heranbildeten, was sie sind.

Meyerbeer that recht, sich solchen trostlosen Chancen nicht zu überlassen. Ein armer Teufel hätte keinen andern Ausweg gewußt; allein der Himmel schenkte dem wackern Meyerbeer zu seinem Talente auch noch eine Million! wahrlich keine schlechte Zugabe! Diese Million verhalf ihm dazu, daß er den besten Unterricht haben konnte, daß er von Jugend auf sich nicht mit Erbärmlichkeiten umgeben sah, sondern gleich eine Luft einathmete, die ihn auf des Lebens Höhen hob; diese Million ließ ihn noch jung, und das warme Herz jedem schönen Eindrucke offen, an der Seite eines strenge gewählten Hofmeisters die interssantesten Städte Europa's durchstreifen, und Alles hören und sehen, was damals berühmt war und entzückte; diese Million setzte ihn in Stand, ein ungebundenes Künstlerleben in Italien zu führen, und Studien zu machen, die erst dann — nach der angenommenen Methode — für uns Werth erhalten, wenn sie die Alpen zurückgemessen. Mit dieser Million endlich durfte er nicht Deutschland seine erste Oper anbieten, die er bei seiner Rückkehr aus Italien, in Brust, Herz und Kopf trug, um sie auf irgend einem unserer Theaterchen, in irgend einer kleinen Stadt, unvollkommen aufgeführt zu sehen, und dabei selbst den Taktstock führen zu müssen; sein Geld bewahrte ihn vor dem Schmerz, die müden Dirigentenarme nach der Aufführung rastlos sinken zu lassen, und sie dann nur zu erheben, um sich die Thränen verzweifelnd aus den Augen zu wischen.

Ich bin weder geldgierig noch neidisch, aber wär' ich Künstler, ich könnte Meyerbeer um seine Million beneiden! Gibt es ja doch

sogar fanatische Thoren unter uns, die ihm auch daraus ein Verbrechen machen wollen!

Meyerbeer wandte sich nach Paris, um dort ein Werk auf die Scene der großen Oper zu bringen. Das war nicht leicht; er mußte mehre Jahre dort leben, er mußte sich Freunde erwerben, er mußte sich über seine Anwartschaft ausweisen, bis er zum Ziele gelangen konnte. Wohl ihm, daß er es konnte! Daß er sich nichts erschlichen hat, beweisen die 150 Vorstellungen seiner Erstlingsoper, der Succeß seiner neuen. Robert wird dauernd auf dem Repertoir bleiben; schon sind vier Jahre vorüber seit seinem Erscheinen und noch immer füllt er das weite Haus, noch immer trägt er 10,000 Franken der Kasse ein; die Stumme von Portici, als die beliebteste Oper der neuern Zeit, hat diesen Erfolg in Paris nicht erlebt. Wie ersprießlich dem Meister seine 80,000 Franken Renten sind, bewies sich aber auch bei dieser Gelegenheit. Erst nach vier Jahren erschien er wieder mit einer neuen Oper: den Hugenotten. Solche Werke lassen sich aber nicht vier im Jahre liefern, sondern man braucht wohl vier Jahre, um sie zu empfangen und niederzuschreiben; und überdieß würde auch die große Oper nicht in kürzerer Frist solche Riesenwerke von demselben Komponisten zulassen. Was jedoch Robert seinem Schöpfer eintrug, war nicht im Stande, Jemand vier Jahre lang in Paris freizuhalten, selbst wenn er so einfach leben wollte, wie Meyerbeer. Der ganze Vortheil belief sich auf 40,000 Franken für ihn und den Dichter, ich weiß es aus Beider Munde; mithin für einen Jeden 5000 Franken im Jahre. Aber was ist das in Paris? und wo ist da der glänzende Gewinn, den doch ein Werk hätte abwerfen müssen, das einen so seltenen ungewöhnlichen Erfolg hatte? Dank sey es aber wieder seinem Reichthum, Meyerbeer konnte ruhig zusehen, und das Deficit in seinem Budget aus eigenen Mitteln decken, er durfte nicht Paris verlassen, um wie arme deutsche Komponisten sich mit den Choristen abzuplagen, und den Taktstock zu schwingen.

Gleichwie im Robert, so war auch in den Hugenotten eine solche Masse von Musik, daß man mit dem, was bei den Proben weggeschnitten werden mußte, noch eine recht umfangreiche Oper gehörig ausstatten könnte. Allein so, wie Meyerbeer seine Coupuren aus dem Robert nicht für die Hugenotten verwendet hat, so wird er auch die aus der letztern Oper nicht für seine neue verwenden. Darin handelt er mit einer wahrhaft deutschen Gewissenhaftigkeit; jetzt strömt ihm noch der Gedanke reichlich genug, sagt er, und er liebt es, seine Schöpfungen aus einem Gusse entstehen zu sehen, und verschmäht die Mosaikarbeit. Sollte ihn einmal die schaffende Phantasie verlassen,

so hofft er erst aus den weggelegten Bruchstücken seiner jetzigen Periode Gebrauch zu machen, und wahrlich, es wäre zu beklagen, wenn er es nicht thäte; denn nicht das Schlechteste der Partitur ist es, was bei den Proben gestrichen wird, sondern das, was die Einrichtung der Scenen, die Oekonomie der Vorstellung, die gebieterische Zeit der Darstellung überflüssig macht. Ich hörte von vielen Seiten mit großem Bedauern eines Trio's von Frauen erwähnen, was auf diese Weise den Musikfreunden entzogen wurde und ein Meisterstück seyn soll.

Gleichgültig konnten indeß diese Anforderungen der Regisseure und der theatralischen Nothwendigkeit unsern Meister nicht lassen, und er wurde mir geschildert, bleich, aufgelöst, wie vernichtet, mit gefalteten Händen bei den Proben dastehend, und kaum vernehmend, was wohlmeinende Freunde, um ihn aufzurichten, ihm von seinem nahe bevorstehenden Triumphe in's Ohr raunten. Die erste Mitternacht nach der Aufführung machte diese Freundesstimmen zur Wahrheit und erhoben ihn wieder. Diese Leidenschaftlichkeit für sein Werk, für sein Kind ziemt dem Künstler, dem Vater! wer dieses Feuer in der Brust nicht besitzt, bringt sich um den schönsten Genuß, auf seine Mitwelt mächtig zu wirken; denn, was der Nachruhm auch Erhabenes hat, mit Ruhm unter den Lebenden zu wandeln, ist der höchste Genuß auf dieser Erde. Wer das Leben der Meister in der alten Kunstzeit kennt, weiß, wie sehr sie diesem Ziele nachstrebten, welche Opfer sie brachten, welchen Weg sie einschlugen, wie sie von einer edeln Eifersucht bis auf den Tod gepeinigt wurden, und welche Handlungen und welche Werke ihnen dieses eingab. Wir wollen es unsern neuern Künstlern nicht zu hoch anrechnen, wenn sie etwas von diesen Elementen in sich tragen, die sich in unserer Zeit in mildern Strahlen brechen und statt des flinken Stilets des italienischen Mittelalters andere Hebel in Bewegung zu setzen wissen.

Dieß zur gerechten Entschuldigung für Viele, die von der seichten Philisterei unserer Tage so breit und mißwollend beurtheilt werden.

(Fortsetzung folgt.)



Janin's neuester Roman:

Le Chemin de traverse.

(Dieser Roman Janin's erschien vor ungefähr acht Tagen in Paris; es ist seit längerer Zeit das erste größere Werk, welches aus seiner geistreichen Feder kommt. Wir beeilen uns, unsern Lesern hier einige Bruchstücke daraus zu geben, und bemerken dabei, daß wir uns enthielten, im gewöhnlichen Sinne zu „verdeutschen", um ein treues Bild von der originellen Schreibart des Dichters zu liefern. Möge eine solche Arbeit immerhin französisch erscheinen, dieß muß sie dem Literaturfreund interessanter machen, als eine flache Glätte, die das Original entstellt und Allem gleich angehört.)

Ich gestehe, daß ich, indem ich diese Geschichte beginne, im Herzen, ich weiß nicht, welche unschuldige poetische Freude empfinde, die ich mir schon sehr ferne wähnte. Meine Seele ist sanft gerührt bei der Erzählung, die ich an mich selbst richte, ehe ich sie den Andern mittheile. Woher kommt mir diese ungewohnte Freude? woher kommt mir dieses seltsame Interesse für meinen Helden? weßhalb erscheint mir diese alltägliche Fabel zu dieser Frist so voll von Interesse und Reiz? kommt es von dem leichten Winde, der wehend die Haare meines Kopfes berührt und die Leidenschaften meines Herzens besänftigt; oder werde ich, ohne es zu wissen, von dem Einfluß des großen Baumes beherrscht, in dessen Gipfel das leichte Eichhorn klettert, während die milde Septembersonne ihr Antlitz mit einem leichten Gewölke umschleiert, damit der Vogel besser singe im Wipfel des Baumes, und der Poet, der zu seinen Füßen schreibt? Nein, dieß ist es nicht; meine Freude rührt von einer andern Ursache her; mein Glück ist jenseits dieser Bäume, dieses Zephyrs, dieses Flusses, dieses Vogels, dieser Gesänge, dieses Geräusches. Denn in der That, der Wind könnte plötzlich auf diesen Vogel, auf mich und auf diesen großen Baum losstürzen, den Vogel vertreiben, den Baum brechen, und mit den vertrockneten Blättern der Linde diese armen fliegenden Blätter wegführen, die ich hier schreibe; nun wohl! ich würde eben so glücklich wie jetzt seyn; ich würde mich

gegen Wind und Wetter schützen und gleich der fleißigen Spinne, die ihr Gewebe von Neuem beginnt, und sich glücklich in den losen Fäden schaukelt, die aus ihrer Brust hervorgehen, würde ich dieses Buch zum dritten Male anfangen, und immer mit gleichem Behagen mich in diesem leichten Spinnengewebe schaukeln, welches ganz fertig aus meinem Kopfe und meinem Herzen hervorging. Und wollt Ihr denn wissen, warum ich so glücklich bei den ersten Blättern dieser Geschichte bin? weil es eben noch eine Geschichte ist, voll von Jugend, voll von Leidenschaft, und deren Held nur zwanzig Jahre alt ist. O die Jugend, die Jugend! In einem Buche, in einem Drama, in einem Traume, in der Welt kann sie wunderbarer Weise alle Dinge ersetzen.

Heitern Gruß unserem Geburtstage! Welchen Blick wirft er auf uns! einen sanften zärtlichen Blick, wie der eines Vaters, der sich entfernt und sein Kind aus dem Gesichte verliert. Habt Ihr das nie erprobt, meine Freunde? Verweiltet Ihr nie bei jener Stunde Eures Geschicks, wo Ihr Bewegung und Gedanken empfinget; jene Stunde, wo Ihr zugleich, sie und Ihr, aus dem Nichts hervortratet? Sie ist ein Fragment der Zeit, ein Nichts im Raume, ein Echo der Jahrhunderte; wie Ihr, Ihr seyd ein Fragment der Menschheit, ein Strahl des ewigen Gedankens, ein verlorener Hauch des Schöpfers. Eure Stunde der Geburt war Eure erste Sclavin, selbst noch vor Eurer Mutter: sie gab den Ton den Glocken, die zu Eurer Taufe läuteten, dann entflog sie zur Ewigkeit, wo sie Euch erwartet. O meine Stunde der Geburt! o meine Zwillingsschwester, wie weit bist Du im Schatten! wie Deine friedliche Klarheit sich stets mehr zurückzieht und schwächer wird! Verlorener Stern in der Ferne, komm zu mir, der die Arme nach Dir ausstreckt; komm, meine schöne Stunde, Du, die mich an den Schooß meiner Mutter hing, die vor Freude trunken war; Du, die meine verschlungenen Glieder losband; Du, die mich weich in meine Wiege streckte, mir eine Seele einhauchend, nachdem Du mich mit Schlummer und Milch gesättigt! Aber ich mag Dich aus allen Kräften rufen, meine Stunde der Geburt, sie entweicht in die Ferne, schimmernd wie eine Sternschnuppe. Ich breite meine Arme aus, und ich umarme nur die Leere: Eurydice, meine Eurydice, wo bist Du? Und das Echo antwortet: Eurydice, Eurydice!! —

Wir wollen in die Vergangenheit zurücksteigen: nachdem wir diese ganze Masse von Stunden, die auf unserem Wege, wie Mückenhaufen vor einem Sturm, aufgeschichtet liegen, durchschritten, gelangen wir endlich zu dem Jahre 1804, das schöne Jahr, worin das Kaiserreich entstand und der Held dieser Geschichte, das Kaiserreich und mein Held, Prosper Chavigny, wurden zu gleicher Zeit eingetragen, jenes

in die Annalen Frankreichs, dieser in die Geburtslisten seines Dorfs. Sie bekleideten sich zu gleicher Zeit, der kleine Chavigny mit seinen Windeln, der Kaiser mit seinem Sammtmantel, mit goldenen Bienen bedeckt. Sehet nun das Schicksal! Das Kind ist ein Mann geworden, und das Kaiserreich, sein Milchbruder, ist schon bis auf die letzte Generation gestorben. Die Windeln des kleinen Prosper waren nur für ihn allein bestimmt, der kaiserliche Sammtmantel wurde vier Mal verändert: für einen legitimen König, für einen devoten König, für einen König als Kind und für eine Revolution.

1804! die Epoche ist zu merken; es war ein schönes Jahr, um auf die Welt zu kommen. 1804! es ist ein neues Jahrhundert, das anfängt, ein Jahrhundert voll schrecklicher Revolutionen ohne Maaß, die nur vierzehn Tage dauern; ein Jahrhundert, welches alle andern Jahrhunderte parodiren wird, das von einem Tage zum andern das siebenzehnte Jahrhundert mit 89 parodirt, Richelieu und Robespierre, Corneille und Jodelle; welches selbst die vorzeitigen Pestilenzen parodiren wird. Ein Jahrhundert, welches sterben sehen wird jene großen Namen der Geschichte, ohne daß es sich sehr darüber beunruhigte, und als wenn es sie täglich ersetzen könnte, den Namen Bonaparte und den Namen Condé; ein unentschiedenes Jahrhundert zwischen dem Guten und dem Schlechten, eben so unfähig des Schlechten wie des Guten; schnaufend und ermüdet von Thaten, die es nicht gethan; ausruhend von Kriegen, die es nicht unternommen; ein bürgerliches Jahrhundert, selbst ohne bürgerliche Leidenschaften; ein kaufmännisches Jahrhundert, welches im Steigen und Fallen begriffen ist auf ein Geräusch, von dem man nicht weiß, woher es gekommen, und das nur vermittelst dieses Steigens und Fallens bewegt wird. Ich bilde mir ein, daß alle aufrichtigen Zweifler, auf denen noch das bischen Gesellschaft ruht, welches wir uns erhalten haben, im Jahr 1804 geboren sind. Vier Jahre früher kommen, hieß zu früh kommen, um Zweifler zu werden; dann hatte man noch vier Jahre vor sich, um an den Ruhm zu glauben. Uebrigens ist derjenige der vollkommene Mensch unserer Epoche, der selbst nicht mehr zweifelt, denn der Zweifel setzt schon einen Glauben voraus. Nichts zu glauben und nichts zu bewundern, dieß ist unser gesellschaftliches Evangelium. Der vollkommene Mensch unserer Epoche glaubt an nichts, an den Kaiser Napoleon weniger als an einen Andern, und an den Ruhm noch weniger als an die Tugend. Wer Ihr auch seyn mögt, Gott schütze Euch davor, ein vollkommener Mensch zu seyn!

.... Unser junger Held, Prosper Chavigny, ward an einem schönen Frühlingstage geboren, in einem guten Ort, weit, recht weit von Paris:

er war in dem schönsten Winkel der Erde zur Welt gekommen, zwischen einem schönen Fluß und einem hohen Berge, im Mittage von Frankreich und im gemäßigten Mittage, in einem Dorfe, dessen Namen nicht auf der Karte steht, und das selbst keinen Friedensrichter hat, so ruhig und still ist das Dorf! Prosper Chavigny kam zur Welt als der erste seiner Familie und der letzte seines Namens, heiß und zärtlich geliebt von seiner Mutter und von seinem Vater, dem Weinbauern Jean Chavigny. Sein Vater, obgleich ein Weinbauer, hatte ein Haus aus Stein, welches dem Vater, man könnte sagen: den Ahnen seiner Frau gehört hatte. Wenn die Thür des Hauses ganz geöffnet war, so sah man von der Straße durch den langen Corridor und ganz am Ende des Gartens, dessen treue Dogge sie zu seyn schien, die Rhone, welche sich in der Ferne bellend entrollte. Ich glaube nicht, daß es unter der Sonne einen schöneren Fluß als die Rhone gibt: sie hat eine starke Stimme und starke Arme; sie ist fließend, sie glänzt, und reist mit großen Schritten immer auf der Post, mit der Peitsche knallend, wie ein Edelmann in der Vacanz. Am Morgen, wenn der Tag schön werden soll, bedeckt sich der Fluß mit Wolken, trügerische Prophezeihung; glücklich die, welche so getäuscht werden! Unser Kind hatte also die Rhone zur ersten Freundin und Gefährtin. Die Rhone hatte ihn auf die Welt kommen sehen und sah ihn wohlwollend größer werden: sie lieh dem Kinde den durchsichtigen Spiegel ihrer Wellen, die silbernen Kiesel ihres Ufers, den beweglichen Schatten ihrer Weiden; sie schläferte es ein mit ihrer starken Klagestimme; sie weckte es auf mit ihrer zürnenden Stimme, wie man ein Kind aufweckt, wenn die Schulstunde schlägt; das war eine süße und poetische Manier aufzuwachen und einzuschlafen: und das that die Rhone für das Kind Prosper. Seinerseits gab das Kind der Rhone Liebe für Liebe wieder: es erkannte sie an ihrer Stimme, und gehorchte ihr, wie man der Mutter gehorcht. Wenn der Strom zu ihm sagte: Schlafe, mein Kind! so schlief das Kind lächelnd ein; wenn der Strom sagte: Erwache! so wachte das Kind lächelnd auf. Das Kind grüßte ihn Morgens und Abends, aus der Ferne und in der Nähe, mit dem Herzen, der Seele und der Stimme. Bald wagte es, sich dem Strome anzuvertrauen, der es wie einen Hecht in seinen Wellen schwimmen lehrte, und der Strom trug es, trug es fort, trug es hinüber, brachte es wieder; es waren Feste und Freuden ohne Ende, es war ein gegenseitiges Vertrauen und eine Freundschaft; man hätte glauben sollen, dieses Kind zähme die Rhone.

Die Rhone ist indeß ein böser Teufel, voller Bosheit, die sich oft dumme Scherze erlaubt; oft raubt sie den Städten, durch die sie fließt,

Alles, was sie stehlen kann, im Guten oder mit Gewalt; einen Balken, einen Strohhalm, ein Stückchen Fels, zwanzig Morgen Landes, ein Stück Mauer, Alles ist ihr recht, Alles dient ihr zum Spielzeug; sie würde eine ganze Stadt mitnehmen, und darüber nicht mehr in Verlegenheit gerathen, als über den Splitter hier. Hat das fürchterliche Kind genug gespielt, so setzt es sein Spielzeug irgendwo hin, am Ufer oder mitten in seinem Bette. Diese Insel oder vielmehr dieser Anfang von Insel heißt dann eine Anschwemmung. Ueber diesen Gegenstand liest man sehr lange Kapitel in den Pandecten. Das Dorf, wo Chavigny geboren wurde, ein Thal voll gekrümmter Wege und Windungen, wo man sich bei jedem Schritte drehen muß, ist jedenfalls derjenige Ort der Erde, wo die Rhone die meisten ganz fertigen Inseln hingebracht oder weggeführt hat; wie es denn auch derjenige Ort der Erde ist, wo man am meisten und auf jede Weise durch Citationen, Belege, Schwüre, Verläumdungen und Stockschläge das obige Gesetz: de alluvionibus kommentirte.

Die Rhone war also die Vorsehung, die Regierung, die Opposition, das Ministerium und das politische Journal dieses Dorfes.

Sobald die Rhone bemerkte, daß die Privat-Feindseligkeiten sich legten, so warf sie eine Insel aus, wenn ich sage eine Insel, so versteh' ich darunter ein oder zwei Bündel schwimmendes Stroh, woran sich einige Haufen Flugsand anhingen, auf diesem Sand einiges vom Wind gesäete Gras und manchmal einige Binsen, welche das Haupt erhoben und die Weidenbäume nachäfften. Bald war dann das ganze Dorf in Aufruhr. — Wem gehört die Insel? — Die Insel gehört mir! — Sie gehört Dir! — Sie gehört uns! — Sie liegt auf meinem linken Ufer! — Sie liegt auf meinem rechten Ufer! — Ja und Nein! — Du bist ein Spitzbube! — Du bist ein Bösewicht! Die Mützen flogen in die Luft, nach den Mützen flogen die Haare! Man schlug sich, man klagte; dann nach allen diesen Schlägereien und Klagen kam das Gesetz und confiscirte die Insel zu seinen Gunsten, und öfter kam die Rhone nach dem Gesetz, lachte in den Bart, nahm die Insel wieder fort, wie sie sie gebracht hatte, und trug sie zehn Stunden weiter, wo sie dieselben Kämpfe, denselben Ehrgeiz und dieselben Prozesse erregte. Eine Rhone-Insel und ein Luftschloß war gleichbedeutend für Prosper Chavigny.

Wir wollen jedoch gestehen, daß es vielleicht ein großer poetischer Vorzug war, ein ganz fertiges Luftschloß immer vor Augen zu haben, ein sichtbares und fühlbares Luftschloß, dessen Besitzer Herr Chavigny der Vater zu jeder Stunde werden konnte. Konnte Prosper selbst, wenn er am Ufer des Flusses spazieren ging, nicht eine Insel entdecken,

deren Christoph Columbus er werden könnte? Dies war vielleicht, ohne daß er es selbst wußte, der Anfang des schrecklichen Ehrgeizes, der Prosper zum Verderben gereichte. Rings um ihn sprach man von nichts als von solchen plötzlichen Glücksfällen. Man sprach nur von Inseln im Dorfe. Man führte bei jeder Gelegenheit die Insel Barbe zu Lyon an, welche so viel werth ist, wie eine Stadt, und aus vier Sandkörnern entstanden ist. So wurde Prosper durch diese wunderbaren Geschichten angeregt, ein Inselsucher zu werden, wie man ein Schatzsucher in der neuen Welt wird. Bei dem Spaziergange erhob er sich auf den Zehenspitzen, um die ersten Tannen seiner schwimmenden Insel zu entdecken; Morgens an seinem Fenster suchte er von Weitem die Insel, die kommen sollte. Sah er nun aber nicht die Insel kommen, so lernte er früh sich bis zu Thränen um ein Glück der Einbildung in Leidenschaft versetzen; er bestand frühzeitig alle Abenteuer der Erde und des Meeres, ohne sein Dorf zu verlassen; unglückliches and frühzeitiges Kind, das zu gleicher Zeit mitten in die Processe der Stadt und die Arbeiten des Feldes, mitten in Faustkämpfe und Blumen versetzt wurde; er war mit sieben Jahren ehrgeizig, wie Fernand Cortes; er war mit sieben Jahren ein Reisender des Festlandes und des Meeres; mit sieben Jahren hatte er vom Ruhme des Eroberers und vom Glücke des Weltentdeckers geträumt; er empfand seine sociale Leidenschaft mit sieben Jahren, der Unglückliche!

Erster Brief.

Mein Bruder, mein Freund, mein Meister, mein guter Christoph! Man sagt, daß ich in Paris sey. Ich weiß nichts davon. Was ich aber weiß, ist, daß ich weit weg von Dir und meiner Mutter bin. Wo bist Du, Christoph? was machst du? und welchen großen Poeten liest Du in diesem Augenblick? Ach, mein Freund, was leide ich, und was habe ich gelitten! Ich wäre nie fortgereist, wenn ich das gewußt hätte. Mein Herz ist gebrochen. Christoph, wenn Du wüßtest! Ich weiß nicht, wie ich Dich verlassen habe, ich weiß nur, daß ich Niemanden mehr sah, weder Dich, noch meinen Vater, noch meine Mutter. Nachdem ich Euch umarmt hatte, fühlte ich eine heftige stoßende Bewegung; es war das kleine weiße Pferd meines Vaters, welches mich aus meinem Dorfe und weit weg von Euch führte. Weit weg von Dir, mein guter Christoph, weit von meinem Dorfe, weit von meiner schönen Rhone, welche tost, weit von meinen Weiden, welche säuseln, weit von meinen kleinen Pfaden, die ich so oft durch-

lief, die mich, als ich noch ganz klein war, aufnahmen und mich gehen lehrten, wie Du mich lehrtest die Verse Virgils aufsagen.

Ach, wie glücklich war ich damals in unserem alten Hause! Erinnerst Du Dich noch, wie mich ein Jeder grüßte? Zärtliche Blicke von Jedem und Allen; ging ich auf meinen Wegen, so sagte mir ein Jeder: — Guten Tag, Prosper! Guten Tag, Prosper! sagte die gute Frau auf ihrem Esel, guten Tag, mein schönes Kind Prosper! Guten Tag, Herr Prosper, sagte mir das hübsche Mädchen, das vorüberging, und reichte mir zugleich mit einem Lächeln die Hand. — Hilf mir doch, Prosper, rief der Pächter bei der Arbeit; alle Welt liebte mich, nicht wahr? Der Greis und der Jüngling, der Arme und der Reiche, der Hund und der Bettler, Alles bis auf die schwarze Kuh, die uns Beide oftmals erwärmte, wenn wir Abends recht ermüdet und durchnäßt nach Hause kamen.

Süßes Andenken! bitteres Bedauern! Ich muß einhalten, Christoph; stelle Dir vor, daß ich in den acht Tagen, seit ich Dich verlassen, noch nicht eine Thräne vergossen habe! Ich fühle die Thränen, die endlich kommen, und danke Dir dafür.

Zweiter Brief.

Gott sey gelobt! ich habe geweint; ich fühle mich ein wenig erleichtert, und dennoch bin ich heute so unglücklich, als ich gestern war. Ich sagte Dir also gestern, wie ich abgereist und vielleicht, wie ich nach Paris gekommen bin. Ich glaube, daß meine Ankunft in Paris mir eben so schmerzlich als meine Abreise war. Stelle Dir vor, daß nach vier mühseligen und schlaflosen Tagen man sich plötzlich zwischen vier Mauern befindet, und das ist Paris. Die Maschine, die Euch hingezogen, hält mit einem Male an, und ohne zu wissen, wo ich war, und kaum wer ich war, blieb ich ganz allein mitten in diesem großen Hofe, mein Packet auf den Knien, ohne Seele, ohne Willen, ohne Resignation, ohne Hoffnung, ohne Dich!

Ich fing an, die unglücklichen Pferde zu beneiden, welche diese Maschine gezogen hatten; sie hatten doch einen Ruheplatz, und Menschen nahmen sich ihrer eifrig an. Aber ich! da wünschte ich mir den schrecklichen Wagen und seine Bewegung zurück; und sein Geräusch, und das Etwas, das man mit andern Menschen theilt, und das Stoßen, das uns mit Andern in Berührung bringt. Ich wünschte dieß Alles zurück; denn ich war so unglücklich und allein, daß ich sogar nicht mehr um Dich, mein theurer Freund, klagte.

Nach und nach verschwand der Tag, der sich zu seinem Ende neigte; er verlöschte, wie die Lampe verlischt unter dem Hauch einer alten Frau, die sich in's Bett legt. Der Tag ging fort, ohne eine jener wechselvollen Tinten zu zeigen, die sich mit den Tinten der Landschaft vermählen. In Paris geschieht Alles heftig, Nacht und Tag, Stille und Geräusch. In Paris, siehst Du, gibt es keinen Uebergang zwischen Kindheit und Jugend, Mannes- und Greisenalter. Man ist mit einem Male Jüngling, mit einem Male ein Greis. Ebenso gibt es kein Mittel zwischen Reichthum und Elend, zwischen Laster und Tugend; es ist eine Stadt, wo sich Alles in Sprüngen oder Sätzen begibt; man ist Lakai oder vornehmer Herr, große Dame oder Dienerin, Atheist oder Fanatiker. Der Tag verschwindet, man zündet Laternen an, und das ist das Ganze. Der Tag wird morgen wieder kehren, man wird die Laternen auslöschen, und das ist wieder das Ganze. Es ist eine entsetzliche Stadt, um Abends einzuschlummern und um Nachts zu schlafen und um Morgens zu erwachen. Die Stille folgt plötzlich auf den Lärm, und es scheint, als ob die Stadt todt sey. Sechs Stunden später folgt der Lärm plötzlich auf die Stille, und man glaubt, die Stadt sey durch Sturm genommen. Du solltest nicht glauben, wie das geschieht, Christoph: Du sahst wohl schon einige Male einen armen Bettler, der von der Epilepsie befallen wurde; zu gewissen Stunden des Tags fällt er nieder, knirscht mit den Zähnen, schäumt, ringt sich die Hände wund; dann steht er ruhig auf, ergreift seinen Knotenstock und seinen durchlöcherten Hut, streckt seine Hand dem Allmosen entgegen, und wenn er recht satt seyn wird, wird er auch eines guten Schlafes genießen! Der epileptische Greis ist das Volk von Paris. Niemand dachte an mich in dieser großen Stadt; ich war weniger als nichts, nur ein Mensch mehr in den Häusern. Die Nacht riß mich aus meiner Abspannung, und erinnerte mich, daß es Zeit sey, an ein Nachtlager zu denken. Ein Nachtlager suchen! Ich, der ich bis zu zwanzig Jahren, wenn der Abend gekommen war, so leicht die Treppe hinauf kletterte, die nach meinem Zimmer führte. Die Mutter sagte oft, daß sie eine junge Katze zu sehen glaubte, so behende und leicht war ich. Wie müde machte mich der Tag, aber wie süß schlummerte ich auch! In einem Augenblick war ich entkleidet; ich warf mich neben meinem Bett auf die Knie und betete laut, damit meine Mutter mich beten hörte und mir eine gute Nacht wünschte; dann schlief ich unter dem wohlwollenden Blicke meiner Mutter ein, und bis an den Morgen ruhte ich; und sie ging fort, ohne die Thüre meiner Stube zuzumachen, welche in ihre Schlafstube ging, und am andern Morgen hatte ich wiederum Furcht, daß ich meine Mutter auf-

weckte. Das war ein Schlaf! das war eine Stube eines Königs würdig! das war ein Bett voll Ruh' und Frieden! Wie unsere Mauern mit lebendigem Kalk geweißt waren! — Wir hatten zu unsern Morgenwaschungen die große Pfütze, wo wir mit den Enten herum patschten! Welche Freude und welches Fest am Abend! und welches Fest bei meinem Erwachen! und welch' ein Müßiggang ohne Ziel und Ende! und welche Lieder von allen Seiten! Der Esel singt ganz laut, die Henne gluckt, der Hahn grüßt die Sonne, das vertrauliche Schwein ruft grunzend: mich hungert! der Hund bellt, die kleine Katze, mit halb geöffnetem Auge, sucht ihre Mutter; der Sperling zwitschert, die Lerche singt an dem Bach hinstreifend, die Taube wiegt sich auf der schreienden Wetterfahne; was weiß ich? die gezähmte Elster spricht in ihrem Käfig, der am Fenster hängt, der plumpe Heher bedroht die Obstbäume; welche appetitliche Musik, ein heiteres Murmeln voll Leben und Harmonie, vollkommener Anmuth und schöner Zukunft. Kind, das ich war! Ich überließ mich diesen Träumen ganz wach, ohne zu ahnen, daß es Träume waren! Und Du, mein Bruder, wie glücklich warst Du in meinem Glück! Man hat uns arme Zwillinge getrennt! Mein zwanzigstes Jahr kam plötzlich heran, und zerriß diese Blumenbande. Es gab keinen Hühnerhof mehr, keinen Schlummer, keine morgentlichen Freuden, keinen Abendduft, nicht mehr Dein Lächeln, mein guter Christoph, nichts mehr als Paris, das traurige Paris, jenes Paris, das nicht einen Freudengruß für das arme Kind hat, welches fremd in seinen Mauern ist.

Der Lastträger, den ich nach dem Wege fragte, führte mich in ein Gasthaus der Straße Pierre Lescaut. Eh' er mich dahin führte, betrachtete er meine Kleider aufmerksam, und da er mich grau gekleidet sah mit einem groben Hute, mein Bündel unter dem Arm tragend, so wählte er für mich das Haus, wo ich bin. Es ist ein Haus von zweifelhaftem Aussehen, man tritt in ein Zimmer, das für alle Fremde gemeinschaftlich ist, wo immer gespeist wird. Da ich den ganzen Tag nichts gegessen hatte, so bat ich, daß man mir zu essen gäbe. Eine Frau, die zugegen war, fragte mich: — Wie wollen Sie essen, mein Herr! — Wie Jedermann, antwortete ich dieser Frau. Darauf gab sie sich die Mühe, mir zu erklären, daß es für jeden Menschen in dieser Welt eine andere Art zu essen gäbe; man könne zu zwanzig Sous, zu fünfundzwanzig Sous, zu dreißig Sous, zu fünfunddreißig Sous essen; Einige gingen sogar bis zu zwei Franken! sie erklärte mir, daß man für zwei Franken Alles bekäme, was man nur Ausgesuchtes wünschen könne, vier Schüsseln, Dessert, guten Wein und Liqueur.

— Geben Sie mir, sprach ich, eine Kohlsuppe, ein Stück Speck und ein Glas Wein, wenn's gefällig ist.

— Ich verstehe, sagte sie, der Herr will zu zwanzig Sous speisen. Sie brachte mir Brodschnitten, im heißen Wasser aufgeweicht, ein Stück gekochtes Rindfleisch und eine Bouteille Bier. Traurige Mahlzeit!

Nach dem Essen begehrte ich ein Zimmer. Man schloß von dem Essen, das ich zu mir genommen, auf das Zimmer, das ich wollte, und führte mich über eine enge, dumpfige Stiege. Im ganzen Hause herrschte ein unaufhörliches bewegliches Gedräng. Im ersten Stock sah ich Frauen, die eiligst ausgingen, und ihr Zimmer zu verschließen vergaßen, weil sie wahrscheinlich ihr ganzes Vermögen bei sich hatten; diese Frauen trugen garnirte Kleider und alte Schuhe; im zweiten Stock gingen lachend junge Leute aus, ebenfalls ohne ihr Zimmer zu schließen, weil sie wahrscheinlich nicht mehr nach Hause zu kommen gedachten; Niemand verschloß seine Thür in diesem Hause, wie in dem goldenen Zeitalter Ovid's. Durch die geöffneten Thüren konnte man das Innere dieser unordentlichen Zimmer sehen; das Durcheinander war traurig, wenn gleich die Möbel und Kleidungsstücke nicht sehr zahlreich waren. Endlich, immer und immer höher steigend, kam ich zu dem Zimmer, das mir bestimmt war. Der Mann, der noch darin wohnte, und den ich ersetzen sollte, war ein Original, dessen Geschichte ich Dir erzählen will. Ich habe ja Zeit mit Dir zu plaudern, Christoph, und ich bin so traurig, daß ich nur einen Vorwand suche, um hinzusitzen und an Dich zu schreiben, wenn es seyn müßte einen ganzen Tag.

Mein Original war aus Lyon; bei seiner Geburt waren ihm wenig Mittel verliehen, sein Glück zu machen. Er war seit achtzehn Monaten in Paris, um gleichviel welche Stelle nachzusuchen; als ich ankam, war es ihm endlich gelungen, diese glückliche Anstellung zu erhalten, wornach er so viel gerannt war. Er war ganz außer sich darüber, er hielt seine Freude nicht zurück, und wäre sogar unverschämt gewesen, wenn er's gekonnt oder gewagt hätte; seit achtzehn Monaten hatte der arme Teufel aber auch alle Erniedrigungen der Vorzimmer durchlaufen; die Unverschämtheit war also für diesen Menschen eine Frucht, die noch nicht reif war, die zu hoch war, als daß er sie erreichen konnte, und die er nur von Weitem erblickte. Inzwischen war er herablassend und gut, sein Glück den Nachbarn und Nachbarinnen erzählend und den Dienstleuten aus dem Hause; und so auch mir, dem Zuletztgekommenen. Der, wie er sich ausdrückte, eigens erschienen war, um seinem Glücke beizuwohnen.

Da sind Sie endlich, sagte er zu mir. Sie werden mein Zimmer

einnehmen, und ich habe Sie lang schon erwartet. Ich gehe fort, ich habe endlich meine Anstellung. Der große Minister hat sie mir endlich bewilligt, und ohne Zögern, mein Herr. Ich habe meine Stelle, es lebe also der Minister! Auch Sie kommen wahrscheinlich, eine Stelle in Paris zu suchen?

Dann fuhr er fort, ohne meine Antwort abzuwarten: — Machen Sie es, wie ich, zeigen Sie Einsicht und Gelehrigkeit, warten Sie ein Jahr, zwei Jahre, endlich bekommen Sie Ihre Stelle. Sie dürfen nur in die Vorstadt St. Germain gehen nach der rue de Grenelle,*) die zweite Thür dem Hofe gegenüber; Sie grüßen höflich den Concierge, und gehen ganz gerade in die Bureaus. Nur grade vorwärts. Sie fragen an, man sagt Ihnen nein; das ist gut. Sie kommen den andern Tag wieder, man sagt Ihnen nein; das ist gut; und immer nein, immer nein, immer nein. Oh, rief er aus, nein, nein, nein! — Und dabei sprang er wie ein Narr in dem Zimmer umher, wälzte sich auf dem Bette, und sprach in abgerissenen Worten. — In vier Tagen geh' ich zu meiner Frau, meine Frau wird mich begrüßen, meine Nachbarn werden sagen: Das ist er! Der Präfect wird mir einen guten Tag wünschen, denn ich bin es wirklich, ich bin ich, ich selbst! Zugleich that er, als wenn er seinen Namen unterzeichne und seinen Titel darunter setze. Ich bin überzeugt, daß er der Mann dazu war, an sich selbst vier Briefe auf der Post zu addressiren, mit seinem neuen Titel versehen.

Zu gleicher Zeit packte er sein Ränzel. Er legte jedes Ding ordentlich hinein, nachdem er es genau betrachtet hatte. Es machte mir Vergnügen, ihn seine seidenen Strümpfe zusammen wickeln zu sehen; Regen, Straßenschmutz und ihr Alter hatten sie aus schwarz gelb gemacht. Mehr als eine Masche war losgegangen; er betrachtete sie lange; dieser Theil seiner Toilette hatte ihm die meiste Mühe gemacht, ihn anständig zu erhalten: darum schien er auch den meisten Werth darauf zu legen. Er strich verächtlich mit der Hand über sein Beinkleid, es war zweifelhaft schwarz, aber noch ganz, und da es ihm wenig Besorgniß gemacht hatte, so sah er es kaum an, der Undankbare! Was er aber lang betrachtete, war sein Kleid; ein altes Kleid, das seine Form conservirt hatte, der Kragen war rein, die Wolle war noch glänzend, auf jeden Fall ein präsentables Kleid; doch als ich es ansah, siehst Du, Christoph, so fühlte ich, daß man in diesem Kleide frieren und sich elend darin fühlen müsse. Man könnte mir Alles auf der Welt geben, um ein solches Kleid auf den Rücken zu hängen, nur

*) Dort ist das Hotel des Ministeriums des Innern. A. d. U.

während einer Stunde, ich würde nein sagen! ich würde lieber einen Aussätzigen auf die Backen küssen; dieses Kleid erregte mir Abscheu. Und auch dem armen Menschen erregte es Abscheu, denn während der ganzen Zeit, daß er es zusammenlegte, erlosch das Lächeln auf seinen Lippen, er wurde ernst, er wurde stumm; dieses Kleid erregte in ihm so traurige Rückerinnerungen.

Auch seine alte Wäsche packte er in das Ränzel. Ich, den dieß Alles sehr langweilte, öffnete das meinige; ich zog daraus meine neue blaue Jacke hervor, die Jacke, die ich zum letzten Ostern bekommen hatte; ich zog mein schönes weißes Pantalon von dem letzten Kirchweihfeste daraus hervor, meine rothe Weste mit großen Blumen, meine guten Schuhe, meine Zwirnstrümpfe, die meine Mutter selbst gestrickt, meine guten neuen Hemden, zwar ein wenig grau, die aber auf der Bleiche immer weißer werden; dieß Alles ist neu und jung, und stark und treu. Wahrlich ich hätte unsere beiden Ränzel sehen wollen, wenn sie sich belebt hätten, um gegen einander zu kämpfen; meines hätte gewiß das des armen Menschen in die Flucht geschlagen, wie der Hahn aus unserem Hofe alle Hähne des ganzen Dorfes! Ich glaubte nicht, daß man so stolz auf seine Kleider seyn kann, als ich es in der That in jenem Augenblicke war.

Es schien mir, daß der Bittsteller mich begriff, denn, ohne länger zu zögern, warf er Alles, was ihm noch von seiner Garderobe übrig blieb, durch einander, ohne es ordentlich zusammen zu legen. Er sputete sich, alle seine Lumpen, die Zeugen seines Elends, zu verbergen, schloß dann seinen Sack, setzte seine Mütze auf, und suchte überall im Zimmer, um zu sehen, ob er nichts vergessen habe.

Da erblickte er in einer Ecke des Zimmers auf der geborstenen Marmorplatte der Commode seinen Hut, zitternd und frostig, wie sein Kleid. Bei dem Anblick dieses unterwürfigen und an den Rändern so abgenutzten Hutes erwachten die Schmerzen unseres Mannes, die er so schon in den Nachtsack gebannt glaubte, von Neuem. Sein ganzes Antichambre-Leben mit Lakaien, Gerichtsdienern, Bureaus und Ministern erwachte bei dem Anblick dieses Huts. Er erinnerte sich in einem Augenblick aller Erniedrigungen, die er erfahren, und wie oft dieser erbärmliche Hut in seiner Hand gewesen, statt auf seinem Kopfe zu seyn; er erinnerte sich Alles dessen, und nun floß sein Zorn, den er lange zurückgehalten, plötzlich über; es bedurfte für ihn eines Sühnopfers für alle seine erduldeten Leiden; er ergriff seinen Hut und zerriß ihn in tausend Stücke mit den Fingern, mit den Zähnen; er trat ihn mit Füßen und bedeckte ihn mit Schimpf. Es brach bei ihm los, er rächte sich, so gut er konnte, für seine Leiden; er wurde

erhaben! Wahrlich, es war schön, diesen Menschen zu sehen, der so eben noch so kleinlich, so mittelmäßig, so ergeben, so zusammengebogen war; diesen Angestellten auf den Knien, dieses zur Erde gesenkte Haupt endlich einmal in Zorn gerathen und sich in die Höhe richten; diese Wange, noch glühend von der Ohrfeige, von Stolz geschwellt; diesen so tief gesenkten Blick, der sich erhebt; diese flehenden Hände, welche schlagen; diese wunden Knie, die sich strecken; diese ganze unedle Natur, die auf einen Augenblick sich vergrößert, bis daß dieser Mensch wieder der Aufsicht seiner Familie oder der Hand des Bureau-Chefs anheimfällt. Es hieß zur rechten Zeit in mein Zimmer kommen, nicht wahr, um diesem seltsamen Schauspiel beizuwohnen? Das hieß frühe genug begreifen, was in der That die Laufbahn der öffentlich Angestellten ist, und sie nach ihrem richtigen Werthe zu würdigen. — Mein Mann ging ein wenig beschämt über die Ausfälle fort, zu denen er sich hatte hinreißen lassen, jedoch ohne etwas zu sagen. Als er fort war, zog ich meine Handschuhe an und hob ein Stück von seinem Hute auf, das ich mit einer Nadel an die Mauer befestigte; ich werde es oft als eine Lehre betrachten. Uebrigens betrug sich dieser Mann, nachdem er von seinem Zorn zurückgekommen war, wie ein Mensch und wie ein guter Mensch gegen mich. Er machte mich mit den guten und schwachen Seiten meines Zimmers bekannt, die er mit größerem Fleiße studirte, als Du die Erklärungen der alten Commentatoren Homers studirst. — Seht Euch vor, sagte er zu mir, nicht zu lange Eure Thür zu öffnen, denn Ihr würdet durch den übeln Geruch Eurer Nachbarn belästigt werden. — Hütet Euch wohl, zu lange Euer Fenster zu öffnen, sonst werdet Ihr durch den Dunst der Küche erstickt; Euern Kamin stopft wohl zu, wenn Ihr nicht den Rauch des ganzen Hauses haben wollt. Nachdem er nun einiges Empfehlenswerthe hervorgesucht, fügte er noch bei: Ich benachrichtige Euch, daß der Spiegel Euch gelbsüchtig erscheinen läßt, Ihr müßt darüber nicht erschrecken; umsonst werdet Ihr Euch bemühen, die Uhr aufzuziehen, die große Feder ist wenigstens seit sechszig Jahren gesprengt; tragt Sorge, Eurer Wirthin zu zeigen, daß diese Scheibe von Papier ist; was Euer Bett betrifft, so laßt das Kopfende nur an der Thür stehen, trotz des Windes, der dort hereinkommt, sonst würdet Ihr jede Nacht um eilf ein halb Uhr von dem Kellner geweckt, dessen Dachkammer gerade über Euern Füßen ist. Dieses, sagte er, ist Dasjenige, was ich Euch hauptsächlich anzuempfehlen habe; es kostete mich sechs lange Monate langer und schmerzlicher Erfahrungen, um dieses Zimmer zu kennen, wie ich es kenne; ziehet nun mit einem Mal Nutzen aus dieser Kenntniß, die ich nach und nach gewann durch Träumen, Leiden, die Tage ohne Ent-

schließungen, und die Nächte ohne Schlummer zubringend. Hiedurch, trotz der Spione von unten und des Geplauders von oben, trotz der Hitze im Sommer, der Kälte im Winter und der Feuchtigkeit im Uebrigen, trotz des Mangels an Wasser, an Feuer, an Licht und weißer Wäsche, trotz des fehlenden Lehnstuhls und Teppichs, trotz der Ratten, die in der losgerissenen Tapete tanzen, trotz dieser abscheulichen Abbildungen der vier Jahreszeiten, die Ihr unaufhörlich vor Augen habt, gleich einer bittern Ironie der vier Jahreszeiten, die nicht hier sind, trotz dieses erbärmlichen Bettschirms in Blau und Roth, wo die Zeit die Liebe vorüber führt, noch bevor die Liebe die Zeit vorüber führte, trotz Alles dessen und noch mancher andern Dinge werdet Ihr der glücklichste, der ruhigste und der am Kommodesten einlogirte junge Mensch der ganzen Erde seyn.

Wie er Das sagte, rieb er sich die Hände vor Freude und Glück, wie ein Mensch, der seinem Gefängnisse entkommt, wie ein Mensch, der bald den Tisch seines Speisezimmers und die Nußbaum-Commode seines Schlafzimmers und sein Bett mit zwei Strohpolstern geziert wieder sehen wird. Ich hörte ihm zu, und es gefiel mir, ihm zuzuhören. Nachdem er Alles gesagt, fügte er seinen nützlichen Empfehlungen nicht minder nützliche Geschenke bei; er war so glücklich, daß er mir, ohne mich zu kennen, seine ganze Wirthschafts-Einrichtung des Hotel garni gab; denn es gibt eine solche, deren Niemand entbehren kann, selbst ich nicht, der doch so Vieles entbehrt.

Mein Mann gab mir also seine Mausfalle, die noch mit einem recht ranzigen Stück Speck versehen war. — Sein letztes Päckchen Schwefelhölzer. — Sein Phosphor-Feuerzeug. — Seinen Stiefelknecht, ein Luxusmöbel, dessen er sich lange schon nicht mehr bediente. — Einen Kleiderriegel von Holz, womit er zugleich die Falten aus seinem Rocke biegelte. — Ferner übergab er mir zwei eingeschlagene Nägel, woran man eine Uhr hängen konnte, wenn man eine Uhr hatte; auch gab er mir eine ökonomische Kochmaschine, worin man eine Tasse Milch wärmen konnte, ohne anderes Brennmaterial als ein Stück Papier, ein sehr bequemes Instrument, um selbst sein Frühstück zu machen.

Was gab er mir nicht Alles, dieser brave Mann, und wie viel Dank bin ich der Regierung schuldig, die ihn so günstig für ihn und für mich placirt hat! Er gab mir den Rest von hundert Stecknadeln, welche in dem Nadelkissen des Etablissements steckten. Er gab mir auch die Adresse aller seiner Kaufleute und Lieferanten und seiner Wäscherin außer Paris.

Endlich gab er mir einen Händedruck als Abschied, und ich glaube,

von allen seinen Gaben war mir diese die liebste. Man hat wahrlich sehr Unrecht, zu sagen, daß alle Menschen undankbar seyen.

Dritter Brief.

Du glaubst wohl, daß meine erste Nacht in diesem häßlichen Aufenthalt schrecklich gewesen seyn müsse. Paris ist ein abscheulicher Cloak, wo man glücklich ist, leben zu können, wenn man nur das Herz auf der rechten Stelle hat. Dieses nur schlecht versteckte Elend hat mir stets eben solchen Haß als Eckel eingeflößt. Nicht ein Haus in Paris will so erscheinen, wie es wirklich ist; diese Zimmer sind entsetzlich, die Luft darin ist verpestet, die Stille ist tödtend, der Lärm ist frostig, wie die Liebeserklärung eines alten Weibes. Ich würde wahrlich ein Gefängniß vorziehen. Das Gefängniß ist nicht unsere Wahl, es ist eine Nothwendigkeit, je schrecklicher es ist, desto ehrenvoller; es beweist, daß man uns fürchte. Und im Gefängniß ist man etwas, man beschäftigt sich mit Euch, man bewacht Euch, man macht rings um Euch Geräusch für Euch; für Euch schlägt der Trommler zwei- oder dreimal des Tags, für Euch wacht die Schildwache mit dem Gewehr im Arm. Jeder Vorübergehende blickt nach Euern Fenstern, um Euch zu sehen, denn Ihr seyd Etwas im Gefängniß, und wäret Ihr nichts als ein Schlachtopfer, so habt Ihr noch eine schöne Rolle drinnen und draußen zu spielen. Das ist gut!

Aber ein Hotel garni in Paris zu bewohnen! In diese kalten Mauern einzutreten, die ihre geschändeten Arme dem Ersten dem Besten entgegen strecken, er sey jung oder alt, ehrlich oder Spitzbube; sich zu legen in ein feiles Bett, feil ohne Leidenschaft und ohne Laster, ganz einfach feil; zu gehen auf diesen Fließen, wo so viele Andere schon vor Euch gingen, ohne die Spur ihrer Schritte darauf zurückzulassen; sich nicht zu Hause zu befinden mit der Freiheit des „Zuhause“ noch bei einem Fremden, mit den anmuthigen Benefizien der Gastfreiheit; allein zu seyn in diesem Gedränge; nicht zu wissen, welche Hand Euch den Kopf hält, wenn Ihr krank, und welche Hand auf Euch das Bahrtuch wirft, wenn Ihr sterbt; nicht einmal zu wissen, ob man Euch dieses schlechte Bahrtuch leihen wird, um Euch im Sarge damit zu bekleiden; sein Gedächtniß abzumühen, um den Namen der Mägde und Diener zu behalten, die nicht Euer, und von denen man nur bittend fordern kann; die Numer seines Zimmers suchen, wie ein Galeerensträfling; seine Thür selbst zu öffnen, und, wenn sie geöffnet ist, lange zu zögern, ehe man eintritt, wie ein Dieb, der eine Thür er-

bricht; dann einzutreten in die Dunkelheit, in die Stille, wo man nicht sein Windspiel bellen hört, nicht seinen Zeisig zwitschern; dann allein zu seyn, ganz allein! keine Freude der Häuslichkeit zu haben, nichts! Und wenn man an die Straßenpforte klopfen hört, gewiß zu seyn, daß man nicht wegen Euch klopfe; sich an das enge, niedrige Fenster zu legen und den Kopf wie zur Hinrichtung zu krümmen; die Menschen auf der Straße ganz klein zu sehen, die rennenden Weiber, die fliegenden Karossen, und zu wissen, daß in dieser Menge sich nicht eine Hand Euch entgegen streckt, nicht ein Herz schlägt und Eurem Herzen antwortet, nichts! Welche Träume man da träumt! Welche Träume Euch da ermüden in dieser Wüste, die man Hotel garni nennt! Und rings um Euch kommt man an und geht vorüber, man geht und kommt, man wird geboren und stirbt, oben, unten, zur Rechten, zur Linken, auf allen Seiten, ohne daß Ihr davon benachrichtigt würdet, als durch den Zufall; schrecklich! und das Laster ist an Eurer Thür, Ihr hört das Rauschen seines seidenen Kleides; und die Tugend ist an Eurer Thür, Ihr hört das Scharren ihres abgenutzten Schuhes; die Intrigue ist an Eurer Thür, athemlos und gebeugt; und nichts für Euch, weder Laster, noch Tugend, noch Intrigue; nichts! Dann gibt es junge Leute, welche die Treppe hinablaufen mit ihren Geliebtinnen, und Euch aus dem Schlafe wecken. Dann begegnet Ihr Gerichtsdienern, die Euch anblicken, daß man sich fürchten könnte, und die Euch an die Mauer drücken, als wollten sie Euch zerquetschen. Der Lärm, der Lärm, der Lärm, immer der Lärm! bald hoch, bald tief, bald laut, bald dumpf; der närrische Lärm und der ernste Lärm; hier zählt man Geld, dort oben stirbt man vor Hunger! Stelle Dir nun vor, Christoph, Deinen Freund, Deinen Zögling in diesen Abgrund gestoßen. Und ich, ich rufe Dir, ich weine um Dich, ich beweine meinen fröhlichen Morgen von ehemals, meine freie Frühlingsluft, meine kräftigen Herbstwinde, meinen Staub in der Sonne, meine Landstraße, von Menschen- und Pferdetritten durchfurcht; ich klage und weine um unser eigenthümliches Haus, so weit, so groß, so schön, so bewohnt, so duftend, so voll von Dünger, von Hühnern, von Enten, von ländlichen Reizen und von Freiheit! Christoph, Christoph! wo bist Du, Christoph? Ich bin allein im Gefängniß, allein zum Ersticken, allein zum Sterben. — — —



Feuilleton.

Kunst.

Eine neue Zierde wird der Domkirche zu Regensburg in den Grabmälern der Bischöfe Sailer und Wittmann erwachsen, welche beide der in der christlichen Bildhauerkunst ausgezeichnete Professor Eberhardt in München bereits in Arbeit hat; das erstere auf Bestellung Sr. Majestät des Königs von Baiern, das zweite aus Auftrag des Bischofs von Regensburg, nachdem das reichliche Ergebniß der zu diesem Zwecke ausgeschriebenen Sammlung die Mittel zur Bestreitung der Kosten geliefert hat.

Theater.

† Seit einigen Wochen befindet sich Dem. Erck aus Berlin in Stuttgart und gibt eine Reihe von Gastvorstellungen. Seit dem Abgang der Dem. Peche von unserer Bühne waltete über der Besetzung dieses Rollenfaches ein eigener Unstern. Ihr nächster Ersatz war Dem. Esser, welche uns jedoch bald wieder verließ. Sie gehört der Kunst nicht mehr an. Mad. Benesch aus Frankfurt, auf die man nach ihr große Hoffnungen setzte, blieb aus.*) Es folgte Dem. Schulze, welche nur ein Jahr hier engagirt war und von Dem. Schneider ersetzt wurde, die jedoch nicht einmal die wenigen Vorzüge besitzt, welche noch einiges Gewicht in die Wagschale ihrer Vorgängerin legten. Nach diesem darf es nicht Wunder nehmen, daß Dem. Erck bei unläugbarem Talente, besonders für naive Rollen, einen großen Antheil erregte, der sich sogar zweimal bis zum Hervorruf steigerte; ein bei uns seltener Fall. Ob Dem. Erck jedoch im Stande seyn würde, das Fach einer ersten, jugendlichen Liebhaberin im höheren Drama und in der Tragödie nach allen Ansprüchen, die man hier zu machen berechtigt ist, auszufüllen, wagen wir nicht nach dem ersten Eindrucke, den die Gastrollen auf uns hervorbrachten, unbedingt mit Ja zu beantworten.

---

*) Mad. Benesch wird in den nächsten Tagen hier Gastrollen geben.

— In dem neuen Trauerspiel: „Eine Familie zu den Zeiten Luthers“ von Casimir Delavigne spielt die junge schöne Dorval eine sechszigjährige Frau. Zur Nachahmung für manche fünfzigjährige Schauspielerin in Deutschland!

— Die nächste Neuigkeit in der großen Oper wird Notre Dame de Paris seyn, wozu Dem. Bertin die Musik gemacht, und Victor Hugo selbst den Text aus seinem berühmten Roman ausgezogen hat.

— Dem Foyer des Theatre français hat der Minister des Innern einen Marmorblock, um daraus die Büste Beaumarchais zu schneiden, Thiers die fertige Büste Andrieux und die Familie des berühmten Schauspielers St. Prix das Portrait von Racine in Oel zum Geschenk gemacht.

— Laporte der Vater, der berühmteste unter den noch lebenden Harlekinsspielern der Comödie, nahm vor einigen Tagen Abschied vom Theater. Der geistreiche Künstler erschien zum letzten Mal im Bon Père von Lafontaine, eine Rolle, die von jetzigen Schauspielern, namentlich in Deutschland, wo das Muster fehlt, schwer begriffen werden dürfte. Außer mehren andern schönen Beigaben wurde noch le Bourru bienfaisant (der gutherzige Polterer) von der Elite der Comédie française aufgeführt.

— Madame Ancelot, die Gattin des bekannten Schriftstellers, hat kürzlich der Dem. Mars eine Comödie in drei Akten vorgelesen. Dem. Mars ließ sogleich anspannen, um zu Herrn de Lasalle, Direktor des Theatre français, zu fahren, der auf die dringende Empfehlung der großen Schauspielerin für den nächsten Morgen das Lese-Comité zusammenberufen ließ. Das Stück wurde mit einstimmigem Beifall angenommen und sogleich die Rollen ausgeschrieben. Es heißt: „Marie oder die drei Epochen.“ Dem. Mars ist im ersten Akte achtzehn, im zweiten vier und zwanzig und im dritten drei und dreißig Jahre alt.

— Les chaperons blancs wird für eine der interessantesten Partituren des Componisten der Stummen von Portici erklärt. Der Beifall, den dieses Werk in der komischen Oper erhält, ist im Steigen.

— Ein sechsjähriges Mädchen erregt Bewunderung auf dem Kinder-Theater von Comte. Man hat ihm den Beinamen „die kleine Taglioni“ gegeben.

— Don Juan von Oestreich, der bald zum hundertsten Mal auf dem Theatre français aufgeführt wird, ist in's Englische übersetzt worden. Man gibt ihn mit großem Beifall auf dem Coventgarden-Theater.

— In München wird nächstens das neue Drama „Griseldi“ in die Scene gehen. Auch erwartet man dort „Bürgerlich und romantisch“ von Bauernfeld.

— Während des eben geendigten Pariser Theater-Jahrs betrug die Einnahme aller Bühnen, welche sich sonst nur bis zu 6 Millionen erhoben hatte, 7 Millionen. Die große Oper machte 800,000 Fr., das Theatre français 600,000 Fr., die Italiener 600,000 Fr. in sechs Monaten, Alles ohne die Unterstützungssumme vom Staate, welche für die Oper 800,000 Fr., für das Theatre français 200,000 Fr., für die komische Oper 220,000 Fr. und für die Italiener 70,000 Fr. betrug.

— **Französisches Theater in London.** Die Theater-Entreprise der Dem. Jenny Vertpré kündigt sich unter den günstigsten Auspicien an. Eine zahlreiche Abonnentenliste unter der hohen Aristokratie entschädigt die Directrice für die unerhörten Schwierigkeiten, die sich ihr zuerst entgegen stellten. Die vornehmsten Damen haben das Amt der Patronesses übernommen. Die Königin hat für drei Logen auf die ganze Saison unterschrieben und dabei den Wunsch geäußert, daß man für sie einen besondern Eingang einrichte. Diese Vorkehrung hat das Debut der französischen Truppe hinausgeschoben. Der Eigenthümer des eleganten Saales läßt sich monatlich 10,000 Fr. Miethe zahlen. Das Parterre hat statt der Bänke bequeme Lehnstühle. Hauptsächlich werden Scribe'sche Stücke aufgeführt werden, die in London zu den beliebtesten gehören.

Musik in Wien.

Eine noch sehr junge Künstlerin, Dem. Jeanette Boutibonne, versuchte sich in einem Concerte als Pianistin und Sängerin. Als erstere leistete sie indessen mehr, ihre schöne Stimme bedarf noch der Ausbildung. — Herr Hindle ließ sich auf dem Contrabaß hören und erndtete den allgemeinsten Beifall. — In einem

andern Concerte zeigte sich Herr B. Randhartinger als Compositeur und Sänger. Seine Lieder, die er ausdrucksvoll vorträgt, so wie eine Symphonie, die bei der Preisvertheilung, die neulich stattfand, das Accessit erhalten hatte, fanden allgemeine Anerkennung. — Das bedeutendste aller Concerte in diesem Jahre war jedoch das von Herrn Jansa veranstaltete. Außer mehren Piecen von Beethoven und Mozart hörte man den Concertgeber in einem selbst componirten Violin-Concert in Fis moll, das wahrhaft vortrefflich genannt werden darf. — In dem Theater an der Wien hatte man den seltenen Genuß, Mozart's Don Juan zu hören. Der durch seine Compositionen moderner Zaubermährchen vortheilhaft bekannte Adolph Müller traf diese Wahl zu seinem Benefiz. Die Mitglieder des deutschen Hof-Operntheaters, welche jetzt während der Anwesenheit der Italiener feiern, gaben die Hauptparthien. Der bekannte Komiker Scholz spielte den Gerichtsdiener sehr ergötzend und Nestroy machte den Sennor Martens den Kaufmann, um auch dieser Episode einige Wichtigkeit zu verleihen.

Mode.

Es ist uns unmöglich, von den neuen Damenkleidern zu sprechen, ohne in eine Discussion über das Princip einzugehen, welches noch jetzt nicht nur die ersten Kleidermacher, sondern auch die eleganten Damen in Bewegung setzt. Einige dieser Damen, von dem Reiz der Neuheit angezogen, beeilten sich zwar, die engen Aermel anzunehmen, allein sie fanden wenig Nachahmer, und — was noch schlimmer ist — wenig Beifall. Dies ist um so verständiger und motivirter, als von einer completten Umwandlung die Rede war, und daß es sich hier um nichts Geringeres, als um den sogenannten Amadisärmel mit dem Ellenbogen und zwei Näthen handelte. Wo wären die Arme, die dieser Phantasie genügten? Sehr wenige in der That würden es im Stande seyn. Jene Damen also, die jeder Laune der Mode opfern, waren sogleich bereit, auch diese zu adoptiren, die aber, welche sich nur der allgemeinsten Mode anschließen, zögern noch immer, und halten sich an eine richtige Mitte, der wir unsern Beifall nicht versagen können. Das Einfachste ist wohl, die sogenannten Gigots der weiten Aermel abzuschneiden oder einen halb anliegenden Aermel zu machen mit einer breiten Puffe, welche dann den kurzen Aermel auf der Schulter bildet. Dies ist graziös und kommt den früheren Gigotaermeln gleich, die unten eng waren und sich vom Ellenbogen nach der Schulter hin erweiterten. Die Röcke sind noch immer sehr weit, so daß man glauben sollte, die Schneider verwendeten dazu jene drei Ellen des Stoffes, die nicht mehr in die Aermel hineingehen. Man macht schöne Ueberröcke; der Rock einfach, der Leib als Ueberrock. Pelerinen trägt man keine mehr.

Die italienischen Strohhüte sind immer die ersten und folgen unmittelbar auf die Sammthüte. Sie sind sehr groß; der Schirm in die Höhe gerichtet. Saftgrüne Bänder, grüne Federn oder Blumen, ein grüner Paradiesvogel oder Flieder stehen in dieser Jahreszeit sehr gut zu der Strohfarbe. Der Charakter der dießjährigen Moden ist Einfachheit. Man steckt auf der einen Seite eine Blume, auf der andern eine Schleife, und sehr wenig oder keine Blumen unter den Schirm. Hinten wird keine Schleife getragen.

Beim Ausgehen trägt man Mantelets von schwarzer Seide mit Spitzen besetzt. Sie gehen nur bis zum Gürtel und sind am Halse ausgeschnitten. Man trägt seidene Kamaschen. Die Broches sind von Mosaik auf schwarzem Grunde, sehr groß, aber einfach gefaßt.

Elegante Herrn tragen Fracks von bronze anglais mit Sammtkragen und reich geschliffenen Goldknöpfen; die Schöße mit gleichfarbigem Atlas gefüttert. Ueberröcke sind von der Farbe der Akazienblätter, sehr breite Kragen und Aufschläge, mit Sammt besetzt. Diese Röcke werden kurz getragen.

Der Abbe Sieyes.

Kürzlich ward der alte Revolutionsmann von der Wittwe des General Moulin zu einem Ersatz vou 100,000 Franken vor Gericht angehalten. Moulin saß mit Barras, Gohier, Roger Ducos und Sieyes im Direktorium. Es bestand damals eine Hülfskasse von 800,000 Franken für diejenigen Direktoren, welche ohne Vermögen ausscheiden würden. In dem Memorial von St. Helene von Las Casas erzählt Napoleon, daß Sieyes ihm von dieser Kasse gesagt habe, als sie in der ersten Versammlung der Consuln mit einander allein waren. Napoleon erwiederte ihm: „So bald ich etwas davon weiß, muß die Summe in den öffentlichen Schatz wandeln; heute aber weiß ich noch nichts davon, und somit mögen Sie sie mit Roger Ducos theilen, da Sie ja Beide vormalige Direktoren sind.“ Bei dieser Theilung soll Sieyes

600,000 und Ducos 200,000 Fr. erhalten haben. Dasselbe sagt Gohier, vormaliger Präsident des Direktoriums, in seinen Memoiren aus. Hierauf stützt nun Madame Moulin ihre Reklamationen. Ihr Mann war seitdem auf dem Felde der Ehre gestorben und sie in Dürftigkeit gerathen, während der nunmehrige Graf Sieyes ein Einkommen von 3 bis 400,000 Livres Renten hat. Sie verlangt die Rückerstattung des ihrem Manne als ehemaligem Mitgliede des Direktoriums zustehenden Antheils an jene Hülfskasse. Schon im Jahr 1824, nachdem sich die Wittwe schriftlich an Sieyes gewendet hatte, erhielt sie von ihm nachstehendes Billet: »Ich habe die Ehre, Ihnen zu erwiedern, daß die Verwalter jenes Fonds, ungleich geringer, als Sie glauben, bereits dem provisorischen Consulat Rechenschaft abgelegt haben, und daß die Consuln unter dem 28. Frimaire VIII. darüber verfügt haben. Ihr Gemahl, der General Moulin, hätte seine Reklamationen an den ersten Consul richten müssen. Ich kann nach 24 Jahren Ihnen nur dieses wiederholen. Was das Memorial von St. Helena, das Libell des Herrn Gohier und Anderer betrifft; so überheben Sie mich wohl, ihrer hier so zu erwähnen, wie sie es verdienen.« Nachdem in der am 16. April abgehaltenen Verhandlung Vieles über den Charakter Sieyes vorgekommen, welches, so interessant es auch ist, hier zu wiederholen zu weitläuftig wäre, wurde die Wittwe Moulin mit ihrer Klage abgewiesen, indem weder der General Moulin noch der Graf Sieyes ein Recht an den Fonds hatten, die sich am 18. Brumaire in der Kasse des Direktoriums befanden; da es erwiesen, daß diese Fonds dem Staat gehörten und ihm darüber seiner Zeit Rechenschaft vorgelegt wurde. — Wir können uns nicht enthalten, hier eine Stelle eines Briefes anzuführen, den der Advokat der Madame Moulin vorbrachte, worin der berühmte Sieyes in seinem jetzigen Zustande geschildert wird: »Ich habe oft Herrn Sieyes seit seiner Rückkehr nach Frankreich gesehen. Alle seine geistigen Fähigkeiten sind seit dieser Zeit erloschen. Ich sprach nur zweimal sehr kurz mit ihm über sein Exil; außerdem war keine andere Antwort von ihm zu erwarten, als: Je suis mort! Er fürchtet sehr den Tod, und glaubte sein Ende zu beschleunigen, wenn er sich mit irgend etwas beschäftigte; daher hat er sich das System gebildet, nicht mehr zu denken und den ewigen Refrain Allen zur Antwort zu geben. Er sitzt in einem Lehnstuhl mit auf der Brust gekreuzten Armen. Man hebt ihn auf und führt ihn in seinen Garten und zur Tafel, denn er ißt und trinkt gut. Seit vier Jahren ist er nur einmal ausgefahren. Man mußte ihn in den Wagen tragen.« Diese Schilderung brachte auf die Versammlung eine große Sensation hervor.

Der Amazula.

Der Bart des General Allard, Generalissimus von Kaschemir, ist kaum vergessen, so sieht Paris eine neue Erscheinung, die Aller Blicke auf sich zieht; dieß ist ein junger Engländer, der so eben von der Völkerschaft der Amazula im südlichen Afrika in Paris angekommen ist. Die Wilden haben ihn in einem Gefechte verwundet, und deßhalb ward er genöthigt, nach Europa zurückzukehren. Der junge Gentleman präsentirt sich in den Salons in dem Costüm der Krieger der Amazula. Der obere Theil seines Körpers ist mit Büffelhaaren bedeckt, und Leopardenschweife hängen von seinem Gürtel hernieder. Auf dem Kopfe trägt er ungeheure Federn. In der Hand hält er einen länglichten Schild von Büffelleder und einen Wurfspieß, dessen starke Spitze von den Wilden selbst geschmiedet ist. Der Reisende kennt auch die Sprache der Amazula, und hat der geographischen Gesellschaft in London Proben davon geliefert, die auf arabischen Ursprung schließen lassen. Die Auswanderung muß jedoch vor sehr langer Zeit stattgefunden haben, da sich keine Spur von Muhammedanismus bei den Amazulas vorfindet.

Deburau — ein Mörder!

Der berühmte Pierot des Funambules-Theaters in Paris, dessen Leben Janin beschrieben, und der auch durch den Herausgeber dieser Blätter einigen Lesern in Deutschland nicht unbekannt geblieben seyn wird, hat sich eines Mordes schuldig gemacht. Durch die ersten schönen Frühlingstage zum Spazierengehen aufgefordert, nahm er an einem Abende, wo er nicht zu spielen hatte, seine Frau und Kinder mit auf's Land, um im Freien zu essen. Indem er bei einer Gruppe junger Leute vorübergeht, erkennt ihn einer und ruft ihn beim Namen. Deburau dreht sich um und droht ihm. Der Bursche, den das Gelächter seiner Kameraden aufmuntert, ruft nun nicht bloß den Namen des Künstlers, sondern setzt das Wort Pierot hinzu, und so ging es nun in Einem fort. Eh, Pierot, Ohe! und der ganze Haufe nach. Deburau, um diesem ärgerlichen Auftritte zu

entgehen, schlägt einen andern Weg ein, allein beim Wenden um eine Ecke findet er dieselben Bursche wieder, die, auf einem Umweg dahin gelaufen, ihn mit ihrem wilden Geschrei auf's Neue begrüßen, bis der auf's Aeußerste gebrachte Deburau seinen Stock aufhebt und dem Einen einen Schlag an den Kopf versetzt. Der Getroffene fiel sogleich zur Erde. Man mußte Aerzte holen, welche an der Schläfe eine tiefe Wunde entdeckten. Er gab sogleich seinen Geist auf. Deburau stellte sich als Gefangener, und ist nun des unfreiwilligen Mordes angeklagt. Er befindet sich in einem Zustande gänzlicher Vernichtung, und ist fast nicht im Stande, auf die an ihn gerichteten Fragen zu antworten.

Aus der Gesellschaft.

Am 22. April fand in der Kirche Notre Dame de Lorette zu Paris die Trauung des Herzogs von Crussol mit der Mlle. Talhouet, einer Enkelin des Grafen Roy, statt. Alle Notabilitäten der Geburt-, Geld- und Kunst-Aristokratien waren zugegen. Man hatte 1200 Einladungen ergehen lassen.

Die Stufenleiter der Raucher.

Seit den dritthalb Jahrhunderten, daß die Spanier unsere Halbkugel mit dem unschätzbaren Geschenke, nach dem Ausspruche Vieler, mit dem verderblichen nach dem Ausspruche Anderer, beglückt haben, welches Tabak genannt wird, hat die unbegreifliche Sucht, sich diese Pflanze in die Nasenlöcher zu stecken, oder sie geschnitten oder gerollt zu rauchen, oder sie selbst zu kauen, ihre Herrschaft von Pol zu Pol mit größerer Schnelligkeit verbreitet, als irgend eine andere Erfindung des menschlichen Geistes. Der Tabak hat jedoch seine Märtyrer gehabt, wie jeder andere Glaube, und selbst die Türkei, dieses Vaterland der Pfeife, hat Todesurtheile gegen die Raucher des siebzehnten Jahrhunderts ausgesprochen.

Jetzt haben die Pfeife und die Cigarre sogar die Abneigung und den Haß der Frauen überwunden. In Asien und Afrika und selbst in einigen Gegenden Europa's und Amerika's haben sie weise die Parthie ergriffen, selbst zu rauchen, um nicht in dem Dunstkreise zu ersticken, womit ihre Gatten sie täglich umgeben. Der Fluch, womit die Damen in Frankreich und England diese Neuerung belegten, hatte bis im J. 1815 den Gebrauch der berüchtigten Herbe à la Reine, wie man den Tabak nannte, unter Leuten von Welt in Mißkredit gebracht. Cigarre oder Pfeife wurde vor jener Zeit von den Müttern unter dem Laster der jungen Leute begriffen, ebenso wie Spiel und Trunk. Jetzt ist es nicht mehr dem guten Tone zuwider, zu rauchen, sey es im Hause oder auswärts, im Wagen, auf der Straße, überall.

Wenn man nun von dem geographischen Gesichtspunkt die Welt der Raucher betrachtet, so theilt sie sich auf natürliche Weise in zwei große Zonen: Orient und Occident. Die Orientalen, ein in Pracht und Wollust träumendes und faullenzendes Volk, haben weder den Gebrauch der Cigarre, deren beizender Rauch den Augen schadet, noch den spanischen Papelito angenommen, jene offene Papierrolle, die uns ohne Mitleid Lippen und Finger verbrennt. Die Orientalen haben den Tschibuk erfunden, d. h. ein Instrument, aus einer langen Röhre von Weichselholz, an deren einem Ende sich ein Stück Bernstein, oft mit Emaill und kostbaren Steinen verziert, befindet, an dem andern ein kleiner Kamin aus gebrannter Erde, Lulech genannt, worin der Tabak brennt.

Auf einem sehr niedrigen Divan ausgestreckt, den Bernstein des Tschibuk leicht an den Mund gelegt, ziehen sie langsam den Rauch des köstlichen Tutun *) ein, der sich in der langen Röhre abkühlt, bevor er mit den Lippen in Berührung gesetzt wird. Die ersten Züge werden gewöhnlich verschluckt. Wenn der Inhalt des Lulech halb verzehrt ist, so hebt ein Bedienter die Pfeife von der Kupferplatte, auf welcher sie ruht, um den Teppich nicht zu verderben, und reicht seinem Herrn eine Schaale Kaffee, deren Inhalt zu gleicher Zeit geröstet, gestoßen und gekocht wurde, damit nichts von dem Aroma verloren gehe. Nach dem Kaffee trinkt man einige Schluck reines Wasser, und ißt einen Löffel voll Rosen-Confituren, um sogleich wieder einen andern Tschibuk zu nehmen, wenn der erste nicht vollkommen befriedigt haben sollte.

Der beste levantische Tabak ist der von Latakî in Syrien, von Salonichi und Konstantinopel. Man glaubt gewöhnlich, der türkische Tabak müßte sehr schwach und sehr gelb seyn; dieß ist jedoch ein Irrthum. Der türkische Tabak zählt drei Sorten, die sehr von einander abweichen. Die erste ist so stark, daß sie jeden ungewohnten Raucher nach einigen Minuten berauscht. Die zweite heißt Tutun Orta, und

*) Gattungsname des Tabaks in der Türkei.

ist die angenehmste und beliebteste. Sie hat ihren Namen von den Orta's oder Janitscharen-Regimentern, die gewöhnlich viel davon consumirten. Die dritte Gattung heißt Tutun Javach, und hat keinen sehr entschiedenen Geruch; sie wird nur von Frauen und Kindern geraucht. In dem geringsten orientalischen Dorfe findet man stets ein Kaffeehaus (Khavne), worin ein ganzes Arsenal von Tschibuks und köstlicher Tabak angetroffen werden. Oft findet der Reisende nichts anders, um seine erschöpften Kräfte wieder zu ersetzen.

Was aber liegt dem Türken an Essen und Trinken, wenn er seine Pfeife und seinen Kaffee hat, den er gewöhnlich auf einen Zug, ohne Zucker, mit dem Satze hinunterschlürft. Der letzte Befehl des Sultans, der den Eigenthümern der Khans und Khavnes untersagt, ihren Gästen Pfeifen zu reichen, wird in seiner Ausführung auf bedeutende Hindernisse stoßen.

Der Narguile ist eine persische Pfeife, viel complicirter als der Tschibuk. Er ist dessen ungeachtet in allen orientalischen Ländern sehr verbreitet. Mancher unserer Leser wird sich erinnern, dergleichen in Curiositäten-Cabineten gesehen zu haben. Es ist eine lange, biegsame Röhre, welche mit einem kleinen Heerde zusammenhängt, indem sie durch eine gläserne mit Wasser angefüllte Flasche geht. Man darf es sich jedoch nicht einfallen lassen, den Tabak eines Tschibuk in einem Narguile rauchen zu wollen. Der Tabak des Narguile ist etwas ganz Anderes; er sieht einem Stücke Holz gleich. Man schneidet ihn in dünne Scheiben, nachdem man ihn durch ein in Wasser getauchtes Linnen erweicht, dann zerbricht man ihn im Lulech, und zündet ihn mit einer Kohle an, auf welche man mehre Minuten bläst. Der Raucher zieht hierauf aus allen Kräften den Rauch des Narguile ein, der nicht wie gewöhnlicher Tabak bloß in den Mund, sondern in die Lungen einzieht. Diese Operation ist so ermüdend, daß viele Europäer schon an dem ersten Versuche genug haben. Die Orientalen, besonders Leute aus dem Volke, ziehen jedoch den Narguile dem Tschibuk bei Weitem vor. Das Geräusch, welches jeder Zug in dem Wasser hervorbringt, scheint sie besonders zu erfreuen. Sie werden ganze Tage nicht müde, auf diese Weise zu rauchen.

Der Huka der Hindostaner ist eine Art von Narguile, aber drei- bis viermal größer. Der Tabak des Huka wird sehr mühsam mit Kügelchen von Reis entzündet, die, zu Kohlen verwandelt, viel Hitze enthalten. Die Chinesen raffiniren noch mehr diesen Genuß, denn sie mischen Opium in ihren Tabak, und schlafen vollständig ein, während die Türken nur träumen und die Hindostaner schlummern.

Ist es nun nicht wahr, daß unsere occidentalischen Raucher hinter diesen prächtigen Nichtsthuern weit zurück bleiben? Alles athmet bei uns Unruhe und nothwendige Bewegung. Unsere Cigarren, welche die Zähne gelb machen und unsere Augen versengen, unsere stinkenden Pfeifen, aus denen stets ein schmutziges Oel abläuft, das nie ganz entfernt werden kann, weil die Röhren zu eng sind, können diese kurzen und unreinlichen Apparate wohl mit den unendlich langen Tschibuk's verglichen werden, die man nur halb ausraucht, und nach jedesmaligem Gebrauche mit einem Eisendrahte, woran ein Stück weißer und sehr trockener Baumwolle befindlich, reinigt? Denn auch das ist eine occidentalische Ketzerei, eine Pfeife mit Wasser oder Weingeist zu reinigen.

Ich gehe jetzt zu der Cigarre und dem Papelito der Spanier über, besonders, wenn der Letztere von den Händen einer schönen Senorita gewickelt und durch sie uns dargeboten wird, nachdem sie, dem Gebrauch gemäß, einen Zug gethan. Ich will auch selbst nicht zu sehr die weißen Thonpfeifen der Holländer tadeln, weil diese Pfeifen nur für einmal dienen, und aus Dankbarkeit für den Amsterdamer Varinas, dem herrlichsten Tabak nach dem türkischen oder syrischen. Was aber ohne Mitleid verbannt werden sollte, das sind jene Pfeifen, die man hie und da in Deutschland raucht: die schrecklichen Meerschaumpfeifen, immer klebrig und stinkend, wie ein schlecht gekehrter Schornstein. Das ist kein Tabaksrauch mehr, den man einzieht, sondern Mist. Indem wir diese Liebhaberei immer mehr und mehr recht gern verschwinden sehen, wollen wir die Hoffnung hegen, daß uns die Mode recht bald Tschibuk's, Narguile's und die Tabake von Rumelien und Syrien bringe. Vielleicht wird es die letzte Civilisation seyn, die uns der Osten bringt.

Die Bazars in Constantinopel.

Eine Promenade in dem großen Bazar von Constantinopel ist wohl ein Vergnügen zu nennen, doch nicht ohne Mühseligkeit. Stets drängt sich darin eine ungeheure Menschenmenge. Hier stößt uns eine Gruppe türkischer Frauen in gelben Babuschen mit verschleiertem Kopfe, dort ein dicker Sklave, der ein Kind trägt, weiter ein bewaffneter Kervas, der irgend einem

ihm nachfolgenden hohen Beamten Platz macht; das Einzige, was Ihr thun könnt, ist, daß Ihr die Ellenbogen anziehet und es duldet, daß diese bunte Menge Euch nach Herzenslust herumstößt.

Alle Boutiken sind gleich, alle haben sechs Fuß in der Breite, jeder Kaufmann sitzt mit gekreuzten Füßen auf einem niedrigen Auslegetisch, der nicht höher als ein Stuhl ist, und zeigt den Kunden seine Waare, ohne die Stellung zu verändern. Vorn an den Boutiken läuft eine hölzerne Bank. Der Käufer setzt sich auch auf den Tisch, um von dem Gedränge nicht fortgerissen zu werden, und während des Handels wird außer dem Preise von dem Verkäufer kein Wort gesprochen. Oftmals jedoch sieht man, während der Käufer noch wählt, den stummen Kaufmann durch eine Hinterthür entwischen, seine Abwaschung vornehmen, dann wiederkommen, einen geheiligten Teppich ausbreiten, und nach Mecca gekehrt, seine Andacht verrichten, ohne sich im Mindesten um den Käufer zu bekümmern, der ihn stets erwartet.

Ein Franke, der in Constantinopel in einen Laden tritt, erregt sogleich die größte Aufmerksamkeit; bezeichnet er mit seinem Finger ein Tuch, einen schönen Shawl oder mit Gold gestickte Babuschen, sogleich umgeben ihn die türkischen Damen — und drängen ihn, um den Gegenstand näher zu betrachten, den er kaufen will, ohne andere Besorgniß, als die, ihr Gesicht zu verstecken, weßhalb sie ihren Schleier in dichte Falten zusammenziehen. Diese ächten Töchter Evens untersuchen nach Herzenslust nicht nur die Artikel, um welche der Fremde handelt, sondern wenn er den Handschuh auszieht, um Geld aus der Börse zu nehmen, so nehmen sie auch diese, um sie neugierig zu begucken. Oft gehen sie so weit, selbst die Kleidung des Fremdeu zu untersuchen; sie strecken ihre kleine braune Hand aus, schieben sie in den Aermel des Fremden, um die Feinheit des Stoffes zu erproben, und bezeigen dann ihren Beifall durch ein leises Murmeln. Trägt man Ringe oder eine goldene Kette, so heben sie die Hand in die Höhe, oder ziehen die Kette zu sich heran, um sie besser betrachten zu können. Man sah sie sogar mit ihren Fingern die Wangen des Fremden reiben, um sich zu überzeugen, ob seine Farbe, die selten bei den Orientalen getroffen wird, nicht Schminke sey.

In der Mitte des Bazars von Constantinopel ist der Bezestein, wo nur Waffen und andere kostbare Gegenstände verkauft werden. Hier findet man auch die Opiumesser, welche selbst schlummernd den Tabak von Syrah rauchen, und die keinen Wein trinken würden, wenn er ihnen sogar von den Houris eingeschenkt würde.

Armenier und Juden treiben mit den Türken gemeinschaftlich den Handel in dem großen Bazar, wo die Verschiedenheit ihrer Gestalten und Costüme einen höchst phantastischen Anblick gewährt. Die Käufer müssen, ehe sie eine Waare zu sehen bekommen, Kaffee trinken. Dieß zu verweigern, würde der Kaufmann als Beleidigung ansehen. Auch hätte man großes Unrecht, denn dieser Kaffee ist von bester Gattung, herrlich zubereitet, und wird aus kleinen, sehr eleganten Porcellantassen getrunken. Ein junger schöner Knabe räumt ab, und der alte Handelsherr setzt seine hohe Mütze auf sein geschorenes Haupt, und langt die reichsten Stoffe herunter. Nie hat man wohl Glänzenderes gesehen. Gewebe von Gold, Gaze mit Silberblumen! Es gibt keine schöne Blume, kein reizendes Muster, die in diesen reichen Stoffen nicht wiedergegeben sind. Und doch ist nichts wohlfeiler, als Alles dieses in Constantinopel! Eine schöne cirkassische Sklavin kauft man für hundert Piaster, und für dreihundert das Kleid einer Kaiserin. Der Armenier lacht vor Vergnügen, wenn er das Geld sieht, und der schöne Knabe fordert ein Para für jede Tasse Kaffee.

Dann tritt man in die Straße der Zuckerbäcker; Stambul ist mit Recht deßhalb berühmt; unsere geschicktesten dürften bei den ihrigen in die Schule gehen. Der Kandiszucker, in allen Farben des Regenbogens strahlend, wird nicht ängstlich wie bei uns in Gläsern verschlossen, sondern er erhebt sich wie Felsen, wie Säulen bis an die Decke der Boutiken. Es ist ein verwirklichtes Wunder der arabischen Mährchen, aber der Preis, den man dafür fordert, ist ein zweites Wunder. Für sechs Kreuzer ungefähr kann man von einer Gattung kaufen, die sie selbst poetisch den Balsam der Brust nennen, und für dieses Wenige erhält man ein großes Stück. Die Türken selbst sagen, daß die Frauen in Constantinopel fast nur von Süßigkeiten leben. Sie verzehren unglaubliche Massen davon. Hundert Frauen des Sultans haben fünfhundert Köche in ihren Diensten, und verzehren zusammen 2500 Pfund Zucker des Tages. Dieß soll die größte Ausgabe der großherrlichen Küche seyn.

Der irische Scharfrichter.

Der älteste der Scharfrichter in Irland hat sich so eben selbst entleibt. Er war 86 Jahr

alt und legte sich den Strick um den Hals, den er früher so vielen Andern um den Hals gelegt hatte, aus Verzweiflung, daß das Hängen abkommen sollte. James Ryan hatte bis an sein Ende alle seine Geisteskräfte. Er liebte sein Amt, das er aus Neigung erwählt hatte, das er seit 38 Jahren ausübte. Er mochte nicht davon hören, es aufzugeben, obgleich er sich im Wohlstande sah, und noch überdieß auf eine hübsche Pension Anspruch hatte. Er war ein vollkommener Scharfrichter vom Kopf bis zu den Füßen, der über seine Handthierung zu philosophiren wußte. Er erblickte das Wohl der Gesellschaft in der Schlinge und der Fallthüre. Er zürnte gewaltig den hohlen Träumern, den Optimisten, den Utopisten, den Ideologen, welche die Gesellschaft in den Abgrund stoßen, indem sie von Abschaffung des Beils und des Strickes sprechen. Er behauptete, daß der Arm des Scharfrichters der eigentliche Atlas sey, der die Welt erhalte, und der Galgen der Schlußstein des gesellschaftlichen Gebäudes.

Um näher bei der Hand zu seyn, wohnte er im Gefängnisse von Limerick, und aß mit dem Kerkermeister. All dieser Eifer war jedoch unnütz geworden; seit 2 langen Jahren hatte James Ryan keine Exekution mehr gehabt. Er wurde traurig und magerte ab. Endlich machten ihm die Zeitungen Hoffnung, daß es was zu thun geben würde. Zwei große Spitzbuben sollten bei den nächsten Assisen gerichtet werden; zwei jener rebellischen Naturen, die eine ganze Provinz in Schrecken setzen, bis sie selbst unter den Händen des Scharfrichters zittern. Der alte Scharfrichter liebte diese beiden Verbrecher, er hütete sie mit seinen Augen, jede Nacht hing er sie im Traume! Endlich sprachen die Geschworenen den Einen frei und der Andere wurde zu der unbedeutenden Strafe einer lebenslänglichen Verbannung verurtheilt. Dies war ein zu harter Schlag für James Ryan. Er hatte schon die Federn seiner Fallthür geschmiert, seinen neuen Strick gewichst, und das sollte nun Alles umsonst geschehen seyn. Er konnte es nicht überleben, und so hing er sich selbst den 27. März dieses Jahrs in dem Gefängniß von Limerick. Er war der erste jener Künstler-Race, die Walter Scott und Victor Hugo so malerisch beschrieben haben.

Vermischtes.

Ein französisches Journal machte zur Empfehlung eines Modeschneiders bekannt, daß er seine Kleider ein Jahr lang auf Credit gebe. Man kann denken, daß es dem Mann an Zuspruch nicht fehlte, der sich genöthigt sah, anzuzeigen, daß der Kredit sich nur auf jene Personen beziehe, die seit lange schon mit seinem Hause in Verbindung stehen und als gute Zahler bekannt sind.

— Von Capefigue ist erschienen: le Ministère de M. Thiers, les chambres et l'opposition de M. Guizot.

— Der Herzog von Sutterland, ein reicher Engländer, hat von dem Marschall Soult drei Gemälde, die derselbe einst aus Spanien mitbrachte, um 18,000 Pfund Sterling abgekauft.

— Kürzlich wollte ein Gentleman bei den Assisen von Bristol von den Functionen eines Geschworenen enthoben werden, indem er als Entschuldigung den Verlust seines rechten Armes anführte. Da ihn der Präsident fragte, weßhalb dieses als ein Hinderniß gelten könne, erwiederte der Gentleman, daß er das Evangelium nicht in die rechte Hand zu nehmen im Stande sey, um vorschriftsmäßig den Eid zu leisten. Diese Entschuldigung wurde angenommen und die Enthebung bewilligt.

Nekrologe.

Die Gräfin Souza, Verfasserin des einst so viel gelesenen Romans Adèle de Senanges und anderer Schriften, die sie unter dem Namen Madame de Flahaut herausgab, ist so eben in ihrem 76. Jahre gestorben.

— Den 31. März starb in Wien der junge talentvolle Maler Eustach Choinsky. Er war erst 22 Jahr alt, und hat seine erste Normal-Bildung in Paris erhalten. An seinen Porträts wurde die größte Aehnlichkeit, Richtigkeit der Zeichnung und Wahrheit des Colorits gerühmt. Die dießjährige Kunstausstellung bei St. Anna in Wien zählt drei kurz vor seinem Tode vollendete Gemälde.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Das Bild des Herrn Gusikow und sein einfaches Instrument. Auf der Zeichnung sind a) die Strohbündel; b) die Holzstäbe; c) die Schlägel von Ebenholz.
2) Lied von Michael Beer, mit Musik von Meyerbeer.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 5. 4. Mai. 1836.

Jubiläum.

Frauenburg in Ostpreußen. Am 3ten v. M., als am ersten Oster-Feiertage, beging in der hiesigen Domkirche der Bischof zu Diana, Weih-Bischof, Dom-Prälat von Ermland, Dr. Andreas Stanislaus von Hatten, durch Abhaltung eines Pontifikal-Hochamtes sein 50jähriges Priester-Jubiläum mit allen bei dieser Feier herkömmlichen Gebräuchen. Der Jubilar hatte, in der Absicht, die Stunden vor dem heiligen Meßopfer ganz der stillen Andacht ohne Störung zu widmen, an diesem Tage vor der Messe sich ausdrücklich alle weltlichen Ehrenbezeugungen verbeten. Erst nach beendigtem vormittägigem Gottesdienste empfing derselbe die Glückwünsche des Dom-Kapitels und der übrigen Geistlichkeit, an welche sich auch weltliche Beamte anschlossen. Der Glanz des Festes ward vorzüglich durch die Verleihung des rothen Adler-Ordens zweiter Klasse mit dem Eichenlaube erhöht, womit des Königs Majestät in huldreicher Anerkennung der Verdienste des Jubilars denselben zu begnadigen geruht hatte.

— Am 13ten März feierte der Buchhändler Frommann in Jena den Tag, an welchem er vor 50 Jahren das bedeutende Geschäft übernommen hatte.

Der Garten der Kindheit.

Ein Gärtlein weiß ich hier auf Erden,
D'rin wandl' ich gern bei Tag und Nacht;
Das kann mir nie verwüstet werden,
Es ist von Engeln stets bewacht.

Da zeigt sich noch den Augen immer
Der Himmel wolkenleer und blau,
Da äugelt noch wie Demantschimmer,
An Gras und Blättern Himmelsthau.

Da fließen noch die Brünnlein helle,
Nichts hemmt und trübet ihren Lauf;
Da sprießen noch an jeder Stelle
Die schönsten Blumen Morgens auf.

Da schwirren noch auf güldnen Schwingen
Die Käfer Freud' und Lust uns zu;
Und aus den dunkeln Büschen singen
Uns Nachtigallen Fried' und Ruh.

Da müssen noch die Klagen schweigen,
Da ist das Herz noch allzeit reich,
Da hangt an immer grünen Zweigen
Noch traulich Blüth' und Frucht zugleich.

Da gibt's noch keine finstern Mienen,
Nicht Zank noch Neid, nicht Haß noch Zorn;
Da summen stachellos die Bienen,
Und Rosen blühen ohne Dorn.

Da lächelt schöner noch die Sonne,
Und heller blinkt uns jeder Stern;
Nur nahe sind uns Freud' und Wonne,
Und alle Sorgen bleiben fern.

O sucht das Gärtlein nicht auf Erden!
Es ist und bleibt uns immer nah:
Wir dürfen nur wie Kinder werden —
Und sieh', gleich ist das Gärtlein da! —

(Osterländ. Blätter.)

Schöne Handlung.

Der Baron Anselm von Rothschild in Frankfurt, der Wohlthäter der

Armuth, der jeden Sonntag Morgen 600 Gulden an die Stadtarmen auszahlen läßt, hatte vor nicht langer Zeit auf dem Wege von seiner Villa vor dem Bockenheimer Thore bis zu seiner Behausung in der Stadt einen Ring verloren, den Se. Majestät der Kaiser Franz in Anerkennung seiner Verdienste ihm verehrt hatte. Obgleich derselbe von keinem hohen pecuniairen Werthe, war derselbe dem Herrn von Rothschild so theuer, daß er dem etwaigen Finder eine Leibrente von 350 Gulden verhieß. Ein armes Bauermädchen aus Rödelheim, einem Churhessischen Dorfe, hatte das Glück gehabt, den Ring zu finden und den Namen des Verlierers zu erfahren. Sie überlieferte ihm denselben, empfing auf der Stelle ein außerordentliches Geschenk von 500 Gulden und die Anweisung der Leibrente. Zu Hause damit ankommend, wurde sie aber von ihren armen, auf ihrer kleinen Besitzung gänzlich verschuldeten Eltern dahin vermocht, sich lieber das Kapital auszahlen zu lassen, und so ihre Wirthschaft schuldenfrei zu machen. Die gehorsame Tochter ging daher noch einmal zu dem Banquier Rothschild, um ihr Gesuch vorzubringen. Sogleich zahlte ihr derselbe statt der Leibrente von 350 Gulden, 7000 Gulden baar aus.

Theater.

Wien. Eine besondere Auszeichnung, welche der gefeierten Sängerin, Madame Schröder-Devrient zu Theil wurde, war die Einladung bei Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Erzherzogin Sophie, dieser erhabenen Kunstfreundin. JJ. MM. der Kaiser und die Kaiserin waren anwesend, und die Allerhöchsten Herrschaften bezeigten in den huldvollsten Ausdrücken Ihren Beifall. Den Tag nach dieser Einladung wurde Madame Devrient von der Frau Erzherzogin mit einem prächtigen Halsgeschmeide beschenkt, und wenige Tage vor ihrer Abreise ward ihr die Ehre, bei Hofe zu singen. — In ihrer Schluß-Darstellung (Romeo) wurde sie acht oder zehnmal gerufen. (Z. f. d. eleg. W.)

— Die Sängerin Demoiselle Löwe aus Wien gefällt in Berlin. Namentlich wird die Prinzessin von Navarra im Johann von Paris als eine Glanzparthie von ihr bezeichnet.

— Demetrius, nach Schiller's Entwurf von dem Freiherrn von Maltitz, wurde auf dem Hoftheater in Berlin zum ersten Male gegeben.

— Das Theater-Geschäftsbureau der Herren Sturm und Koppe in Leipzig macht acht Schauspieler nahmbaft, welche die Gratification für die durch obiges Bureau verschafften Engagements nicht entrichtet haben und bezeichnet sie als wortbrüchig. Die armen Schauspieler! Die noch ärmern Courtiers! —

— In Frankfurt gab man am 23. April Shakespeare's Julius Cäsar. Nach dem zweiten Akt dieses Trauerspiels trug ein Herr Bärwolf eine von ihm selbst componirte Polacca vor. O würdige Intendanz! —

— Das Königsstädtische Theater in Berlin gab am 25. April zum ersten Mal eine Posse: Das Eisenbahn-Comité in Krähwinkel.

Conzert für Beethoven's Denkmal.

Berlin. Das von den Herren Mantius, Ries und Taubert beabsichtigte Conzert für das Denkmal Beethoovens konnte mannigfaltiger Hindernisse wegen nicht zu Stande kommen. Doch wird jetzt ein so löbliches Unternehmen von der ganzen Königlichen Kapelle ausgehen und dem Vernehmen nach binnen hier und vierzehn Tagen im Conzertsaale des Schauspielhauses unter der oberen Leitung des General-Musik-Directors Spontini Statt finden. Der Reichthum des Componisten bildet jetzt die einzige Schwierigkeit, indem die Auswahl des Aufzuführenden schwer fällt. Einstweilen sind die Symphonie in A dur, das Tripel-Conzert, die Ouvertüren zu Fidelio und Egmont, der Schlußsatz des Quartets in C dur, und einige combinirte Gesangsstücke in Vorschlag gebracht. Die Schwierigkeit ist, Orchester, Sänger und

Solisten in gehöriger Abwechslung und doch möglichst vielfältig zu beschäftigen. Als Grundsatz ist festgestellt, für dieses Concert kein einziges Freibillet auszugeben, damit die sich bereits von vielen Seiten bekundende Theilnahme des Publikums den möglich größten Spielraum habe.

Musikalisches.

In Magdeburg wurde eine neue komische Oper „die Novize von Palermo" von Richard Wagner, Musikdirektor am Theater daselbst, am 29. März mit Beifall gegeben. — Die Operette von Lyser und Pixis „die Sprache des Herzens" gefällt in Hamburg ungemein. Dem. Pixis macht Furore dort.— In Leipzig werden zunächst „das Nachtlager von Granada" von Kreutzer, die Puritaner und die Hugenotten einstudirt. Herr Eike, ein bekannter Sänger von Talent, verläßt das dortige Theater. — Eine Dem. Limbach, die dort als Adalgisa debutirte, soll eine schöne Altstimme haben. — Der alte berühmte Cramer aus London hält sich schon seit einiger Zeit in München auf. — Spohr wird diesen Sommer in Leipzig erwartet.

Neue Entdeckung.

Wenn der günstige Leser sich den Kopf noch nicht darüber zerbrochen hat, was man unter dem deutschen Worte „Nähen" eigentlich versteht, so hat er's nicht mehr nöthig, und er, der Kopf nämlich, kann ganz bleiben. Der Professor Wolff in Jena hat's glücklich herausgebracht und in seiner Pfennig-Encyclopädie die Definition davon der deutschen Nation als Gemeingut vermacht. „Nähen — ist nämlich," sagt er, „diejenige Handarbeit, durch welche man mehre Stücke Zeug an einander dadurch befestigt, daß man mittelst einer Nähnadel an den zusammenstoßenden Enden einen Faden durchzieht." Die Stick- und Näh-Lehrerinnen werden nunmehr viel leichtere Arbeit mit ihren Schülerinnen haben, wenn sie's ihnen so schön verdeutschen können, was Nähen heißt.

(Österl. Bl.)

Die Heizung mit heissem Wasser betreffend.

Es dürfte vielleicht manchem, dem die so wichtige Erfindung des rühmlichst bekannten Herrn Perkins in London: die Heizung mit heißem Wasser, — interessirt, nicht unangenehm seyn, folgende Notizen über die Einrichtung selbst zu bekommen und deren Resultate kennen zu lernen.

Der Apparat oder der Ofen wird im Erdgeschoß der Gebäude angebracht. Er besteht aus einem Röhrengewinde, die, von dem zähesten Eisen nach Art der Flintenläufe geschmiedet, nur 1 Zoll im Durchmesser enthalten. Aus dem in dem Apparate im sogenannten Kessel (ein im Ofen gemauerter ovaler Behälter) angebrachten Röhrengewinde, das nicht von der Flamme selbst, sondern mittelst zweckmäßiger Construktion von den heißen Dämpfen erwärmt wird, werden die eben beschriebenen Röhren in die zu erwärmenden Zimmer und Etagen geleitet, deren Ende wieder zurück nach dem Kessel geführt wird, wodurch das ganze Röhrensystem ein zusammenhängendes Ganze bildet. An dem entferntesten und höchsten Punkte der Röhrenleitung befindet sich eine verschließbare Oeffnung, wodurch die Röhren, die aus kurzen Stücken bestehen und zusammengeschraubt werden, mit gereinigtem Fluß- oder Regenwasser angefüllt, deren Oeffnung aber nur dann erst fest verschlossen wird, sobald das Wasser in den Röhren im sogenannten Kessel an zu arbeiten fängt und die Luftblasen ausgestoßen hat. Die Röhren, die nach Belieben geleitet werden können, werden so heiß, daß sie bei einer Entfernung von 25 Fuß vom Ofen Holz verkohlen, ohne es je zu zünden, Schwefel zündet, ja leicht flüssige Metalle schmelzen. Man hat auch schon den Versuch gemacht, die Röhren so lange zu erwärmen, bis sie platzen, um den Effekt zu sehen. Derselbe hat einzig darin bestanden, daß das Wasser auslief, der Ofen aber unbedeutend Schaden litt.

So viel mir bekannt geworden, ist diese Heizungsmethode auf dem Continent bis jetzt nur einmal und zwar von den Herren Escher, Wys und Comp. in Zürich eingeführt, indem sie ihre berühmte mechanische Werkstatt

schon seit zwei Jahren dadurch erwärmen.

Bei ihren glänzenden Resultaten kann man nur den Wunsch hegen, sie auch hier eingerichtet zu sehen, zumal da sie bei einer so bedeutenden Holzersparniß von $^2/_3$ à $^3/_4$ noch so manche Vortheile und Bequemlichkeiten darbietet, davon ich nur Einiges anführe:

1) Verschafft sie den Bewohnern des Hauses, auf Privatgebäude angewendet, ohne ihr Zuthun eine sich stets gleichbleibende gesunde Wärme.

2) Schützt sie weit mehr gegen Feuersgefahr, und es wird das häufige Anbrennen der Oefen, so wie deren Reinigung vermieden.

3) Gewinnt man den bedeutenden Platz, den die Oefen jetzt wegnehmen, und die Zimmer können viel reinlicher gehalten werden 2c. 2c.

Wenn nun die Miether dem Hausbesitzer jährlich etwas Gewisses, vielleicht die Hälfte der zeitherigen Heizungskosten vergüteten, so würden beide Theile dadurch gewinnen und solche Lokale sich gewiß besser als alle andere vermiethen.

Möchte man bei den vielen Neubauten unserer Stadt diesen Wink nicht unberücksichtigt lassen!

C. A. Masius.
(Im Leipziger Tagblatt.)

Anekdote.

Ein Dieb hatte wenige silberne Löffel gestohlen. Der Bestohlene aber verlangte, daß man auch die Façon in Anschlag bringen müsse; allein der Richter wies ihn ab und sagte: „Der Form wegen hängt man Keinen."

Allerlei.

Nürnberg. Die ehemals als Dem. Kainz, nachmals als Madame Holland bekannte Sängerin (Herr Holland, früher Musikdirektor in Breslau, ist jetzt beliebter Tenorist in Petersburg), ist gegenwärtig die Gattin eines Herrn von Kestelott, sie gastirt hier unter dem Namen: Frau Kainz-Holland von Kestelott! (Im Falle dieser Name im Laufe der Zeit noch einigen Zuwachs erhalten sollte, werden wir den Leser davon benachrichtigen.)

— Man schreibt aus München: Den Bemühungen zweier hiesiger sehr ausgezeichneter Aerzte ist es gelungen, den Herrn Direktor v. Cornelius, welcher an einem Schleimfieber lebensgefährlich darnieder lag, der Kunst zu erhalten. Derselbe befindet sich zur allgemeinen Freude aller seiner Verehrer auf dem Wege der Besserung und wird sich nach seiner völligen Herstellung mit einer eben so schönen als geistreichen Römerin verehelichen.

— In einem Berliner Blatte wird die Schwester des Königs der Franzosen Demoiselle Adelaide genannt. Man scheint dort nicht zu wissen, daß jeder unverheiratheten Dame von Stande in Frankreich der Titel Madame gebühre. Die Prinzessin Adelaide wird übrigens in französischen Blättern stets Madame genannt, und es wäre genug gewesen, hier treu zu übersetzen.

— Das Wort Aufklärung ist eine Frucht der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Vor 1750 findet es sich fast gar nicht in der Sprache. In der Folge wurde es Modewort, und fing an, Bedürfniß der Menschen zu werden. Freidenker waren früher da, und wurden in gutem und bösem Sinne bald Mode. Die Masse trat bald durch die Freiheit des Gedankens aus dem Laienzustande heraus. Man sah voraus, daß bald durch Fragen nach Gründen nicht blos Belehrung über Pflichten gesucht, sondern daß auch die Erörterung der Rechte vor den Richterstuhl des neu erregten Vermögens gezogen werden würde. Mit einem Wort: die sogenannten gegenwärtig liberalen Ideen (welche weiland Napoleon erhoben, und — nach seinen eigenen Geständnissen — weil er sich nicht darauf stützen wollte, wieder gestürzt haben) umfassen schnell alle irdischen und himmlischen Verhältnisse von der Hütte bis zum Throne. Eben in ihnen finden die Weltbeobachter die Wurzeln der Thatsachen, welche wir erleben. (Frankf. Journal.)

— Ein Israelite in Mannheim soll, sagt man, trotz der erhaltenen Staatserlaubniß, mit einer Wittwe darum nicht getraut werden wollen, weil der Bruder des ersten Mannes der Wittwe, dessen Aufenthalt man nicht weiß, nach jüdischen Gesetzen den ersten Anspruch auf die Hand der Wittwe (das Vorkaufsrecht) hätte, und er noch nicht darauf verzichtet habe. Emancipation, und — dennoch solcher Zwang!

Pariser Tabletten.

1836.

Von

August Lewald.

5.

Brr! Ich habe mir diesen Morgen eine starke Emotion bereitet. Ich habe sie vor mir gehabt die fürchterlichen Köpfe Fieschi's, Lacenaire's, Avril's; ich komme so eben aus Finsterniß und Leichendunst! Noch ganz voll von dem Eindrucke, eile ich zu Freunden, zu Freuden; der Tag ist mir verdorben; das fühle ich!

Und sie waren nur von Wachs; nur wächserne befühlt' ich mit diesen Fingern, besah ich mit diesen Augen; und doch war es schrecklich genug. Der Künstler hatte sie treu nach den Originalen gegossen, als noch das Blut kaum geronnen war, als noch die Muskel zuckte — als noch — wie schrecklich! — der Schmerz vielleicht darin fortwährte — das arme Gehirn darin dachte. Man weiß von anatomischen Präparaten her, die wohl Jeder gesehen hat, wie täuschend sich Fleisch, Fett, Blut, Ader, Flechse, Sehne, in Wachs wiedergeben lassen; dieses Schwellen, dieser Glanz; es ist alles so weich, fett, kraus, glatt! was uns an Wachsfiguren so abschreckend vorkommt, das todte, das ist eben hier in der Nachahmung desselben so traurig wahr. —

Ich nahm Fieschi's Kopf in die Hand. Die ersten Bilder, die man von ihm verbreitet hat, sahen ihm nicht im Geringsten ähnlich;

der Himmel weiß, welches Gesicht jenen Bildern gesessen hat. Man sprach davon, daß ein armer Bilderhändler den Witz gemacht habe, den alten Stein mit Louvel's Portrait, der ihm noch da lag, schnell mit einer neuen Unterschrift abdrucken lassen. Die letzten Bilder, die man erhielt, waren nicht ohne Aehnlichkeit, allein es waren die Chargen von Fieschi's Zügen; Alles darin streift an Karrikatur. Wäre dieß nicht, so müßte der gewaltsame Tod, den dieser Mensch erlitten, seinen Zügen eine Verwandlung aufgedrückt haben, die sehr zu ihrem Vortheil gereichte. Wüßte er es, so würde dieß der Eitelkeit, die ihn besessen, eine angenehme Nahrung geben; es ist nur schade, daß dieß Verschönerungsmittel als Toiletten-Kunstgriff keine Anwendung finden kann.

Fieschi hatte ein breites Gesicht, mit vorstehenden Backenknochen; die Nase war gebogen, was man römische Nase nennt; der Mund breit, die Lippen fein, an der einen Seite eine zugenähte Narbe; die Augen mild geschlossen, wie die eines ruhig Schlafenden; der geschorene Kopf zeigte an der linken Seite die Vertiefungen, welche ihm die Kugeln der Höllenmaschine eingedrückt hatten. Der Mensch sah keinem italienischen Banditen gleich, so wenig er es auch war — und was ich in der Hand hielt, war ja der treue Abdruck seines Kopfes.

Das Besonderste war aber der untere Theil desselben. Wir haben wohl schon oft in Bildhauer- oder Maler-Werkstätten Todtenmasken betrachtet; an den Kopf schließt sich der Hals, und das Ganze endet schön geglättet von der Hand des Künstlers, der den Anfang der Schultern, den Nacken, ein Stück von der Brust, wohl ausgebildet hinzugefügt hatte — hier war es anders. Dieser Kopf endete schnell, plötzlich, unter dem Kinn war Alles aus; dieß machte einen befremdlichen Eindruck; es war aber gewiß ganz treu nach dem Original. Das Beil war in das Genick gefahren und hatte nur den Kopf abgeschlagen, der ganze Hals war an dem Rumpf geblieben. Aber die Muskeln, die Drüsen waren dem Eisen nachgequollen, das sah man deutlich — es war keine Ebenheit sichtbar; unförmliche Klumpen drängten sich überall hervor und gaben diesem Kopfe eine widerwärtige Eigenthümlichkeit.

Wie sie nun so ruhig schlummerten, diese Züge! noch so kurz — und sie blickten nach dem einen Auge der Nina Lassave, dem Sterne dieses unruhvollen Lebens, um Trost und Freude darin zu finden, während das Beil schon bereit war, das ihm in den Nacken fahren sollte. Einen Frank zahlt man, um alle Köpfe zu sehen; ich schenkte diesem Einen nur diese Aufmerksamkeit und entfloh aus dem dunkeln, mit Kerzen spärlich erleuchteten Zimmer.

Paris hat diesem Kopf seine jetzige Ruhe zu danken; es ist gewiß, daß der Schauder, den die Höllenmaschine in den Gemüthern hervorrief, sie empfänglicher für die strengen Anordnungen machte, welche die dringende Gefahr hervorzurufen schien, und die noch immer fortbestehen.

Draußen war es sonnig; einer jener seltenen Lichtblicke, die mich — während ich in Paris war — erfreuten. Ich wollte sie benützen und ging den Boulevard hinab zu Daguerre's Diorama. Vor einigen Jahren habe ich einen schönen Morgen hier verlebt, den ich in meinem Pariser Album beschrieben. Wäre ich ein anderer Schriftsteller als ich bin, so dürfte ich voraussetzen, Einer oder der Andere in Deutschland erinnerte sich des Albums und jenes Morgens — der ein Frühstück bei Daguerre von mir getauft wurde. Es war eine himmlische Idee, jenes Frühstück!

Damals hatte Daguerre bei der Darstellung des Chamounithales zu Hilfsmitteln seine Zuflucht genommen, welche ihm die Künstler zum Vorwurf machten. Es war eine Vermischung von Täuschung und Wirklichkeit, die den besten Eindruck hervorzubringen im Stande war; wirkliche Bäume, wirkliche Mauersteine mit Mehl statt des Schnee's bestreut, vorn eine gebaute Hütte, Geräthschaften aller Art, eine lebendige meckernde Ziege, und dann das trefflich ausgeführte Gemälde, so daß Niemand anzugeben vermochte, wo die Wirklichkeit aufhöre und die Täuschung beginne. Man warf ihm mit vollem Rechte ein: daß dies keine Malerei mehr zu nennen sey; er aber erwiederte darauf: seine Aufgabe sey, die größte Täuschung in der Nachahmung der Wirklichkeit, und es sey ihm gleich, wie er zu diesem Resultate gelange.

Jetzt ist er davon zurückgekommen. Ich sah abermals eine Schweizergegend; allein ohne alle jene Hilfsmittel. Es war das Thal von Goldau, vor dem Bergsturze. Vor uns das friedliche Dörfchen, von nahen und fernen Gehöften und Meiereien umgeben, der See, der Wildbach, der Rigi, die fernen Gletscher, ein heiterer Himmel! Alles im höchsten Grade natürlich nachgeahmt; wir vermeinen, nur einen Schritt vorwärts thun zu müssen, um uns in der lieblichsten Schweizergegend zu befinden, deren reine Luft uns erquickend anweht. Wir sehen auf viele Stunden weit in die schönste Schöpfung Gottes, und vergessen ganz, daß wir uns in einem kleinen Hause des Boulevards, in einem nur mäßigen Saale befinden. Nach und nach verfinstert sich das Bild; in dem dunkeln Hintergrund leuchten Blitze, die bald stärker werden; rechts senkt sich der Gipfel des Berges; ein falber Schein

erhellt die Scene; ein gräulicher Tag erlaubt uns nun, die Gegenstände wieder wahrzunehmen; Goldau ist verschwunden; der See ist ausgetreten; der Wildbach tobt und schäumt; große Felsentrümmer füllen den Abhang und einen Theil des Thales, aus dem im Vordergrunde, wie durch ein Wunder gerettet, die freundliche Hütte, mit Weinlaub umzogen, noch hervorragt, während dicht daneben Alles in Schutt und Graus begraben liegt. Diese ganze Verwandlung geschieht blos durch die Beleuchtung, die jetzt nach und nach wieder in den hellen, freundlichen Tag übergeht, und uns Goldau, die Gehöfte, den See, das Bächlein, den Berg, im schönsten Lichte und im beruhigendsten Zustande zeigt. Dieß konnte nur Daguerre's Meisterhand! Das arme Goldau aber erstand nicht wieder und liegt für ewig unter Trümmern des Berges begraben.

Als ich mich von hier zu dem andern Gemälde begab, war ich, — der ich doch an diese Täuschungen gewöhnt bin — im ersten Augenblicke der Meinung, ich sey irre gegangen und trete in einen gothischen Gang, bis ich im Hintergrunde Kanzel und Altar entdeckte, und nun mich erst darin zurecht fand, daß ich abermals ein Daguerre'sches Bild vor mir habe.

Es war das Schiff einer Kirche; Gemälde an den Pfeilern und Seitenaltären; der Hochaltar; die Kanzel; ein Dämmerlicht im ganzen Raume verbreitet; durch die obern Seitenfenster fällt ein bläulicher Tagesschein auf die Emporkirchen; die Glasgemälde des Chors strahlen im hellsten Glanze. Bald wird es draußen dunkler; lange, tiefe Schatten werfen sich in die Gänge; das Gewölbe verschwimmt in Grau; die Pracht der Glasmalereien erlischt. Sieh da! ganz hinten im Chore verbreitet sich ein matter Schein; die Kerzen und Lampen am Hochaltar werden angezündet; es wird immer heller und heller; bald schimmert Alles dort unten in mährchenhafter Pracht; die ganze Kirche füllt sich mit Betenden; knieende Gruppen; Neue kommen hinzu; der messelesende Priester, die Ministranten; Alles wird von dem künstlichen Lichte der Kerzen und Lampen bestrahlt, nur hoch oben — seitwärts — bricht noch ein matter grauer Schein und läßt die vordern Emporkirchen sich grell von dem übrigen abscheiden, da dorthin die Beleuchtung des Chores nicht wirken kann. Eine Wahrheit, eine Treue, die man nur anstaunen kann!

Auch diese Verwandlung zeigt sich auf einer und derselben Leinwand, blos durch die Wirkung des durchscheinenden Lichtes; es ist durchaus hier von keiner materiellen Verwandlung die Rede, wie solche auf dem Theater stattfindet. Dieß Gemälde machte einen noch wunderbareren Eindruck, als das frühere, und ich verließ das Diorama mit

einem so heitern Gefühle, daß mein Abenteuer bei den Wachsköpfen gänzlich aus meinem Gemüthe verwischt war, und ich mit sorgloser Ruhe mich zu dem nahen bürgerlichen Restaurant Deffieux setzte, um mich an den frischesten Austern zu erlaben, die mir jemals in Paris vorgesetzt wurden. Ich nenne Deffieux den bürgerlichen Restaurant, weil vorzugsweise die Mittelklasse hier ihre Corpsdiners und Hochzeitmahle hält; aber diese Leute suchen das Solide.

6.

Ich wollte Rossini besuchen, der einige Wochen schon das Zimmer hütete, und im Vorbeigehen mir ein Billet zu der neuen Oper von Mercadante „J Briganti“ lösen, die für uns Deutsche eine doppelte Anziehungskraft ausübte, da sie bekanntlich den Räubern von Schiller nachgebildet ist; der Librettoverfertiger, Herr Crescini, nennt sein Werk sehr stolz „Melodramma Serio in tre parti.“

Allein wie man bei diesen neuen Vorstellungen nur durch Protektion zu einem Billet gelangen kann — es war bei den Hugenotten der gleiche Fall gewesen — indem die Plätze immer schon auf viele Wochen vorausbestellt sind, so mußte auch hier mein wackerer Freund Santini Rath schaffen, der mir für zwölf Franken einen Sperrsitz hinter dem Orchester besorgte, indem ich sonst gleich den andern Armen mit leeren Händen hätte abziehen müssen. Obgleich der gewöhnliche Preis eines solchen Billets nur sieben Franken beträgt, so gab ich doch mit Freuden fast das Doppelte dafür hin, um nur die Oper zu hören zu bekommen, denn sie wurde nach diesem Abende nur noch einmal gegeben, und das war zum Vortheil Tamburini's, und hiezu ein Billet zu erlangen, durfte sich ein armer Erdensohn meines Gewichtes nicht einfallen lassen.

Mit meinem beglückenden Billet in der Tasche, stieg ich die sechs Treppen in dem Theater des italiens hinauf, bis zu dem engen, langen Gang, der nach dem Appartement des großen Maestro führt. Der Bediente sagte mir, daß er noch nicht zu sprechen sey, er läge leidend im Bette, ich könnte aber nach drei Uhr zu jeder Stunde wiederkommen, da er sicher nicht ausginge und den ganzen Tag empfangen würde.

Eine sauere Mühe, sechs Treppen vergebens hinaufgestiegen zu seyn; allein was war zu thun, ich mußte mich fügen.

Es ist eine Marotte Rossini's, hier zu wohnen; daß er es aus Geiz thue, kann ich nicht glauben; vielleicht geschieht es, um anzudeuten, daß er auf dem Gipfel des italienischen Theaters throne; denn dieß ist in der That sein Platz.

Ich ließ mich die Mühe nicht verdrießen, wiederzukommen. Der Maestro war bereits aufgestanden und saß in einem braunseidenen Schlafrock, der mit hellrother Seide gefüttert war, auf dem Divan, vor dem eine spanische Wand stand, um den Zugwind von ihm abzuhalten. Das Gemach war sehr einfach möblirt; von Musik, Instrumenten und Noten war nicht das Geringste zu erblicken. Auf einem Tische, der im Winkel stand, lagen einige Bücher und Journale. Obgleich noch im Schlafrocke, hatte Rossini doch schon die übrige Toilette vollendet. Seine Perücke war aufgesetzt, sein Bart, der rings um das Kinn läuft, sorgfältig gekämmt.

Seine Korpulenz hatte abgenommen und das Gesicht war mager geworden, wodurch die Nase bedeutender hervortrat. Die Züge waren noch immer angenehm und das ganze Wesen des Meisters fein und einnehmend. Rossini ist noch immer eine höchst liebenswürdige Erscheinung.

Er erkundigte sich nach dem Zustande der Musik in Deutschland; er sprach von seinem Aufenthalte in Wien; seitdem hatte er wenig mehr von uns erfahren. Er gedachte seiner Relationen mit dem Kapellmeister Weigl, und lobte die große Zuvorkommenheit desselben. Er habe ihn nur immer von Gewaltschritten zurückhalten müssen, sagte er, zu welchen ihn der übergroße Eifer hingerissen. Er wollte keinen sonst tauglichen Musiker um das Brod bringen, der vielleicht nicht ganz für die neue Ordnung der Dinge paßte, aber Weigl sey stets damit bald fertig gewesen. Wien habe einen schönen Eindruck auf ihn gemacht, und er bedauerte es sehr, nicht auch andere deutsche Hauptstädte kennen gelernt zu haben. Er fragte angelegentlich nach Spontini und wunderte sich über das, was ich ihm von der Agnes von Hohenstaufen mittheilte, die, wie die Sage geht, nun endlich vollendet werden soll. Es klang ihm wie ein Mährchen. Von Mendelssohn-Bartholdy wußte er gar nichts; der Name war ihm ganz fremd, obgleich doch Mendelssohn längere Zeit in Paris gelebt hat. Bei dem verschiedenen Streben Beider schien es mir natürlich, daß der Jüngere den Aelteren nicht aufgesucht hat, und eben so natürlich, daß die Schmeichler und Günstlinge, die Rossini umgeben, ihm nie den Namen des deutschen Meisters genannt haben, der vielleicht auch nicht einmal ihre Aufmerksamkeit erregte. Nach dem, was ich mit unverholener Liebe ihm von Mendelssohn sagte, diesem würdigen Nachfolger Beethovens, war

er höchlich überrascht und hatte abermals etwas zu bedauern. Ich zweifle jedoch, daß er trotz dieses Bedauerns sich Mendelssohns Compositionen wird haben bringen lassen, um das Versäumte nachzuholen. Es sollte mich indeß freuen, wenn ich mich darin täuschte. Von den Hugenotten schien Rossini entzückt; ich nehme, was er mir darüber sagte, gern für Wahrheit; es ist ausgemacht, daß er größer ist, als seine Nachahmer und seine Sänger; er weiß gewiß auch diese Musik zu schätzen.

Als ich ihm von den neuen Meisterwerken sprach, die seine Verehrer mit solcher Sehnsucht von ihm erwarten, und die von ihm nur so lange zurückgehalten werden sollen, bis sein bekannter Prozeß mit der Académie royale de musique entschieden seyn würde, lächelte er bitter.

„Meine Meisterwerke, wie Sie sie zu nennen belieben," erwiderte er, „sind fertig in meinem Kopfe, aber aufgeschrieben ist noch keine Note, und der Text fehlt auch noch dazu."

Ich glaube, daß wir von ihm nichts mehr für die Bühne zu hoffen haben. Die Triumphe Auber's und Meyerbeer's regten ihn an, den Wilhelm Tell, in einem für ihn neuen Genre, zu schreiben; es sollte das erste und letzte Mal seyn, daß er sich in diesen Wettkampf einließ. Die Wahrheit zu gestehen, hat der Tell in Paris nichts gemacht; wenigstens nichts im Vergleich mit der Stummen und dem Robert. Grund genug für einen Mann wie Rossini, sich gemächlich auf seine Lorbeern zu strecken. Er ist reich und hat Ruhm genug für's Leben; warum hier noch irgend etwas auf's Spiel setzen? so denkt der alternde Italiener, und nichts vermag ihn aus seinem far niente zu rütteln. Ein deutscher Meister mit seinem Drang zum Schaffen, mit seiner Kunstliebe u. s. w. würde allerdings nicht widerstehen, hätte er so mächtige Aufforderungen wie Meister Joachim von Pesaro, und stände ihm eine Scene zu Gebot, wie das théâtre italien zu Paris.

Um seine Gleichgültigkeit selbst in das hellste Licht zu setzen, führte der italienische Egoist Weber's Beispiel an. „Ich sagte ihm," sprach Rossini, „als er nach London gehen wollte, er möge zu Hause bleiben. Mein Gott! wie sah der Mann aus! so bleich, so elend, er konnte fast nicht mehr gehen! und als er nicht hören wollte, bat ich ihn wenigstens, sich ruhig zu verhalten, nicht selbst zu dirigiren, um sich zu schonen; wer that das sonst wohl nicht gern? aber wenn die Kräfte nachlassen, ist es Pflicht, vorsichtig zu seyn. Wer nicht folgte, war Weber, und sein trauriger Tod blieb nicht aus. Ich verwunderte mich nicht, als ich es hörte, denn ich sah sein Schicksal voraus!" —

Jetzt geht Rossini nach Italien. Zuerst in sein schönes Haus zu Bologna, das die Scala in Gold als Inschrift trägt, und wo seine Frau nach langer Trennung ihn erwartet; Signora Colbran, die einst so berühmte Sängerin, für die er alle seine Mezzo-Sopranparthien schrieb. Dann wird er sich nach Neapel wenden. Er hat viele Kirchen-Compositionen im Portefeuille, womit er seine frommen Landsleute erquicken will.

Beim Fortgehen machte mir der artige Maestro ein Kompliment über meine Schriftstellerei, er beneidete mich darum, wie er sagte, daß ich überall das Merkwürdige und Schöne aufsuche, um dann meine Landsleute davon in Kenntniß zu setzen. Ich wunderte mich nicht wenig darüber, daß ein Freund ihm das in den Mund gelegt, denn Rossini war hieran unschuldig.

Der Musikhändler Troupenas und der junge Hiller waren gegenwärtig; von dem Letztern werde ich noch ausführlich zu sprechen Gelegenheit haben.

7.

Heute war ich bei Scribe; er hat sich ein schönes Haus an der Chausée d'Antin gebaut, dem Quartier der Geld-Aristokratie, zu welcher er ohne Widerspruch gehört, denn er hat 100,000 Franken Einkünfte. Er ist der reichste Schriftsteller in Paris.

Ich trat in ein sehr kleines Kabinet, wo ich Scribe von einigen seiner Mitarbeiter umgeben antraf. Sie sahen nicht so aus, als wenn sie 100,000 Franken zu verzehren hätten. Der Eine von ihnen, Brazier, ein Mann in den Fünfzigen, groß und stark, wie ein wohlhabender Handwerksmann in Deutschland gekleidet; der Andere, ich glaube Dupont, jünger, mager, große Nase, von markirtem Aussehen, in modischerem Anzuge. Scribe ist fünfzig Jahre alt; er hatte einen Schlafrock an, der nicht eben elegant zu nennen war; sein schwarzes Haar ist bereits stark mit weißem untermischt; sein Gesicht zeigt wenig den Franzosen. Die Augen allein sind darin ausgezeichnet; sie liegen tief und zeigen Geist und Feuer an. Ein dicker, kurzer Backenbart, der nur bis zur Hälfte der Wangen reicht und sich schnurgerade am Ohre herunterzieht — eine Zierde, wie sie längst von der Mode abgeschafft wurde — trägt dazu bei, ihm den Charakter eines modernen Parisers

zu rauben. Ein kleiner Tisch war mit einem Damenschreibzeug und einigen Heften feinen Papiers belegt, und ein paar Wandschränke zeigten Schubladen, worauf die Worte zu lesen waren: Neue Plane; fertige Stücke; angefangene Stücke; detaschirte Scenen; bereits vorgelesene Stücke; angenommene Stücke; Opernstoffe; zurückgenommene Stücke, u. s. w. Kurz man sah, daß das Lager gut assortirt und in Ordnung war.

Er wußte, daß er in der ganzen civilisirten Welt die Bühne beherrschte, und daß Raupach gegen ihn nur ein Zwerg genannt werden könne; daß er in Petersburg und in Neu-Orleans, in Deutschland und auf den Theatern Italiens die Leute entzücke und weinen und lachen mache, während Raupach doch so eigentlich nur in Berlin die Honneurs der Scene fast einzig und allein über sich genommen hat. In der That wußte er es noch nicht, allein ich sagte es ihm und erzählte ihm zugleich von unsern andern dramatischen Dichtern der leichtern Gattung, und die hatte ich bald aufgezählt: ich fing mit Bauernfeld an und hörte mit Töpfer auf, und ließ die Uebrigen des Alphabets aus guten Gründen aus dem Spiele. Für das Melodrama nannte ich Mad. Birch-Pfeifer, für die Tragödie, einige große Geister, von denen man keine Stücke zu sehen bekommt, und für die nationelle Posse den großen Verfasser des Lumpacivagabundus. Er pries uns dieser Armuth wegen glücklich und meinte, da müßte es einem tüchtigen Manne leicht werden, sich auf den ersten Platz zu schwingen und Alles zu unterjochen, Bühnen, Intendanten, Publikum, und die vorhandenen kleinen Lichter, die ihr schwaches Talent bis jetzt zu Markte brachten. Er fabelte so etwas hin von einem dramatischen Napoleon, und gab ganz unverholen zu erkennen, „ich sollte nur über Euch kommen!“ und schien naiv zu meinen: „ich wollte das Ganze in Pacht nehmen: seht nur! Der dort, der durchaus nichts erfinden kann, dessen Fabel immer seicht und abgenützt erscheint, dem sogar die freie Anschauung ganz gewöhnlicher Verhältnisse des Lebens abgeht und der sich abmüht und kreißt, und endlich etwas zur Welt bringt, was außer einigem modernen Geschwätz kein Lebenszeichen an sich trägt, der müßte mir zinsbar werden; ich würde ihn benützen, mir die Bedientenscenen und einige Lückenbüßer einzuflicken; jene, welche der Trivialität einen gleißenden Mantel von burleskem Witze umhängten, um sich rohe Lacher zu gewinnen, oder deren ganze Stärke darin besteht, die Misere zu zeichnen, die sich in unsern Salons umhertreibt, bedeutung- und farblos, die Zweideutigkeiten jungen Mädchen in den Mund legen, oder trockene Späße ersinnen, wie sie der Pantomimenmeister nicht mehr gebrauchen kann, müssen gezügelt, gefesselt, nur dann und wann losgelassen wer-

den, um hie und da eine untergeordnete Parthie zu verarbeiten; kurz Alle müßten mir dienst- und zinsbar werden, und ich wollte Euch zeigen, was sich auf solche Weise leisten läßt.“ —

Aufrichtig gestanden, er sagte das nicht so eigentlich, aber ich dachte es mir, als ich ihn mit seinen Collaboratoren sprechen hörte, über ihre gemeinsamen Interessen, die gestern in der Sitzung des Comités der dramatischen Schriftsteller abgehandelt worden waren. Interessen, wobei es sich um 700,000 Franken handelte, woran Victor Hugo und Delavigne, so wie der letzte Schriftsteller des letzten Theaters des Tempelboulevards, wenn auch nicht zu gleichen Theilen, doch gleich betheiligt waren.

Ich lächelte still und antwortete auch in Gedanken, versteht sich: Sieh, guter Scribe, Du hast gut denken, das geht bei uns nicht an. Wir lösen einen Gewerbschein bei dieser oder jener Bühne, und dürfen dann schriftstellern; von Monopol ist gar nicht die Rede bei uns; der Mann sollte einmal kommen, der Alles seinem Zwecke unterordnen wollte; und wärest Du's, Du setztest es nicht durch. Die Sache ist bei uns zu leicht; ich will Dir das erklären; ihr habt keinen Begriff davon! Französisch kann bei uns ein Jeder. Die Jungen lernen französisch wegen der bald zu erhoffenden Weltliteratur, von der ihr noch keine Ahnung habt; die Alten lernten französisch wegen der ehemaligen Weltherrschaft unter euerm Napoleon; sie wollten angestellt seyn und es weit bringen und mit queraufgesetztem Hute und gesticktem Kragen in ihrer Geburtsstadt herumlaufen und für Franzosen gelten. Da die Weltherrschaft aber schon vorüber ist, und wohl nicht sobald wiederkehren wird, und es mit der Weltliteratur auch noch ein Weilchen dauern kann, sie aber nun doch einmal ihr französisch nicht als todtes Kapital wollen liegen lassen, so übersetzen sie, was das Zeug halten will; jung und alt, gut und schlecht; wir bekommen Alles, was ihr bekommt, und wir machen oft viel Wesens von dem, was ihr nur vorübergehend belächelt. Jede Stadt hat ihre Uebersetzer, und das sind unsere Theaterdichter; unsere Scribe à bon marché, würdet ihr sagen! Ich sage Dir aber, daß das ein recht erbärmliches, trostloses Treiben ist; wir sind unserer 40 Millionen, lauter deutsches, gesundes Kernvolk, und wenn wir unsere Gebildeten und Grundgescheidten auf einen Haufen zusammenkehren wollten, wie ihr in euerer guten Stadt Paris, so kämen bei weitem mehr als 800,000 heraus! und diese weit verbreitete, ungeheuere Intelligenz muß sich mit dem Abhub von euerer Tafel begnügen, ich sage Abhub, weil das Beste davon oft nicht einmal für uns genießbar ist, und weil die Sudelköche es nicht genießbar zu machen verstehen; und das ist bestimmt, uns zu ergötzen, daraus sollen

wir Vergnügen schöpfen, wir, die wir oft gar nichts haben in unsern kleinen Städtchen, wenn der lange Winter da ist, und unsere schöne Natur schläft, als das Theater, wozu unsere Fürsten mit Großmuth beisteuern, um den armen geplagten Beamten, den im langen Frieden gelangweilten Offizieren, den guten, fleißigen Bürgern einigen Genuß zu gewähren. Ich sage Dir, es ist betrübt und verdrießlich, aber es wird doch nicht Anders, und selbst Du würdest nichts ausrichten, wenn Du auch deutsch lerntest, um uns Originalstücke zu liefern. Gott besser's!

Der Leser möge mir verzeihen, daß ich ihn mit diesen Phantasien hier unterhalte, allein es kann ihn nicht wundern, daß sie mir in Scribe's Kabinet anwandelten. Sie führten mich weiter; ich blickte in die Glut des Kamins und war in Sinnen verloren. Das kleine Zimmer ward plötzlich gedrängt voll. Sind das Scribe's Mitarbeiter? fragte ich mich. „Ja wohl!“ scholl es von allen Seiten auf deutsch. Ich sah den kleinen Angely sich mit Purzelbäumen durch den Haufen drängen; den ernsteren Theodor Hell, den eleganten, aristokratischen Kurländer, den bühnenkundigen Koch, wie er jetzt nur stets genannt wird, und das Heer von Schauspielern, die selbst Hand an's Werk legen, um gute Rollen für sich zu erwischen, und George Harrys und noch viele Andere, und sie schrien durch einander: meine Adele! mein Selbstmörder! meine Clementine! meine Wahnsinnige! meine Vernunftheirath! meine Yelva! und Scribe zog sich lächelnd zurück, als sie aber auf den Schrank zustürzten, worin die fertigen, vorgelesenen und bereits angenommenen Stücke liegen, da trat er schnell vor, klopfte sie derb auf die Finger und der Spuk war verschwunden und ich saß dem feinblickenden Scribe allein gegenüber, der mich aufmerksam betrachtete.

„Vous êtes reveur!“ sprach er, „comme tous vos compatriotes.“

Ich sagte ihm, was ich in der Eile geträumt hatte. —

Ich wünschte einigen Aufschluß über sein Verhältniß zu seinen Mitarbeitern zu haben. Er gab es mir.

Im Anfange, als sein Name noch nicht jene große Celebrität hatte, schuf er seine Vaudevilles gleich den andern Theaterdichtern. Die Stoffe wurden gemeinsam verabredet, im Estaminet, beim Billard, wo es sonst seyn mochte, und dann theilte man sich in die Ausführung; Jeder nahm, wofür er sich das Zeug zutraute. Der Antheil am Gewinn war in diesen Fällen gleich, wie der Antheil an der Arbeit es gewesen war. Bald aber nahm Scribe's Ruhm so zu, daß er, theils

um ihn sich für die Dauer zu sichern, theils um auch seinen pekuniären Vortheil unabhängiger zu erhalten, eine andere Art und Weise einführte. Er kannte seine Kraft, die besonders im Dialoge und in der Ausmalung der Einzelheiten bestand. Diese wollte er ihrem ganzen Umfange nach in Ausübung setzen. Er stellte es daher denen unter seinen bisherigen Mitarbeitern anheim, die besonders geschickt im Erfinden der Plane waren, ihm diesen anzugeben, und führte dann das Uebrige allein aus. So sind seine besten Stücke entstanden. Andere jedoch, und besonders die aus seiner letzten Zeit, die Operntexte, die Stücke, die dem Bereiche der höhern Komödie angehören, haben ihn nur allein zum Verfasser. Er suchte sich immer mehr und mehr von dem Einflusse seiner Mitarbeiter zu emancipiren, von denen hingegen Einige nun auch mit Glück ihren eigenen Weg allein gemacht haben, wie Bayard und Melesville, die früher mit Scribe eine bekannte und beliebte Firma bildeten.

— — Das kleine Kabinet Scribe's glich vollkommen dem eines Geschäftsmannes; man brachte Pakete, man holte andere, es kamen Leute, die mit ihm von Theater-Angelegenheiten sprachen, es blieb keinen Augenblick ruhig. Er kann nur in den frühesten Morgenstunden arbeiten; nie jedoch mehr als drei Stunden täglich; ist diese Zeit verstrichen, dann ist er für Jeden zu sprechen.

Scribe bezieht von seinem Vermögen 60,000 Franken und verdient jährlich durch neue Arbeiten und die Tantième seiner älteren Stücke noch 40,000 Franken dazu. Er hat bereits ein paar Töchter mit reicher Aussteuer verheirathet. Er selbst war nie verheirathet, obgleich er in einem innigen Verhältnisse mit einer Dame lebt, die in der Gesellschaft seinen Namen führt. Es ist seltsam, daß diese Verbindungen so häufig in Paris sind, da doch nichts erforderlich wäre, als eine Fahrt zu dem Maire des Arondissements um eine vollständige Ehe, nach bester Form, daraus zu bilden.

Das schlechte Wetter verhinderte mich, einer Einladung auf die glänzende Villa des Dichters Folge zu leisten; und meine beschränkte Zeit erlaubte mir nicht ein günstigeres hiezu abzuwarten.

8.

Diesen Morgen besuchte ich den Salon. Es ist so viel in deutschen und französischen Blättern, in ausführlichen Artikeln und in seichtem Kunstgeschwätz darüber verlautbart worden, daß Alle, die sich dafür näher interessiren, hinlänglich darüber au fait gesetzt sind. Ich will und kann nur oberflächlich seyn und die Eindrücke schildern, die ich hier empfing. Es ist Sitte, die Ausstellung der Werke lebender Künstler, wie man in Paris zu sagen pflegt, obgleich in diesem Jahre leider einer der Ersten — Robert — nicht mehr darunter zu zählen ist, in der Gallerie des Louvre stattfinden zu lassen, die alten Meisterwerke mit grüner Leinwand zu verhängen, und hierauf dann die neuern Werke zu befestigen. Für den Fremden, der während dieser Zeit in Paris ist, wird es dann unmöglich, die berühmten Schätze des Museums in Augenschein zu nehmen. Was noch mehr ist, selbst die Antiken werden nicht gezeigt; eine Schranke hindert den Eintritt in die Hallen. „Die Herren Künstler lieben es nicht, daß man während der Ausstellung der neuern Bildwerke die der alten besuche,“ so spricht der Portier, dem man die Stöcke und Regenschirme unten beim Eingang aufzuheben gibt. Obgleich ich die hiesigen Kunstschätze gehörig kenne, so bedauerte ich es doch recht sehr, ihnen dießmal meinen ehrfurchtsvollen Gruß nicht abstatten zu können.

Nach meiner Gewohnheit durcheilte ich zuerst ein paar Mal die Säle, ehe ich mich von diesem oder jenem Gemälde anziehen ließ. War dieß einmal geschehen, so gehörte ich nur der stillen Andacht, der innersten Beschauung an, und alles Uebrige versank um mich. Das durfte aber nicht seyn, wollte ich einen Total-Eindruck haben; wollte ich den Charakter der dießjährigen Ausstellung kennen lernen. Ich riß mich mit Gewalt fort durch die langen Gänge, und meine Augen schweiften zu den über und neben mir schwebenden Gestalten — ich flog durch das Gedränge, denn ich hatte absichtlich zu den ersten Besuchen die Zeit gewählt, wo das Publikum zugelassen wird, um in der ruhigen Beschauung gestört zu werden, und überhaupt die Lust dazu nicht in mir aufkommen zu lassen. Ein ungeheurer Schwindel ergriff mich — die natürliche Folge — und ich war genöthigt, mich zu setzen und die Augen zu schließen.

Als ich sie öffnete und rings um mich blickte, fielen mir zuerst die vielen religiösen Gegenstände auf, welche die Maler in diesem Jahre gewählt hatten. Da war die Ungläubigkeit des Thomas, dort

das Märterthum des heiligen Sebastian, hier eine Magdalena, dort ein jüngstes Gericht, eine heilige Familie, eine Flucht nach Aegypten, eine Ruhe, eine Himmelfahrt! Die Darstellungen aus dem Mittelalter, welche die Ausstellung von 1831 — von Heine so trefflich beschrieben — auszeichneten, waren bis auf wenige Spuren ganz verschwunden, und fast nichts Außerordentliches machte sich in diesem Wenigen bemerkbar. Diese Ausstellungen der lebenden Maler tragen zu sehr den Stempel der Mode an sich, und vergleicht man sie untereinander, so sieht man recht, wie die Mode die Künstler schaukelt und hin und her wirft, bald hoch, bald niedrig; es ist übrigens wohl verzeihlich, daß die jetzt lebenden Künstler — größtentheils junge Leute — leben bleiben wollen, und daher jene Gegenstände ergreifen, die Liebhaber finden und sie leben lassen.

Delacroix, der poetische Maler geschichtlicher Genrebilder und andere ihm Verwandte sind dießmal zu Hause geblieben und haben nichts geliefert.

Nächst den Bildern heiliger Geschichten sind es große Schlachten-Gemälde, die Horace Vernet auf Bestellung des Königs gemalt hat, welche den meisten Raum einnahmen; dann folgt das Heer gleichgültiger Gesichter, mit größerem oder geringerem Geschick von den Pariser Portraitisten gemalt, die am meisten von der Ausstellung zu gewinnen hoffen; dazwischen hängen die landschaftlichen Genrebilder, die Darstellungen interessanter Momente aus der neuern Zeitgeschichte, sinnige, gefühlvolle Schilderungen aus unserem Leben — Bilder, die zum Gemüthe sprechen — und nach meiner Ansicht die geschicktesten Maler gefunden haben.

Vor Allem ist die Gründlichkeit in der Zeichnung zu loben, welche die neuere französische Schule auszeichnet; eben so fertig ist sie mit Allem, was zur technischen Behandlung gehört; nur sehr wenige Gemälde sind mir aufgefallen, denen man in dieser Hinsicht den Vorwurf der Stümperhaftigkeit machen könnte.

Vor mir hing ein Bild von mäßiger Dimension. Es trug die Nummer 1849 und der Katalog nannte mir den Namen „Wauters." Ein Name, so unbekannt meinen Ohren — es konnte hier von keiner Bestechung die Rede seyn. Wie malt aber dieser Wauters! Der Gegenstand ist einfach, unserm bürgerlichen Leben entnommen: Häscher nehmen einer armen Familie, die den Miethzins nicht zahlen kann, den überflüssigen Hausrath weg und setzen sie mit dem Nothdürftigsten, das die Gesetze den Unglücklichen nicht zu nehmen erlauben, auf die Straße. Wie gemein! hör' ich die von der hohen Kunst Erglühten

sagen; „es wird auf Rührung abgesehen seyn!“ fügen die milder Gestimmten hinzu. Hier ist aber nichts Gemeines; hier ist mehr als Rührung. Stunden lang kann ich vor diesem Bilde sitzen und werde nicht müde, es anzuschauen. Wären nur die Häscher da, wie gewöhnliche Häscher sind, das Bild wäre in der That gemein zu nennen; wäre die Familie ein armes, altes Weib, zerlumpte Kinder, ein hungerndes Elend, ein Mann — wie ein trauriger Bettler unserer Straßen — das Bild wäre gemein, aber es rührte uns doch; wie leicht hätte hier ein spießbürgerlicher Künstler irre geführt werden können. Ich kann mir eine Ausführung denken, wacker in gewissem Sinne, von unsern natürlichen Genremalern behandelt, und doch würde ich mich eben so unwillig davon weggewendet haben, als ich mich jetzt mächtig dazu hingezogen fühlte.

Die Familie trägt in ihrem tiefen Elend, in ihrer vollständigen Hilflosigkeit — denn kann es wohl eine größere geben, als mitten in einer reichen Stadt, mitten in der feinsten Civilisation, nicht einige Thaler für das Nothdürftigste erschwingen zu können? — den Stempel der Kraft, des Edeln, der Schönheit. Diese Familie ist wahrhaft unglücklich; hier waltet eine Macht, die sich geheimnißvoll unsern Blicken entzieht; die Ursache dieses Elends können wir bloß mit dem Auge nicht aus diesem Bilde entziffern. Wie schön ist dieses Weib? welche Wahrheit! welch' ein Nacken! Titian hat keinen schönern gemalt. Hier ist Wahrheit und Poesie Titian's und Murillo's verschmolzen. Die Trostlosigkeit in der Haltung des Mannes vollendet den Eindruck. Ein zweites Bild desselben Malers ist eben so trefflich in der Ausführung; der Gegenstand steht jedoch dem eben geschilderten weit nach. Es ist Marina, die Cortez peruanisch lehrt.

Ein artiges Gemälde — der Idee nach — ist die Schöne, die dem Löwen die Krallen beschneidet. Es ist von Camille Roqueplan.

Der Kopf eines betenden Mönchs von Laure zieht meine Blicke bei jedem neuen Besuche wieder an. Wie er mit den starren Zügen, mit den weit geöffneten Augen zum Bilde hinaus schaut. Es ist kein frommes Gebet; kein Gebet um Gnade und Erleuchtung. „Ich habe Dir die Freuden der Welt geopfert,“ scheint dieser Kopf zu sagen, „was wirst Du mir dafür zu Theil werden lassen?“ Er wünschte noch Aufklärung hienieden zu erhalten, und da das Leben sich dem Ende mit raschen Schritten naht, so liegt eine dämmernde Verzweiflung in den Zügen.

Hier ist ein liebliches Bild; die Behandlung der Köpfe erinnert an die alten frommen Meister, an ihre kindliche Einfalt, womit sie die Züge der Menschen auffaßten und wiedergaben. Wie ahmten sie

hierin dem Schöpfer nach, der auch dem unbedeutendsten Wesen seine Eigenthümlichkeit verleiht! Es ist aber auch ein Deutscher, der dieses Bild gemalt hat; wenigstens ist der Name deutsch: Alexander Hesse. Ein Zug aus dem Leben Leonardo da Vinci's bildet den Stoff zu diesem Gemälde. Man liest im Vasari: „Wenn der Meister über den Platz ging, wo die Vögel verkauft werden, so zahlte er den dafür geforderten Preis, nahm sie selbst aus den Käfigen und gab ihnen die Freiheit wieder.“ Diesen Akt hat der Maler nun mit jenem höheren Fleiße dargestellt, den ich oben mit wenigen Worten zu charakterisiren strebte.

D'Azeglio hat einen öden, einsamen Gebirgspfad gemalt, auf dem so eben ein Mord verübt wurde. Schauerlich, aber dennoch anziehend. Auf der großen Leinwand nichts als kahle Höhen, Gestrüpp, und eine breite Straße, die sich — eine Anhöhe hinan — nach dem Hintergrunde zieht. In der Mitte derselben liegt der Leichnam in seinem Blute. Im Hintergrunde sprengen zwei Reiter einem dritten zu, der im Verstecke hält und die Bravi gedungen zu haben scheint.

Einen Bekannten traf ich hier, den ich von München her noch gut kannte. Es war der Norweger Fearnley. Er ist seiner Art treu geblieben; dieselbe Vorliebe für wilde Naturschönheiten; dieselbe kalte, etwas schroffe Behandlung, wenn gleich in der ganzen Auffassung die poetische Intention nicht zu verkennen ist. Der Grindelwaldgletscher ist in einer bewundernswerthen Ausführung vollendet: die weißen Spitzen, die bläulich-grünen Sprünge, die dunkelblauen Spalten, die schwarzen Schluchten, und nun welche Unzahl von Spitzen, Spalten, Sprüngen und Schluchten, und nichts Anderes auf dem ganzen Bilde, und doch nicht monoton. Es ist aber dennoch Schade um solchen Fleiß; das Bild gibt von dem Eindruck, den solch' ein Gletscher macht, doch kein Bild, und ein schöner Gegenstand für die Kunst kann er nie genannt werden. Außerdem gab Fearnley noch eine Salzburger und eine norwegische Gegend.

Von Flandrin in Rom sah ich noch an diesem Tage: Virgil und Dante, den Seelen der Neidischen Trost spendend. Schöne, ausdrucksvolle Köpfe und dem Gegenstande angemessene ernste Färbung.

Von den gemalten Köpfen weg wandte ich mich jetzt zu zwei lebenden, lachenden Gesichtern, nicht eben den schönsten beizuzählen nach dem Sinne der Maler, aber würdige Gegenstände ihrer Kunst. Es war Heine, der die Bilder mit aufgesetzter Brille musterte und einen kleinen Menschen am Arme führte, der viel sprach, viel lachte und dabei stets auf so seltsame Weise sein Gesicht verzog, daß es während des Lachens zu einem ganz andern wurde.

„Ich habe Sie schon lange mit Ste. Beuve bekannt machen wollen," rief mir Heine zu, „allein das ist schwer zu bewerkstelligen. Er hat zwar wie jeder ordentliche Mensch seine Wohnung, dort ist er aber nie anzutreffen, und wo er eben ist, weiß kein Mensch der Schöpfung; weder sein Verleger noch sonst Jemand."

Ste. Beuve mag ungefähr dreißig Jahre alt seyn; er ist vielleicht der erste Kritiker Frankreichs in diesem Augenblick und steht im größten Ansehen. Ein lebhaftes Gespräch entspann sich, während wir durch die langen Säle schritten, unsere Aufmerksamkeit war aber ganz von den Bildern abgelenkt.

Ich habe noch einige davon bei späteren Besuchen gesehen und mir Manches dabei gemerkt; eine folgende Tablette soll darüber berichten.

Wunderbar war es, daß ich Robert's Fischer, die Krone der Ausstellung, bis jetzt noch nicht gesehen hatte.

Sie waren unvortheilhaft gehängt.

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarische Physiognomien.

II.

Die radikale Partei in der Kammer der Gemeinen.

Henry Hunt. William Cobbett. Macaulay. Jeffrey. Der Obrist Torrens. Hume. Warburton. Charles Buller. Ewart. Ellien. Attwood. Roebuck. Ward. Lord Dudley Stuart. Pease. Sir Edward Codrington. M. Wallace Wilde. Edward Lytton Bulwer. Bowring. Buckingham. Grote u. s. w.

Die Parteigänger des äußersten Liberalismus, die Repräsentanten der radikalen Meinung in der Kammer der Gemeinen lassen sich in drei Sektionen abtheilen: die vom Interesse des Ackerbau's ausgehenden Männer (oder Repräsentanten der Provinzen), die radikalen Irländer und die Schriftsteller.

Um eine möglichst genaue Uebersicht über diejenigen zu geben, welche sich bemühen, dem Radikalismus eine Geltung zu verschaffen, müssen wir Hunt in ihrer Reihe aufführen, der nicht mehr zu den Mitgliedern des Parlaments gehört, und den berühmten Cobbett, der durch den Tod seiner legislativen Arbeiten überhoben worden ist. Ich will es sofort versuchen, nicht allein die von jedem einzelnen Mitgliede erwählte Theorie, seine Abstimmung, den Weg, den es eingeschlagen, klar herauszuheben, sondern auch sein Aeußeres, seine Stellung, seine Art zu reden, und die Vorfälle des öffentlichen Lebens genau zu schildern, das sich durchaus abgesehen vom Privatleben gleichsam dramatisch gestaltet. Es war mir wohl vergönnt, einen Blick hinter die Coulissen dieses Theaters zu thun, denn mehre Jahre war es meine Hauptbeschäftigung, die Beredtsamkeit dieser Herren aufzuzeichnen, ihre Geberden zu studiren, ihre Blicke zu copiren, und die Biegungen ihrer Stimmen zu beobachten; sollte es mir an Scharfsinn fehlen, so möge die Erfahrung die Lücken ausfüllen. Wie oft habe ich nicht zwei Feinde gesehen, die sich in niederschmetternden Invectiven zu überbieten suchten, die ganz Großbritannien zum Zeugen ihres

Hasses und ihrer gegenseitigen Verachtung genommen hatten, und nun aus der Kammer der Gemeinen heraustraten, um sich den Arm wie gute Freunde und Brüder zu geben, tausend innige Vertraulichkeiten auszutauschen, in irgend einer Taverne zusammen zu speisen, die eben besonders besucht war, und dann zum Parlamente zurückzukehren, wo sich der Krieg blutiger zwischen ihnen entspann, als je. Wie oft habe ich die Opposition Ministerium werden sehen, das Ministerium Opposition; wie oft habe ich es mit meinen Augen erlebt, daß Mitglieder, welche die Kammer mit ihrer ganzen Verachtung belegte, mittelst vollgültiger Wahlen in die Versammlung drangen, daß sich der Liberalismus in Torysmus, der Torysmus zur Conservativpartei, der Whiggismus in Liberalismus, und dieser letztere in Radikalismus umgestaltete.

Vor zehn Jahren dachte keine Seele, man würde Cobbett und Hunt je in der Kammer der Gemeinen sehen, welche diese bedroht, verschrien, herabgesetzt, der öffentlichen Rache denuncirt hatten. In ihrer Eigenschaft als volksthümliche Tribunen sahen Beide ihren Glanz erlöschen, sobald sie einen Fuß in das Parlament setzten, von dem sie gleichsam verschlungen wurden; obschon für die Opposition geboren, verloren sie doch ihr Gewicht, als sie gerade aus marschiren, sich einer Disciplin unterwerfen, angreifen statt vertheidigen, organisiren statt kritisiren mußten. Die Macht ihrer Stellung wie ihres Geistes war durchaus excentrisch. Beide waren eigensinnig und reizbar, Beide erregt von einer glühenden Eifersucht gegen die höheren Classen, durch ein Gefühl von Neid, das zum Auflösen, Niederkämpfen und Zerstören gar gut taugte, aber zum Schaffen und Regieren ganz unbrauchbar war.

Cobbett hatte unvergleichbar mehr Kraft; er war ein viel bedeutenderer Kopf. Hunt, der mit Glück einem unerwarteten Anfalle zu begegnen wußte, für den Sturm in populären Discussionen wie geschaffen, nicht aber für erleuchtete, tiefer gehende Verhandlungen, wie sie den berathenden Kammern geziemen, zeichnete sich weder durch Ausdehnung, noch durch Capacität, noch durch Tiefe und höhere Richtung des Verstandes aus. Ein Dutzend Axiome, Corollarien des übertriebensten Liberalismus dienten ihm als Antwort auf Alles. Darüber ging er nicht hinaus; seine Gemeinplätze mußten auf alle Verhältnisse passen. Das sind treffliche Waffen für einen Volksklubb; Hunt hatte während seiner politischen Lehrzeit davon Gebrauch gemacht, als er auf seiner Caleche, von seinen Schimmeln gezogen, den weißen Hut auf dem Kopfe, vom radikalen Pöbel umgeben, den er fortwährend aufhetzte, durch Großbritannien kutschirte; doch diese Waffen werden plump inmitten einer Versammlung von wohlerzogenen Leuten, aber sie setzen Hunt in die Lage, alle Angriffe zu pariren und gegen die unzweideutigste Feindseligkeit zu kämpfen. Ihm ist es gleichgültig, ob die Mitglieder der entgegengesetzten Partei husten und pfeifen. Während dieser Momente des Kampfes gerade war er glücklich, war er Triumphator. Versuchten doch die Liberalen selbst, seine Stimme zu decken? Statt sich aus der Fassung bringen zu lassen, schien er an dieser tumultuarischen Scene eine besondere Freude zu haben, die ihn an seine schönsten Tage erinnerte. Da erlaubte er sich die bizarrsten Pantalonsstreiche, die sonderbarsten Lazzi, zu denen ihn freilich

der schlechte Ton berechtigte, von dem ihm seine Feinde ein Beispiel gegeben hatten.

Als er sich eines Abends pöbelhafter und verbissener zeigte, als je, fand sich ein, durch seine liberalen Meinungen bekanntes Mitglied plötzlich von einem so heftigen Schnupfen und hartnäckigen Husten erfaßt, daß die Stimme des Redners unhörbar wurde; Hunt hielt inne, nahm eine Arlequinsstellung an, stöberte einige Minuten lang in allen Taschen seiner Beinkleider, seiner Weste, seines Rockes mit einer Hast, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Kammer auf sich zog; dann sprach er mit trostloser Miene und allem nur denkbarem Ernste:

„Ich bin in der That sehr bekümmert, daß ich keine Mooskügelchen bei mir habe, um sie dem ehrenwerthen Mitgliede bieten zu können, das von einem so hartnäckigen, grausamen Schnupfen geplagt scheint. Aber ich versichere, daß es morgen nicht daran fehlen soll.“ Alle Schnupfen der Kammer waren durch diese paar Worte aus dem Grunde geheilt, Hunt konnte ungestört seine Rede fortsetzen, die an Lächerlichkeit alles überwog, was er je gesprochen hatte.

Sein Organ war unangenehm, sein Wissen beschränkt, seine Beweisführung blieb ohne Wirkung, und doch war es ein Mann von Geist. Seine Art zu reden und seine Geberden hatten einen starken Beischmack nach der Provinz; seine starke Taille, seine Corpulenz, sein fleischiges Gesicht, sein Doppelkinn, seine blonden, buschigen Haare, sein ausdrucksloses, lebloses Auge, die Gemeinheit im Aeußeren, dienten bei keiner von seinen Bewegungen zur Hebung der Beredtsamkeit. In den letzten Zeiten seiner eben nicht sehr langen parlamentarischen Laufbahn hatten sich alle Parteien gegen ihn verbunden; die politischen Stürme und der Mißmuth, durch Erfolglosigkeit veranlaßt, beschleunigten sein Ende. Aller Geduld, aller beharrlichen Aufmerksamkeit bar, folgte er nur den Regungen seines Zornes; die Angelegenheiten vermochten ihn nicht zu präoccupiren. In Debatten gebrach es ihm durchaus an anhaltendem Fleiße; sein Leben ging gleichsam stoßweise fort. Durch eine solche Art sich zu benehmen, gewinnt man in den politischen Angelegenheiten nie die Oberhand. Sie verlangen weniger Lebhaftigkeit und Talent, als Aufmerksamkeit und Beharrlichkeit.

Cobbett hatte dasselbe Unglück. Die leidenschaftlichen Sprünge seines Styls standen dem Journalisten hemmend zu besserem Erfolge gegenüber, schlimmer noch war es, als er sie von der Rednerbühne herab versuchte. Cobbett war ein athletischer Mann von wenigstens sechs Fuß Höhe und angemessener Beleibtheit; seine Haare waren weiß wie Milch; lebhafte Färbung beseelte sein Gesicht. Aus dem Glanze und dem lachenden Leben der Augen sprach der geistige Funken, der in dieser menschlichen Masse begraben lag. Man hätte ihn sonst für einen Tölpel halten können, der nicht im Stande gewesen wäre, zwei Gedanken zu verknüpfen und eine Folgerung daraus zu ziehen; er sah in der Kammer der Gemeinen immer aus, als schliefe er. Gar wenig mit den Gewohnheiten und Gebräuchen des Parlaments vertraut, setzte er sich im Unterhause bald auf diese Bank, bald auf eine andere, campirte er ganze Wochen lang mitten unter den Liberalen, und flüchtete

sich dann zu ihren Gegnern. Während der Debatten, welche dem Sturze des Ministeriums Peel vorangingen, kam Cobbett die Lust an, seinen Platz gerade unterhalb dem Minister zu wählen. Der Kopf des alten Radikalen berührte die Schulter des Führers der Tories. Nichts konnte Sir Robert ungelegener kommen, der seine Verbindung auf diese Weise abgeschnitten sah, und kein Wort an seine Freunde richten konnte, ohne daß es auf dem Wege von Cobbett aufgefangen wurde. Seine Stimme war angenehm und klar, aber ohne Wechsel und Biegung; es war Nichts von der Energie bemerkbar, Nichts von dem heftigen, verwegenen Accente, der seine Schriften charakterisirte. Zurückhaltung und Bescheidenheit, die er nie kannte, wenn er die Feder in der Hand hatte, mäßigten und lenkten seine rednerischen Bewegungen. Ein leichtes, beinahe immer von gutem Humor eingegebenes Geplauder war in der Regel die Gränze, innerhalb der er sich hielt. Am Anfang der Sitzung hatte er es wohl versucht, die Begeisterung jener Invective, deren er in seinem Political Register sich zu bedienen gewöhnt war, in seine Beredtsamkeit mit einfließen zu lassen, aber Lord Stanley nahm das Wort, bezahlte Invective mit Invectiven, und zwar so kräftig, daß Cobbett es für gut fand, seinen Ton herabzustimmen, um sich nicht ferner ähnlichen Geißelhieben auszusetzen. Dieser Schriftsteller, der sein Leben damit hingebracht hatte. die Andern zu beleidigen, war für Beleidigungen der empfindlichste von allen Menschen. Er mußte seinen Meister finden und von einem Gegner matt gemacht werden, der ihm an Heftigkeit nicht nachstand.

Die zwei eben genannten Tribunen haben der Erwartung nicht entsprochen, die ihre Partei von ihnen hegte; Thomas Macaulay, jetzt Mitglied des Rathes in Indien, hat die seiner Freunde übertroffen. Seine Erscheinung im englischen Senate war nur von kurzer Dauer, aber so glänzend, daß sie sichtliche Spuren hinterlassen. Er ist ein wohlgebauter Mann von mittlerer Taille; seine dunkel azurblauen, Geist und Gluth verkündenden Augen bilden einen Widerspruch mit den pechschwarzen Haaren. Die Edimburg Review verdankt dem ausgezeichneten Schriftsteller einige von ihren Artikeln voll Poesie und Tiefe, in denen sich Geschichte, Philosophie und Wissenschaften, mit glänzenden, lichten Farben schmücken. Nicht minder merkwürdig ist er als Redner. Er braucht keine Leidenschaft zu heucheln, um den Hörer zu gewinnen und zu fesseln; seine sanfte, vibrirende Stimme, seine reine, angenehme Aussprache verführen schon. Seine Reden sind sehr studirt, aber nie war das Studium zu höheren Zinsen angelegt. Die in der Regel gar unaufmerksame Kammer sammelt gierig jedes seiner Worte; ein tiefer Denker und bewunderungswürdiger Logiker, weiß er der Dialektik Bewegung zu verleihen, allgemeine und abstracte Prinzipien mit glühenden Bildern zu bekleiden; haushälterisch seine Quellen benützend, spricht er nur selten und führt dann gewaltige Schläge aus. Dieser so ausgezeichnete Redner vermag nicht zu improvisiren. Die Natur scheint das Talent in zwei Theile getheilt zu haben, der eine gehört den Männern zu, die mit der Macht des geschriebenen Wortes ausgerüstet sind; durch den andern zeichnen sich die debatters aus, die mit dem furchtbaren Schwerte der Polemik bewaffnet,

ihre Redekraft üben. Obgleich mit dem Ideengang des äußersten Liberalismus enge verbunden, ist Macaulay doch ein Mann von der Regierung. In ihm findet sich die Fähigkeit zu organisiren; die philosophische Richtung seiner Gedanken hindert ihn nicht, zu den Einzelnheiten der praktischen Anwendung herabzusteigen. Diesem seltenen Geiste fehlt es vielleicht nur an Einem: er taugt nicht genug für das Allgemeine; gerade durch seine eigenthümlichen Eigenschaften, durch Feinheit und Höhe geht er für die Popularität verloren.

Sein Meister und literarischer Chef, der berühmte Direktor der Edimburg Review, Jeffrey, war nicht so glücklich als er. Sein erster Redeversuch zeigte ihm klar, daß ein großer Unterschied zwischen einer öffentlichen Rede und einigen Zeilen in der Review stattfinde. Als ausgezeichneter Advokat hatte er mit günstigem Erfolge vor den Gerichtsschranken verhandelt, und seine Landsleute glaubten, das Parlament müsse ihm eine neue ruhmvolle Laufbahn eröffnen. Man erinnerte sich von ihm einiger energischen Anreden, die er in patriotischen Versammlungen gehalten hatte, einiger berühmt gewordenen Plaidoyers und scharfer, bitterer Kritiken, die er in die Blätter seiner Review eingestreut hatte. Sein Debut als Redner zog eine beträchtliche Menschenmenge herbei. Die Gallerie war angefüllt; kein Mitglied fehlte an seinem Posten, aber man wurde sehr enttäuscht. Der ziemlich weichen Stimme des Redners gebrach es an Biegsamkeit und Wechsel in der Intonation; seine Geberden, sein Accent waren bis zur Verzweiflung monoton. Wie die meisten unerfahrenen Redner sprach er so schnell, daß man ihm kaum folgen konnte. Die Reden der ehrenwerthen Mitglieder in einer Stunde kommen gewöhnlich zwei und einer halben Spalte in der Times gleich; die Rede des Herrn Jeffrey dauerte nicht über fünf und sechzig Minuten und hätte wenigstens vier Spalten derselben Zeitung gefüllt. Ueberdieß war in dieser Rede so viel Metaphysik, so viel Kantismus und anmaßliche Dunkelheit, daß drei Viertheile der Zuhörer durchaus Nichts davon verstanden. Man schleuderte ihm einige Beifallsbezeugungen zu, mehr jedoch wie Trostzeichen, als zur Belohnung für sein Verdienst — und seit dieser Zeit beobachtete er ein beinahe vollständiges, allerdings sehr kluges Schweigen. Nun hat er das Parlament im letzten Jahre verlassen.

Er ist ein kleiner schwächlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, mit winkeligen, so zu sagen auf sich selbst beruhenden Zügen, mit niederer schmaler Stirne, was bei einem geistreichen Manne selten vorkommt.

Der Liberalismus der eben angeführten Glieder vermag durchaus nicht allen Forderungen der Radikalen zu entsprechen. Sie halten sich, wie Oberst Torrens, auf der äußersten Gränze der Whig-Partei. Der Oberst Torrens, ein Mann von einigem Einflusse im Unterhause, ist im vorigen Jahre durch die Verbindung der Ultraradikalen und Ultratories ausgeschlossen worden. Er ist ein Gentleman von altem Schrot und Korn, ein Mann von etwa sechszig Jahren, der noch den Grazien opfert, ein ausgezeichneter Nationalökonom und lange Zeit der Haupteigenthümer des Globe. Dieses Journal hat seit dem

Sturze des Ministerium Grey, dessen oberstes Organ es gewesen war, einen Theil seiner Macht verloren. Der Oberst soll über sein Eigenthum verfügt haben, und nur noch durch Bande der alten Innigkeit, des Wohlwollens und der Dankbarkeit mit dem Unternehmen und den neuen Herausgebern im Zusammenhange stehen. Der Einfluß des Obristen ist unter dem Einflusse der Ereignisse der letzten Jahre verschwunden, und es steht zu befürchten, daß die ganze Whig-Partei unter dem Gange zu Grunde geht, den die Angelegenheiten nehmen. Die äußersten Faktionen zermalmen die in der Mitte befindlichen Parteien; die Conservatisten und die Männer der Bewegung vereinigen sich, um die Whigs — die Repräsentanten der Mäßigung — vom politischen Felde zu vertreiben; bald wird es sich bei den Wahlen und ihren Kämpfen ausschließlich um diese beiden Parteien handeln.

Von den verschiedenen Schattirungen abgesondert, welche London und die Provinzen nach dem Parlamente gesandt haben, finden wir einen sonderbaren, berühmten, nur mit beschränkten Fähigkeiten ausgestatteten, aber hartnäckigen, furchtbaren, nützlichen Mann, der für sich allein drei Viertheile der parlamentarischen Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Das ist Hume, der Arithmetiker, von einer der wichtigsten Grafschaften Englands, von Middlesex ernannt. Im Laufe einer Sitzung spricht er so viel, als drei seiner unermüdlichsten Collegen; in den Comité's versiegt er nie. Im vorigen Jahre hat er während eines Abends im Parlamente vierzigmal das Wort genommen. Die einzigen rhetorischen Figuren, die er ewig anwendet, sind Addition, Subtraction, Multiplication, Division. Es gibt keine moralische Frage, die er nicht auf Heller und Pfennige zurückführt. Ein solcher Redner ist ein wahres Phänomen, eine solche Beredtsamkeit ein wahres Wunder, die natürliche Tochter der Bank und des Handels. Das festeste Gedächtniß, die unbesiegbarste Hartnäckigkeit, die sorgfältigste Achtsamkeit in der Anwendung vermögen allein ihm die Wichtigkeit zu verleihen, die er sich zu verschaffen gewußt hat. Im Jahre 1818 zeichneten sich seine Debuts nur durch sein außerordentlich linkisches Wesen und seine halb artikulirten Phrasen aus. Ohne auf hohe Beredtsamkeit Anspruch zu machen, ist seine Sprache jetzt rein, und seiner Stimme widerfährt ihr Recht durch den passenden Accent, aber das linkische Wesen ist in seiner ganzen Vollkommenheit geblieben. Sein Hut und seine Papiere spielen eine große Rolle in dem materiellen Theile seiner Reden. Methodisch legt er seinen Hut rechts neben sich auf die Bank, zieht eine Masse Papiere hervor, aus denen er eine feste Rolle bildet, und mit dieser Rolle schlägt er in die Höhlung seiner linken Hand, um seinen Phrasen mehr Nachdruck zu geben. Bei gewöhnlichen Gelegenheiten hebt er seine beiden Arme langsam und im Takte zu gleicher Zeit auf, und läßt sie dann wie ein Brettschneider zurückfallen, welches Manöver er fortsetzt, so lange seine Rede dauert. Man muß ihn bewundern, wenn ein Mitglied der entgegengesetzten Partei eine Erklärung von ihm verlangt, wenn z. B. Sir Robert Peel von ihm eine Erklärung über Worte fordert, die er unpassend findet. Dann wird der Hut in das Spiel gezogen; Herr Hume nimmt ihn unter den Arm, das Futter gegen den Herausfordernden gewendet, und bleibt unbeweglich, den

Hals emporgestreckt, den Kopf steif, den Mund aufgesperrt, den Körper in einem sehr stumpfen Winkel mit dem Redner gehalten, dem er zu antworten sich anschickt.

Nie hat es einen unbiegsameren, nach der eigenen Willkühr handelnden Politiker gegeben, als Hume. Sein breites Gesicht, sein Stierhals, sein enormer, von braunen, jetzt in das Graue übergehenden Haaren bekränzter Kopf, verkünden wohl die Muskelkraft und die ausdauernde Hartnäckigkeit, die man bei seiner politischen Laufbahn findet. Ohne ein Hinderniß zu fürchten, geht er auf sein Ziel los. Ihn in Furcht zu treiben, ist unmöglich, ihn zu besiegen, wenigstens nicht leicht; er hört auf Niemand, glaubt Niemand, und folgt nur seinen Eingebungen. Im vorigen Jahre hätte er bald durch seine Starrköpfigkeit die Sache seiner ganzen Partei compromittirt. Seine einflußreichsten Collegen konnten ihn nur mit Mühe abhalten, eine Bill mit der Erklärung in Vorschlag zu bringen, daß Sir Robert Peel und sein Ministerium der Kammer durchaus kein Vertrauen einzuflößen vermöchten, und daß man daher die Subsidien so lange zurückziehen solle, als dieses Ministerium bestehe; das wäre der ungeschickteste, unbesonnenste, unseligste Schritt gewesen. Trotz der politischen Starrheit besitzt er als Privatmann einen sausten, geselligen Charakter. Er vergilt das Böse immer mit Gutem. Obgleich er seine schönsten Jugendjahre in Indien zugebracht hat, und ein solcher Aufenthalt auf die Constitution der Europäer stets nachtheilig einzuwirken pflegt, so genießt er doch eine vortreffliche Gesundheit. Er ist acht und sechszig Jahre alt und scheint zu einem langen Leben bestimmt, das seine Gegner mit allen Hemmnissen und Plackereien zu belasten suchen; bis jetzt aber hat seine herkulische Natur über Alles den Sieg davon getragen.

Die letzten Wahlen sind für ihn sehr ermüdend gewesen, man hat dabei so viele Intriguen angesponnen, so viele Interessen zu erregen sich bemüht, um ihn vom Parlamente auszuschließen, daß er mit errungenem Siege zu seinen Freunden sagte: „Meine letzten zwei Tage würde ich nicht um zwanzig tausend Pfund Sterling wieder beginnen.“ Herr Hume schlägt Alles zu Geld an, selbst seine Kränkungen. Es war in der That gelungen, seiner Partei einige ihrer ältesten Acolyten abtrünnig zu machen, und schon am ersten Tage der Wahlen sah er sich plötzlich um vier bis fünf hundert Stimmen zurück. Dieses ereignete sich mitten im Winter. Man mußte die Provinz durchlaufen, jedem von den auf dem Gebiete zerstreuten Comité's einen Besuch abstatten, sie in der Nacht versammeln, haranguiren, sich mit ihnen verständigen, Anordnungen für den Morgen treffen, mehr als zwanzig Reden des Tages in jeder Lokalität halten, und zwar nach acht Tagen derselben Arbeit und ununterbrochener Schlaflosigkeit. Welcher andere Mann als Hume möchte diese Anstrengung ausgehalten haben?

Der größte Theil der von den Grafschaften erwählten Mitglieder, welche ihren Sitz unter den Liberalen einnehmen, stehen auf einem beinahe völlig gleichen Niveau von Talent und Fähigkeit, wenn nicht gar Mittelmäßigkeit. Eine Ausnahme muß ich für Herrn Gisborn zulassen, der vom südlichen Theile von Derbyshire erwählt ist. Er

zählt fünfzig Jahre, hat einen erhabenen Geist, eine energische, ausgesprochene Gesichtsbildung, eine kahle, offene, gescheite Stirne. Seine Kleidung ist außerordentlich einfach; ich möchte wissen, wo er den Schneider genommen hat, der ihm so kurze knappe Beinkleider macht, daß sie alle seine Formen ausdrücken und zwei oder drei Zoll über den Knöcheln schließen. Den Buchstaben R hat er nie aussprechen gelernt. Seine schmucklosen Reden zielen geraden Wegs auf die Sache ab und bringen stets den gehörigen Eindruck auf die Kammer hervor. Von Geberden bemerkt man nur wenig; die Einfachheit seiner Redeform und seiner Attituden eignet sich ganz für die ernsten Interessen, mit denen er sich beschäftigt.

Herr Warburton, ein Mann vom Comité, etwa sechszig Jahre alt, mit einem richtigen Urtheile und billiger Denkweise begabt, spricht schlecht, drückt sich schlecht aus, bewegt Niemand, aber er hat eine mehr solide als glänzende Eigenschaft: Genauigkeit und Folgerichtigkeit im Raisonnement.

Herr Charles Buller, von Liskeworth erwähltes Mitglied, ist noch nicht vierzig Jahre alt. Seine sonderbare Physiognomie gleicht keiner von denen seiner Collegen. Die aufgestülpte Nase, die vorstehende Stirne, das spöttische Lächeln, der colorirte Teint erinnern eher an die geistreichen, boshaften, lebendigen Physiognomien, die man in den südlichen Gegenden von Frankreich und Irland trifft. Mit Geschicklichkeit führt er seine Beweise; er fängt seine Gegner in ihren eigenen Schlingen und durchflicht seine Reden mit einer eindringlichen Ironie, er zeichnet sich in der Replike aus, und hat bis jetzt das herrschende Talent noch nicht entwickelt, welches auf große Versammlungen wirkt. Die Fähigkeit zum plaidirenden Advokaten läßt sich in ihm nicht verkennen, Talente zum Redner kann man ihm nicht zuschreiben.

Herr Ewart, der Repräsentant von Liverpool, hat nicht den geringsten Anspruch auf diesen ruhmvollen Titel zu machen. Er ist ein junger Mann von etwa fünf und dreißig Jahren, mit langem, braunem Haupthaare, geregelter, etwas trauriger Gesichtsbildung, der sich mit eisiger Kälte ausdrückt und über die wichtigsten Interessen ohne alle Bewegung spricht. Seine Stimme ist so schwach, daß die am andern Ende der Kammer sitzenden Mitglieder die Worte nicht verstehen können, und doch vermöchten sie Klarheit auf die Handelsfragen zu werfen, welche Ewart aus dem Grunde kennt, mit erleuchtetem Geiste behandelt, und mit Talent discutirt. Er spricht nie lange; seine Reden verlassen die liberale nnd philantropische Linie nicht, die er sich von Anfang an gezogen hat; er hat auch viel zur Verbesserung des sonst so barbarischen Coder des peinlichen Rechts beigetragen.

Ohne gerade dem eigentlichen Radikalismus anzugehören, reiht sich Herr Ellien, der einen Theil des Ministeriums Melbourne ausmachte, der Zahl der entschiedensten, einflußreichsten, thätigsten Liberalen an. Durch die Feierlichkeit, den Ernst, das Gewicht seiner mit harter, rauher Stimme ausgesprochenen Worte nöthigt er die Kammer zur Aufmerksamkeit. Die Energie in seinen Gedanken steht im Einklange mit der energischen Sprache; er bedient sich bis zur Uebertreibung hef-

tiger Geberden, und oft, wenn er in Flamme geräth, möchte man ihn für eine Mühle halten, welche vom Winde bewegt, ihre Flügel hin und her treibt.

Der rechtliche Attwood bekennt sich zu weit vorgeschrittenen Meinungen. Er ist ein vortrefflicher Mensch, der mit Leichtigkeit spricht, ohne etwas Bemerkenswerthes zu sagen. Er hat nie eine parlamentarische Frage behandelt, mochte von den Huronen oder Samojeden die Rede gewesen seyn, ohne in seinen Vortrag die Nothwendigkeit des Papiergeldes einfließen zu lassen; das ist das große Schlachtroß, das er ewig tummelt. Die ehrenwerthen Mitglieder hören diesen loyalen Redner, dessen provinzialer, ländlicher Accent mit dem affectirten, anmaaßlichen Tone seiner Collegen so sehr im Widerspruche steht, nie ohne zu lachen.

Herr Roebuck, ein anderes ultraliberales Mitglied, der Mitarbeiter der London Review und der Westminster Review, bringt kaum mehr Wirkung auf das Parlament hervor. Er ist nicht ohne Talent, aber man liebt ihn nicht. Cynismus, Unzufriedenheit, Affectation, Anmaßung stehen auf seinem Gesichte geschrieben. Ihm ist nicht bange, den einflußreichsten, beredtesten Mitgliedern des Unterhauses zu repliciren, er ist ein unausstehlicher Improvisator, der nur auf einigen Erfolg zu rechnen hat, wenn er seine Reden auswendig lernt. Man kann ihn als Vorbild der Prätension und Eifersucht betrachten, wodurch sich die letzten Reihen seiner Partei auszeichnen.

Herr Ward, der Sohn des Verfassers von Tremaine, den man lange für einen Tory gehalten, hat endlich im Jahr 1834 in der irländischen Kirchenfrage seine Farbe deutlich kund gegeben; er ist jetzt eines der wichtigsten und geachtetsten Mitglieder der liberalen Partei. Er ist kein großer Redner, ob er gleich sich mit Leichtigkeit ausdrückt. Seine Sprache ist monoton; seine Diction kräftig und einfach; in seiner Beweisführung ist Festigkeit und Nachhaltigkeit. Er ist ein athletischer Mann von ungefähr vierzig Jahren, blühender Farbe, dessen Backenbart sehr empfehlenswerth scheinen möchte, böte nicht der majestätische Oberst Sibthorpe den seinigen der Kammer zur Bewunderung dar.

Nicht sowohl seiner Beredtsamkeit wegen, sondern als großmüthigen Beschützer der Polen muß man Lord Dudley Stuart nennen, der jetzt das zwei und dreißigste Jahr erreicht, und, sey es eines organischen Gebrechens wegen, sey es aus übertriebener Bescheidenheit, kaum ein paar Sätze hinter einander zu sprechen vermag. Sein Mitgefühl für alle Interessen der Menschheit ist rein und uneigennützig.

Herr Pease, von der Grafschaft Durham erwählt, gehört zur Gesellschaft der Quäker oder Freunde. Er ist nicht minder gewissenhaft und zeigt sich eben so eifrig, als nützlich, bei den verschiedenen Arbeiten, die er übernimmt. Er spricht oft in den Comité's, setzt sich als der Erste auf seine Bank, verläßt den Saal zuletzt, und läßt sich kein Wort von Allem, was gesagt wird, entgehen. Seine Gesundheit hat auch sehr gelitten, seitdem er gewählt worden ist. Nie spricht er die Worte: „Herr“ oder „Ehrenwerthes Mitglied“ aus. Während er spricht, bleibt er unbewegt, bedient sich keiner Geberde, belebt sich nie, und begnügt sich mit positiven, auf Thatsachen beruhenden Behauptungen.

England möchte nichts verlieren, könnte man das Unterhaus mit Quäkern derselben Art füllen. Er mag fünf und vierzig Jahre alt seyn; in seinem Gesichte liegt ein sanfter und verständiger Ausdruck.

Devonport hat Sir Edward Codrington in die Kammer der Gemeinen gebracht, dessen Name durch die Schlacht von Navarin unsterblich geworden ist; er ist ein ehrenwerther Krieger von ungefähr sechszig Jahren, von hohem Wuchse; sein Haupt ist mit weißen, jetzt nach und nach ausfallenden Haaren bedeckt. Ohne im engsten Sinne des Wortes radikal zu seyn, überschreitet er den Whigismus; aber die Monotonie seiner Sprache, das bürgerliche Wesen seines Verstandes, konnten ihm noch keinen Credit unter seinen Collegen erwerben.

Herr Wallace, von der Grafschaft Greenock erwählt, gehört zur geringen Anzahl der radikalen Mitglieder, welche Schottland vertreten. Mit der für sein Land charakteristischen Geschicklichkeit und Gewandtheit hat er sein geringes Talent bei geeigneter Gelegenheit zu benützen und zwei Reformen zum Ziele zu führen gewußt, die für ihn als zwei Triumphe gelten. Er ist wie Hume ein lebendes Beispiel von den Eroberungen, die man durch Ausdauer, Geduld und Hartnäckigkeit zu machen vermag. Ohne allgemeine Ideen, ohne Philosophie, mit geringem Wissen, in seinen engen Kreis sich einschließend, setzte er am Ende die Reform der Gerichtshöfe in Schottland und die der Verwaltung der Briefpost in den drei Königreichen durch. Vor vier oder fünf Jahren stellte sich das ehrenwerthe Mitglied diese Aufgabe und hielt eine weitläufige statistische Auseinandersetzung über die Nothwendigkeit, die Verwaltung der Post zu reformiren. Während er Zahlen auf Zahlen, Beweise auf Beweise häufte, schlummerten die Einen, plauderten die Andern; die Mehrzahl verließ den Platz; Whigs und Tories vereinigten sich, die Rede des Herrn Wallace als eine Episode, einen Ruhepunkt zu betrachten. Regelmäßig jedes Jahr legte er wieder die große Lanze gegen die Briefpost ein, fand aber weder Gegner noch Verbündete, gerade wie ein Ritter, der sich darin gefiele, allein auf dem Turnierplatz zu fechten, und diesen nach allen Richtungen zu durchrennen. Endlich kam der Tag, wo alle Parteien durch die Standhaftigkeit des Herrn Wallace besiegt, darin übereinkamen, daß er Recht habe, und daß die von ihm geforderte Reform unumgänglich nothwendig sey. Sein Aeußeres stimmt gar gut mit der hartnäckigen, triumphirenden Mittelmäßigkeit überein, die Niemand hört, alle Welt achtet, und der man eben am Ende nachgibt.

Unter den besseren Rednern der Kammer muß ich den Serjeant-at-law *) Wilde aufführen, der selten aber mit Energie spricht. Seine Geschäfte vor den Gerichten hindern ihn leider, sich ganz der politischen Beredtsamkeit zu widmen. Er ist ein merkwürdiger Mann, der sich das Gebäude seines Glückes mit eigenen Händen erbaut hat, und nachdem er Schreiber gewesen war, bis zum obersten Range seines Gewerbes gelangt ist.

---

*) Der Grad eines Serjeant-at-law oder Sergent des Gesetzes besteht nur in England und ist ungefähr gleichbedeutend mit dem eines Doctors des Civilrechtes.

Die Litteraten bilden eine spezielle Gruppe, eine getrennte Unterabtheilung im Hause der Gemeinen. An ihrer Spitze sieht man den Dandy des Parlaments, Herrn Edward Lytton Bulwer, einen Mann von Talent, der mehr Geist hat als Talent, einen Mann von Geist, der mehr Prätensionen hat als Geist, einen Mann, der noch merkwürdiger wäre, wenn er weniger darnach streben würde, sich bemerkbar zu machen. Dieser verkünstelte Redner, der sich mit einer falschen Eleganz ausschmückt und zu allen seinen Actionen und Worten förmlich zurichtet, wird nie ein wahrer Politiker werden. Seine Bewegungen, wie die Intonationen seiner Stimme sind zum voraus geordnet. Die Freiheit, die Leichtigkeit, die offene Anmuth findet man bei ihm nicht. Alles ist probirt und einstudirt. Der Schneider und der Coiffeur sind die ersten Stützen seines Talentes; was die Mode Neues und Unbekanntes liefert, sucht er wo möglich zu überbieten. Es ist, als ob er alle Augenblicke durch Affectation verderben wollte, was die Natur ihm an Gaben verliehen hat, ein hübsches Gesicht, eine zierliche Taille, eine angenehme Stimme und einen glänzenden Geist. Sein politisches Leben läßt sich nicht als das Resultat einer Meinungs-Entschiedenheit und gewissenhaften Entschlossenheit betrachten. Er hatte sich anheischig gemacht, die Aufhebung der Zeitungstaxen anzurufen und durchzusetzen; nachdem er mehre Reden gehalten und sich gewaltig angestrengt hatte, zu diesem Ziele zu gelangen, sah er sich von einer beträchtlichen Majorität unterstützt. Herr Spring Rice und seine Freunde baten ihn dringend, seine Motion zurückzunehmen und er gab nach.

Zwei andere Litteraten von Profession, Bowring der Polyglotte, und Buckingham, der Gründer des Oriental Herald, können sich keiner größeren Wirksamkeit rühmen, als Bulwer. Doctor Bowring kann vierzig Jahre alt seyn. Er ist von mittlerem Wuchse, blaß, mit braunen Haaren; eine Brille verhüllt seine Augen. Er ist ein Schüler von Bentham; nachdem er lange Direktor der Westminster Review gewesen war, hat er die Leitung dieser Zeitschrift aufgegeben, um sich durch parlamentarische Thätigkeit hervorzuthun. Seine Stimme ist sanft und klar, aber es gebricht ihr an Wechsel. Er spricht zu oft, und beschäftigt sich zu viel mit kleinlichen Einzelnheiten, macht keine interessanten Motionen und verwirklicht die Hoffnungen seiner Partei keineswegs. Alle Welt läßt seinem guten Willen, seinem liebenswürdigen Charakter, seinen mehr verschiedenartigen, als ausgearbeiteten Kenntnissen, der Anmuth und Reinheit seines Styls, dem es indessen an Originalität und Tiefe gebricht, Gerechtigkeit widerfahren. Man sieht ihn stets im Unterhause, wie er eine Rolle Papiere unter dem Arme, durch die Gallerie schreitet, den Platz wechselt und in Documenten liest. Durch seine Gewissenhaftigkeit und Emsigkeit muß er nützlich werden.

Es sind nun bald acht Jahre, daß man von Herrn Buckingham spricht. Dadurch, daß ihn das Gouvernement von Ostindien durch einen Akt der Willkühr aus diesem Lande verbannt hat, ist er nicht allein seines Vermögens, sondern auch einer Zukunft beraubt worden, die ihm seine Arbeiten versprachen. Mit Muth und Ausdauer hat er

gegen die Armuth gekämpft. Soll man sich über den blutigen Krieg wundern, den er mit dem Gouvernement entspann, und über die Beharrlichkeit, mit der er das Publikum von seinen Leiden und Anfällen unterhielt? Man hat ihn gewöhnlich als einen Charlatan und politischen Abenteurer betrachtet, und das sind gerade die Titel, welche im Unterhause jedes politische Ansehen untergraben. Vergebens hat er es bei seinem Eintritte in das Parlament versucht, seinen Ruf und oratorischen Credit zu gründen; die lärmendsten Husten, die hartnäckigsten Schnupfen stellten sich seinem Siegeslauf hemmend entgegen. Er spricht indessen gut, seine Stimme ist harmonisch, obgleich etwas monoton; seiner Action mangelt es an Energie. Durch die schlechte Aufnahme entmuthigt, hat er darauf Verzicht geleistet, sich hörbar zu machen und sein parlamentarischer Fleiß ist bedeutend zurückgewichen. Er ist ein Mann von fünfzig Jahren, dessen Aeußeres seltene geistige Eigenschaften offenbart. Trotz seiner Reisen in Mesopotamien hat er eine blühende Gesundheit erhalten.

Gruppiren wir die von der Hauptstadt erwählten Mitglieder zusammen, deren Zahl sich sehr durch die Parlaments-Reform vermehrt hat. Vor dieser Epoche waren es nur sechs, jetzt sind es sechszehn. An der Spitze der Repräsentanten von London, Westminster und den benachbarten Flecken muß der berühmte Burdett angeführt werden; als Märtyrer seiner alten Meinungen, als Vorläufer aller modernen Neuerungen, als Coryphäe des alten Whigismus, den man jetzt mehr als Trümmer, denn als Symbol der neuen Meinungen ehrt, muß ich ihn wie ein seltsames Monument des ehemaligen Liberalismus betrachten. Er ist seinen Grundsätzen treu geblieben, während Alles sich geändert hat. Die Tories, die sonst so weit von ihm entfernt waren, sind unvermerkt seinen Theorien näher gekommen; die Liberalen, deren Anführer er sonst war, sind furchtlos auf dem Wege der Reformen vorwärts geschritten, weit hinaus über die Gränzen, die er ihnen gezogen hatte. Jetzt geschieht es, daß Sir Francis gewöhnlich den Standard, ein Tory-Journal liest; denn er hat nichts gemein mit dem neuen Liberalismus; seine Haltung, seine Kleidung, seine Ideen, seine Reden assimiliren ihn mit der Aristokratie der Vergangenheit. Ihn! den das Parlament von 1815 verdammte und aus seiner Mitte verbannte, der seinen Grundsätzen einen großen Theil seines Vermögens, seiner Freiheit, seiner Hoffnungen, seines Credits geopfert hat! Die Zeit hat sein Werk ausgearbeitet. Als ihn seine Constituenten in der letzten Epoche aufforderten, zum Sturze des Ministeriums Peel beizutragen, antwortete er ernsthaft, ein solches Benehmen wäre aufrührerische Opposition. Burdett ist klug geworden.

Diese zurückweichende Bewegung oder vielmehr diese edle Unbeweglichkeit des Sir Francis läßt sich leicht erklären, wenn man sich den Mann betrachtet. Er ist nach der neuesten Mode von 1812 gekleidet. Seine Stiefel mit Revers funkeln; seine weiße Casimirhose zeichnet das Bein gar anmuthig ab; seine Weste von abgemessener Länge geht vier Zoll über seinen, meistens zugeknöpften, blauen Frack herab, dessen eleganter, antiker Schnitt etwas besonders Originelles hat. Er ist ein Mann von fünf und sechszig Jahren; seine Haare sind unter den

parlamentarischen Arbeiten erbleicht. Er ist groß, mager, zeichnet sich durch ein kleines Köpfchen und die vorragende Gestalt seiner Nase, durch eine spitzige, durchdringende, vibrirende Stimme und die Einfachheit seiner Sprache aus. Man achtet in ihm das Andenken an eine edle Jugend, wo er der Erste und Einzige gegen Alle die Theorien der Freiheit aufrecht hielt, welche sofort ganz England erobert haben.

Der Alderman Wood ist ein ehrwürdiger Magistrat von vorgerücktem Alter, der seit dreißig Jahren nicht um eine Linie auf seiner politischen Laufbahn abgewichen ist, noch in dieser Zeit sein Rednertalent um das geringste verbessert hat. Mag er die ernsthaftesten und tragischsten Interessen verhandeln, wie damals, als er in vollem Parlamente die Königin Caroline vertheidigte, oder seinen Collegen die Nothwendigkeit fühlbar machen, eine Bill gegen wüthende Hunde zu votiren, man hört immer dieselbe unharmonische, harte, rauhe, dumpfe, monotone Stimme, schlecht gebaute Phrasen und unvollendete Perioden aussprechen. Sonst ist der Alderman ein vortrefflicher Mensch und ergebener Parteigänger der liberalen Zonen.

Herr Grote, der zur Hälfte mit Wood die City vertritt, bekennt sich zu denselben Meinungen; er ist ein Mann von vierzig Jahren, ein guter, aber lakonischer Redner, der stets die nothwendigen Worte findet, um seine Ideen zu geben, und stets aber auch die Ideen, was noch nothwendiger ist. Alle Parteien achten und schätzen ihn.

Das sind die widersprechenden Elemente, aus denen die radikale Partei zusammengesetzt ist. Diese Partei als Repräsentant der vorgerücktesten Ideen und des gesellschaftlichen Fortschrittes in seiner weitesten Entwickelung zieht in ihrer raschen Bewegung eine Menge schwacher und mittelmäßiger Geister nach sich. Kaum sieht ein kräftiger Mensch die Vermehrung seines Credits und die Zunahme seiner Fähigkeit, nachdem er den Radikalismus durchgemacht, der ihm gleichsam als Lehrzeit und politische Schule dient, so verbindet er sich mit den Theorien der Gewalt. Das ist das Eigenthümliche und Unselige am Radikalismus, daß er nie einen organisirenden Einfluß auf die Gesellschaft ausübt, und nur durch die Polemik und übertriebene Kritik die zukünftige Bestimmung der Staatsmänner vorbereitet.

Sally Sadlins Aussteuer.

Novelletto.

1.

Herr Richard Fogrum, den seine alten Freunde gewöhnlich nur den dicken Fogrum nannten, oder, wie sein Bruder, der ihm alle Jahre einen Brief aus seinem Geburtsorte schrieb, und auf dessen Adresse den vertrauten Kindernamen Dick Fogrum zeichnete, hatte sich seit einigen Jahren von den Geschäften zurückgezogen, obgleich er noch in seiner vollen Kraft sich befand.

Da er das Unglück gehabt hatte, eine außerordentliche Beleibtheit zu acquiriren, und unter dem Gewicht seiner trefflichen Gesundheit sehr zur Betrachtung geneigt war, so kehrte er natürlich seinem alten Comptoir den Rücken, woselbst er, wenn auch kein außerordentliches Vermögen, doch mindestens ein sehr solides Auskommen sich erworben hatte. Er kaufte ein kleines weißes Haus mit grünen Fensterladen, woran ein Obstgarten stieß; dies nannte er sein Landhaus, weil es an dem Ende einer Londoner Vorstadt gelegen war, und wie er nun einmal darin sich eingerichtet hatte, studirte er die hohe Wissenschaft, nichts zu thun. Er sah das Leben vorübergehen mit untergeschlagenen Armen, seine Pfeife zwischen den Zähnen, und träumte bald oberflächlicher, bald tiefer von Allem, was sein liebes Haus, mit glänzenden Ziegeln gedeckt, Nützliches und Angenehmes umschloß, wenn es ihm gelänge, Oekonomie und Cölibat beständig darin aufrecht zu erhalten. Außer einer Köchin auf Jahreslohn und einem Jokey, dem Sohne eines armen Schuhflickers in der Vorstadt, besaß Herr Fogrum in der Person der unermüdlichen Sally Sadlins eine treffliche Ober-Intendantin seines friedlichen, aber monotonen Reiches. Sally hielt sich weder für eine Gouvernante, noch für eine Haushälterin; sie war eben nur Sally Sadlins. Weit entfernt, auf die Würde Anspruch zu machen, die mit jenen hohen Hausämtern verbunden war, schien sie kaum ein Gefühl, einen Gedanken oder einen Willen zu haben, sondern hatte sich so unmerklich nach den Launen Desjenigen gebildet, der ihre

unbestimmte Intelligenz beherrschte, daß stufenweise die scheinbare Entfernung zwischen dem Herrn und der Dienerin näher gerückt worden war. Obgleich Sally in der Kunst der Rede nicht sehr versirt war, so war sie doch eine treffliche Zuhörerin, und es bereitete Herrn Fogrum ein eigenes Vergnügen, eine Menge kleiner Geschichtchen und Anekdoten, die er in der Stadt gesammelt hatte, Sally erzählen zu können, welche stets ein stummes und aufmerksames Auditorium bildete, deren Augen gerade genug glänzten, um anzuzeigen, daß sie nicht schliefe, und deren Ohren selbst von keinem Erdbeben in ihrer Pflicht erschüttert worden wären. Man denke sich jedoch diese Art von Galanterie, welche gleichsam unbewußt zwischen diesen beiden Personen herrschte, als das zarteste Verhältniß; ein einziger Blick auf Sally konnte den geübtesten Scandal-Witterer überzeugen, daß in diesem engen und wolkenlosen Verhältniß nur ein unermüdlicher Erzähler, der sich selbst mit seinen Geschichten befriedigte, und eine Jungfrau, die stets zuhörte, ohne etwas zu verstehen, die Helden waren; denn Sally verstand nichts. Ihr Verstand war ein Schlund, der nichts von Dem zurückgab, was er empfing. Schon die Züge Sally's waren ein Schild, auf welchem die Pfeile der Verläumdung ihre Spitze zerbrachen. Ihre Tugend malte sich darin, nicht schön, aber mit einem so festen Ausdrucke, daß der Unglaube überzeugt und die spähende Bosheit schmählich entwaffnet wurde. Diejenigen, welche den Muth hatten, zweimal die Untersuchung zu wagen, mußten sich erstaunt die Frage stellen, wie die Natur so geizig mit ihren Gunstbezeugungen ein Wesen ausstatten konnte, das einen Theil der schwachen Hälfte des Menschen ausmachte, welche kühn und quand même das schöne Geschlecht genannt wird.

„Was habt Ihr doch da, Sally?“ fragte sie eines Tages Herr Fogrum, als sie etwas aus der Tasche zog, während sie stehend einem langen Diner ihres Gebieters beiwohnte, und es abwartete, bis er mit einer großen Schüssel fertig geworden, um ihm eine neue darzureichen. Er war gerade beim Plumpudding, und Sally, ohne sich deutlich über das lange stumme und doch beredte Lob, das ihrem Talente gemacht wurde, Rechenschaft geben zu können, fühlte, daß sie suchen müsse, die vierzig Minuten dieser täglichen Anerkennung mit etwas auszufüllen. Er unterbrach sie dieses Mal durch die Worte:

„Was habt Ihr doch da, Sally?“

„Dies hier, mein Herr,“ versetzte Sally mit einer gemessenen, wenig weiblichen Stimme, „ist ein Stück von der Bank, das ich Euch so eben zeigen wollte.“ Sally bemerkte, daß der Plumpudding seinem Ende nahe. „Ihr wißt, Herr, daß mein Onkel Tim mir gestern Lebewohl sagte, ehe er in See ging.“

„Weiter,“ sagte Herr Fogrum mit vollem Munde.

„Weiter, Herr, gab er mir dieses Papier, und sagte, daß wir Alle sterblich sind.“

„Ist der Seehund reich, Sally?“

„Es scheint fast, Herr,“ erwiderte sie ruhig; „denn er hat mir gesagt, daß dies Papier sich in Gold verwandeln und mich für mein ganzes Leben comfortable machen könne. Wie könnte dies aber seyn?“

„Laß mich sehen, was es ist, Sally. Ist es das Testament des alten Cameraden?“

„Ich weiß nicht, Herr.“

„Zum Teufel,“ sagte Fogrum, indem er es schnell anblickte, „das ist ein Lottozettel! Ein elender Lottozettel, der, auf's Wort! Sally, nicht das Stück alte Lumpen werth ist, worauf er gedruckt wurde. Merk' wohl auf, Sally!“ Und Sally stützte sich in ihrer zuhörenden Stellung auf die Ecke des gegenüber stehenden Tisches.

„Ich habe mein ganzes Leben in die Lotterie gesetzt, Sally, und habe nichts als Verlust geerndtet. Welche böse Versuchung konnte Deinen Onkel Tim dahin bringen, sein Pulver auf so tolle Weise zu verschießen. Eine Schürze und ein Mäntelchen wäre Dir nöthiger gewesen, meine arme Sally. Es ist nicht werth, daß man daran denkt, daß man es anrührt, daß man davon spricht. Hör' einmal, was ich Dir sagen will!“ Dabei schob er den Teller weg und stützte seine beiden Ellenbogen auf den Tisch, um bequemer seinen Discurs fortzusetzen. „Sieh' einmal, Mädchen, sie nennen die Lotterie einen Bach mit goldenen Wellen; gib nichts drauf, arme Sally; bleibe ruhig in der zwar niedrigen, aber glücklichen Station, die Dein Stern Dir angewiesen. Uebrigens spricht man ganz laut von einer weisen und despotischen Parlamentsakte, welche den tausend sträflichen Illusionen der passionirten Lotteriefreunde den Garaus machen wird. Verstehst Du's, Sally? Unter Lotteriefreunden verstehe ich die wahnsinnigen Spieler, die sich dabei trösten, kein einziges Lächeln des Glücks erhascht zu haben, (als wenn alle Welt reich seyn könnte, und zum Beispiel essen, was ich esse!) Ich sagte .... nun, wo bin ich geblieben?“

„Glücks erhascht zu haben!“ erwiderte Sally, die wie ein Echo nur immer die letzten Worte einer Rede im Gedächtniß behielt.

„Richtig! Getröstet, kein einziges Lächeln des Glücks erhascht zu haben, hegen sie die Hoffnung, es früh oder spät einmal beim Schopfe zu fassen. Aber der Moralist soll sich gegen den giftigen Einfluß des Lotto's erheben, um die Einfältigen davor zu bewahren, wie Dich, Sally, zum Beispiel; er soll es ihnen deutlich machen, daß nicht nur Fallen und Fußangeln, sondern sogar Abgründe im Lotto verborgen liegen, um in dem Armen den abgeschmacktesten Wahnsinn zu erzeugen, daß er sich einbilde, er wäre reich. Ich kenne wohl in der Stadt Einige, die sich kein Gewissen daraus machen, Esel und Dummköpfe anzuspornen — ich meine das Volk — Du verstehst mich, Tochter — nach diesem, mit Irrlichtern beleuchteten Ziele zu rennen durch die Schilderung eines Wunders, das einmal durch dieses unmoralische und launische Rad hervorgebracht wurde.

Endlich wird dieser schändliche Tempel nicht mehr in den Vorübergehenden eine plötzliche Eingebung erwecken, die wahrhaft nichts anderes ist, als eine Kniebeugung vor dem goldenen Kalb. Man wird sich nicht mehr auf diesem krummen Pfade verirren, wo Fortuna mit offenen Armen Alles anzulocken scheint, während sie mit einer Hand an der Bank pointirt, und mit der andern Gegenstände in's Versatzamt gibt. Uebrigens, Sally,“ setzte Herr Fogrum hinzu, nachdem er

das Billet betrachtet hatte, „kenne ich keine dümmere Nummer, als diese. Es ist die erste, die ich einmal als ganz junger Mensch gesetzt habe, ich erinnere mich noch, daß ich sie aus einem ungeheuern Haufen wählte, den der Hoffnungsspender mir hingeschoben hatte. Ach, mein Gott, ja, 123! s'ist mein grüner Drache von damals. Nimm den Zettel weg, Sally, damit ich in Ruhe meine Mahlzeit vollenden kann."

Sally nahm das Billet und wickelte es kaltblütig zusammen; die Vernichtung einer schönen Hoffnung schien keinen Eindruck auf sie gemacht zu haben. Es ist wahr, daß sie von der Macht der Illusionen nichts wußte, und eben so wenig von der Bitterkeit einer getäuschten Erwartung. Sally lächelte nie, und wenn auch der Ernst ihres Gesichts eine solche Elasticität ihren Muskeln erlaubt haben würde, so hätte selbst ein Lächeln ihren Zügen nichts Angenehmes hinzufügen können. Während dieser Zeit fuhr ihr Herr fort, zu essen und zu deklamiren, und deklamirte und aß so lange, bis er Beides nicht mehr im Stande war. Dann verabschiedete er Sally mit den Ueberresten des Mahles, und kehrte sich nachdenkend zum Feuer, denn Herr Fogrum haßte sehr die Kälte, die seine Nerven angriff und seiner harmlosen Beredsamkeit etwas vom Spleen hinzufügte. Auch bewahrte er sich vor der Strenge des Herbstes durch gewalkte Wollstrümpfe, die bis über den halben Schenkel reichten, und kehrte sich so wenig nach der Mode, als Sally um ihr Lotteriebillet. So befand er sich nun barrikadirt gegen die Nebel Großbritanniens und gewiegt in seinem Ortolanenleben in wohlduftenden Wolken des Tabaks, dessen lauer Rauch das unschuldige Opium des Engländers genannt werden kann; von Zeit zu Zeit ließ er in taktmäßigen Intervallen folgende Worte hören, die wie der Refrain irgend einer alten Ballade klangen: — „Dumme Nummern! Grüner Drache! Grüner Drache! O dumme, dumme Nummern!"

2.

Herrn Fogrum, den Bewohner des weißen Hauses, den Junggesellen, der noch über seine volle Vernunft gebot, sah man im Festkleide, und deßgleichen Sally Sadlins, die großjährige Jungfrau, mit einem schönen Strauße vor der Brust; Beide waren am Morgen vor dem Gesetze ehelich verbunden worden, mit Einwilligung von beiden Seiten, ohne Raub, ohne Gewalt, fast ohne daran zu denken; denn noch zwei Tage vor dem Ereigniß hatten sie nicht die kleinste Vorempfindung einer solchen Katastrophe.

„Jetzt, Sally!" so sprach der ruhige Hochzeiter, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, als er wieder über die friedliche Schwelle seiner Behausung geschritten war, indem er eher derb als zärtlich seine Hand auf den starken Arm seiner unberührten Ehehälfte stützte, „jetzt, Sally, zweifle ich nicht, daß meine Nichte außer sich vor Zorn gerathen wird, wenn sie hievon Kunde erhält. Das kann uns aber gleich seyn;

mag sie und die ganze Welt sagen, was sie wollen! Ich wüßte wahrlich nicht, warum ich nicht, wie jeder andere Bewohner des freien Englands, meiner Laune folgen sollte. Wenn ich nur stets den Hut abnehme, so oft das God save the King gesungen wird, so hat der König selbst sich um nichts zu bekümmern, was in meinem Hause vorgeht. Uebrigens, Sally, wenn die Leute sich einbilden, daß ich in Hinsicht des Vermögens und in einigen andern Hinsichten eine bessere Parthie machen konnte, so sind die Leute recht sehr im Irrthum. Du selbst, Sally, weißt nicht einmal, wie ich Dir das beweisen will; wette mit mir, Sally, daß Du es auf hundert Meilen nicht erräthst?“

Sally sah ihn an und machte sich bereit, zuzuhören, wie sie es stets zu thun gewöhnt war.

„Erinnerst Du Dich wohl noch, Kind, jenes Lottozettels, den Dir Dein Onkel, am Vorabende seiner Abreise, als eine Art von Testament übergab? Nun höre! wie ich vor zwei Tagen an der königlichen Lotterie vorbeigehe, die, Gott sey Dank! noch nicht reformirt ist, sehe ich am Fenster, mitten unter Bändern von allen Farben, großmächtig, mit Ziffern so groß wie mein Kopf, die Nummer 123 angeschlagen und daneben den Gewinnst von 20,000 Pfund. Ach Sally! ich erinnerte mich noch sehr gut der Nummern 1, 2, 3, die so natürlich auf einander folgen, wie das A, B, C! Nachdem ich sie von nahebei und aus der Ferne betrachtet, nachdem ich Alle befragt hatte, die rings umher standen, ob ich mich auch nicht täusche, nachdem ich gewiß wußte, daß dort geschrieben stand: 1, 2, 3, 20,000 Pfund! ging ich gelassen nach Hause, fest entschlossen, auch nicht eine Sylbe davon verlauten zu lassen, bis daß es mir geglückt seyn würde, Deine Rechtschaffenheit zu krönen, Du dienende Grazie! indem ich Dich heirathe in der Kirche auf ewige Zeiten! Und nun, Sally, was sagst Du dazu?“ —

Obgleich Sally die Gleichgültigste ihres Geschlechts genannt werden konnte, so hätte man doch glauben sollen, daß eine so wichtige Entdeckung ihr das Blut wenigstens in die Wangen treiben und ihren Lippen irgend einen Ausruf der Freude oder der Verwunderung entlocken müßte; allein Nichts von Allem Dem; Sally blieb vollkommen ruhig bei allen Veränderungen ihres Schicksals, sie sagte nichts als die Worte:

„Ei — das ist doch spaßhaft, Herr!“

„Spaßhaft? mit Nichten! ich sage Dir die reine Wahrheit!“

„Ich meine, wie spaßhaft sich oft die Dinge ereignen.“

„Wohl wahr, Kind! Wer hätte daran gedacht, daß die unglücklichen 123 Dir — oder wie ich jetzt wohl mit Recht sagen darf — uns eine Aussteuer von 20,000 Pfund zu Wege bringen würden, ohne etwas Anderes dabei zu thun zu haben, als die Hand auszustrecken, um das Geld in Empfang zu nehmen.

„Aber, Herr, ich glaube noch immer, daß Ihr Euch geirrt habt!“ —

„Nicht im Geringsten, liebes Weib! Ich habe richtig gelesen und es sogleich in meine Brieftasche notirt. Hier, sieh selbst! 123

hat gewonnen 20,000 Pfund! Das ist doch wohl die Nummer Deines Billets? Hahaha!“

„Ja — aber —“

„Was — aber?“

„Hört mich an, Herr Fogrum, Ihr sprecht nur immer, ohne mich zu hören,“ sagte Sally langsam und bedächtig, „ich habe vergessen, Euch mitzutheilen, daß ich den Wisch verkauft habe —“

„Was — verkauft!“ seufzte der arme Herr Fogrum, indem er sich mit zitternden Händen an der Stuhllehne festhielt.

„Denkt nicht mehr daran, Herr,“ fuhr Sally fort, indem sie ihn ohne allen Anschein von innerer Bewegung zu unterstützen suchte, in demselben Tone, wie sie ihr „Ja“ in der Kirche gesagt hatte; „ich habe den Wisch verkauft, da Ihr ja selbst meintet, er sey nicht werth, daß man ihn behalte. Ihr, Herr, müßt das ja besser verstehen, als ich, dachte ich bei mir, und darum habe ich das Stück Papier gegen dieses weiße Tuch eingetauscht, das gewiß ein guter Handel genannt werden kann. Fühlt nur einmal, wie fein es ist!“

„Und der Käufer! wo ist der Mensch?“ schrie Fogrum, indem er Sally zurückstieß, die ihm das Tuch vorhielt.

„Das weiß ich nicht, Herr. Er ging einmal am Hause vorüber, und trug mir seine Waaren an; da wurden wir denn bald Handels einig.“

Ein dumpfes, unartikulirtes Getöse erschallte aus Herrn Fogrums Innerem bei diesen Worten, und nachdem er sich in seinem Sessel festgesetzt hatte, um nicht hinzufallen, schrie er:

„Weib! ein Tuch für 20,000 Pfund! Sally, mache mir Thee, ich ersticke!“ — Und er verlor sich in tumultuarischen Gedanken und Gefühlen.

Es bleibt nunmehr noch zu berichten, daß, nachdem Sally ihm 50 Blutegel mit dem ganzen Aplomb ihrer Unschuld angesetzt hatte, er sich nach und nach von einem Schlaganfall erholte, der ihn betroffen hatte. Mit Hilfe des großen Arztes „Zeit“ gelangte er endlich wieder zu jener Sammlung und Laune, die ihm gestattete, der armen Sally selbst, zwischen dem Plumpudding und einem herrlichen Gläschen Whisky diese unerhörte Geschichte wie die pikanteste Anekdote zu erzählen, die ihm selbst wiederfahren war — und Sally hörte mit jener schuldigen Aufmerksamkeit zu, die sie fortwährend ihrem Herrn zu widmen so bereitwillig war.

Ihre Verheirathung brachte keine Veränderung in dem weißen Hause hervor; das Einzige war, daß Sally sich nun mit an den Tisch setzte, statt daneben zu stehen, und daß sie von jetzt an Madame Fogrum statt Sally Sadlins hieß.

Lord Feeling.

(Aus dem Salon der Lady Betty.)

Schuld oder Missgeschick.

Fischersage.

Es war spät am Tage; ein leichtes Tau hielt eine mit Bändern und Blumen gezierte Barke am Felsen von Comboen an den Ufern der Vezère, eine einfache flinke Fischerbarke, eine Muschel aus Tannenholz gezimmert, aber der arme Nachen war so gedrückt und sonntäglich aufgeschmückt, wie eine Bäuerin, die ihren gnädigen Herrn empfangen soll — mit seiner Rüstung von Helm und Turnierkragen, mit den neuen Segeln und der Flagge in den Farben von Camboen.

Sieh' da, aus den Thürmen von Camboen, die wie mächtige Riesen ihre Häupter herrschend am Flusse erheben, traten der junge Herr Arthur und seine Schwester Adda hervor. Morgen werden diese letzten Sprößlinge der erhabenen Familie von Camboen, die sich Könige gezeugt zu haben rühmt, mit zwei Sprößlingen von Autefort vor den Altären erscheinen, um zwei große Namen zu verbinden, und die zwei schönsten Frauen sollen mit den zwei artigsten Edelleuten der Umgegend vereinigt werden. Das Volk jauchzt; ist es doch, als wollte es sie hindern, den Fluß zu erreichen, so drängt es sich auf dem Wege. Kaum sind Beide unter das Zelt gelangt, das man ihnen auf der Barke errichtet hat, kaum sind sie abgefahren, so haben die Beobachter schon ihren Nachbarn zugeflüstert, Adda sey sehr blaß, sie spreche kaum eine Sylbe, und Graf Arthur spreche sehr viel.

Adda wollte noch einmal eine Spazierfahrt auf dem Flusse machen. Dieser Fluß war ihre ganze Jugendwelt. Von ihrem Bruder hatte sie diese Gunst gefordert als eine Abschlagszahlung an der Entschädigung für das Opfer, das sie morgen bringen soll; ja, es war ein Opfer für Adda, den schönen Gustav von Autefort zu ehelichen, den alle Frauen bewundern .... Er war doch brav und lustig .... Ein Herr, der so muthig auf den Bergen jagt, so rasch seine Flasche leert und sich so fest in den goldenen Bügeln hält. Adda aber ist ein armes Mädchen, das manche Thräne in ihrem Herzen verschlossen, denn

sie hat nie einer Mutter Schooß gekannt, in den sich der Mädchen Thränen ergießen.... Für sie ist Gustav von Autefort ein zu lärmender Cavalier. Doch kennt man keinen Geliebten des Fräuleins. Die strengen Frauen, die im Schlosse ihr Leibgeding genossen, haben sie nie vor einem Edelmann erröthen sehen. Sie liebt nur den Fluß und die Fahrt auf seinen Wassern. Als sie noch klein war, spielte sie oft am Gestade mit Aymand, ihrem Milchbruder, dem Sohne ihrer alten Amme, einem niedlichen braunen Kinde. —

Aymand wuchs heran und wurde ein tüchtiger Ruderer. Aymand führte sie dann auf dem Flusse und lehrte sie den Namen der abschüssigen Felsen, welche sich darin zu baden scheinen und den der hoch überragenden Berge der Auvergne. Empfand sie jene Trübnisse und unruhigen Bewegungen des Herzens, die so wehe thun, dann suchte sie ihren Bruder Arthur nicht auf; um still zu weinen, ging sie nur zu der Barke ihres Milchbruders, der traurig wurde wie sie. Und die Barke flog schnell dahin, um Adda zu zerstreuen, und wenn sie schlummern wollte, schlummerte die Barke auch.

Als Aymand achtzehn Jahre zählte, und manches gehört hatte, was über diesen Bergen vorging, da sah man ihn traurig und nachdenkend ... und er verschwand. Seine Mutter war doch krank — man wußte, daß er seine Mutter über Alles liebe. Niemand begriff Etwas von allem dem im Dorfe. Er soll bei der Marine Dienste genommen haben. Böse Zungen stellten sonderbare Vermuthungen über die Mannschaft auf, zu der er gehört hatte.

Nach einer Abwesenheit von vier Jahren ist er vor drei Wochen zurückgekehrt und wird morgen wieder weiter ziehen. In seinen Augen lassen sich Spuren der Seemanns-Orgien entdecken. Es gibt Leute, welche trinken, um zu trinken, Andere, welche trinken, um zu vergessen. Seine Stirne hatte sich tief gebräunt; die Sonne mochte sie nicht allein in Falten gezogen haben; die Gedanken des Menschen falten die Stirne.

Der Schmerz hatte seine alte Mutter während seiner Abwesenheit getödtet. Er fand seine Hütte leer und verödet — aber er weinte nicht mehr.

Besser als je wußte er seine kleine Barke zu lenken, und es konnte Schauer erregen, sah man sie mit ihm über die Wellen hinschießen ... Aber seit drei Sonntagen, ja, seit dem Tage, da Gustav von Autefort mit seinem schönen Apfelschimmel heransprengte, ist Adda so krank und schwach geworden, daß man ihr verbietet, sich den Ufern des Wassers zu nähern. Heute jedoch hat Arthur den Bitten seiner Schwester nachgegeben. Das Wetter ist unsicher, aber Aymand führt die Ruder.

Beide schlugen abwechselnd die Oberfläche des Flusses, als der Abend kam. Arthur von Comboen sprach unablässig mit seiner Schwester ... Er sprach von Glück, Geschmeide, Hochzeit .... Die Ruder schwiegen dann auf dem Wasser ...

Plötzlich erbrauste ein heftiger Wind, der Himmel verdunkelte sich, und der Donner rollte. Herr Arthur hieß noch weiter rudern;

denn an dieser Stelle konnte man unmöglich landen, so schroff war das Felsgestein am Ufer; Adda lüftete den Vorhang und fügte bei, sie fürchte sich nicht.

Indessen goß der Regen in Strömen, mit Gewalt warf sich der Wind in die Vorhänge des Zeltes und schwellte sie hoch auf. Mit minder strengem Tone hieß Graf Arthur stark rudern. Adda warf sich auf die Knie, hob das Tuch am Zelte, richtete die Blicke nach den Mauern einer Kapelle, deren Trümmer noch an einer Felsenspitze hängen, und betete mit Inbrunst. Der Himmel war ein Feuer... Mit seltsamer Stimme sang Aymand einen Gesang der Meere. Bei dem wohlbekannten Tone wandte Adda das Haupt nicht; sie betrachtete die Kapelle mit vermehrter Inbrunst, rang die geschlossenen Hände krampfhaft, und ihre Lippen murmelten ein Gebet.

Sieht uns der Dämon in Gefahr, dann schleicht er sich um uns mit unerhörten Versuchungen und namenlosen Gedanken — hört, was der böse Geist dem Mädchen eingab. Sie hatte einen Augenblick gedacht, wenn die Barke umstürzte, so würde sie sterben und nicht des Herrn von Autefort Gattin werden ... und sie hatte zu sterben verlangt. Dann, auf das Leben zurückschauend, dachte sie, Aymand könnte sie retten und schwimmend in seine Arme nehmen. Es schien ihr, als wäre das geschehen; denn ihre wirre Einbildungskraft ging mit raschen Schritten. Aymand trug sie fort, den Gesang der Meere singend; und er legte sie auf einem hohen Berge nieder, weit, weit von dieser Welt, wo man Einen von Autefort ehelichen muß, weil man ein Fräulein von Camboen ist. Und sie fühlte sich glücklich, weil Aymand, zum ersten Male im Leben, sie auf die Stirne küssend, ihr sagte: „Die Menschen dringen nicht bis hieher.“

Aber als sie ihren Bruder sprechen und Aymand singen hörte, da meinte sie ihren Bruder so eben über Aymand vergessen und einen schlimmen Traum gehabt zu haben. Sie bereute und bat Gott um Vergebung.

Aymand war von denselben Gedanken gequält. Aber Aymand hat die Welt kennen gelernt; er weiß, daß überall, selbst in den verborgenen Höhlen der Gebirge, diese Welt Adda von Camboen zurückfordern, und ihn, der keinen Namen und keine Verwandte aufzuweisen hat, auf dem Winkel der Erde zurücklassen würde, der ihn tragen wollte.

Dann wiederholte ihm vielleicht derselbe Dämon, der vergebens an Adda getrieben, das Ereigniß liege in seiner Macht, in seiner Hand; er durfte nur aufhören, das Ruder zu bewegen, und ..... große Tropfen rannen von seiner Stirne ... die Barke war vor den im Lande so gefürchteten geheimnißvollen Felsen gelangt. Durch den Sturm erscholl aus der Ferne eine Stimme, die den Anfang einer alten Ballade sang. „Seht Ihr den Unglücksfelsen im düsteren Schatten,“ klang die Ballade, „zittert, in der Finsterniß Tiefe haust Robert, der Zauberer. Keiner kennt den alten Robert, und wer von ihm spricht, dem bebet die Stimme. Was um ihn her ist, ruft: Unheil! Unheil!“

Kaum hatte das Echo die letzten Worte wiederholt, als sich ein Wirbelwind in das Zelt stürzte, und — Schuld oder Mißgeschick — die Barke schlug um.

Am andern Morgen drängte sich eine lautlose Menge um drei zerfleischte Leichname. Arthur verstand nicht zu schwimmen, aber man war erstaunt, daß ein Schwimmer wie Aymand so nahe am Ufer zu Grunde gegangen. Er hatte wohl die junge Gräfin retten wollen, die sich an seine Arme angeklammert und die Bewegung gehemmt haben mochte. Als man Adda wegnehmen wollte, um sie mit ihrem Bruder in das Grab der Camboen zu legen, das sich für alle Zeiten schließen sollte, mußte man eine Locke von des Seemanns dunkeln Haaren abschneiden, welche sie fest gepreßt in der bleichen Hand hielt.



Feuilleton.

Literatur.

Ein neuer Roman von einem jungen Schriftsteller, Eugen Robin, unter dem Titel Livia, ist so eben in Paris erschienen. Die Heldin ist eine gläubige Christin, und rettet die Seele Faust des Zweiflers.

Kunst.

Der General Montesquiou, Kammerherr der Königin der Franzosen, hat für Rechnung derselben vierzehn Gemälde in Brüssel gekauft, welche alte brabantische Herren in ihrem historischen Costüm vorstellen.

Theater.

Die Commission der dramatischen Schriftsteller hat bei dem Minister um die Wieder-Eröffnung des Odeons unter der Direction Alexander Dumas angehalten.

— Das ehemalige Gymnase musicale soll als zweites Theater der komischen Oper nunmehr eröffnet werden.

— Ein zweites Vaudeville-Theater soll zwischen der Straße Choiseul und der Madelaine-Kirche aufgeführt werden. Das Privilegium ist bereits dazu ertheilt worden.

Musikalisches aus London.

England darf doch immer noch als das Land des musikalischen Elendes betrachtet werden; hier hat die Musik noch immer Saisons, wie Jagd, Bäder und Mode, und von der Trefflichkeit eines neuen musikalischen Talentes spricht man eben gerade mit dem Enthusiasmus, in den eine Pariser Modedame durch die Erfindung einer neuen Robe versetzt wird. — Um die Oper kümmert man sich vor Ostern nicht, weil der Geschmack dafür nicht in das Volk eingedrungen ist, und der Adel erst nach London zurückkehren und mit seinem Gelde die Unternehmer — nicht wegen seiner Lust an dem Schönen der Kunst, sondern weil es der Ton verlangt — unterstützen muß. Madame Collerni Corti und Herr Cartagenova füllten vor Ostern die Abende aus, der Letztere ein Buffo cantante mit mächtigen Lungenflügeln

und guter Intonation, aber schlechter Manier; die Dame eine hübsche Frau, aber eine Sopran-Sängerin von sehr untergeordnetem Verdienst. — In den Concerten der philharmonischen Gesellschaft sucht man sich durch klassische Musik hervorzuthun; was aber das Accompagniren betrifft, so ist das Orchester das unfähigste der Welt, von Pianissimo ist keine Rede, nicht einmal von Piano, man streicht und bläst, bis die schönsten Stimmen total bedeckt sind. Bei einem solchen Concerte wurde Mozart's Symphonie in C unter dem Titel Jupiter-Symphonie ausgeführt, den ihr sehr uneigenthümlich Cramer einst halb im Ernst, halb im Scherz beigelegt hatte. Am selben Abend wurden die Ouverture von Webers Oberon und Beethovens Symphonie in C minor gegeben. Die Wahl macht dem Institute Ehre und die Ausführung nicht gerade Schande, wenn nur die Orchester-Mitglieder den Gesang auch Etwas gelten lassen wollten, und nicht, wenn dieser beginnt, losspielten, als gälte es, das versammelte verliebte Katzengeschlecht eines ganzen Stadtviertels zu übertäuben. Das Concert schloß mit Winters trefflicher Ouverture zu Tamerlane, und zwischendurch war das Fermo rimanti aus Wilhelm Tell — freilich gerade kein Concertstück — dann Non mi dir aus Don Juan und ein Terzett aus Titus vorgetragen worden. An einem Vortrage auf dem Pianoforte durfte es nicht fehlen, das haben die Engländer bei ihren Reisen durch Deutschland gelernt; eine Mrs. Anderson spielte Beethovens schönes Concert in G. In einer späteren Abendunterhaltung derselben Gesellschaft kamen Beethoven's Symphonie in B und die Ouverture zur Zauberflöte zur Aufführung. Man sieht, wenn es nur auf das Wählen ankäme, so müßte der philharmonische Verein über die Mehrzahl unserer Institute derselben Kategorie den Sieg davon tragen — aber die Execution ließ Alles zu wünschen übrig, und als die Sänger, ein Herr Winter — Gott vergebe ihm die Sünde, wenn er sich einen Deutschen nennt — und das oben angeführte Italiener-Paar sich in das Mittel schlagen wollten, da war die Sache ganz auf den musikalischen Geist Britanniens reducirt, denn der Gesang schien sich völlig acclimatisirt zu haben. Abermals ein Klavierconcert, diesesmal aber wenigstens von Madame Dülcken — wenn wir nicht irren, einer Deutschen — ausgezeichnet durchgeführt. — Eine andere Unterhaltung dieser Art war Mrs. Bridgman's Oratorium, welches mit einem Oratorium „Jerusalems Fall“ von Perry begann. Diesen Perry nannten seine Landsleute, als sein Meisterwerk zuerst erschien, einen zweiten Händel. Dem großen Händel haben sie in der Westminster-Abtei neben Shakespeare eine Statue gesetzt, als ob sein Geist dann auf ihnen weilen würde. Es war undankbar von Händel, den englischen Componisten Nichts davon hinterlassen zu haben. Perry hat übrigens Händel vielleicht gar nicht studirt, seine Chöre sind aus einer älteren Schule, als die Händel's. Seinen Inspirationen nach scheint der gute Mann ein Jahrhundert geschlummert zu haben. Die Melodien der einzelnen Gesänge sind Copien derer von Arne; die Ouverture ist ein gemeines Product. — Genußreicher, besser geleitet war Salaman's Concert. Der Concertgeber ist ein junger Mann von ungewöhnlichem Talente, der das große Concert in C aus Mozarts Nachlaß, arrangirt von Kalkbrenner, und eine Phantasie von Pixis mit Entwicklung eines reichen Geistes für Musik und eines ausgezeichneten Talentes für das Pianoforte vortrug. Salaman hat sich auch schon als Componist hervorzuthun gesucht; in seinem Concert wurde eine von ihm componirte „Fantaisie pour l'Orchestre“ gegeben. Spohr'sche Quartette machten an diesem Abend entschiedenes Glück. — Quartett-Musik findet jetzt im Allgemeinen mehr Anklang. Hiebei zeichnen sich die Quartettconcerte der Herren Blasgrove, Gattin, Dando und Lucas besonders aus, durch die Mori's Kammermusik vollständig in den Schatten gestellt worden ist; diese Leute sind gut eingeübt und haben einen verständlichen, klaren, anmuthigen Vortrag. Ein neues Quintett von Mendelsohn, voll Feuer und Geist, wurde ebenfalls in ihrem letzten Concerte aufgeführt. — Zum Schlusse ist das Liebhaber-Fest, welches kürzlich in Exeter Hall stattgefunden hat, hier anzuführen. Man gab ein altes Oratorium unter der Leitung von Smart, der da, wo die einzelnen Theile zu stark den Geschmack der Zeit an sich trugen, in welchem das Werk erschienen war, passende Aenderungen vornahm und die Chöre durch blasende Instrumente verstärkte. Man frage nach dieser Aufzählung nicht ferner, **ob** in England musicirt werde, und **was** zur Darstellung komme, sondern höchstens noch, **wie** musicirt werde.

— **Ein Festival.** — Ich war vor einigen Tagen bei einem Kaufmann in Soho-Square, der ein Liebhaber alter Musik ist, um einige

Cantaten von Porpora zu suchen, als mir ein Zettel in die Augen fiel, der auf denselben Abend die Aufführung von Händels Messias in Drury-Lane verkündigte. Ich war begierig, dieses Meisterwerk in der Stadt selbst zu hören, wo es componirt war, und wo man es wahrscheinlich nach alten Traditionen dem ursprünglichen Willen des Meisters zufolge executiren mußte. Der Zettel nannte hundert Instrumentisten und fünfzig Choristen. Unter jenen fanden sich die bedeutenden Namen: Dragonetti, Lyndley, Nicholson, Wilmann u. s. w. Die Solosänger waren Braham, Hawkins, Philipps, Madame Bishop und Miß Shirref. Ich wußte wohl, daß selbst in den Provinzen die Händelschen Oratorien mit größeren Mitteln bei den Musikfesten (Great Festival) ausgeführt werden, allein ich war auch schon auf die Wirkung dieser Massen begierig, und machte mich schleunigst auf in das Theater. Orchester und Sänger standen auf der Bühne, welche das Innere der Cathedrale von York darstellte, wie solche bei Gelegenheit des großen Musikfestes ausgeschmückt war. Auf der Hinter-Gardine sah man ein ganzes Heer von Musikern gemalt, welche die Zahl der wirklichen in's Unendliche verlängerte und eine wahrhaft zauberische Perspective eröffnete. Den Beschluß machte die Orgel der ungeheuern Kapelle. Braham, der die erste Arie sang, wußte wohl, wie diese Musik vorgetragen werden muß, allein er ist 63 Jahre alt, und seine Stimme ist in der Höhe wahrhaft unangenehm. Er wurde jedoch sehr beklatscht, und nach ihm erhielten die Damen den größten Beifall. Der große Chor „For unto us a child is born“ erregte einen solchen Enthusiasmus, daß er zweimal gesungen werden mußte. Bei dem berühmten Hallelujah stand das gesammte Publikum plötzlich auf, und blieb so lange stehen, als das Musikstück dauerte. Diese übereinstimmende Bewegung, welche die Versammlung ergriff, die Schönheit der Musik und die Decoration des Theaters machten eine überaus feierliche Wirkung auf mich. Besonders wirkten die Trompeten und Bässe. Dragonetti ist wohl der erste Virtuos auf dem Contrabaß. Seine Art, dieses Instrument zu behandeln, ist bewundernswerth. Den Schlußchor konnte ich leider nicht hören, denn da Madame Bishop eine Arie, die ihm unmittelbar vorausgeht, weggelassen hatte, so pfiff und lärmte das Publikum so sehr bis zum Schlusse, daß es nicht möglich war, einen Ton zu vernehmen. Der Saal war nur halb gefüllt. Es scheint, daß den Engländern diese Aufführung bei mäßiger Besetzung nicht genügte, und daß sie eine solche, wie sie bei den großen Musikfesten stattfindet, vorziehen.

Ein Dorf in der Gegend von Moskau.

Gegen Ende des Sommers, erzählt ein Reisender, der Rußland kürzlich besucht hat, kamen wir in dem kleinen Dorf Jassenowa bei Moskau an. Ein Haus darin fiel mir besonders auf, sowohl durch seine Bauart, als auch wegen seiner Reinlichkeit. Mit Hülfe meines Reisegefährten wurde ich eingelassen. Die Frau des Muschick, dem das Gebäude gehörte, empfing uns artig, und erzählte uns lächelnd, daß das Haus ihr tausend Rubel kostete. Ich wußte mir ihr Lächeln zu erklären. Der Obrok oder die Kopfsteuer wird nach dem Werthe des unbeweglichen Gutes festgestellt, und daher haben die Leibeigenen einen Vortheil dabei, weniger Kapital anzugeben, als sie wirklich besitzen. Ich besah das Gebäude, das sowohl zum Vergnügen, als zur Bequemlichkeit gebaut schien, und worin drei Familien wohnten, der Vater und seine zwei verheiratheten Kinder. Die Schuppen, die Ställe, Alles befand sich unter demselben Dache. Die Strenge des Clima's zwingt die Einwohner, Alles um sich zu versammeln, um sich während des Winters hermetisch zu verschließen. Diese Gewohnheit ist so allgemein, daß sie sich selbst im Sommer nicht entschließen können, frische Luft zu athmen; ihre Wohnung gleicht einer Backstube; der Dunstkreis schwängert sich mit faulenden Miasmen; die Wangen erbleichen; Kinder, Enkel und Großältern, alle scheinen derselben Generation anzugehören, so runzlicht sind ihre Gesichter, so fahl ist ihre Haut, so hinfällig ihre Constitution. Die Reisenden hatten Unrecht, dieses frühe Alter dem Gebrauch der Dampfbäder zuzuschreiben; diese scheinen im Gegentheil als Mittel zu dienen, die Wirkung des Mephitismus bei den Russen der mittlern Classen aufzuheben. Mit Ausnahme dieses Mangels zeugten die Wohnungen der drei moskowitischen Familien von Ordnung und Wohlhabenheit. Der Garten war mit einer Menge von Obstbäumen angefüllt. Die Besitzerin des Hauses, die mich führte, sagte mir, daß man in Rußland die Bäume säe, statt sie zu pflanzen. „Wir wissen nichts von Steckreisern,“ fügte sie hinzu. Sie hatte eine

sehr reine Haut und überaus weiße Zähne, zwei seltene Eigenschaften bei den russischen Frauen. Ich zeigte ihr mein Erstaunen darüber. „Alle Frauen in meinem Lande schminken sich das Gesicht roth und weiß," sagte sie mir; „dieß verdirbt die Haut; sehr heißer Thee bringt dieselbe Wirkung auf die Zähne hervor. Ich habe dem Thee entsagt und mich nie entschließen können, mein Gesicht mit Bleiweiß zu bedecken; daher sehe ich immer frisch und gesund aus, und die vornehmen Damen beneiden meine Zähne." Als Frau eines russischen Leibeigenen, die in der Gesellschaft ihres Landes auf der untersten Stufe steht, zeigte sie ganz artige Manieren, und ihr Gruß zum Abschiede hätte wahrlich einer Frau von Stande Ehre gemacht: „Wenn Sie in zwei Wochen Ihren Besuch wiederholen wollen," sprach sie, „so werden Sie in unserem Obstgarten Alles reif finden, und ich werde mich glücklich schätzen, Sie wieder zu sehen." Ist das nicht eine artige Wendung?

Zarte Aufmerksamkeit.

Der berühmte Instrumentenmacher Erard in Paris war eben von London zurückgekommen, und beeilte sich, Thalberg vor seiner Abreise nach jener Stadt ein Künstlerdiner zu geben. Auch Cherubini befand sich unter der Zahl der Gäste. Während der Mahlzeit bemerkte man einige Zeichen des Verständnisses zwischen dem greisen Componisten und dem Wirthe, die auf irgend ein Complott hätten schließen lassen können, wenn man sich an einem andern Orte befunden hätte. Als man die Tafel verließ, schlägt Cherubini vor, in die Magazine zu gehen: er habe den Auftrag, sagt er, ein Instrument für einen reichen Liebhaber zu kaufen; er will die Wahl Thalberg überlassen. Dieser probirt die Instrumente der Reihe nach; alle sind schön, alle trefflich, doch eines scheint ihm den Vorzug zu verdienen; immer kehrt er wieder dahin zurück, und endlich vergißt er sich so sehr, daß er eine volle Stunde darauf phantasirt. Dieses wählt Cherubini, und um ihm noch mehr Werth in den Augen des Käufers zu geben, bittet er Thalberg, seinen Namen auf den Resonanzboden zu schreiben. Der Künstler hat dagegen nichts einzuwenden, und schreibt mit seinem Bleistift: Sigismund Thalberg. Jetzt bittet Erard um den Bleistift und schreibt über den Namen des Virtuosen: Geschenk von M. P. Erard an Herrn .... Und so wurde das Piano sogleich in die Wohnung Thalbergs getragen, der sich darauf in seinem letzten Conzerte hören läßt.

Der moderne Einsiedler.

Nicht in Wüsten und Wälder fliehen die Einsiedler heutzutage; der, von dem wir hier sprechen wollen, floh in ein Bett, worin er seit drei und fünfzig Jahren wohl und munter liegt. Er ist nämlich in seinem achtzehnten Jahre einmal zu Bett gegangen, und ist jetzt, da er ein und siebzig alt ist, noch nicht wieder aufgestanden. Dieses seltsame Wesen wohnt in dem französischen Orte Mesnil-sous-Jumièges. In seiner Jugend konnte er sprechen, lesen und schreiben, allein er war stets zur Melancholie geneigt gewesen. Als er großjährig geworden war, überließ er sein Vermögen einem nahen Verwandten unter der Bedingung, ihn zu beherbergen und zu ernähren bis an sein Ende. Hierauf ging er zu Bette, und verließ es nur, um den nothwendigsten thierischen Bedürfnissen zu genügen. Er ist stumm geblieben und entzieht sich dem Anblick der Leute. Dann und wann hört man ihn einige Worte vor sich hermurmeln. Dieß sind vielleicht Gebete. Wenn man ihm jedoch davon spricht, einen Priester kommen zu lassen, so gibt er durch Zeichen zu verstehen, daß er davon nichts wissen wolle. Er hat guten Appetit und scheint einer vollkommenen Gesundheit zu genießen. Wenn man ihm seine Nahrung bringt, so verbirgt er das Gesicht; er macht selbst das Bett; weiße Wäsche wird ihm hingelegt, und er zieht sie an, wenn er allein ist. Nur wenig Personen konnten ihn sehen, und dieses nur durch zufällige Ueberraschung. Die ihn bedienen, machen sich ihm durch Zeichen verständlich. Man weiß durch diese Personen, daß, als man ihm den Tod einiger Verwandten meldete, unter Andern auch jenes, dem er sein Vermögen vermacht hatte, er kein Zeichen der Theilnahme oder des Bedauerns gab.

Der pensionirte Hofrath.

Es sind ungefähr zehn Jahre her, daß ich in einer großen deutschen Stadt mich befand. Ich lag von einem frohen Abende ermüdet bei hoher Sonne noch im Bette, als leise an meine Thür geklopft wurde, und, ohne mein Herein abzuwarten, ein Mann in's Zimmer trat, groß, dick, von frischem Aussehen, in schwarzem Kleide und weißem Jabot, frisirten Haaren, Handschuhen und einem freundlichen Lächeln

auf den Lippen. Er hält sich mit Anstand, grüßt artig und tritt sicher auf. Er sagte mir mit kurzen zierlichen Worten, daß er der pensionirte Hofrath von R. sey, und in dem Augenblicke eine Collecte für eine arme Künstlerfamilie mache. Er habe zufällig gehört, daß ich hier wohne, zugleich von meiner Kunstliebe vernommen, und zweifle nicht, daß ich ein Scherflein beitragen würde. Ich besann mich nicht lange, zog meinen Beutel und drückte dem Herrn Hofrath einen Thaler in die dargereichte Hand. Er grüßte mit freundlichem Kopfnicken und verließ mich mit geschäftiger Wichtigkeit. Gleich darauf glaubte ich seine Stimme in dem Nebenzimmer zu hören. Eine ziemlich arme Wittwe wohnte hier, die wahrlich nicht im Stande war, ein Almosen zu geben, und es eher selbst verdiente. Die Neugier zog mich an, ich schlüpfte in den Schlafrock und lauschte an der Thür. Der Herr Hofrath von R. hatte hier einen ganz andern Charakter angenommen. Ich sah ihn mitten im Zimmer stehen und der Wittwe eine Prise Tabak anbieten. — „Madame," sprach er seufzend, „Sie scheinen mir nicht immer in diesen Verhältnissen gelebt zu haben." — „Es ist wahr," sprach sie, und seufzte ihrerseits nicht minder. — „Sie müssen große Unglücksfälle erlebt haben." — Die arme Frau schien weinen zu wollen. „Sie haben ein empfindsames Herz, mein Herr, das sehe ich Ihnen an. — O ich kenne das Unglück." Der Herr Hofrath verbarg hier sein Gesicht in ein großes gewürfeltes Schnupftuch, und blieb in dieser Stellung einige Sekunden. Hierauf zeigt er der gerührten Frau ein in Thränen gebadetes Gesicht und gibt dem kleinen Hunde ein Stück Zucker, der wedelnd an ihm aufspringt. Jetzt rückt er mit der armen Künstlerfamilie heraus, das Herz der Wittwe schien ihm vorbereitet zu seyn. Er spricht von seiner Erkenntlichkeit selbst für die kleinsten Gaben — im Namen der armen Familie versteht sich — die Wittwe nimmt einiges Geld aus einem Beutel, drückt es ihm seufzend in die Hand, und er empfiehlt sich, wie er es bei mir gethan.

Das Benehmen dieses Mannes erschien mir auffallend, und ich vergaß diese Erscheinung nicht so bald. Als ich ihn nach einigen Wochen an einem öffentlichen Orte bei einer Flasche Bier sitzen sah, fragte ich einen Freund, wer der Mann wäre. — „Das ist ein alter Bettler," gab er mir zur Antwort, „der auf alle mögliche Weise die Fremden in den Gasthäusern exploitirt." Ich war überrascht, und sagte meinem Freunde von seinem Besuche bei mir und bei der Wittwe. Mein Freund lachte. „So hat er denn einmal den Bettler von Raupach spielen wollen. Er ist bald dieß, bald das. Kürzlich besuchte er die Wittwe eines alten Waffengefährten, die hieher gekommen war, um eine Angelegenheit ihres verstorbenen Mannes in Ordnung zu bringen. Er gibt sich bei ihr für einen alten Soldaten aus, spricht von Ruhm und Sieg, von Belle Alliance, von alten brodlosen Offizieren, die zu stolz sind, um ihre traurige Lage zur Schau zu tragen. Die Wittwe, die ein gutes Herz hat, bringt ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein herbei, und der stolze Sohn Bellona's läßt sich nicht zweimal bitten, zuzulangen. Auch schlägt er zwei Thaler nicht aus, die ihm die Wittwe schüchtern gibt, blos aus dem Grunde, wie er sagt, daß sie die Jahrzahl 1815 tragen, jenes große Jahr, wo der Welttyrann gestürzt wurde. Bald präsentirt er sich mit Subscriptionslisten auf Werke, die er nie herauszugeben gedenkt; bei fremden Schauspielern ist er ein Schauspieler ohne Engagement, bei Schriftstellern ein ungenannter Mitarbeiter an den gelesensten Journalen; alle Stände müssen ihm Tribut zollen, nur bei den Banquiers versucht er es nie, seine Rolle zu spielen, weil er es nicht liebt, seine Zeit zu verschwenden, und den Häschern geht er ebenfalls aus dem Wege."

Société sanitaire zur Behandlung aller Krankheiten.

In Paris hat sich eine Gesellschaft gebildet, um den Mittelklassen die Wohlthat einer guten ärztlichen Behandlung zu einem wohlfeilen Preise zu verschaffen. Sie macht bekannt, daß es sich hier nicht um ein blos philantropisches Werk handle, sondern gleich wie die Brand- und Lebens-Versicherungsgesellschaften um gewinnversprechende Probabilitäten. Das Kapital beläuft sich auf 200,000 Fr. Sie verspricht halbjährig eine bedeutende Dividende und ein progressives Höhergehen der Aktien. Jeder, der eintritt, zahlt zwei und zwanzig Franken jährlich, wofür die Administration einem jeden Einwohner von Paris in allen Krankheiten, sie mögen entstehen, woraus sie wollen, sie mögen noch so schwer und langwierig seyn, die Behandlung eines Arztes oder Wundarztes zusichert, dessen Besoldung von der Gesellschaft ausgeht. Die Administration versichert selbst solche Individuen, die schon krank sind und so-

gleich ärztlicher Hülfe bedürfen. Wünschen die behandelnden Aerzte oder Wundärzte sich durch eine Consultation über die Krankheit aufzuklären, so beruft die Administration auf ihre Kosten hiezu die ersten Heilkünstler der Hauptstadt, ohne daß der Versicherte das Geringste dazu beizutragen hat. Eben so fallen alle chirurgischen Operationen der Administration zur Last. Auf Vorzeigung seines Kontraktes kann der Versicherte jeder Zeit die Aerzte der Société consultiren. Der Familie des Kranken, wenn sie nicht in Paris anwesend ist, werden kostenfrei Bülletins über den Zustand des Patienten eingesandt. Bei Vergiftungen, Erstickungen und Schlaganfällen kann ein jeder Arzt oder Wundarzt, der nicht zur Société gehört, in Anspruch genommen werden, und die Administration trägt die Kosten. Auch ein Zahnarzt ist im Dienste der Société. Zwölf Apotheker der ersten Classe geben der Gesellschaft einen bedeutenden Rabatt, und die Versicherten genießen auch dieses Vortheils. Eben so werden Bäder wohlfeiler geliefert. Die Administration wird auch für gute Krankenwärter Sorge tragen. Zehn Aerzte und Wundärzte von anerkanntem Rufe sind von der Gesellschaft mit einem Jahrgehalte von 7000 Franken angestellt worden. Eilf andere, Professoren, Leibärzte des Königs und berühmte Schriftsteller haben sich bereitwillig erklärt, bei Consultationen erscheinen zu wollen.

Die Schlofsdiebe.

Sol lucet omnibus. Schon beginnen die fashionablen Gauner, die interessanten Spitzbuben, ihre Winterquartiere in Paris zu verlassen, und der Lerche voranzufliegen. Nach ihren schlaflosen, mühevollen Nächten wollen sie auch die stärkende Landluft und das dolce vivere in der erwachenden Natur genießen. Zwei solcher Naturfreunde befanden sich vor einigen Tagen zu Port Marly. Dieß ist, wie man weiß, eine jener Blumen-umgebenen halbländlichen Städte, wie sie in jedem neuen Frühjahr für die Pariser sich aufthun. Der Eine von jenen Beiden zog enge, gelbe Handschuhe an, und nannte sich stolz den Vetter des Herrn von Rothschild. Er gab sich dabei den schönen Vornamen Hektor. Der Andere trug einen Stock mit goldenem Knopf und sehr blank gewichste Stiefel. Sie wollten das Schloß von Port Marly kaufen, welches eben ausgeboten war, und wandten sich an Herrn Moutier, einem herrlichen Familienvater, dem sie viel von ihrer Verwandtschaft in der rue Laffitte vorschwatzten und dessen Rath sie sich beim Ankaufe erbaten. Herr Montier erblickte schon sehr liebenswürdige Nachbarn in ihnen und lud sie zum Frühstück ein, welches sie huldvoll annahmen. Man war aufgeweckt und gesprächig; Madame Moutier höchst liebenswürdig; aber der Amphytrio mußte wegen Geschäfte nach Versailles, und ließ seine beiden lieben Gäste zwischen seiner Frau und dem Käse zurück. Nachdem sie sich in Höflichkeit und Galanterie ganz erschöpft hatten, äußerten sie den Wunsch, einmal den besten Wein des Landes zu kosten. Die Dame vom Hause schickt sich an, selbst in den Keller zu gehen, um das Beste zu bringen. Aber was thaten indeß unsere zukünftigen Schloßbesitzer? Sie sprangen in das Schlafzimmer, nahmen zwei schöne goldene Uhren, die an der Wand hingen, steckten die Hand in einen Sack, was wahrlich sehr dumm war, um daraus 480 Franken zu entwenden, vergessen nicht, sechs silberne Bestecke und zwölf Becher von dem nämlichen Metall beizufügen, und machten sich aus dem Staube, ohne selbst der Wirthin Adieu zu sagen. Man hat bis jetzt die Bestecke und Becher und ihre neuen Besitzer noch nicht ausfindig machen können. Da jedoch mehr Schlösser zum Verkauf ausgeboten werden, so machen die Blätter, die dieses Factum erzählen, die Nachbarn aufmerksam, auf ihrer Hut zu seyn.

Lustige Gerichtshändel.

1.

— Meine Herrn Richter! Ich muß Ihnen sagen, daß ich Gründer, Eigenthümer und Direktor des Balls der französischen Damen in der Straße Mouffetard bin. Ein schönes Etablissement, Gott sey Dank, wo der Anstand auf den Zetteln zu finden ist, und alle möglichen guten Eigenschaften für Alle die, welche lesen können.

Der Präsident. Schon gut. Worüber klagen Sie?

— Ich klage, mit Respect zu sagen, daß dieser hier gegenwärtige Mitbürger auf meinen Ball kommen wollte, ich ihm aber anmerkte, daß er ein wenig zu viel Wein getrunken hatte.

Der Beklagte. Wein! den trink' ich nicht .... Ich hatte seit zwei Tagen keinen getrunken. Branntwein! da sag' ich nicht nein.

Der Kläger. Mit einem Worte: er war vollständig voll.

D. Bekl. Einige Gläschen Wachholder.

D. Kl. Zum Sterben besoffen.

D. Bekl. (zum Schreiber): Sie da, der Alles aufschreiben, Sie können auch ein Paar Gläser Kümmel hinzufügen, aber Wein niemals.

D. Pr. (zum Kläger): Kommen Sie zur Sache.

D. Bekl. Was da? die Herren haben wichtigere Geschäfte. Man muß sie nicht um die kostbare Zeit bringen. Also will ich die Sache gestehen; denn wenn der da (zeigt auf den Schreiber) noch mehr Stempelbogen verschmiert, so kostet es mich die Haare auf dem Kopfe. Ich will lieber gestehen .... Aber thun Sie mir die Freundschaft, nicht zu theuer — so etwa, als wenn man sagen wollte, einen Thaler .... Ich habe ihm nur einen kleinen Taps gegeben, ein Kind an der Mutter Brust kann's nicht zierlicher machen ..... Das kostet einen Thaler, nicht wahr?

Das Gericht verurtheilt ihn zu fünfzehn Franken.

D. Bekl. Das geht an; ich bin zufrieden. Schönen Dank, meine Herrn; auf baldiges Wiedersehen.

2.

— Ein Sergeant de ville zeigt an, daß er den Beklagten auf der Straße gefunden habe, den Arm in der Binde, alle Vorübergehenden grüßend und um Almosen bittend.

Der Beklagte. Nun frag' ich Sie 'mal, warum ich gebettelt haben soll? Das frag' ich Sie.

Der Präsident. Aber das sollte man Euch fragen.

D. Bekl. Ich arbeite, so lange es mir beliebt; mithin leid' ich keinen Mangel.

D. Pr. Was thatet Ihr, als Ihr auf der Straße standet?

D. Bekl. Was ich that? Ich wartete auf Jemand.

D. Pr. Auf wen?

D. Bekl. Auf einen Freund, einen Jugendfreund.

D. Pr. Wie heißt er?

D. Bekl. Sein Name ist mir entfallen. Ich konnte mich niemals auf seinen Namen besinnen.

D. Pr. Und warum grüßtet Ihr alle Leute?

D. Bekl. Mein Gott! eine maschinenmäßige Bewegung — unwillkürlich — weil mir der Arm weh that.

D. Pr. Hieltet Ihr nicht den Arm in der Binde, um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen?

D. Bekl. Mit Erlaubniß. Der Arm war nicht in der Binde; nur die Hand ruhte auf der Brust, um den Schmerz der Schulter zu beschwichtigen. Ich leide ziemlich an der Schulter, aber wie soll mir das zum Betteln behülflich seyn?

D. Pr. Wenn Ihr wirklich so am Arm leidet, so solltet Ihr einen Arzt um Rath fragen.

D. Bekl. (lebhaft): Bin nicht so dumm, mit Erlaubniß. Der hätte mir vielleicht das Arbeiten ganz und gar untersagt.

Trotz dieser Vertheidigung muß der arme Teufel auf drei Tage in das Gefängniß wandern.

Aus der Gesellschaft.

Die letzte Soirée am 27. April bei Herrn Thiers vereinigte die ganze hohe Diplomatie. Eine Menge von Deputirten war zugegen, die jedoch ganz unbemerkt blieben. Die Adjutanten des Königs hatten sich Alle eingestellt. Die Conversation roulirte auf der bevorstehenden Abreise der Prinzen und die etwaigen Resultate dieser Reise. Graf Pahlen hat im zweiten Saale lange mit dem Präsidenten des Conseils gesprochen, und wurde dann vom Grafen Appony abgelöst. Unter den Damen bemerkte man die Gräfinnen von Appony und Löwenhielm. Kurz vor Mitternacht stattete noch Herr Thiers Talleyrand einen Besuch ab.

Vermischtes.

Man hat berechnet, daß die berühmte Rennstute, Miß Annette, ihrem Eigenthümer Lord Seymour in Frankreich und Belgien bereits 100,000 Franken errungen habe.

— Es heißt, daß Georges Sand (Madame Dudevant) von einem Onkel 25,000 Franken Renten geerbt haben soll.

— Das Bier als Hauptgetränk der Einwohner von Großbritannien hat stets einen wichtigen Zweig der Landesindustrie gebildet. Der Malzaufschlag allein beträgt fünf Millionen Pfund, und der des Hopfens 410,000 Pfund. 51,273 Acres sind mit Hopfen bepflanzt; dieß

macht zu 30 Pfund den Acre 19,200,000 Gulden ungefähr. Man rechnet an 135,000 Licenzen zur Bierbereitung, ohne 13 bis 14,000 Privatleute, welche ermächtigt sind, das Bier zu ihrem eigenen Gebrauch zu brauen. London allein verbraucht 2,000,000 Fässer zu 36 Gallonen. Eine einzige Brauerei liefert fast das Viertel dieser ungeheuren Zahl; sie gehört den Herren Barclay und Perkins. Sie nimmt einen Flächenraum von zehn Acres ein, besitzt 126 Braukessel von 500 bis zu 4000 Fässern Gehalt, und bezahlt alle Jahre 180,000 Pfund Steuer. In dem letzten Jahr producirte sie 380,000 Fässer Bier von verschiedener Gattung.

— In Paris hat sich wieder der Fall ereignet, daß ein Mensch sich durch Kohlendunst das Leben raubte, und bis zum letzten Augenblicke seinen Zustand schilderte. Man fand folgende Worte auf einem Papier mit fester Hand geschrieben:

„10 Uhr, 15 Minuten. Die Kohlen kommen nur schwer in's Brennen, obgleich ich mir alle Mühe gebe. 10 Uhr, 20 Minuten. Jetzt geht es besser damit. Der Puls ist ruhig und schlägt nicht schneller als gewöhnlich. 10 Uhr, 30 Minuten. Ein dicker Dunst verbreitet sich im Zimmer; die Kerze ist dem Verlöschen nahe; die Lampe brennt besser; ich spüre heftige Kopfschmerzen; meine Augen füllen sich mit Thränen. Allgemeines Uebelbefinden; es erleichtert mich, ein Tuch vor die Nase zu halten. Der Puls ist bewegt. 10 Uhr, 40 Minuten. Das Licht ist verlöscht; die Lampe brennt; die Schläfe klopfen mir, als ob die Adern zerspringen wollten. Mir kommt die Lust an, zu schlafen. Ich leide fürchterlich im Magen. Der Puls gibt achtzig Schläge in der Minute. 10 Uhr, 50 Minuten. Ich ersticke. Fremdartige Ideen bemächtigen sich meiner. Ich kann kaum noch athmen; es kann nicht lange mehr dauern. Ich habe Symptome des Wahnsinns. 10 Uhr, 60 Minuten (statt 11 Uhr). Ich kann nicht mehr schreiben; meine Augen trüben sich. Die Lampe verlischt. Ich hätte nie geglaubt, daß man so viel leiden müsse, um zu sterben. 10 Uhr, 62 Minuten ....“ Hier waren einige unleserliche Charaktere, und es scheint daß mit dem letzten Schimmer der Lampe der Unglückliche den Geist aufgab.

— So eben ist erschienen: „Das Leben und die Abenteuer Pigault Lebruns.“ Paris, bei Barba.

Nekrolog.

Der berühmte Typograph Firmin Didot ist so eben in Dreux gestorben. Er hatte sein Geschäft seit einigen Jahren Andern übertragen, war aber früher bemüht, den Namen seines Hauses auf glänzende Weise aufrecht zu erhalten. Er war zugleich Schriftsteller. Man hat von ihm eine elegante Uebersetzung des Theokrit und einige Tragödien, wovon eine auf dem Odeontheater aufgeführt wurde. Er hatte sich zu verschiedenen Malen als Candidat bei der französischen Akademie gemeldet, ohne jedoch Aufnahme zu finden.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Eine Studie für Schauspieler.

2) Original Modebild aus Paris.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. **6.** 11. Mai. **1836.**

Neuere Dichter.

Zartes Mailied.

Lieber guter holder Mai!
Bist ein Flegel auch dabei.
Freut auf Dich sich jedes Kind
Und Du kömmst mit Schnee und Wind,
Sprich, wer soll den Maibaum stecken
Wird der Schnee die Fluren decken?
Lieber guter holder Mai,
Sag', ob dieß wohl Mode sey?

Ehrst Du so das alte Recht,
Das die Au seit Jahren trägt?
Rückst mit Winterstiefel an,
Mit dem Muff gar angethan.
Wenn die Auer Dich erblicken,
Kömmt der Pelz von Deinem Rücken,
Denn sie machen keinen Spaß,
Ist die Dult bei ihnen naß.*)

Und der Bock — das Freudenfest —
Noch von Dir das allerbest' —
Am Gehalte viel verliert,
Wenn ihn heute selber friert —
Liegt der Schnee in seinen Räumen
Auf den lieben Tannenbäumen,
Ist — das weißt Du lieber Mai —
Nicht die kleinste Freud' dabei.

Reißen erst die Mäntel aus
In dem wohlbewußten Haus — **)
Die dortselbsten hübsch gepaart,
Seit Georgi aufbewahrt.
Nun da darfst Du Dich erst freuen,
Darfst Dein Geld auf Zinsen leihen,
Schnee im ersten Mai! wie dumm!
Hängt man da noch Mäntel um?

Lieber guter holder Mai!
Bist doch hageldumm dabei,
Würdest mild und freundlich seyn,
Wäre ja ganz München Dein. —

Jetzo darfst Du wenig hoffen,
Setz' Dich selber hintern Ofen,
Gehst Du w e i ß zur Au hinaus,
Kommst Du sicher b l a u nach Haus! —

(Münchner Tagbl.)

*) Die Auer-Dult; ein Jahrmarkt in einer Münchner Vorstadt.

**) Versatz-Amt.

Kunst.

W i e n. Am 26. März hielt die k. k. Akademie der bildenden Künste, unter Vorsitz ihres Curators, des Fürsten v. Metternich, eine Generalversammlung, um eine Mitgliederwahl nach Vorschrift der Statuten vorzunehmen, und die Vertheilung der Preise an die Kunst-Candidaten, welche sich in der Preisbewerbung des Jahres 1835 ausgezeichnet, zu vollziehen. Die Bekanntmachung der neugewählten Mitglieder begann damit, daß der Curator eröffnete, daß der k. k. Akademie der vereinten bildenden Künste von J. Maj. der Kaiserin-Königin die Auszeichnung gewährt worden sey, den Titel als schützendes Mitglied dieses k. k. Instituts der schönen Künste anzunehmen. Als neue Ehrenmitglieder wurden ferner genannt: JJ. k. k. HH. die Frauen Erzherzoginnen Sophie, Maria Dorothea, Maria Elisabetha und Maria Theresia. Hierauf vollzog der beständige Sekretär die Bekanntmachung der sämmtlichen neuen Ehren- und Kunstmitglieder, darunter die Herren: Graf v. Brühl, Schinkel, Rauch, P. W. Peuth, Loos, Ed. Gerhard und Panofka in Berlin, v. Cornelius, Gärtner, P. und H. Heß, v. Klenze, Schnorr v. Carolsfeld, Schwanthaler, Wagner, Ad. Malzen aus Bayern; Rietschel, Vogel von Vogelstein aus Sachsen; Soane, Chantrey und W. Wyon in London; Hor. Vernet, Raoul-Rochette, Lenormant in Paris; Ingres, Overbeck, Angelo Uggeri und Fabris in Rom; Bianchi in Neapel; Matas, A. de Montalvo, Niccolini, L. v. Rosellini in Florenz; Leybold und Stein-

kopf in Stuttgart; Moller in Darmstadt; D. v. Tatitscheff, kais. russischer Botschafter in Wien und Graf v. Tolstoy, zweiter Präsident der russischen Akademie der schönen Künste in St. Petersburg.

— Seit einigen Tagen ist im Münchner Kunstvereine ein Gemälde von seltener Vortrefflichkeit ausgestellt. Es hat sich seither des ungetheiltesten Beifalls aller Einsichtsvollen erfreut, ungeachtet es alles dessen entbehrt, womit auf einer weniger hohen Stufe stehende Kunstwerke zu bestechen pflegen, äußeren Prunkes, und dessen, was hiermit in Verbindung steht. Jeden Freund der Malerei machen wir auf dieses Porträt eines italienischen Nobile aufmerksam, gemalt von Giov. Bat. Moroni aus Albino in der Nähe von Bergamo, gestorben im Jahre 1578. Er erfreute sich bei den gleichzeitig lebenden Künstlern einer solchen Anerkennung, daß Titian den vornehmen Venetianern, welche Bergamo besuchten, empfahl, sich dort vom Moroni malen zu lassen. Seine Arbeiten sind selten, in Deutschland haben sich nur wenige Gemäldesammlungen derselben zu rühmen. Das im Kunstvereine aufgestellte Porträt gehört zu seinen schätzbarsten, wegen der sprechenden Naturwahrheit in Auffassung und Ausführung und der bei ältern Gemälden so seltenen Erhaltung, da es unberührt in seinem ursprünglichen Zustande sich befindet.

(Münch. Tagbl.)

Theater.

Mad. Schröder ist in Wien als wiederengagirtes Mitglied des Burgtheaters als Isabella in der Braut von Messina, Merope und Elisabeth in Maria Stuart aufgetreten und mit Enthusiasmus empfangen worden. — Ebendaselbst ist das alte Stück „Bürgerglück" von Babo mit guter Besetzung und großem Beifall gegeben worden. Mad. Loewe war die Hofräthin, Mad. Fichtner die Mariane und die Herren Loewe und Fichtner gaben Conrad und Felix, die beiden wackern Handwerker. Auch Mad. Brede gehört nun dem Burgtheater an, das bei der Besetzung seiner Fächer nicht auf das Alter sieht, sondern Alles was gut, zu acquiriren sucht. Mad. Brede trat als Gräfin Artemisia in „Kunst und Natur" von Albini auf.

— In einer Wiener Zeitschrift heißt es bei einer Anzeige des Calderon'schen Stücks, das Mädchen des Gomez Arias:

„Da dieses Stück bereits vor ein paar Jahren im Josephstädter Theater aufgeführt wurde, so ist es wohl kein Geheimniß mehr, daß es ursprünglich von Calderon und in der Uebertragung von A. Schumacher sey; — beide Namen würden dem Anschlagzettel keine Unehre gemacht haben."

Calderon mag sich bedanken! —

— In Berlin spielen Kinder auf dem Königstädter Theater Komödie, unter Anderem, den Herzog Michel, der als eines der beliebtesten Lustspiele vor 50 bis 60 Jahren unsere Großväter ergötzte.

— In Prag, Brünn u. s. w. ist das bewunderte Drama Griseldis aufgeführt worden; in München wird mit großem Eifer bereits daran studirt, und soll es nächstens dort in die Scene gehen.

Der Sonderling.

In einem Dachstübchen am Neumarkt in Breslau lebte seit langen, langen Jahren eines Breslauischen Kürschners Sohn in kümmerlichen Verhältnissen; der wohlwollende Wirth ließ zuweilen dem allezeit ärmlich dahergehenden Manne, der zweimal wöchentlich nur Fleisch genoß, das kümmerliche Mahl mit einem Abhub von seinem bürgerlichen Tische würzen, bis endlich vor wenigen Tagen der Tod dem anscheinend bedrängten Leben dieses Mannes ein Ende machte. Der Wirth war bemüht, aus dem höchst ärmlichen Hausrath des alten Mannes ein möglichst anständiges Begräbniß herauszurechnen, als sich die Recognition eines bei dem hiesigen Stadtgericht deponirten Testaments vorfand. Das eröffnete Testament und ein gleichzeitig vorgefundener alter Kasten mit siebenzig tausend Thaler Pfandbriefe bewiesen, daß der alte arme Mann ein reicher Sonderling war. Einem jeden von allen wohlthätigen Instituten in Breslau (es sind deren mehr als 50) hatte er 250 Thaler, einem jeden seiner 22 Verwandten (er soll deren nur noch im dritten Grade haben) 500 Thaler, und den Rest seines Vermögens seinem wohlthätigen Wirth vermacht. So erzählt die Fama; das

Faktum selbst wird verbürgt, nur in den Zahlen dürften wir einige Berichtigungen vielleicht nachzutragen haben. Seiner Anordnung gemäß ward er ohne Gepränge beerdigt, seiner Leiche folgte eine Deputation des Magistrats. — (Bresl. Zeit.)

Altes Sprüchel.

Wer was weiß, der schweig'!
Wem's wohl ist, der bleib'!
Wer was hat, der behalt!
Unglück kommt ohn' das bald.

(Freischütz.)

Unglücksfall.

Kürzlich spielte der siebenjährige Sohn des Heuerling Karsten in Großsendorf mit einem andern Knaben und fiel unglücklicherweise auf den spitzen Eisendrath, der sich an Spinnrädern, zum Aufbewahren der vollgesponnenen Spulen befindet, so daß der Drath am innern linken Augenwinkel eindrang. Nach 24 Stunden entwickelten sich Zeichen der Gehirnentzündung, welche nach 72 Stunden den Tod herbeiführte. Die Untersuchung ergab hierauf, daß das Eisen durch die Augenhöhle, tief in den Grund des Gehirns eingedrungen und daselbst ein Blut-Extravasat und Eiterung gebildet war, welche nothwendig den Tod zur Folge haben mußten.

Gesunde Dünste.

Der Aufenthalt in der Weimar. Stadt Berka soll Brustkranke, selbst Nervenschwindsüchtige heilen. Die Ursache schreibt man den Ausdünstungen der nahen Gränz-Waldungen zu.

Allerlei.

Das Frankfurter Journal schreibt aus Leipzig den 27. April. Die Bedeutung des gestern stattgehabten Festes der Einweihung der deutschen Buchhändlerbörse erhöhte sich dadurch, daß die stattfindende Messe die Theilnehmer und Freunde des großartigen Unternehmens innerhalb der Mauern Leipzigs vereinigt hatte. Die Eingeladenen versammelten sich um 10 Uhr Vormittags. Sie wurden am Haupteingange des Börsengebäudes von den Ordnern des Festes empfangen und zunächst in die Säle des Parterregeschosses geleitet. Von da bewegten sich die Anwesenden im feierlichen Zuge über die festlich geschmückten Treppen, in den schönen Hauptsaal. Hier begann die Feier mit einem Hymnus von Witschel und Schicht, nach dessen Beendigung der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses, der um die Begründung des Unternehmens so verdiente Friedrich Fleischer, eine der Feier des Tages angemessene Rede hielt und dabei die Schlüssel des Gebäudes dem nach ihm Sprechenden übergab. Ihm folgte nämlich als Redner der wackere Enslin aus Berlin, Vorsteher des Börsenvereins, dessen thätige Beförderung dieses deutschen Unternehmens in und außer Deutschland mit Dank genannt und anerkannt wird. Er machte insbesondere darauf aufmerksam, daß der Börsenverein sich nur mit dem eigentlichen Buchhandel beschäftigen, keineswegs aber in die Interessen der Literatur selbst eingreifen und namentlich nicht die Verhältnisse zwischen Buchhändler und Autor erörtern werde. Alsdann sprachen im Namen der Regierung Kreisdirektor v. Falkenstein, im Namen der Stadt aber Bürgermeister Dr. Deutrich die Theilnahme der Feier aus. Ein Männerchor trug hierauf den 100. Psalm (von Klotsch) vor, worauf die Versammlung ein freudiges „Nun danket alle Gott“ anstimmte. Hiermit schloß sich die Feier der Weihe eines Unternehmens, welches einen wichtigen Zweig des Handels mit neuen Banden an unsere Stadt zu fesseln verspricht, und darum auch unsere diesmalige Ostermesse so merkwürdig machte.

— Die Posaune schreibt: In gewisser Hinsicht ist Leipzig für die Damen des Theaters ein sehr günstiger Ort, wenn es nämlich als ein Vortheil betrachtet werden kann, (wie es jedoch meistens geschieht,) von der Bühne durch Heirath in das gewöhnliche bürgerliche Leben einzutreten. Fälle der Art sind in den letzten Jahren öfters vorgekommen, und jetzt namentlich rasch hinter einander drei. Dem. Weise verließ die Bühne, um den Buchhändler Michelsen zu heirathen. Dem. Rosalie Wagner wird zu Michaelis ebenfalls vom Theater abgehen, um den Dr. Marbach, Professor an der hiesigen Universität zu heirathen, und Dem. Gehrhardt, jetzt bei dem König-

städter Theater in Berlin, ist mit dem jüngern Sohne des Banquiers Frege verlobt.

— Im Hamburger allgemeinen Krankenhause wurden im Laufe des Jahres 1835, 5462 Kranke verpflegt. Der Kostenaufwand betrug 269,699 Mk. 7 ß. 6 pf. Die Einnahme war 263,769 Mk. 14 ß. Cour., worunter 133,000 Mk. Cour. von der Kämmerei zugeschossen.

— Eine gelehrte Gesellschaft in London hat ein Mittel bekannt gemacht, das für den Sommer gerade recht kommen wird. Es wird nämlich behauptet, daß ein farbiges Netz, dessen Maschen sogar 3/4 Zoll in's Gevierte haben können, schon hinreicht, um die gewöhnlichen Stubenfliegen abzuhalten. Denselben Zweck erfüllt auch ein Netz von feinem schwarzen Drahte, wo die Maschen 1 1/4 Zoll ins Gevierte haben. Der Grund davon liege in der starken Vergrößerung und dem kurzen Focus der Augen dieser Insekten. — Auch in Italien zieht man einige Schnüre kreuz und quer an der Decke der Eßzimmer und die Fliegen bleiben auf diesen sitzen und kommen nie herab, um die Essenden zu belästigen.

— Wahlstadt. Die alljährige Erinnerungsfeier der im Jahre 1241 am 9. April stattgehabten Tartarenschlacht bei Liegnitz wurde am 10. d. in der hiesigen evangelischen Kirche durch die gewöhnliche Gedächtnißpredigt gehalten.

— Wir lesen im Münchner Tagblatt: „Die durch die Zeitungen so sehr berühmte Pianistin Dem. Guschl aus Wien erschien auf unserer Bühne zum Erstenmale, verlassen und verwaist; Niemand bot ihr die Hand um sie aufzuführen; „alde toi, et t'aiderai" hieß es und — sie half sich." — Wir können diese Verwandlung des bekannten „Alde toi, et le ciel t'aidera," durchaus nicht tadeln, sondern sehen vielmehr einen patriotischen Fortschritt darin. Ist es nicht eine Schande, daß viele unserer Schriftsteller sich bemühen, alles Französische, was sie ihren Werklein mit Vorsatz einflicken, so gewissenhaft richtig zu geben, während die überrheinischen Nachbaren alles Deutsche, was sie manchmal zu geben gezwungen sind, absichtlich bis zur Unkenntlichkeit verstümmeln? Das Französische verdient nicht, daß man es richtig erlerne; das Tagblatt hat recht! **J'ai passé la Serrure et je suis tombé sur l'emplâtre,** sey die Losung! —

— Der älteste Marschall Frankreichs, Moncey, hat wegen beleidigender Aeußerungen den Kriegsminister Marschall Maison herausgefordert. Nun endlich! Der alte Moncey ist 1754 geboren, und zählt mithin schon 82 Jahre! Wenn 82jährige Marschälle sich noch schlagen, was sollen denn da 16jährige Lieutenants thun! —

— In Hamburg und andern Städten Norddeutschlands verkauft man nachstehende Delikatessen, die über England kommen, und macht häufig Gebrauch davon; in Süddeutschland sind sie nicht einmal dem Namen nach bekannt; man höre: **India Soya, Reading Sauce, Mushnoom Ketshup, Shrimp Sauce, Quin Sauce, Harwey Sauce, Piccalilly, Mixed Pickles, Walnut Ketshup, Universal Sauce, India Mangaes, Cayenne**-Pfeffer, **Carry, Pate au Diable, Asia Bamboo,** u. s. w. Ferner erhält man in Hamburg im Ostindischen Magazin, Molusken aus den indischen Gewässern, marinirte Haifischflossen, indianische Vogelnester, die in starke Fleischbrühe aufgelöst und von den dortigen Gourmands häufig verspeist werden.

— Kürzlich fand sich eine in der Hamburger Vorstadt St. Pauli wohnende Frau bei einem Bauern unweit Rothenburg, im Hannöver'schen, zum Besuche ein. Der Bauer klagte es seiner Visite, daß ihm viel Vieh gestorben sey, worauf die Frau aus St. Pauli die tröstliche Antwort gab, daß Gott zürne, und daher versöhnt werden müsse, und zwar könne das nicht besser geschehen, als wenn der Bauer ihr, der Besuchenden, ein Bett, ein Schwein rc. rc. mit auf die Heimreise gäbe, um dieses Alles durch einen Sachkundigen in St. Pauli verbrennen zu lassen. Der arme Bauer verstand sich bereitwillig zu dem Brandopfer, gab der Frau das Verlangte mit nach Hause, und zur kräftigeren Sühnung noch 16 Rthlr. baares Geld obendrein. Bald nachher aber kam unser Bauer, ob nach eigener Ueberzeugung, oder durch verständige Nachbaren, zu der Einsicht, daß er es mit einer schändlichen Betrügerin zu thun gehabt, und machte sich auf die Reise nach Hamburg, um gegen die Betrügerin daselbst klagbar zu werden.

(Freischütz.)

Pariser Tabletten.

1836.

Von

August Lewald.

9.

Fern ab vom lärmenden Getreibe der Stadt, mitten unter breiten, luftigen Straßen, die uns nicht mehr das alte Paris vermuthen lassen, liegt die Place royale, von gleichförmigen, alterthümlichen Häusern umgeben, die auf Arkaden ruhen und roth angestrichen sind. Die spitzigen Erker mit Thurmfähnchen geziert, die gelbe Einfassung der Thüren und Fenstersimse, Alles sieht uns hier überraschend fremdartig entgegen; wir sind im Marais, wo die stolze Aristokratie des großen Königs wohnte; hier war der Faubourg St. Germain, die Chaussée d'Antin unter Ludwig XIV. Noch jetzt wohnen Aristokraten hier; theils solche, die ihre angestammten, weiten und bequemen Hotels nicht verlassen wollen, theils andere, die mit einem mäßigen Einkommen in diesem wohlfeilen Viertel als große Herren residiren.

Das Marais hat einen eigenthümlichen Reiz für mich, und gern nehme ich hier, bei längerem Aufenthalte in Paris, meine Wohnung. Hier hat man schöne Bäume bei den Häusern; die Großen, die sich hier anbauten, fanden zu jener Zeit noch Raum genug, ihre Hotels mit Gärten zu umgeben, fast so schön sie die Tuilerien und der Luxemburg haben. Und auch die Place royale hat in ihrer Mitte eine Statue von Bäumen umgeben.

In einem Winkel dieses Platzes wohnt Victor Hugo. Er, der so gern sich mit den Gestalten des Mittelalters umgibt, hat sich an der äußersten Gränze desselben niedergelassen, da wo Pracht und Be-

quemlichkeit ihn anlockten. Denn tiefer in das Pariser Mittelalterliche vorzudringen, ist nicht anzurathen, man müßte sonst Geschmack daran finden, sich in dem Schmutz der Winkel der Cité und den daran stoßenden Gassen und Gäßchen, der Cour des miracles und anderer solcher verschollenen Herrlichkeiten herumzutreiben. Es ist aber nicht wohl möglich, daß sich diesem Reviere eine wohlorganisirte Nase auf hundert Schritte nähert.

Die breite Stiege führte uns zuerst in ein ziemlich leeres Zimmer, wo wir so lange verweilten, bis uns ein weiblicher Dienstbote gemeldet hatte. Allem Anscheine nach war dieß die Salle à manger. Ein Ding wie ein Schenktisch, worauf Gläser und eine ganze Reihe sogenannter Bowle's von blauem Glase standen, die den Franzosen unentbehrlich sind, bei uns aber noch nicht allgemeinen Eingang gefunden haben, schienen mir diese Bestimmung des Gemachs angedeutet zu haben. Das Mädchen kam zurück und sagte, wir möchten in den Salon treten, Herr Hugo würde bald erscheinen.

Der Salon war groß und weit, mit Hautelisse tapezirt, ein eben solcher Teppich lag auf dem Fußboden. Banquetten und alterthümliche Lehnstühle standen an den Wänden, dahinter lehnten Stücke alter Holzschnitzwerke, wie wir sie an Chorstühlen und Kanzeln des Mittelalters finden. An der breitesten Wand stand ein Divan auf Stufen und ein rothseidener Thronhimmel darüber gespannt, wie man es noch in den alten guten Häusern Spaniens und Italiens findet. Alles trug den Schein des Veralteten, selbst Verblichenen; es war nicht traulich und heimlich — nicht wohnlich; solch ein Quartier ließ ich mir vorübergehend gefallen, und ich habe selbst wohl schon hie und da auf meinen Reisen gern meinen Wohnsitz auf Wochen dort aufgeschlagen, und kenne gar wohl die anmuthigen Gefühle, die uns dort beikommen und überschleichen, allein immer möchte ich nicht darin hausen; es gibt augenblickliche Stimmungen, in welchen mich solch eine Umgebung der Verzweiflung nahe brächte.

Hugo erschien bald. Das Portrait, das von ihm in Deutschland bekannt ist, ist nur zum Theil getroffen. Ein neueres, das ich in der Ausstellung sah, wo er sitzend, seinen Sohn zwischen den Knien, abgebildet ist, schien mir ähnlicher, wenn gleich auch darin der Zug gutmüthiger Gleichgültigkeit fehlt, der Hugo's Kopf einen starken deutschen Anstrich gibt. Man denke sich einen runden Mann von mittlerer Größe, im langen, schwarzen Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft; eine schmale, schwarze Halsbinde, aus welcher ein starkes, rundes Kinn, mit einem guten Ansatz zum Doppelkinn, hervorquillt; ein bleiches, volles Gesicht, eine etwas spitze Nase, die sich unmerklich nach

dem frischen Munde senkt, breite Backen, klare Augen, die fest auf ihren Gegenstand sich richten, über denen sich eine Erhöhung wölbt, die nur eine schwache Spur lichter Augenbraunen zeigt; die Haare, braun und glatt, sind aus der Stirne gestrichen und fallen dann von beiden Seiten auf die Schläfe nieder. Die ganze Erscheinung zeigt sicherlich nichts von einem Franzosen.

Er sagte uns, nachdem wir die üblichen Anreden gewechselt hatten, daß sein Kabinet voll Gäste wäre, und daß es ihm daher angenehm sey, vorerst einen Augenblick nach Herzenslust hier allein zu plaudern. Wir setzten uns auf eines der vielen Sopha's, die umherstanden, doch nicht unter den Thronhimmel, der wahrscheinlich für feierliche Audienzen bestimmt war.

Zuerst bedauerte Hugo sehr, nicht deutsch zu verstehen, um unsere Dichter nicht in der Ursprache lesen zu können, auch habe ihn seine Unkenntniß unserer Sprache bis jetzt abgehalten, eine Reise in unser Land zu machen. Doch könne er dem Drange nicht widerstehen, und hoffe noch einmal, Berlin und Wien zu besuchen.

Ich wußte längst, daß er nicht ein Wort deutsch verstehe, und daß es nur eine kleine Koketterie von ihm ist, wenn er in seinen früheren Werken Motto's aus unsern Dichtern anführt. Leuchtet nicht schon aus seiner Wahl derselben hervor, daß er nicht das Geringste von unserer Literatur weiß? Müssen wir nicht lächeln, wenn wir in seinem Han d'Islande ganze Seiten mit Motto's angefüllt finden aus Lessing, Schiller, Göthe, und zum Schlusse eines mit der Unterschrift: „Adelheid von Wulfingen," jenem schlechtesten aller Kotzebue'schen Ritterstücke, aus seiner ersten Periode, wo er noch tief aus Esthland hervor die deutsche Gesellschaft mit bestraften Gräueln und belohnter Tugend zu bessern gedachte; jener „Adelheid von Wulfingen oder Rache für Weiberraub," woran in Deutschland kein Mensch von Bildung mehr denkt!

Die Frankfurter Uebersetzung seiner sämmtlichen Werke, die bei Herrn Sauerländer erscheint, erfreute ihn sehr; er äußerte sich sehr artig über Herrn Duller, und trug mir seinen Dank für alle jene Herren auf, die sich der Verdeutschung unterzogen haben. Ich entledige mich hiemit gern dieser angenehmen Pflicht, da ich für das kleine, unbedeutendste Scherflein, das ich dazu beigetragen, nur einen sehr geringen Theil davon in Anspruch nehmen darf.

Mit dem französischen Theater ist Hugo sehr unzufrieden. Das Elend unserer Theaterdichter trat mir hier recht grell wieder vor Augen. Er, von einem Theile seiner Landsleute vergöttert; von der Elite der französischen Künstler dargestellt; reich bezahlt für die Früchte seines

Fleißes — und unzufrieden, klagend, mißmuthig, es nicht der Mühe werth achtend, unter solchen Verhältnissen das Theater zu berücksichtigen. Welch ein Dichterstolz muß diese Brust entflammen, welch Gefühl von eigenem Werthe dieses Haupt erheben?

„Man raubt mir die Mittel, durch die Bühne zum Publikum zu gelangen,“ sagte er ungefähr. „Das théâtre français ist zum Hoftheater gestempelt, man gibt dort nichts, was nicht in diesem Interesse geschrieben wird; und man verbannt mich davon.“

So sprach Hugo während der unausgesetzten Darstellungen seines Angelo; den ich noch an demselben Abende aufführen sah. Ich will meine Einwände nicht hersetzen, die man sich leicht denken kann, und fahre in seinen Aeußerungen fort.

„Das théâtre der Porte St. Martin war sonst sehr zu berücksichtigen. Wir besitzen dort eine große tragische Schauspielerin in der Person der Dem. George, und ich habe oft meine Heldin für diese ungewöhnliche weibliche Individualität gewählt; aber man kann nicht immer einen weiblichen Husaren in die Stücke bringen. Ich habe Lucrèce Borgia und Marie Tudor geschrieben, allein am Ende verliert man Lust und Laune daran. Sonst fanden wir noch einen andern Reiz, für dieses Theater zu dichten. Dort schuf der erste dramatische Künstler unserer Zeit seine Meisterrollen: Frederick Lemaitre. Jetzt hat ihn die Direktion auf unbegreifliche Weise ziehen lassen, und er ist mit seiner gewaltigen Kraft in den kleinen, unanständigen Rahmen der Varietés gebannt. Um Frederick ganz zu würdigen, muß man ihn als Robert Macaire gesehen haben; diese phantastische Schöpfung ist wohl das Außerordentlichste, was einem Schauspieler unserer Zeit gelungen ist. Es ist das Grauenerregendste, das sich denken läßt, und das dadurch poetisch wird, weil es das Unmögliche (l'impossible) ist. Wer nicht Robert Macaire gesehen hat, weiß nichts von der Kraft dieses Schauspielers. Und die Polizei war so dumm, dieses Stück, als den Sitten verderblich, zu verbieten. Es ist es aber nicht, weil Alles darin unmöglich ist, und dieß macht es zu einem wahrhaft poetischen Kunstwerke. Nun haben wir Boccage; auch er ist ein Schauspieler von Talent und poetischer Kraft; allein seine Declamation ist hohl und monoton, und sein Genie ist mit dem Frederick's nicht zu vergleichen. Ich habe drei große Dramen im Kopfe, die ich alle noch diesen Sommer fertig brächte, wenn ich wüßte, wo ich damit hin sollte.“

Ich machte ihm ein Kompliment über seine große Fruchtbarkeit. Er sagte mir, daß er nie am Schreibtische arbeite, und eben deßhalb sich einer so ausgezeichneten Gesundheit erfreue. „Ich neutralisire die Anstrengungen des Geistes durch eine gänzliche Ermüdung des Körpers,“

sagte er; „ich gehe nämlich alle Tage weit, weit spazieren, und mache im Kopfe ganze Akte fertig, die ich dann schnell, so bald ich nach Hause gekommen bin, niederschreibe. So vergeht kein Tag, an dem ich nicht in meinem angefangenen Werke weiter gekommen wäre, und nicht zugleich meinem Körper die erforderliche Bewegung gemacht hätte."

Er bat mich, nachdem wir wohl ein Stündchen nach Herzenslust geplaudert, in das Kabinet zu treten und an seinem Frühstücke Theil zu nehmen. „Wir beschäftigen uns eben mit einem deutschen Werke," sagte er, „die Reisebilder ihres Landsmannes bilden den Gegenstand unserer Unterhaltung."

In dem nur mäßig großen Kabinet fand ich Madame Hugo, ein Paar Kinder und einige Herren, um einen kleinen Tisch am Kamin sitzend und mit dem Frühstücke beschäftigt, ringsumher saßen noch zum Theil sehr junge Leute, von romantischem Aussehen, das heißt, mit Anflug von Bart um das Kinn und langen, gescheitelten Dürerhaaren. Hugo nöthigte uns zum Sitzen und bat um die Erlaubniß, seine Eier schlürfen zu dürfen.

Das Kabinet war mit Gegenständen aller Art überfüllt. An den Wänden standen hohe, strotzende Bücherschränke, die bis zur Decke reichten, mit Vorhängen von alten reichen, mit Silber durchwirkten Seidenstoffen, die malerisch zurückgeschlagen waren. Alte Waffen, kostbare Dolche, mittelalterliches Feuergewehr hingen hie und da. Auf dem Kaminsimse, auf Tischen und Schränken, standen alterthümliche Gefäße, kleine Figuren, Schlangen in Spiritus, wie bei einem Raritätenkrämer. Ueber dem Kamine ein herrliches Bild, die drei Hexen aus Macbeth vorstellend, wie sie durch die Luft streifend, Duncan's Heer heimkehren sehen, und auf dem Schreibtische stand Göthe's kleines Standbild im Ueberrocke.

Unser Gespräch nahm hier eine andere Wendung; es lenkte sich zuerst auf Heine's übersetzte Reisebilder, die auch im Französischen les Reisebilder heißen, wie man les Lieder und noch Anderes in neuester Zeit den Franzosen aufzudringen versucht hat, um das sie sich nicht viel kümmern. Die Reisebilder jedoch haben sich in Frankreich viele Freunde erworben, und ihrem Verfasser einen großen Ruf verschafft, obgleich die herrlichen Lieder daraus weggelassen sind, die ihn zu unserem ersten Lyriker der Zeit erheben. „Wir lieben und schätzen Heine mehr als die Deutschen," wurde von einem der Anwesenden bemerkt. Allein ich suchte ihm diesen Wahn zu benehmen, indem ich ihm deutlich machte, daß das Verbot seiner Schriften keineswegs mit der Zuneigung oder Abneigung der Nation in Verbindung stehe, und daß Heine stets ein großes Publikum hatte und haben

wird, und daß seine Nordseelieder dem Eigenthümlichsten und dabei Deutschesten zu vergleichen seyen, was jemals in Deutschland gedichtet worden, und ihm für immer seinen Ehrenplatz auf dem deutschen Parnaß anweisen müßten. Ich weiß nicht, wie mir diese Phrase nach altem Styl in den Mund kam, als ich mich des Modernsten unserer Lyriker diesen Fremden gegenüber anzunehmen berufen fand; es war ein prophetisches Gefühl, das mich ergriffen hatte, und das sich mir erst jetzt erklärt, wo man Heine in der That einer papiernen Ehrenbezeugung am deutschen Musenberge für unwürdig erklären will.

Die Franzosen denken sich in der Regel Heine als Ausnahme von allen Deutschen, die sie einsylbig, trocken, unwitzig finden. Allein das Räthsel ist bald gelöst, wenn man bemerkt, daß Heine der französischen Sprache so mächtig ist, daß er seine Witze und Sarkasmen ohne Rückhalt sprudeln lassen kann, wie in seiner Muttersprache. Dieß ist nicht leicht, und jeder Andere, er mag noch so gut französisch sprechen, fühlt sich dem reichen Wortschwalle lebhafter französischer Unterhaltung gegenüber genirt. Ich sah mich gedrungen, dieß den guten Franzosen zu erklären, damit sie nicht glaubten, wir könnten weder heiter noch lustig seyn. Nun kommt zwar das noch hinzu, daß unsere Vornehmen, die sich am besten der französischen Sprache in der Unterhaltung bedienen können, nicht eben einen besonders großen Verbrauch von Witz und Geist zu machen verstehen, und daß dieses die Franzosen in ihrer Meinung von unserem trockenen Ernst bestätigte.

Sobald Hugo sprach, bemerkte ich, daß die anwesenden jungen Leute besonders aufmerksam waren und mit den Blicken an seinem Munde hingen, wie Schüler, die auf einen hochgeliebten Lehrer hören. Sie sprachen während der Zeit, daß mein Besuch währte, kein Wort. Nur zwei ältere, die tapfer mitaßen, mischten sich zuweilen in's Gespräch. Dieß sind die stets fertigen Kämpfer für Hugo's Ruhm, wenn es einem feindseligen Kritiker einfällt, ihn anzutasten, wie es nicht selten geschieht. Allein sie beobachten nicht immer die Defensive, sondern bilden auch mitunter den angreifenden Theil. So hatte erst kürzlich ein Kopf von untergeordneten Fähigkeiten, der einem Gasconischen Edelmanne, Herr Grenier de Cassagnac gehört, im Interesse Hugo's Alexander Dumas in dem Journal des Debats heftig angegriffen, welches diesen veranlaßte, einen kritischen Artikel im Impartial einrücken zu lassen. Schade, daß er hier nicht so verbreitet wird, wie der Andere in den vielgelesenen Debats; allein der Impartial leiht sich am willigsten zu diesen Controversen her, wie schon sein Titel besagt.

Madame Hugo war, wie alle Pariserinnen, in Gegenwart eines fremden Mannes schweigsam und zurückhaltend. Man sollte es nicht

glauben; es sieht für uns auf den ersten Blick wie Mangel an Weltbildung aus, und ist es auch in der That mit einer ziemlichen Dosis von Stolz gemischt, welcher der Frau des ersten Tragikers nun wohl eben so wenig ziemt, als einer Andern, die aber für den Tragiker nur sehr schmeichelhaft seyn kann. Eine freundliche, geschäftige deutsche Hausfrau, die es der Höflichkeit angemessen hält, ihre Gäste zu unterhalten, vor freundlichem Lächeln nie den Mund schließt, und es sich zur Sünde anrechnen würde, gegen das, was sie Höflichkeit nennt, zu verstoßen, würde vor einer solchen Französin zurückscheuchen. Und doch haben diese das Eigenthümliche, daß sie bei näherer Bekanntschaft immer liebenswürdiger werden, während unsere freundlich höflichen Frauen bald fad, oft zurückstoßend sind, wenn man sie überrascht und sie gerade nicht auf die Feiertagsmiene vorbereitet sind, die sie zum Empfange eines Fremden nöthig haben.

Mir scheint es sehr natürlich, gegen Fremde nicht allzufreundlich zu seyn; und sehr weiblich, wenn man den Fremden kennen gelernt hat, ihn, wenn er es verdient, zu schätzen, und es ihm durch zuvorkommende Liebenswürdigkeit zu zeigen. Auf welcher Seite ist hier nun die Wahrheit, und wo die Verstellung?

Hugo bat mich, wenn ich nach Paris zurückkehre, das Haus auf der place Royale nicht zu vergessen, und ich verließ ihn mit dem Vorsatze, von seiner Einladung hoffentlich recht bald Gebrauch zu machen.

10.

Schiller's Räuber mit Musik von Mercadante! Wer in Deutschland lacht nicht bei dem Gedanken. Und doch gibt es Leute, die dabei sehr ernst aussehen und uns das Lachen sehr übel nehmen würden; dieß sind die italienischen Sänger, »les bouffes«, wie die Franzosen sie nicht unrichtig benennen. Bis auf geringe Ausnahmen ist das Komische ihre Sphäre.

Der Maestro Mercadante wurde über Hals und Kopf nach Paris verschrieben, als der liebliche Bellini kurz vor dem Beginne der Saison gestorben war. Er war so eilig von Novara, wo er sich eben aufhielt, nach Paris gereist, um dem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten, daß er den bestellten Operntext nicht abwarten konnte, und mit dessen Fabrikanten, dem bekannten Signor Felice Romani, die Abrede traf, ihm solchen so schnell als nur immer möglich nach Paris zu senden. Die Operntextfabrikanten in Italien gehören aber dort nicht zu den

angesehensten Leuten, und solche machen sich wohl in den meisten Ländern nichts daraus, ihr Wort nicht zu halten; auch Romani that es; der Text kam nicht an. Die Saison begann; die Unternehmer wollten die dem Publikum versprochene neue Oper; Mercadante hatte sein Album voll der hübschesten Melodien, wozu er einstweilen die üblichen Worte: „Felicita und Amore, trema per lui, per te," oder dergleichen, wie sie fast in allen Opern vorkommen, sich gewählt, und wartete indessen frohen Muthes auf Romani's Text. Aber er blieb aus. Schon war die Hälfte der Saison zu Ende — und immer schwebte kein Libretto über die Alpen. Da mußte ernstlich daran gedacht werden, Rath zu schaffen.

In Paris lebt ein Dilettant, Namens Crescini, Inhaber eines hübschen Vermögens und einer schönen Frau, die bis jetzt zu ihrem Vergnügen Gesang trieb, und großer Freund der schönen Künste; der sah die Noth seines Landsmannes und beschloß, ihm hilfreiche Hand zu leisten. Er hatte keine Zeit, sich lange zu besinnen, und wie man oft in der Geschwindigkeit das zunächst liegende übersieht, so geschah es auch ihm; er griff nach dem Entferntesten — griff über den Rhein — in's Herz von Deutschland — um zu den nichtssagenden welschen Melodien eine Unterlage zu finden; er nahm das schauerlich gigantische Erstlingsgedicht Schiller's, und riß und zerrte daran, und kneipte hier mit der Zange ab, schnitt dort mit der Scheere zu, formte und modelte so lange, bis es ihm gelungen war, aus dem deutschen Felsen eine französische Brioche zu machen, und dann nannte er diese Geschichte J Briganti und fühlte sich berufen, folgende Erklärung als Vorrede dazu zu geben, die ich hier mit authentischer Treue übersetzen will:

„Der Stoff dieses Melodramas ist — wie es der Titel genugsam anzeigt — aus der berühmten Tragödie Schiller's gezogen, welche bei ihrem ersten Erscheinen einen so großen Enthusiasmus erregte. Der italienische Dichter glaubte, indem er diese Personen der Scene und dem Gesange anschmiegen wollte, einige Charaktere mäßigen zu müssen, ohne ihnen jedoch gänzlich ihre Physiognomien zu rauben. Diese Räuber (man höre!), welche in dem deutschen Drama als eine Bande von Bösewichtern, allen Lastern ergeben, dargestellt sind, erscheinen hier wie Männer, die sich jeder ungerechten Unterdrückung widersetzen, wie Freunde jener unschuldigen Unabhängigkeit, die keine Ordnung stört, kein Gesetz übertritt. Sie trotzen dem Unglück und spotten der Gefahr; der schwarze Anblick der Nacht, das Schweigen der Wälder, ein stürmischer Himmel, die Natur mit ihren geheimnißvollen Schrecknissen sagen ihrem Geiste zu und entsprechen ihrem Charakter. Die

andern Charaktere bedürfen keiner Erklärung. — Ich hätte einer Thatsache aus der französischen Geschichte oder der meines Vaterlandes gern den Vorzug gegeben, dessen Ruhm und Unglück der Poesie so reichen Stoff bietet; aber die Kürze der Zeit und die Wahl, die bereits Andre getroffen hatten, bestimmten mich zu diesem Gegenstande. Wenn es mir geglückt ist, durch die Behandlung des Stoffes den Talenten, nämlich dem, welches die Musik schreiben wird, und denen, die sie ausführen sollen, ein schickliches Thema geliefert zu haben, so werde ich mich für meine Arbeit reich belohnt fühlen. (Jo sarò ben pago di questa mia fatica.) Ich habe geglaubt, diese wenigen Worte dem Werke vorsetzen zu müssen; sie sind vielleicht für den Leser von keiner Bedeutung, sie waren aber wichtig für den Schreiber.

Jacopo Crescini."

Es geht wenigstens hieraus hervor, daß Herr Crescini gewissenhafter zu Werke ging, als es üblich, und daß er sich auf eine dunkle Weise auch Rechenschaft über sein Beginnen zu geben wußte. Daß er dieses überhaupt that, verdient schon rühmliche Erwähnung, so wenig man auch sonst mit ihm einverstanden seyn mag. Um einen oberflächlichen Begriff von dieser Bearbeitung der Räuber zu geben, genügte es schon, die Personen herzuschreiben; ich will jedoch gern mehr in's Detail gehen, um zu zeigen, was solch ein Italiener, selbst wenn er gewissenhaft, sich bei seiner Schreiberei zu denken pflegt.

Die Personen heißen:

Massimiliano, Conte di Moor, principe del regno; Ermano, Corrado, suoi figli; Carlo und Francesco hatte sich nämlich der Komponist verbeten, weil er das lange A in der zweiten Sylbe durchaus nicht entbehren konnte, um eine gute Oper über diesen Stoff zu schreiben; dafür aber blieb Amalia d'Edelreich unangetastet, da Amalia ganz gut zur Musik paßt und „Edelreich", dieser den Italienern so barbarisch klingende Name, nicht gesungen wird; Teresa, confidente di Amelia, ist eine Geburt Crescini's, womit er das Stück bereicherte; Bertrando, Solitario, ebenfalls eine Schöpfung des Bearbeiters, denn man denke hier nicht etwa an den Pater Moser oder sonst dergleichen; endlich lesen wir noch Rollero, amico di Ermano, unter den Personen, der von seinem Urbilde auch nicht den leisesten Zug an sich trägt.

Wenn wir jedoch nun den Scherz bei Seite setzen wollen, so läßt sich unläugbar schon aus diesem Cannevas darthun, daß Herr Crescini für seinen Zweck geschickt zu Werke ging. Diese Vereinfachung der Handlung, diese Zusammenziehung des Personals waren nothwendig, wenn nun einmal Schiller's Tragödie in eine italienische Oper umgewandelt werden sollte. Und wahrlich hierin nur allein liegt das Ab-

geschmackte; das Uebrige, was als Folge von diesem damit vorgenommen wurde, ist größtentheils nicht zu tadeln.

Die Handlung beginnt nach der Trauer um den vermeinten Tod des alten Grafen, in dem Augenblicke, wo Corrado Alles zu seiner Vermählung mit Amalia veranstalten läßt.

Den Anfang macht ein Fest; Herren und Damen spazieren unter Säulengängen; hinter der Scene Tanzmusik; es ist Tagesanbruch. Conrad tritt, von Pagen und Bewaffneten begleitet, in trübem Sinnen verloren, auf. Die Anwesenden beklagen ihn und wünschen, daß ihn seine Verbindung mit Amalia heiterer stimmen möge.

Conrad singt für sich:

Perchè non posso a tutti
Gli occhi celarmi, o sì mentir la fronte
Che lo scompiglio mio non sia palese?
Per lei che mi sprezza,
Ond' ardo e deliro,
All' aura che olezza
Jo chieggo il sospiro
Che giove a spirarle
Parola d'amor! *)

Ist das nicht zärtlich von diesem Conrad-Franz? Uebermenschlich zärtlich? Und wie sieht Tamburini aus? Da ist nicht die Rede davon:

„Warum mußte mir die Natur diese Bürde von Häßlichkeit auferlegen!"

Tamburini sieht so hübsch aus, als er es nur im Stande ist.

Amalia's Auftreten geht ein Chor vorher, der mit Blumenkörbchen erscheint, die er ihr als Geschenk darbringt. Amalia tritt weinend auf. Sie erzählt ihrer vertrauten Teresa, daß sie Conrad nicht lieben kann, und daß eine innere Stimme ihr sagt, ihr geliebter Herrmann lebe noch. Sie singt:

Vieni, o caro, un sol momento
Vieni al sen di chi t'adora,
E se avien ch' io spiri allora
Saro spenta di piacer. **)

Conrad erscheint und Beide schütten ihr Herz, in einem Duett, gegeneinander aus. Sie gesteht ihm, daß sie stets Carl-Ermano liebe!

---

*) Warum kann ich mich nicht Aller Augen entziehen, oder meine Stirne so zur Lüge zwingen, daß meine Verwirrung sich den Blicken verbirgt? Für die, die mich verachtet, erglühe ich in Liebe, und fordre von der Luft einen Hauch, um ihr ein Wort von Liebe einzuflößen.

**) Komme Geliebter, nur auf einen Augenblick, zu ihr, die Dich anbetet, und wenn ich auch sogleich stürbe, so wäre es vor Entzücken!

E ancor l'ami? e dirlo ardisci?

singt Corrado.

L'amo si d'immenso affetto! *)

erwidert Amalia.

Er. L' oblia!

Sie. Mai —

Er. Trema!

Sie. Ferisci,

Ma strappar nol puoi dal petto! **)

Er zeigt ihr nun einen Schleier, den sie einst Ermano als Liebespfand gegeben, blutig und zerrissen; sie erkennt ihn und stößt einen Schrei aus; Herrmann ist todt! — Corrado wird zärtlich; er will ihr Herrmann ersetzen; sie — in Schmerz aufgelöst — küßt den Schleier und will ihren Geliebten nie vergessen. Die Scene verwandelt sich in den Schloßgarten; Herrmann und Roller erscheinen in einem Kahne und landen.

Herrmann erinnert sich seiner Jugend; er betrachtet Bäume, die er gepflanzt; man hört hinter der Scene Harfenklänge und dazu Amalia's Stimme eine klagende Romanze singen. Herrmann will zu ihr eilen; da ertönt plötzlich Orgelton und Glockenklang aus der nahe gelegenen Kapelle; Amalia kommt im schwarzen Schleier auf die Scene und kniet betend auf der Schwelle der Kapelle nieder. Herrmann naht sich ihr mit geschlossenem Visir; sie erkennt seine Stimme; er öffnet das Visir und sie sinkt dem in die Arme, den sie als todt beweinte. Ein großes Duett folgt. Sie erzählt ihm Conrads List und den Tod seines Vaters. Roller meldet die Ankunft Corrado's. Ein Streit entspinnt sich zwischen beiden Brüdern. Corrado fragt Herrmann ironisch, was er denn eigentlich wolle. Herrmann sagt: Behalte den Thron und die Macht, nur gib mir die Hand dieser, die ich liebe! Das will Corrado nicht; er fordert Herrmann zum Zweikampf am andern Morgen, bei den ersten Strahlen der Sonne. Sie schütteln sich mit edelm Stolze die Hände und erheben ihre Schwerter. Mit dem Chore:

Caddi, o notte, e al ciglio ascondi
La cagion di sdegno tanto;
Deh! ricopri col tuo manto
Lo spettacolo d'orror! ***)

schließt die erste Abtheilung.

---

*) Und Du liebst ihn noch und wagst es mir zu sagen?
— — Ich liebe ihn noch gränzenlos!

**) — Vergiß ihn —
— Nie —
— Zittre —
Tödte mich, aber nie wirst Du ihn aus meiner Brust reißen!

***) Sinke nieder, o Nacht! und verbirg den Augen die Ursache dieses Zorns; bedecke mit deinem Schleier dieses Schauspiel des Entsetzens!

Der zweite Akt zeigt uns einen Wald bei nahendem Gewitter und das Lager der Räuber. Sie singen:

La sonante procella che accampi
Presti all' arme il fragore dei tuoni,
Presti ai brandi il baleno dei lampi,
E a quell' ira ci temperi il cor:
Odio, guerra, rivolta risuoni
Degli oppressi ai codardi oppressor. *)

Herrmann kommt. Er sucht Hilfe bei seinen Gefährten. Sie erinnern ihn an den Schwur, der sie Beide unverbrüchlich aneinander bindet. Er fordert Wein und singt:

Trova ovunque e patria e letto
Il Brigante a suo voler,
Così fervido ha l'affetto;
Come libero il pensier.
Col periglio sempre inante
È più vivo il suo goder!

und der Chor fällt ein:

Sol la vita del Brigante
È la vita del piacer! **)

Ist das nicht eine treffliche Uebersetzung unseres: „Ein freies Leben führen wir?"

Die Räuber legen sich schlafen; man löscht die Fackeln; nur eine wird brennend an einen Baum gesteckt. Herrmann hält seinen Monolog, der dem des Carl Moor ein wenig gleich sieht. Ein Eremit erscheint; betet und geht nach dem Thurm. Herrmann betet laut zu der Jungfrau und allen Engeln. Des alten Grafen Stimme im Thurm wird gehört:

Oh! quanto l'ore son lunghe se la conta il pianto!
Sei tu? ***)

Es entspinnt sich ein Gespräch zwischen ihm und dem Eremiten; sie hören das schauerliche Schnarchen der schlafenden Räuber; Herrmann wird aufmerksam und ergreift den Eremiten, der sich fortschleichen will. Der Thurm wird erbrochen und der alte Graf kommt daraus hervor,

---

*) Der heulende Sturm, der sich nahet, verleihe unsern Waffen den Schall des Donners, und unsern Schwertern den Glanz der Blitze! Er senke seinen Zorn in unsere Herzen! Haß, Krieg, Aufruhr, tönet den feigen Unterdrückern in die Ohren!

**) Ueberall findet der Räuber, wenn er will, ein Vaterland und ein Lager; seine Liebe ist glühend, so wie sein Geist frei; die Gefahr stets vor Augen, ist der Genuß desto herrlicher!
— Nur das Leben des Räubers, ist ein Leben der Lust!

***) Wie lange sind die Stunden, wenn die Klage sie zählt.... Bist Du's?

in der überaus wohlgenährten Gestalt des trefflichen Lablache. Er erzählt seine Geschichte:

— Il crine
Sollevarti farò dallo spavento
Quando saprai che un figlio .... *)

Er erfährt, daß der von ihm verfluchte Herrmann unschuldig sey; Herrmann weint; der alte Moor erkennt seinen Sohn, der ihn dem Leben wiedergegeben. Herrmann stößt in's Horn, alle Räuber eilen herbei. Der Alte schaudert zurück, wie er vernimmt, daß sie Herrmann als ihren Hauptmann begrüßen; die Räuber ziehen ihre Dolche und schwören, den Vater an seinem Sohn zu rächen. Der alte Moor bittet für Franz; sie versprechen ihm, dessen Leben zu schonen, und mit der Versicherung, ihm den Thron wieder zu verschaffen, brechen sie mit Vater und Sohn nach dem Residenzschlosse auf.

Im dritten Akte sehen wir Corrado von seinem Gewissen gefoltert. Der Chor meldet ihm die Annäherung der Räuber, die von Herrmann angeführt werden. Corrado ermannt sich und sie eilen ab, den Feinden die Spitze zu bieten. Amalia eilt aufgeschreckt durch den Lärm auf die Scene; ihre Frauen kommen dazu und erzählen ihr, daß Herrmann seinen Vater befreit habe; daß ein frommer Eremit diesem das Leben gefristet. Bald erscheint auch der alte Graf in kriegerischer Kleidung und drückt seine Nichte an die Brust. Ein Duett, von Lablache und der Grisi himmlich gesungen, ist, wie Jeder leicht einsieht, die unausbleibliche Folge. Der Graf sagt ihr, sie müsse Herrmann aufgeben; sie dürfe den schändlichen Räuber nicht lieben;

Egli è capo di Proscritti ....
Egli è un empio masnadier!
(Amelia dà un grido di disperazione.)

Sie singt:

Mia vergogna ove nascondo? **)

Das arme Mädchen will vor Schaam vergehen, und sie vereinigt sich mit dem Alten, um sehr melodisch zu weinen:

Piangiamo entrambi ahi! .... ***)

Dieses Weinen wird, nachdem es eine Weile gedauert, von einem Weheruf hinter der Scene unterbrochen. „Vielleicht fechten meine Söhne miteinander!“ schreit der alte Graf:

---

*) Deine Haare werden sich vor Entsetzen sträuben, wenn Du hören wirst, daß ein Sohn .....

**) Er ist das Haupt der Geächteten, er ist ein gottloser Räuber!
(Amalia stößt einen Schrei der Verzweiflung aus.)
— Wo soll ich meine Schmach verbergen? —

***) Wir wollen miteinander weinen —

Crollate, antiche mura,
L'onta e la mia Sciagura
Coprite — *)

Herrmann stürzt auf die Scene, ein blutiges Schwert in der Hand; es ist Cain der Brudermörder, von den Furien verfolgt. Der Vater stürzt ihm mit den Worten entgegen:

Così serbi il giuramento?
La mia vita ancor ti prendi;
A' tuoi piedi io cada spento
Questo solo manca a te. **)

Herrmann entschuldigt sich, so gut es gehen will. Er habe seinen Bruder zweimal entwaffnet und ihm das Leben geschenkt; allein jener sey in blinder Wuth ihm in den Degen gestürzt. Da der Vater noch Zweifel hegt, so beschwört es Herrmann und sinkt zu seinen Füßen, ihn um Mitleid anflehend. Nach einigem Kampfe ist der Vater geneigt, ihm zu verzeihen, da hört man die Stimmen der Räuber von Innen: Herrmann! rufen. „Was bedeutet das?“ fragen Alle. Herrmann will fortstürzen:

La ruina
Seguo già che mi trascina. ***)

Die Räuber stürmen herein und rufen ihm zu, sich seines Schwures zu erinnern. Sie wollen Amalia ergreifen; sie gehört ihnen an. Herrmann vermag nicht zu widerstehen und ist bereit, zu folgen. Amalia fällt ihm flehend zu Füßen; er bleibt zögernd vor ihr stehen. Vater und Geliebte bitten ihn, zu bleiben; die Räuber ziehen ihn fort. Wir sind umringt, Du mußt mit uns kämpfen! rufen sie. Die Räuber nehmen Herrmann in ihre Mitte und ziehen ihn mit sich fort; Amalia will ihm nacheilen, sinkt aber in die Arme ihrer Frauen. Unter dem allgemeinen Ausrufe:

Misera mori! †)

fällt der Vorhang.

Welch ein Schluß! Wie unbefriedigend, hör' ich von allen Seiten ausrufen. Ich will nun aber das Libretto auf sich beruhen lassen, und mich nach einer andern Seite wenden. Mercadante's Musik hat bei uns nie Glück gemacht, und ich sag' es auch dieser Oper voraus, wenn jemals ein Theaterdirektor in der Klemme den verzweifelten Entschluß fassen sollte, sie zu geben. Es ist eine nichtssagende Spielerei

*) Stürzet ein, ihr alten Mauern; decket meine Schande und mein Unglück —
**) So hältst Du Deinen Schwur? Nimm auch mein Leben! Zu Deinen Füßen sinke ich nieder, nur dieß fehlt noch Deinem Verbrechen!
***) Ich folge dem Unglücke, das mich fortreißt —
†) Die Unglückliche ist todt!

mit Tönen, dabei von aller Originalität entblößt, nichts weiter; weder Bellini's eigenthümlich-sanfte Melodien, noch Donizetti's mächtige Orchester-Effecte werden hier angetroffen; Mercadante bleibt stets seicht und er wäre nicht zu ertragen, wenn ihm nicht italienische Kehlen ihre unvergleichliche Kunst liehen. Den Vortheil, der sich ihm hier bot, für die besten Stimmen Italiens zu schreiben, hat er gehörig ausgebeutet; er hat mit Geschick und Geschmack Schwierigkeiten gehäuft, die jedoch für seine Virtuosen keine mehr waren. Dieß ist ein Vorzug, den man — um gerecht zu seyn — anerkennen muß. Lablache und Julie Grisi zeigen sich als vollendete Künstler. Ihr großartiger, herrlicher Gesang wird von einem leidenschaftlichen Spiele unterstützt; das Spiel, welches die Grisi in einigen Scenen der Oper entfaltet, wäre so mancher deutschen Amalia von Edelreich zu wünschen; dazu die köstliche Stimme, die reizende Gestalt, der ausdrucksvollste Kopf, den man sich denken kann. Im Schmerze und in der Trauer ist sie wahrhaft schön; ein so künstlerisch schönes Bild, wie uns das Theater selten eines zeigt! Lablache hat im dritten Akte seine Höhe, wo er in der Kleidung eines Kriegers, bald kämpfender Held, bald zürnender Vater ist, und zuletzt dem Schmerze erliegt. Minder ausgezeichnet im Spiel, wenn gleich vollendet im Gesange, ist Tamburini's Corrado. Daß von einem deutschen Franz hier nicht die Rede seyn kann, wird der Leser aus der vorhergegangenen Analyse schon abgenommen haben, allein meines Bedünkens fehlt der Leistung jede Haltung; und nur das Costüm und die hergebracht üblichen Aktionen heben den Sänger aus dem Bereich des Kammergesangs in die dramatische Region. Bei uns in Deutschland findet sich das wohl häufig, und selbst bei andern Vorwürfen noch, allein in dem théâtre-italien zu Paris ist man nicht daran gewöhnt. Rubini endlich als Ermano ist ein unvergleichlicher Tenor, dessen Gesang eine unwiderstehliche Wirkung übt. Er begnügt sich damit, zu rühren und zu entzücken; sein Spiel ist stets angemessen, aber gleichförmig; eine Ausmalung wie von einem Schauspieler fordert man nicht von ihm; am meisten wirkt er durch seine schmelzenden Töne in seiner Reue, in der Klage, in den zärtlichen Liebesergüssen.

Es ist ein Genuß eigener Art, dieses seltene Kleeblatt von vier Künstlern zu hören; es ist ein Genuß, zu dem man sich mit vollem Rechte drängt; bessere Gelegenheit als in den Räubern findet sich schwerlich, sie zusammen zu bewundern; sie sind fast gleich darin betheiligt; man hört sie in ihrer ganzen Virtuosität neben einander. Dieß ist der Grund, daß die Oper so besucht wurde; dieß die Ursache, daß der Saal von fanatischem Beifall erschallte; hiezu kommt noch,

daß man sie wenig wiederholen konnte, da sie erst kurz vor dem Ende der Saison fertig wurde, und daß daher noch viele Dilletanti ihre Lust gar nicht befriedigen, Keiner jedoch sich daran satt hören konnte. Es ist zu erwarten, daß noch im nächsten Jahre dieses Werk einen Hauptbestandtheil des Repertoirs bilden und ein großes Publikum fortwährend entzücken werde.

Ich hoffe, daß es nach Deutschland nicht verpflanzt werden wird, und ich müßte mit Schaudern daran denken, wenn mir die Möglichkeit dazu vorschwebte.

11.

Wir sind in der rue Laffitte.

Am obern Ende derselben, im Hofe, liegt das schöne Hotel, das einst der Mann bewohnte, welcher dieser Straße den Namen gab. In seinen gastfreundlichen Sälen sah sich das Talent geehrt und unterstützt; es brachte Ruhm und Glück, hier aufgenommen zu seyn; die Ersten und Edelsten der Gesellschaft waren hier vereinigt; jetzt werden dort Bälle gehalten, zu denen der junge Bursche die Grisette führt, und Vergnügungen für Geld ausgeboten. Der Besitzer ist daraus vertrieben und Niemand kümmert sich mehr um den alten, unglücklichen Patioten — selbst die nicht, die ihm danken sollten!

Am untern Ende, dem Boulevard zu, sehen wir zwei Häuser, die mit Nummer 15 bezeichnet sind. Durch einen Thorweg gelangt man in einen weiten Hof, in dessen Hintergrunde sich die Hotels zeigen. Von beiden Seiten des Thorwegs ziehen sich unansehnliche Fronten mit kleinen Fenstern. Wir treten durch das eine Thor. Auf einer Seitenthür lesen wir Bureau des Coupons; Alles ist still; die Einfassung des Hofes besteht aus Bureaux, Remisen und dergleichen; wir sehen Niemand. In der einen Ecke steht ein eleganter Wagen. Das Hotel hat außer dem Erdgeschosse nur ein Stockwerk. Es ist mit Pilastern geziert und in einem edeln Style gebaut; etwa wie die Villa eines reichen Engländers. An den Altanen und Geländern schimmert Goldbronce; die untere Halle ruht auf Säulen, deren Zwischenräume mit großen Fensterscheiben aus einem einzigen Stücke geschlossen sind. Eine jede mag wohl ein Paar tausend Franken gekostet haben. Drei große Broncelaternen von reicher und eleganter Arbeit, doch nicht in dem vor Kurzem noch für modern gehaltenen Geschmack, hängen in der Halle.

Wir treten links durch eine hohe Glasthür und befinden uns in einem nicht geräumigen Treppenhause. Es ist mit einem Teppich versehen, Marmorstatuen stehen in den Ecken; die hohen Fenster sind

ebenfalls aus einem Stücke; Alles ist hier angenehm durchwärmt; die Heizung des Hotels geschieht durch Röhren. Vor uns liegen die Festsäle, die Gemächer zum großen Empfange.

Der Entreesaal ist mit reich geschnitzten Holzarbeiten bekleidet; die Thüren und Pfeiler, Alles mit den zierlichsten Arabesken bedeckt; eine längst vergangene Zeit weht uns hier an. Wir erinnern uns nur, in alten Schlössern, in Gemälden, oder in Theaterdekorationen dergleichen gefunden zu haben; hier ist aber noch Alles neu und frisch. Es ist der Geschmack aus dem Zeitalter der Wiedergeburt der Künste, le goût de la renaissance, da unter Franz dem Ersten, Leonardo da Vinci in Frankreich lebte, und durch seinen Einfluß die Kunst wieder eine Stimme bei der Ausschmückung unserer Wohnungen erhielt. Es ist zwar noch immer jene schwerfällige Pracht der früheren Zeit unverkennbar, aber die barocke Geschmacklosigkeit ist daraus entfernt, und Alles athmet einen edeln Charakter und Größe. An beiden Seiten der mit Holzbasreliefs bedeckten Thüren bauschen dicke Teppiche in schweren Falten, und die Fenster sind mit denselben Teppichen umhängt. Der nebenanstoßende Billardsaal zeigt denselben Schmuck und dieselbe Einfachheit. Hier sieht man noch nichts von Vergoldungen; einige schöne Gemälde in Rahmen, welche mit dem übrigen Holzwerke übereinstimmen, zieren die Wände. Von hier tritt man in eine hohe Gallerie, welche die ganze Breite des Hotels einnimmt; ihre Länge wird durch zwei kostbare Spiegel, die an jedem Ende angebracht sind, bedeutend vermehrt. Die eine Seite ist ganz von Glas, und längs derselben stehen in großen Bassins von Bronce die seltensten Pflanzen und Topfgewächse. An der andern Wand laufen Divans, und eine blendende Reihe von Kronleuchtern schweben die Decke hernieder. Ein jedes der Zimmer hat seinen Ausgang nach dieser Gallerie und bei dem letzten Feste, das in diesem Hotel gegeben wurde, machte sie in ihrer prachtvollen Beleuchtung und dem Blumenschmucke einen zauberhaften Eindruck, den selbst die Pariser hohe Welt ganz unerhört fand, obgleich sie doch an Eindrücke dieser Art wie keine andere gewöhnt ist. Der große Salon, den wir zunächst betreten, zeigt herrliche encaustische Malereien der berühmtesten Meister der neuern französischen Schule, zwischen seinen reichen Vergoldungen. Kamin und Tische von weißem Marmor mit Sculpturen, Statuen auf Piedestalen, Uhren, Girandolen und Kronleuchter, Alles im ausgesuchtesten Geschmacke des angedeuteten Zeitalters. Eine doppelte Reihe von Armsesseln, mit prächtigen großblumigen Seidenstoffen, zieht sich an den Wänden hin; an den hohen Bogenfenstern Doppelvorhänge von Seide, zunächst der Fenster, die herabgelassen werden, und darüber die kostbarsten Sammtdrapperien; Sessel und Divans am Kamine würdevoll hoch, breit und bequem, wie es unsere Voreltern liebten, und alles Uebrige im Einklange.

Es würde nicht möglich seyn, hier in eine detaillirte Beschreibung einzugehen, ohne die Leser durch Wiederholungen zu ermüden. Nur des gelben Salons will ich noch erwähnen, der sich durch seine höchst geschmackvolle Einrichtung auszeichnet; besonders ist hier der Kamin und die Tische von einer bewundernswerthen Arbeit. Dann gibt es noch in diesem Erdgeschosse einen Speisesaal für große Diners, daneben den Conzertsaal und zwei Tanzsäle. Das Lokal ist zur Aufnahme von 2000 Personen geeignet. In dem obern Stockwerke sind die Wohnzimmer der Familie, mit gleicher Somptuosität eingerichtet, doch kleiner und mit mehr auf Wohnlichkeit gerichteter Aufmerksamkeit möblirt.

Dieß ist das Hotel des jüngern Freiherrn von Rothschild, das derselbe erst vor Kurzem durch den seines Geschmacks wegen bekannten Direktor der großen Oper, Herrn Duponchel, auf diese Weise einrichten ließ. Prächtiger noch, obgleich unvollendet, ist das daneben liegende Hotel des ältern Freiherrn Salomon von Rothschild, der seinen Wohnsitz von Wien erst vor wenigen Jahren hieher verlegte. Das Hotel gehörte einst der Königin Hortense, und wurde mit 7 oder 800,000 Fr. von dem jetzigen Besitzer bezahlt.

Auch hier ist der Goût de la renaissance in Anwendung gebracht. Die Festsäle sind gleichfalls im Erdgeschosse und eine mit Blumen besetzte Treppe führt in die Wohngemächer im obern Stockwerke. Alles ist hier im größern Style. Ein Portier steht im großen Costüm in der Halle und die Bedienten sind in glänzender Livree. Im Vorsaale befindet sich der meldende Kammerdiener ebenfalls en tenue, und ein Schreibtisch steht in der Mitte, damit die Besuchenden ihre Namen aufschreiben.

Nach dem Entreesaal tritt man in den Salon d'Attente, und von diesem in den großen Salon. Alles ist wieder hier mit encaustischen Gemälden und den reichsten Goldverzierungen überdeckt. Dazwischen nehmen die prächtigsten Spiegel den Raum ein. Kolossale Sessel stehen rings an den Wänden, aus Goldbronce gegossen, mit den zierlichsten und geschmackvollsten Gebilden. Thier- und Menschen-Gestalten, durchflochten mit Laubwerk; man staunt, wenn man diese Sessel betrachtet; sie sind auf Rollen, um sie von ihrer Stelle bewegen zu können. Man sagte mir, daß ein einziger die Summe von 12,000 Franken gekostet haben soll. Dieß möge als Maaßstab der übrigen hier zur Schau gelegten Pracht gelten. Die Gallerie, obgleich viel reicher als in dem andern Hotel, macht jedoch bei weitem nicht zugleich jenen freundlichen Eindruck; besonders muß ich noch eines blauen Saales erwähnen, worin braune Möbel mit weißem Seidenstoffe auf einer blauen Estrade stehen, welches sich sehr gut ausnimmt; der Eßsaal ist ganz mit Täfelei aus seltenen Holzarten und Schnitzwerk bedeckt.

In dem obern Stockwerke, wo sich neben den Wohnzimmern die Säle zum gewöhnlichen Empfang und die Gesellschaftsgemächer der

Familie befinden, ist noch immer so viel Reichthum etalirt, daß manche unserer reichsten und elegantesten Häuser daran genug haben würden. Das Appartement des Freiherrn Salomon, aus drei Piecen bestehend, dem Cabinet, dem Schlafzimmer und dem Boudoir, ist mit sogenannten incrustirten Möbeln aus dem kostbarsten Holze besetzt, und zeichnet sich durch einen einfachen Schmuck aus.

In diesem prachtvollen Palaste herrschte die tiefste Stille. Der Portier, die Livree, der meldende Kammerdiener, Alles stand auf seinem Posten und hatte nichts zu thun. In dem einen Saale, neben den Wohngemächern, saß eine fremde Dame am Kamin, die auf eine Audienz zu warten schien; der Besitzer befand sich in Wien, und in dem reichen Wohnsalon saß auf dem Divan eine Matrone, leise schwatzend, in einfachern, von den gegenwärtigen sehr verschiedenen Verhältnissen erzogen, nun von all' dieser fremdartigen Pracht umgeben, durch ihren Reichthum auf des Lebens Höhe gehoben — die alte Freifrau von Rothschild aus Wien, und ihr zur Seite eine verwandte Seele, mit der sie vertrauliche Herzensergießungen tauschen konnte, und gleichfalls Matrone, Madame Beer, die Mutter des berühmten Componisten.

Wenn ich mir die alte Freifrau denke, den glänzenden Hofstaat, der sie umgibt, die blumenbesetzte Treppe, die zu ihr führt, das ganze aristokratische Cerimoniell, um zu ihr zu gelangen, und endlich ihre Einsamkeit, verlassen von ihren frühern Freuden und Genüssen, ausgeschlossen von der Welt, zu der sie nun eigentlich sich zählt — da kann ich mir die Freude vorstellen, die sie empfindet, wenn endlich die wackere alte Madame Beer aus Berlin bei ihr erscheint, und sie sich nun so recht aussprechen kann — nicht im zwängenden französischen Idiom, nicht in den geschraubten Ausdrücken der hohen Welt, die ihr nie geläufig werden konnten, sondern ungenirt, und hie und da an den Jargon streifend, der ihr angeboren wurde. Es ist für keinen Menschen köstlicher und erfreulicher, als sich des ihm angeborenen Jargons zu bedienen, und daher sind alle armen affectirenden Narren, die sich zieren und spreizen, stets zu beklagen.

Die Rothschilde haben jedoch vollkommen recht, sich auf diesen höchsten Fuß eingerichtet zu haben; er ziemt ihrer Bedeutung und ihrem Standpunkte, und Niemand kann sie deßhalb tadeln.

Noch einen andern Besuch hatte ich in der rue Laffitte abzustatten. Börne wohnt hier. Er hat sich für einen Schriftsteller, und — was noch mehr sagen will — für einen deutschen Schriftsteller in Paris mit einem ziemlich aristokratischen Luxus umgeben. Ein meldender Bedienter, ein großer Salon mit eleganten Möbeln, und daneben, in einem nicht sehr aufgeschmückten Cabinet, Börne im seidenen Schlafrock. Ich fand ihn be-

deutend gealtert und kränklich aussehend. Er lebt zurückgezogen und geht wenig aus; bei schlechtem Wetter verläßt er nie das Haus. Er wunderte sich, daß seine Balance in Deutschland nicht stärker ziehen wolle, in Frankreich wird sie ohnehin nur wenig gelesen, und so ist er Willens, sie mit dem dritten Hefte wieder eingehen zu lassen. Ueber die neueren Literatur-Zustände in Deutschland äußerte er sich ziemlich bitter, wenn gleich lächelnd, wie es seine Art ist. Er ist so ziemlich von Allem unterrichtet, und führt eine ausgebreitete Correspondenz. Die neuen Erscheinungen fehlen ihm auch nicht, da er viel zugesendet erhält. Das Neueste war der Lenau'sche Faust, den er jedoch nicht in seiner Balance besprechen mochte. Er habe bei dieser Gelegenheit auch viel gegen Göthe auf dem Herzen, das er heraussagen will, es streite aber gegen sein Gefühl, in französischer Sprache etwas gegen Göthe zu sagen, und dadurch die Hochachtung, welche die Franzosen vor ihm haben, zu stören. Auch sey er im Französischen in seinem Ideengang zu sehr gehemmt; hundert Dinge müsse er ganz übergehen. Dies sagte er mir und fügte hinzu, er wolle über Lenau's neuestes Werk in einer deutschen Zeitschrift sein Urtheil niederlegen.

In der Hälfte des Aprils hat Börne Paris verlassen und seinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt in Auteuil bezogen.

12.

Was Paris dem Fremden so angenehm erscheinen läßt, ist die ausgebildetste, großartigste Geselligkeit und Gastfreundschaft. Man denke sich darunter nicht das deutsche „Auf ein Gericht gern gesehen!“ nicht die Aufnahme fremder Personen in den Haus- und Küchenorden, nicht die Zumuthung, an den Freuden und Leiden unbekannter Haushaltungen nolens volens Theil nehmen zu müssen, nicht jene erdrückende Höflichkeit, jenes Nöthigen, jene steife, lächerliche Etikette; dies Alles verdient weder die Benennungen „ausgebildet“, noch „großartig“.

Welch' ein Dämon fährt in solch einen kleinstädtischen Egoisten, wenn er mit einem Male seine unansehnlichen Zimmer Fremden öffnen und die beschränkte Frau mit ihren kleinen Rotznäschen mit allem Spielzeugtrubel und häuslichen Lärm — Gegenstände, die ihn entzücken und rühren — andern Unbekannten zeigen will, und dies für Höflichkeit, Gastfreundschaft und dankenswerthes Beginnen hält! Der Besitzer eines kleinen Gartens, der darin einen blühenden Apfelbaum hat, ist darüber außer sich und lädt seine Freunde ein, um ihnen den Baum zu zeigen, und meint, sie müßten wie er außer sich gerathen; denn er hat keine Augen für alle Blüthenpracht, die ihn in der weiten Gegend umgibt, oder er bildet sich ein, so wie sein Baum blühe keiner. Wie lächerlich sind diese Egoisten! Wen hätten sie nicht schon

mit ihrer Manie gequält? und wie groß und glücklich und frei fühlt sich Der, welcher sich nie an kleinlichen Besitz kettete und den großen ungezwungen mitgenießt, als gehöre Alles ihm, ohne Neid, ohne Lust am Besitz selbst, und mit schönstem Behagen. — In Paris lernt man das kennen, wo die Reichen und Vornehmen, die Begünstigten des Glücks, die Männer von Talent und von Ansehen sich diesem Genusse ganz hingeben und der köstliche Besitz des Einzelnen so recht eigentlich zum Gemeingut wird.

Wer einen berühmten Namen hat, sieht die beste Gesellschaft, berühmte und vornehme Welt bei sich, und gäbe er ihr nichts als Zuckerwasser zur einzigen Erfrischung. Der Maler öffnet seine Salons, die mit Gemälden geschmückt sind; der Musiker erfüllt die seinigen mit den ausgesuchtesten Klängen; der Schriftsteller vereinigt die geistreichste Conversation; der Financier endlich läßt Champagner strömen und Delikatessen präsentiren, und zieht alle Kinder der bonne chère aus der Kunst- und Literaturwelt zu sich hin. Hier vereinigen sich die Zierden der Gesellschaft, um ein neues geistreiches Stück aufzuführen, dort hört man die bewunderten Künstler der italienischen Oper, hier sieht man die schönsten, graziösesten Weiber, dort hört man die verehrtesten Dichter, die berühmtesten Gelehrten, die Heroen der Literatur. Niemand stellt, nach dem gemeinen Sprichwort, sein Licht unter das Schäffel; ein Jeder läßt es leuchten, so hell es nur immer leuchten will.

Die Kette der Soireen, die sich in Paris wie Zauberbande um uns legen, sollte man eigentlich zum größten Theile kennen, um über das Pariser Leben sein Votum abzugeben berechtigt zu seyn; was sich uns auf den Straßen zeigt, ist — so überraschend es für den Ankömmling auch seyn mag — nicht werth, daß man lange dabei verweile. — London ist größer, überraschender, glänzender darin, und wer beide Städte kennt, nennt Paris ein Dorf im Vergleich mit London. Aber in gesellschaftlicher Beziehung wird Paris immer höher stehen, denn alle Almacks und Raouts sind nur Karrikaturen der Gesellschaft, die sich in Frankreichs Hauptstadt in ihrer feinsten, geistreichsten Blüthe präsentirt.

Für Leute, die gerne sehr bequem sind und früh schlafen gehen wollen, werden die Soireen in Paris, trotz ihrer Ungenirtheit, doch immer einigen Zwang mit sich führen. Vor zehn Uhr kann man nirgends hin, und da man stets mehre an einem Abend besucht, so dauert der Spaß bis ziemlich in die Nacht, oder vielmehr in den Morgen hinein.

Ich kannte die Soiree bei dem alten Maler Gerard noch nicht, obgleich sie schon seit vielen Jahren Mittwochs besteht, und sich durch alle Zeitverhältnisse und Staats- und Gesellschafts-Revolutionen erhalten, mithin ein wahrhaft geschichtliches Interesse erhalten hat. Man findet dort die Elite der Künstlerwelt und stets viele ausgezeichnete Fremde. Ein Freund ver-

sprach, mich dort einzuführen und ich legte willig einige Tage meinem Aufenthalte zu, um mich bei Gerard einführen zu lassen.

Ich kam aus einer musikalischen Soirée par excellence, Ohr und Herz noch voll der herrlichsten Töne, und mußte meinen Freund im Ministerium des Innern abholen, der einer halb diplomatischen Soiree bei dem General-Sekretär, Herrn Edmond Blanc, beiwohnte, wo Montalivet, Thiers und eine Menge anderer vornehmer Personen gegenwärtig waren. Ohne uns lange aufzuhalten, machten wir uns auf den Weg nach der weit entlegenen rue St. Germain des Prés. Es war bereits spät und wir besorgten, daß die Gesellschaft bei Gerard nicht mehr sehr zahlreich seyn würde. Vor der Thür zeigte uns jedoch eine stattliche Wagenreihe, daß wir nichts zu besorgen hatten. „Wir sind noch nicht die Letzten," sagte mein Freund, indem er die vielen Mäntel im Vorzimmer gewahrte.

Herr und Madame Gerard sind ein Paar liebenswürdige Leute und der siebenzigjährige Maler, obgleich so leidend, daß er den ganzen Winter nicht ausgehen konnte, gibt dennoch seine Soireen nicht auf und opfert seinen kostbaren Schlummer dem gewohnten Vergnügen, der Unterhaltung seiner Gäste. Das ist mindestens nicht philisterhaft.

Die Salons waren mit Gemälden des Wirths und mit Kupferstichen nach seinen Gemälden decorirt; der berühmte Belisar und der Homer leuchteten mir sogleich beim Eintritte entgegen. Die Gesellschaft hatte sich in drei Salons und dem Schlafzimmer vertheilt, und die Conversation war allgemein. Ich lernte dort die Gräfin Giucciola, eine von Lord Byron's Geliebtinnen kennen, eine noch immer schöne Frau, mit einem schmachtenden, blonden Kopfe. Eine andere, ehemals berühmte Schönheit, die sich jedoch nicht so conservirt hatte, Signora Grassini, die Sängerin, bekannt wegen ihres Verhältnisses zu Napoleon, die einst berühmte Vigano, die von ihrem früheren Aufenthalte in Wien noch ziemlich gut deutsch sprach, und Signora Crescini, die wunderschöne Frau des Dichters der Briganti, waren zugegen. Diese hatte bereits gesungen, und ihre Stimme und ihre Kunst Alles in Extase versetzt, als ich ankam. Man bat sie noch einmal zu singen, und die Ankunft Meyerbeer's, auf den Alles mit dem Ausrufe einstürmte: „Ah Maestro! was haben Sie versäumt?" bewog die liebenswürdige Frau, sich wieder zum Flügel zu stellen. Sie besitzt in der That einen mächtigen und zugleich lieblichen Contralt; die Manier ist so brillant und modern, als man nur voraussetzen konnte. Dabei der schönste Mund, der sich auf das Anmuthigste öffnete, die ausdrucksvollsten Augen, ein belebter Ausdruck und ein bewegter dramatischer Vortrag, kurz ein Zusammen, das fesselt und entzückt! Alles lauschte und als sie geendigt hatte, wurde der Athem zurückgehalten und Niemand wagte seinen Beifall zu äußern; eine zarte Aufmerksamkeit für den gran Maestro, der zugegen war, und erst nachdem

Meyerbeer sein Bravo und einen italienischen Zuruf laut werden lassen, stimmte die Versammlung froh und rauschend ein. Mich freute es, daß er sich während des Sturmes freundlich zu mir wandte und mir vor Allen auf deutsch zurief: „Wahrhaftig! sehr gut!“ Es liegt eine eigene Herzlichkeit darin, wenn sich zwei Landsleute, laut vor Fremden, so vertraulich etwas sagen können.

Ich unterhielt mich mit dem witzigen Dantan, der die berühmten Chargen in Gyps verfertigte, und dabei einer der ausgezeichnetsten Bildhauer ist, die jetzt in Paris leben, und freute mich seines so gutmüthigen, einfachen und bescheidenen Wesens. Nur wenn man diese Persönlichkeit kennt, wird es erklärbar, daß man sich so übereinstimmend das Wort gegeben hat, seine Maliceen ruhig hinzunehmen und mit den Lachern zu lachen, ohne dem Künstler zu grollen. Dantan lud mich in seine Werkstatt und ich freute mich darauf, diese Welt der Satyre und geistreichen Laune kennen zu lernen.

Auch Ancelot sprach ich hier, einen artigen, ganz bürgerlichen Mann, der sich durch seine Stücke für das Vaudeville-Theater, namentlich die Genrebilder aus der Pompadourzeit, ein hübsches Vermögen und einen guten Ruf gemacht hat. Wie ich so mit ihm spreche, erschrecke ich fast ein wenig, von einer Rockklappe gestreift zu werden, an der ein großes Kreuz von schwarzem Eisen herabhängt. Ich sehe genau hin und erkenne nun deutlich das eiserne Kreuz, jenes Siegeszeichen des Jahres 1813, das die gutmüthigen Franzosen in ihren Salons herumstreichen lassen. In der That aber vermuthe ich, daß die Leute seine rechte Bedeutung nicht kannten. Hiemit entschuldige ich allein den Träger, denn man mag ein solches Zeichen noch so werth halten, so ist es doch jedenfalls in den Salons der Künstler-Welt ganz überflüssig, wo nur das Talent Anerkennung findet, und könnte hier abgelegt werden, ohne sich selbst, dem Zeichen und der Liebe dazu den geringsten Eintrag zu thun.

Das eiserne Kreuz aber und einige deutsche Worte, die ich seinen Inhaber mit einer Dame sprechen hörte, führten mich zu der Bekanntschaft des Geheimenrath Koreff, des ehemaligen Leibarztes des Fürsten Hardenberg. Er ist ein feingebildeter und in der höhern Gesellschaft gern gesehener Mann, dabei einer der gesuchtesten Aerzte in Paris, besonders Deutschen sehr zu empfehlen, deren Natur der französischen Tisane widerstrebt.

(Fortsetzung nächstens.)

Der Letzte von Allen.

Englische Briefe.

I.

Unweit Edimburg, den 3. Juli 183....

Mein lieber Richard!

Als ich mich in Hyde-Park von Dir verabschiedete, dachtest Du, ich werde eine Vergnügungsreise nach Schottland machen; auch ich glaubte es. Ich hatte Schottland noch nicht gesehen, und das ist schmählich für einen Gentleman, besonders seit Walter Scott die Helden und Felsen Hochschottlands besungen hat. Frankreich, Italien zu kennen, aber Edimburg noch nicht gesehen zu haben, das ist mehr als ein Fehler, das ist lächerlich. Und so hatte ich denn von dem Augenblicke an, wo meine Gedanken hierauf gerichtet waren, keine Ruhe, bis mein Kutscher den Ruf vernehmen ließ: „All Right!“ Meine Brieftasche war mit Empfehlungsschreiben angefüllt, mein Felleisen mit den neuesten französischen Moden. Mein Gedächtniß hatte die besten und in der letzten Zeit gangbarsten bon mots, so wie die neuesten Anekdoten über den Hof gesammelt, ich sollte die glänzendsten Familien besuchen, den Herzog von D..., Lord H...

Nun denn! diese Projecte, diese Träume eines gefühlvollen und fashionablen Reisenden, sie sind dahin, und andere traten an ihre Stelle. Ich bin in das Innere einer Behausung verwiesen (und das wahrhaftig nicht gegen meinen Willen), welche wohl verdient, Newstead-Abbey gleichgestellt zu werden. Es fehlt weder an kleinen Thürmen, noch spitzigen Giebeln, noch an Schneckenstiegen, noch an Wänden mit eichenem Schnitzwerk, ja, „selbst das trübe Himmelslicht, nur durch gemalte Scheiben bricht“, und in den langen, gewölbten Gängen hört man jeden Schritt wiederhallen. Da ist Alles von Stein oder Eisen, Alles hat ein gothisches Ansehen, und das Schloß spiegelt sich vollkommen in einem solch schönen See...

Die Eigenthümer dieser Besitzung sind Leute, die Du fliehen würdest, Leute, die sich von der Welt zurückgezogen haben, in der sie ein grausames Loos traf. Aber ich liebe sie mit ihrem Kummer, mit ihrer Verlassenheit. Nichts erregt unser Mitgefühl so sehr, als der Anblick des Unglücks edler Wesen: die Furcht erwacht, ihr Schicksal könnte ansteckend seyn, oder man sucht ihre Nähe, und zeigt ihnen ein theilnehmendes Herz, empfänglich für ihren Kummer.

Sir Francis Egerton gab mir bei seiner Abreise einen Brief an diese Familie. „Es sind jetzt zehn Jahre," sagte er, „daß ich bei meiner Reise nach Schottland dort aufgenommen wurde. Seit dieser Zeit hat alle Verbindung zwischen uns aufgehört, allein ich bin überzeugt, daß eine Empfehlung von mir Ihnen eine gute Aufnahme daselbst verschaffen wird."

Eines Morgens kam ich in Nottingham-Hall an.

— Ist dieß ein, nur einigermaßen comfortables Haus? dachte ich. In diesen Bögen, in diesen Thürmen muß der Wind toben, ungewöhnliche Töne hervorrufen, sonderbare Bilder erwecken. Das hohe, zwischen den Pflastersteinen des Hofes hervorstehende Gras verkündete wenig Equipagen und Besuche. Ich erschrack. Ein Greis, von strengem Aussehen, empfing mich und geleitete mich in den ersten Stock. Er führte mich durch mehre Gemächer, wie man sie im Mittelalter sah, in einen schönen modernen Salon.

Lord Nottingham, der Herr des Hauses, trat mir entgegen, und drückte mir die Hand. Seine Gestalt war groß und stark; seine gefaltete Stirne, sein kahler Kopf, seine Augen voll dunkeln Feuers, endlich die Tracht der Trauer, in der er erschien, überraschten mich. Als ich ihm den Namen Sir Francis Egerton nannte, der mich ihm empfohlen, richtete er einige herzliche Worte an mich, und stellte mich der Mylady vor. Sie saß in der Vertiefung eines Fensters und erhob sich mit sehr vieler Grazie. Auch sie war, wie ich augenblicklich bemerkte, in Trauer.

Mylord las den ihm übergebenen Empfehlungsbrief laut, der ungefähr mit folgenden Worten endigte: „Ich hoffe, daß Sie auf Sir Arthur Wilmot die gütigen Gesinnungen übertragen, mit welchen Sie mich vor einer Reihe von Jahren aufgenommen haben; er wird, glücklicher als ich, in ihren sechs Kindern fast Alters-Genossen finden, und...."

Der Greis konnte nicht endigen. Er ließ den Brief fallen, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, seufzte tief, und verließ eilig das Zimmer. Ich betrachtete Mylady: sie vergoß einige Thränen. Sie versuchte die Unterhaltung wieder anzuknüpfen, schien Interesse an meiner Reise zu nehmen, und bat mich, ihr Haus ganz als das meinige zu betrachten, wobei sie jedoch die Furcht aussprach, ich möchte in einem solch einsamen Schlosse, in beständiger Gesellschaft von zwei bejahrten und keineswegs heiteren Personen, nur Langeweile finden. Ich wollte ihrer Kinder erwähnen, allein ein dunkles Gefühl verbot mir, diese Saite zu berühren.

Bis zur Stunde des Mittagessens ward ich nun vollkommen mir selbst überlassen. Man versammelte sich in einem sehr schönen Eßsaal, in welchem ich Mylord, Mylady und ihre Gesellschaftsdame antraf. Ich war unruhig, bekümmert; ich suchte .... diese sechs Kinder, deren Sir Egerton in seinem Briefe erwähnt hatte. Lord Nottingham fragte einen Diener, ob Sir Henry zu Tisch kommen werde. Auf die verneinende Antwort seufzte er und sagte: „Immer allein, immer traurig! Nun! auch er, er ...." — „Nein, nein!" rief Mylady, „er ist in diesem Augenblick nur ein wenig unwohl; Du weißt, es fehlt ihm an Appetit." — „Warum arbeitet er auch so viel?" antwortete Mylord

in fast launigem Tone. Hier stockte die Unterhaltung. Ich war immer noch auf das Erscheinen der sechs jungen Leute gespannt. Es war mir immer, als hätten sie einen Ritt oder eine Ausfahrt gemacht, und als müßte ich jeden Augenblick den Hufschlag ihrer Pferde auf dem Pflaster des Schloßhofes hören. Alles blieb still.

Als ich den andern Morgen zum Thee erschien, fand ich vorerst nur die Gesellschaftsdame, ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer, die mich unwillkürlich an Madame Primrose „very good natured“ erinnerte. Nach einigen unbedeutenden Worten gestand ich ihr, welch' sonderbare Ideen mir schon den ganzen Morgen durch den Kopf fuhren, und daß mir dieses Haus wie ein zweites Schloß von Franz Moor erscheine.

Sie sah mich erstaunt an: „Hier ist kein Geheimniß,“ sagte sie, „wohl aber eine beklagenswerthe Reihe von Unglücksfällen, die nicht zu verhindern waren. Sie suchten die Kinder Lord Nottingham's; er hatte deren sechs: drei Töchter, himmlisch schön, mit Augen wie Engel; drei Söhne, voll Kraft und reichen Tugenden. Nun, mein Herr, sie sind todt; todt, eines nach dem andern, todt auf der Schwelle des Lebens, an's Ziel gelangt mitten im Laufe. Ihr Namen allein hat sie überlebt, und die Liebe und der Schmerz ihrer trostlosen Eltern. Sie sahen sich gegenseitig erlöschen; es schien, als vermache der Sterbende den Ueberlebenden sein Loos. So wie sie ihr zwanzigstes Jahr erreichten, so starben sie, wie vom Spleen verzehrt, obgleich sie der schönsten Zukunft entgegen sehen konnten. Ja, mein Herr, nicht eines von ihnen hatte Zeit, zu leben, oder nur Zeit, das Leben zu lieben.“

„Wie?“ rief ich, „und nicht ein einziges ist mehr am Leben!“

„Doch, zum Glück noch eines: Sir Henry, ein edler, ein tugendhafter Jüngling, mit allen Gaben, mit allen Fähigkeiten ausgerüstet, welche ....“

„Gott sey gelobt!“

„Ja, aber er ist neunzehn und ein halb Jahr alt ....“

Ich verstand sie, und wechselte mit ihr einen Blick unaussprechlichen Mitleidens. In diesem Augenblick erschienen Mylord und Mylady; wir frühstückten. Sir Henry erschien auch jetzt nicht. Hatte man ihn von meiner Ankunft unterrichtet und mied er mich? Großes Glück und tiefe Traurigkeit lieben gleich sehr die Einsamkeit.

Ich will es Dir nicht verhehlen, seine fortwährende Abwesenheit peinigte mich; vergebens sehnte ich mich, diesen interessanten Henry zu sehen.

Meine Bücher und zuweilen ein Spaziergang in dem Park mußten mir die Zeit vertreiben. Als ich eines Tages eine der schönsten Alleen entlang ging, die man sich nur denken kann, hörte ich etwas, wie das Rauschen von Zweigen und das Krachen abgefallener Blätter. Neugierig näherte ich mich und finde nur wenige Schritte von mir entfernt einen Jüngling von schwachem, magerem Wuchse, mit blauen Augen und fahlen Wangen, auf denen die Röthe der Schwindsucht sich zeigte. Sein Gesicht trug das Gepräge einer zu früh gereiften Ernsthaftigkeit und Gesetztheit. Auf einen Stock gestützt, schritt er ziemlich langsam fort. Er schien an einem doppelten Fieber, physisch und mo-

ralisch, zu leiden. Wir begrüßten uns. Ich wollte stehen bleiben; schon hatte ich den Namen Sir Henry auf meinen Lippen, aber sein ernstes, trauriges Gesicht machte einen solchen Eindruck auf mich, daß mir der Muth fehlte, ihn in seinen Gedanken zu stören, und doch trieb mich mein ganzes Herz ihm entgegen, ihm, den ich bei der ersten Zusammenkunft erkannt hatte ....

Er ging vorüber; beschämt über meine Unentschlossenheit, kehrte ich um, allein ich konnte ihn nicht mehr finden. Vielleicht saß er in einer Laube, oder war hinter einem Gebüsch versteckt, und sah, wie ich ihn suchte.

Einige Stunden darauf brachte man mir ein sehr artiges Billet von Sir Henry auf mein Zimmer; er sandte mir einen, ihm gehörigen Bedienten zu meinen Diensten, einen excellenten Jokey; er bot mir seine Pferde, seine Hunde an, und bat mich dringend, Gebrauch von ihnen zu machen. Ich nahm sein Anerbieten an. Bald sah ich einige Personen der Nachbarschaft, unerschrockene Jäger, wie Lord Lansdale. Wir hatten alle Arten von Jagden, machten Wetten, und so fand ich in Schottland das englische Leben wieder, dem ich entflohen war. Allein bei allen diesen Zerstreuungen dachte ich beständig an den letzten Erben von Nottingham.

Gestern sah ich ihn wieder. — Mylord und Mylady waren ausgefahren. Im Schlosse herrschte tiefes Stillschweigen. Ich las und durchstöberte die reiche Bibliothek. Endlich erhob ich mich und ging ziemlich maschinenmäßig weiter, als ich auf einmal auf einer Seite von Gemächern mich befand, die mir unbekannt waren. Eine sonderbare Neugierde trieb mich, näher nachzuforschen. Ein Bedienter ging am Ende des Ganges an mir vorüber. Ich trat in das Gemach, dessen Thür er offen gelassen hatte. Es gehörte zu einer großen Reihe ineinander gehender Zimmer. Ich ging weiter und betrachtete die mich umgebenden neuen Gegenstände. Diese Zimmer waren mit sehr vieler Eleganz möblirt, aber man sah, daß viele derselben lange nicht bewohnt waren. Ich bemerkte Portraits in Lebensgröße von jungen Männern und Mädchen, alle ausgezeichnet schön in schottischer Tracht. Ich ahnete und mein Herz wurde beklommen. In diesem Augenblick fesselten die Töne eines Piano's meine Aufmerksamkeit .... ich schlich auf den Zehenspitzen näher .... Die harmonischen Töne kamen aus dem innersten Zimmer. Die Musik war so traurig, daß nur Mozart's Requiem ihr verglichen werden kann. Einige harmonische Accorde erstarben einer nach dem andern, dann wurde die Musik plötzlich wieder stürmisch, endlich begann der Spielende zu singen, jedoch sotto voce. Ich erkannte die Arie aus Don Giovanni:

Calma, calma il tuo tormento
Se di duol non vuoi chio mora
Forse un giorno il ciel ancora
Sentirà pietà di me.

Plötzlich sank die Stimme wie durch Schwäche. Das Piano ward ungestüm zugemacht. Dann hörte ich mit großen Schritten auf dem Fußteppich einhergehen. Einzelne Worte eines Selbstgesprächs drangen bis zu mir: — „Für was arbeiten, studiren? — warum? — um wie

alle die Meinigen bald nicht mehr zu seyn? .... Bestimmung! .... Ach, welch' ein entsetzliches Wort .... Kann der Christ an eine Bestimmung glauben? — Ich weiß nicht .... ich fürchte .... O wie bin ich so unglücklich! — Alicia, wirst Du einen Menschen lieben können, abgehärmt und bleich, wie ich .... — Ein Freund .... wer aber wird mein Freund seyn? Dieser neue Gast vielleicht .... aber er liebt ohne Zweifel das Leben, das Vergnügen ....“

„O! ich habe Sie verstanden,“ rief ich, indem ich lebhaft die Thür öffnete. Er war erstaunt, erschüttert und blieb unbeweglich. Ich hatte Zeit, ihn zu betrachten. Es war jener Jüngling, dem ich im Park begegnet; auch er trug, wie seine Eltern, Trauer. Er faßte sich bald, ergriff meine Hand, und dankte für das Interesse, das ich an ihm zu nehmen schien; er wußte, wie sehr ich es gewünscht hatte, ihn kennen zu lernen. Es war nicht übel angewandter Stolz, was ihn veranlaßt hatte, sich von mir entfernt zu halten, sondern die Menschenscheue des Unglücks. Er öffnete mir sein Herz, vertraute mir das, mir bereits bekannte Loos seiner Familie, und ließ mich das Reinste sehen, was es gibt: Thränen eines tugendhaften jungen Mannes.

Wir unterhielten uns sodann über schöne Künste, Literatur. Ich überzeugte mich bald, daß seine Erziehung sehr weit vorgeschritten war, und unwillkürlich betrachtete ich ihn mit einer Art Melancholie, wie die Griechen die zum Opfer bestimmte Iphigenie betrachtet haben mochten. In diesem Augenblick befanden wir uns an einem Fenster von einem der Winkel des Schlosses. Nur wenig entfernt sah man eine große Straße: plötzlich zeigte sich auf derselben eine glänzende Cavalcade. Eine junge, wie eine Amazone gekleidete Dame ritt so leicht voraus, daß die andern ihr kaum folgen konnten. Als sie in die Nähe des Schlosses kam, ließ sie plötzlich ihr Pferd in Schritt übergehen, schob ihren grünen Schleier auf die Seite, und richtete den Blick auf unser Fenster. Dann eilte sie im Galopp wieder fort.

„Alicia!“ rief — ohne Zweifel unwillkürlich — Sir Henry.

Dieser Name kam meinem Gedächtniß zu Hilfe. Ja, es war dies Miß Alicia Lansdale. Liebte er sie? Ich wagte es nicht, ihn zu fragen. Vielleicht aber erweckte der Anblick dieses jungen Mädchens, das so leicht dahin flog, den traurigen Gedanken an sein bevorstehendes Schicksal wieder, denn er begann die Unterredung wieder mit denselben Worten, mit denen sie angefangen hatte:

„O, wie bin ich so unglücklich!“ sagte er, „sterben, sterben, so frühe schon! gleichwie jene lieblichen Geschöpfe, die — besser als ich — in ihrer Jugend meinen alten Vater umgaben, und die jetzt schlafen für immer. O Sir Arthur! wenn Sie uns alle vor einigen Jahren gesehen hätten .... welche Heiterkeit in unsern Zügen! welche Achtung vor unserem Vater! wie alle diese sechs Kinder sich liebten .... Der älteste meiner Brüder wollte im Militär, der zweite bei der Marine dienen; meine Schwestern zeichneten sich in den Künsten aus; alle waren merkwürdige Geschöpfe, und nun — sind sie todt. Ich, der Letzte von Allen, erreiche nur mühsam das Alter, in dem sie unterlagen, und in kurzer Zeit werde auch ich ihnen folgen. Wird Gott kein Erbarmen mit den Nottingham's haben?“

„Kind!“ sagte ich zu ihm, „Gott kennt seinen Willen. Glauben Sie an ihn. Glauben heißt hoffen. Fassen Sie Muth und Entschlossenheit.“

„Entschlossenheit, mein Freund! Sehen Sie denn nicht, daß das Leben für mich nur ein Traum ist, der entflieht, ein Traum, der mich jedoch die schrecklichste Wirklichkeit deutlich erkennen läßt. Ach Gott, wie bin ich von allem diesem ergriffen. — Hier sind Blumen, ein Greis würde sie lieben, können sie mich erfreuen, mich? Sie zeigen mir ein nur zu getreues Bild von der Kürze meiner Tage. Sie dürfen sich nicht wundern, wenn ich um die Hoffnungen meiner Eltern traure. Ich weiß, sie setzen auf mich ihr einziges, letztes Glück; ich weiß aber auch, daß nahe Trennung uns bevorsteht. Mein Daseyn hätte ihnen zur Freude gereicht, aber wenn ich sterben muß, sollte ich wenigstens diesem Augenblick mit Ruhe und Ergebung entgegen sehen.“

Er war aufgeregt und hustete häufig.

Armer Henry! ich konnte ihm nichts erwidern. Was hätte ich seinen Klagen entgegen halten sollen? Ein Paar alltägliche Worte des Trostes? Ich beobachtete ein theilnehmendes Stillschweigen. Ich drückte ihn innig an meine Brust, und, von Unruhe und Sorgen gepeinigt, verließ ich ihn.

II.

Den 9. August.

Ich habe keinen Tag vorüber gehen lassen, ohne Sir Henry zu sehen. Wir lasen zusammen oder gingen mit einander spazieren. Mir schrieb ich die Ehre zu, als sich in seinen Gesundheits-Umständen eine Art Besserung zeigte. Aber ich bemerkte unterdessen bald, wem er diesen lobenswerthen Einfluß verdankte. Es war Niemand anders als Miß Alicia. Hätte man es glauben sollen, daß ein Geschöpf, an Nachdenken, Studium und Einsamkeit gewöhnt, sich gerade von einem anderen Wesen angezogen fühlen würde, voll von lustiger Heiterkeit, Vergnügen und Sorglosigkeit. Und ein solches schien mir Miß Lansdale zu seyn. Man nannte ihr Sir Henry; sie antwortete: „Er ist nicht im Geringsten amusant.“ Bei den seltenen Besuchen, die er in Lansdale-House abgestattet hatte, konnte er kaum diese junge lebhafte Dame einen Augenblick fesseln. Es ist wahr, er sprach mit ihr von unsern ernstesten Schriftstellern, von Young bis auf Worsworth; sie sprach mit ihm von Bulwer oder von einem andern fashionablen Romandichter. Seine traurigen Axiome, die er stets wiederholte, unterbrach sie mit kindlichem Lachen. Nur ihr schöner, edler und zugleich offener Blick zeigte Erbarmen. Ihm zeigte sie heimlich Augen voll des innigsten Mitleidens. Aber ihre Worte waren für ihn, wie schon gesagt, nur die einer Frau von Welt.

Henry's Kummer hatte jetzt einen andern Grund, allein sein Herz war nicht weniger beunruhigt. Vergebens sagte er mir Alles, was man schon so oft gegen die Liebe vorgebracht hatte, ich sah, welche Gewalt sie über ihn ausübte; aber wir bemerkten alle mit Vergnügen die Fortschritte, welche Alicia in seinem Herzen machte. So verfloßen drei Tage, ohne daß mein Freund von seinem nahen Ende oder von der Trauer seiner Familie gesprochen hätte. Ich fing wieder an, zu hoffen.

Indessen konnte Alicia's Koketterie eine neue Quelle von Leiden für ihn werden.

Lord Lansdale gab eine große Gesellschaft. Der ganze Adel der Umgegend war eingeladen. Ich erschien mit Henry. Er fand wenig Vergnügen auf diesem Ball. Alicia hatte ihm kaum ein paar Worte gewidmet; sie schien im Wirbel des Tanzes den blassen Jüngling vergessen zu haben, der, an einem Kamin stehend, durch seine edle Haltung und durch die sichtbare Gleichgültigkeit, mit der er dieses Vergnügen betrachtete, alle Augen auf sich zog. Der strahlende Squire Georg T... trat ein; seine Toilette war ausgezeichnet schön, und alle seine Liebenswürdigkeit widmete er Miß Lansdale. Dies beunruhigte Sir Henry, doch verließ er seinen Platz nicht. Ich erhaschte auf einen Augenblick Alicia, als sie eben in die Orangerie schlüpfte. „Grausame Miß," sagte ich zu ihr, „ist es Ihnen möglich, das treueste Herz so sehr zu verwunden?" — „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr!" — „Nun denn! sollte Ihnen Henry's Liebe unbekannt seyn? Diese Liebe, die ihn allein dem Leben erhalten kann, und die so deutlich aus seinen Augen, seiner bewegten Stimme spricht? Das ist wohl ein Triumph für Sie? Ach, seyen Sie großmüthig!"

„Es wäre Unrecht von mir," sagte sie, „Ihnen meine Gefühle für Sir Henry zu verbergen. Er ist ein seltener, ausgezeichneter junger Mann, und seine Frau wird einst sehr glücklich seyn. Aber man darf ihn nicht durch Sicherheit einschläfern, denn er hat einen solchen Hang zur Traurigkeit, daß diese bald wieder erwachen würde. Zu seinem eigenen Wohle muß er in Bewegung gesetzt werden und an dem Treiben der Welt Antheil nehmen. Er bedarf der Zerstreuung, selbst der Eifersucht. Um diesen Preis werde ich ihn retten, und wie stolz wird mich der Gedanke machen, dem das Leben wieder gegeben zu haben, den ich liebe!"

„Ich verstehe, theure Miß; Sie werden sein guter Engel seyn, und Ihr ganzes Daseyn einem Leben widmen, das nur durch ein Wunder erhalten werden kann ...."

Wir traten wieder in den Saal. Henry erfuhr nichts von dieser Unterredung. Den andern Tag sprach er von Nichts als dem Ball und von Squire T...

III.

Den 25. August.

Die Stimmung unseres Freundes hat sich sehr verändert. Briefe an seine theure Alicia zu schreiben, ist jetzt fast seine einzige Beschäftigung. Aber wenn er auch wie Romeo schreibt, so antwortet sie doch keineswegs so leidenschaftlich, wie Julia. Wohl oder übel muß er sie bei ihren Cavalcaden begleiten. Das letzte Mal machte sie ihm bemerklich, daß er sehr hinter der Mode zurückgeblieben sey. Alsbald erschien der gesetzte, ernste Sir Henry als „Dandy". Man hätte glauben sollen, er hätte wie Brummel, König Georgs früherer Freund, sein Leben auf die Kunst verwandt, die Halsbinde gut umzulegen. Sein ganzer Anzug zeugt vom besten Geschmack, sein Aeußeres zeigt die vollkommenste Eleganz, und es ist eine vornehme Harmonie in

seinem ganzen Wesen. Auch hat er seinem Bedienten eine neue, geschmackvolle Livree gegeben, und sich eine Kalesche nach dem neuesten Geschmack angeschafft.

Lord Nottingham ist entzückt: er würde ihm sein ganzes Vermögen bloß zu seiner Zerstreuung geben.

Wir waren gestern alle vereinigt und haben nachgerechnet, daß Henry nächstens sein zwanzigstes Jahr erreichen werde. — Schrecklicher Tag! — Aber dieser Tag selbst soll für ihn entscheiden; er soll sein Hochzeitstag seyn. Unter Vergnügungen und Festen wollen wir den Tod selbst betäuben, und er soll seine letzte Beute vergessen .... Ich zähle die Stunden, so sehr interessirt mich dieser gute Jüngling.

IV.

Den 14. September.

Seit meinem letzten Brief hat sich allerlei zugetragen. — Die Trauung war beschlossen, angeordnet, der Ehecontrakt aufgesetzt, Alles war in Ordnung.

Nottingham-Hall war auf das Glänzendste beleuchtet; die ganze alte Behausung hatte ein junges Ansehen gewonnen. Blühende Pflanzen schmückten die Stiegen; überall schöne Tapeten, Gemälde, Bildsäulen; ein vollständiges Orchester, eine Menge liebenswürdiger Ladies, aller Adel, lauter ausgezeichnete Personen auf 30 Stunden im Umkreis, waren da. Es war ein Lärmen, eine Lebendigkeit, eine Verwirrung, um den Kopf zu verlieren. Das Brautpaar war zum Entzücken. Da kam Henry auf die Idee, auf einen Augenblick in den, vom Monde beleuchteten Park zu gehen. Ich glaube in der That, daß ihm frische Luft Bedürfniß war, indessen war es unklug von ihm, da im Saal große Hitze herrschte und er sich leicht erkälten konnte; eine Unklugheit, die ich gern verhindert hätte .... Er entschlüpfte auf einen Augenblick, machte einen Gang durch die Allee, und kam dann in die Nähe eines kleines Vorsaales, wo eine einzige Lampe brannte. Dort sah er die Gesellschaftsdame seiner Mutter und den ehrwürdigen Geistlichen Jenkisson in lebhaftem Gespräch begriffen. — „Ach!“ sagte der Geistliche, den Henry nicht ohne Schauder erkannte, „wird er diesen Tag, der sein zwanzigstes Jahr voll macht, überleben? An dem gleichen Geburtsfeste starben seine Brüder und Schwestern in meinen Armen. Dieser Gedanke ließ mich diese Nacht keine Ruhe finden, ich blieb auf, um ihm nöthigen Falls beistehen zu können, wenn auch er ....“ Henry stieß einen schwachen Seufzer aus, dann eilte er schnell durch das bestürzte, im Gespräch begriffene Paar auf sein Zimmer, wohin ihm dieses folgte, betrachtete mit einem irren Blick die Porträts seiner zwei Brüder, schrie: „Arme Alicia!“ und fiel ohnmächtig zu Boden.

Vergebens hatten die Symptome seines verzehrenden Uebels die forschenden Blicke zweier Familien auf einen Augenblick getäuscht; die Unglücksstunde schlug; eine Crisis hatte gedroht, und die heimlichen Worte des Geistlichen Jenkisson, die zu Henry's Ohren drangen, führten vollends einen Sturm herbei, dem er in drei Tagen unterlag.

Ein königlicher Besuch in St. Denis.

Die alte Gräfin Adhemar in Paris gibt interessante Erinnerungen aus ihrem reichen Leben heraus. Folgendes ist ein pikantes Bruchstück aus der zweiten Lieferung ihrer Erinnerungen an Maria Antoinette, welche so eben in Paris ausgegeben wurden.

Ich habe mir von Herrn v. Mercy, erzählt die alte Dame, eine seltsame Anekdote in Bezug auf den König, die Königin und den Kaiser Joseph mittheilen lassen. Sie ist vom Jahre 1779, als dieser Fürst nach Paris gereist war. Ich will sie hier so wiederholen, wie ich sie gehört habe, ohne eine Verantwortlichkeit zu übernehmen, jedoch bin ich von der Wahrhaftigkeit des edeln Gesandten überzeugt.

Als der König Ludwig XVI. einst mit seinem Schwager plauderte, fragte er ihn, ob er St. Denis gesehen habe. Die Antwort war verneinend.

„Und auch ich kenne nicht diese königliche Abtei," bemerkte Ludwig XVI.

„Wie, mein Bruder, Sie haben nie den Wunsch gehegt, den Ort zu sehen, den Sie einst neben Ihren Vorfahren bewohnen werden?"

„Das muß wahrlich nicht sehr lustig seyn," erwiderte der König mit Lachen. „Machen Sie sich dieses Vergnügen oft?"

„Ich glaubte, daß Antoinette Sie von den Gebräuchen meiner Familie unterrichtet haben würde. Ja, Sire, die Fürsten meines Hauses steigen fleißig in die Gewölbe der Stephanskirche hinab; meine ehrwürdige Mutter zweimal in jedem Monate, und für mich ist es ein Bedürfniß, ihrem Beispiele zu folgen."

„In der That, mein Bruder, Sie machen mir Lust, in ihrer Gesellschaft nach St. Denis zu gehen, und dort eine Matelotte zu verspeisen. Wie sollen wir es aber anstellen? Was enthalten darüber die Register des Groß-Ceremonienmeisters von Frankreich? Hier ist Alles unwandelbaren Regeln unterworfen, und wenn die Könige sich in Versailles langweilen, so haben sie den Trost, das Warum zu wissen. Wenn ich meinen Wunsch laut werden lasse, dieses Abenteuer zu bestehen, so werden sich überdieß sogleich Ansprüche zwischen dem Groß-Almosenier und den Herren von St. Denis erheben, zwischen dem Oberstallmeister, dem Großmeister der Garderobe u. s. w. Man wird

Memoires verfassen, sich beklagen, protestiren, und während aller dieser Debatten werden Sie wegreisen."

„In der That, mein Bruder," rief der Kaiser aus, „Eure Majestät darf sich rühmen, einer glücklichen Unabhängigkeit zu genießen!"

„Dieß," sagte die Königin, „sind die Fesseln, die ich hier in Versailles fand, und man wirft mir vor, daß ich sie erleichtern wollte! Ich hätte jedoch große Lust, Eure Majestäten nach St. Denis zu begleiten."

„Wissen Sie, was wir thun wollen," sagte der Kaiser; „alle drei um Mitternacht aufbrechen; eine lettre de cachet muß früher an den Prior abgefertigt werden, damit er um diese Stunde Alles öffnen und beleuchten lasse, um es einer fremden Familie von Stande zu zeigen."

Der König und die Königin stimmten dem Gedanken des Kaisers bei, und Beide freuten sich, ihrer näheren Umgebung diesen kleinen Streich spielen zu können.

Diese Unterhaltung, die sich unter solch' mysteriösem Gesichtspunkte darstellte, unterbrach ein wenig die gewöhnliche Monotonie. Es bedarf so wenig, um die Großen zu amüsiren; man darf sie nur aus dem eng beschriebenen Kreis ihrer offiziellen Vergnügungen heraustreten lassen. Ich hätte leicht das Ganze aus einer Frage der Königin errathen können: sie wollte nämlich wissen, ob ich St. Denis und seine Grüfte schon gesehen habe? Ich antwortete bejahend. Hierauf bat mich Ihre Majestät, ihr einige Aufschlüsse hierüber zu geben, und war sehr erstaunt, als sie hörte, daß Herr von Turenne in jenen Gewölben neben Ludwig XIV. ruhe.

„Ein Unterthan," sagte sie, „das ist doch seltsam."

„Es ist nicht der Einzige, Madame: der Connetable Duguesclin und Sancerre sind auch dahin gebracht worden."

„Sonst, das ist wohl möglich; aber in unsern Tagen!"

Als mein Wissen zu Ende war, hörte die Königin mit Fragen auf. Einen Augenblick äußerte sie den Wunsch, Frau von Guemenée mitzunehmen, aber sie unterließ es, als sie plötzlich die Laune ergriff, die Prinzessin von Lamballe dem erhabenen Trio beizugesellen.

In der zur Abreise bestimmten Nacht erhob sich der König mit Hülfe seines ersten Kammerdieners, des trefflichen Thierry, denn man hatte die Scene des großen und kleinen Coucher's vorgeschoben, und begab sich in guter Laune zur Königin, wo der Kaiser ihn schon erwartete. Frau von Lamballe blieb lange aus. Sie soll, wie ich später von Frau v. Misery erfuhr, unaufhörliche Entschuldigungen hervorgebracht haben. Die Königin lachte darüber bis zu Thränen. Um ein Uhr des Morgens war man unterwegs; die Stallbedienten, welche die Pilgrime erkannt, waren über die Maßen betroffen; um nicht durch Paris zu fahren, ging man über St. Cloud, den Boulogner Wald und den chemin de la revolte. In St. Denis war Alles auf den Beinen. Die lettre de cachet, der Befehl, die Kirche und die Gewölbe zu erleuchten, ließen einen Theil der Wahrheit errathen; man muthmaßte, daß der Kaiser kommen würde; wer aber konnte glauben, daß ihn der König und die Königin begleiteten? Auch dachte Niemand daran. Der Prior, welcher sich freute, Joseph II. kennen zu lernen, wollte seinerseits eine Rolle in dieser wechselseitigen Mystification spielen.

Ein Page, als Jokey verkleidet, sprengte herbei, um die Ankunft seiner Herrschaft zu melden.

„Und ihr Name?“

„Ich erinnere mich dessen nicht; sind Sie aber neugierig, ihn zu wissen, so fragen Sie sie selbst.“

Der Großprior und zwei Geistliche erschienen an der Thür, um die Fremden zu empfangen. Man ließ sie in einen Saal eintreten, wo Erfrischungen bereitet waren. Der König aß mit Appetit, der Kaiser nahm eine Tasse Kaffee.

Nachdem der Großprior Ihre Majestäten erkannt hatte, führte er die erlauchte Gesellschaft in die Kirche. Er sagte, daß sie 337 Fuß in der Länge, 120 beim Kreuz in der Breite und 90 in der Höhe habe; daß sie seit der ersten Race zu verschiedenen Malen erbaut und zum letzten Male im dreizehnten Jahrhundert unter der Regierung des heiligen Ludwig aufgeführt worden sey; daß die wunderbar gemalten Fenster auch selbst am hellen Tage nur ein geheimnißvolles Dunkel im Innern der Kirche verbreiten, und daß man sich zu dieser nächtlichen Stunde, wo Alles nur mit Lampen und Girandolen unvollkommen beleuchtet, zur Melancholie und Meditation hingezogen fühle.

Der Kaiser gab der Königin den Arm, Ludwig XVI. der Prinzessin von Lamballe, und alle vier, noch vor Kurzem so heiter gestimmt, wurden plötzlich von einer unbestimmten Trauer ergriffen, die ihre Züge umwölkte; die Mönche gingen voraus, und erklärten eintönig das Historische der Monumente an diesem prächtigen Orte.

St. Denis besaß damals noch alle seine königlichen Schätze. Noch hatten Kirchenschänder dieses Heiligthum des Todes nicht entweiht; die Füße stießen unaufhörlich auf berühmte Namen, die, wenn sie ausgesprochen wurden, mächtige Erinnerungen erweckten. Das Grab Hugo Capet's zog die Blicke seines letzten Sprößlings auf sich. Wie verschieden war das Schicksal dieser beiden Fürsten! Der Eine hatte eine neue Dynastie gestiftet, welche der Andere beschließen sollte; der Eine machte seine Feinde erzittern, der Andere konnte ihnen nur sein Haupt darreichen, ein schrecklicher Contrast, den Niemand in jenem Augenblicke errathen konnte, als der Unerschaffene, dessen Blick in die Zukunft taucht.

Von allen Seiten sah man die Grabmäler von den Insignien der Souveränität umgeben und pomphafte Inschriften, welche noch allein den Glanz dieser kalten Asche in's Gedächtniß zurückriefen.

Der Kaiser, der gewohnt war, die Katakomben, wo seine Voreltern ruhten, zu durchstreifen, blickte mit frischem Auge auf die Mausoleen der Merovinger, Carolinger und der Nachkommen von Hugo Capet. Aber Ludwig XVI. und Maria Antoinette konnten nicht, wie Joseph II., so ruhig an diesem feierlichen Orte bleiben. Sie näherten sich unwillkührlich Eines dem Andern, und schlichen so unruhig durch dieses Leichenfeld, dessen Reihen so gedrängt waren, und worin zwei von ihnen einst ihre Stelle finden sollten.

Versenkt in ernste Betrachtungen, klang vielleicht eine geheimnißvolle Stimme vom Himmel diesem König, dieser Königin, dieser Fürstin von Lamballe, welche nicht volle zehn Jahre darauf so schrecklich enden sollten.

Sie hörten kaum die Erklärungen des Priors, so sehr waren sie von ihren trüben Gedanken in Anspruch genommen. Dieser, der es bemerkte, glaubte diese strenge Lektion abkürzen zu müssen, und ging nun seinen Gästen voraus auf den Schatz der Kirche zu, als ihn der Kaiser beim Anblicke einer offenen und beleuchteten Gruft am Aermel zog, und ihn fragte:

„Wohin führt dieses Gewölbe?“

„Zu den Grüften, wo die erhabenen Prinzen des Hauses Bourbon ruhen.“

„Hier also liegt Heinrich IV. und Ludwig XIV.,“ rief der Kaiser; „mit Ihrer Erlaubniß, Sire, wollen wir hineingehen.“

Der König und die Königin, die sich vor den Neckereien des Kaisers fürchteten, folgten demselben stillschweigend. Etwas am untern Ende der Stiege verschloß ihnen den Weg; es war etwas langes Schmales, das mit einem schwarzen Sammtteppich bedeckt war. Bei genauerer Betrachtung erblickte man, darauf gestickt, ein weißes Kreuz, in dessen Ecken das Wappen von Frankreich und Navarra, Thränen und Lilien, das doppelte L und die königliche Krone. Die Geistlichen mußten es aus dem Wege räumen, damit man vorbei konnte.

„Was ist das?“ fragte Ludwig XVI.; ohne die Wichtigkeit dieser Frage vorauszusehen.

„Der Sarg des Vorgängers Seiner jetzt glorreich regierenden Majestät.“

„Wie?“ rief die Königin erbleichend. „Ist dieß ein schicklicher Platz für unsere Vorfahren?“

Die drei Geistlichen bedeckten sich mit der Kapuze, und knieten demüthig nieder. Die königliche Familie genoß nicht mehr ihres Incognito, und es trat eine Pause ein. Hierauf sagte der König:

„Stehen Sie auf, meine Herren!“

Der Prior gehorchte und wandte sich an die Königin:

„Madame, ein feierlicher Gebrauch, der in der großen Etikette der Begräbnißfeierlichkeiten der Könige von Frankreich stattfindet, ist, daß der letztverstorbene Monarch an dem Fuße dieser Treppe verweile, bis sein Nachfolger ihn einholt und dann erst nimmt er den ihm bestimmten Platz ein. Sehen Sie hier diesen Leuchter; er trägt so viel Lampen, als der König bereits Jahre regiert hat. Man unterhält sie bei Nacht und bei Tage, denn sie sollen nie verlöschen. Wenn sie jemals zu brennen aufhörten, so würde dieß ein großes Unglück bedeuten.“

Die Gäste hörten diese Erklärung nicht ohne geheimen Schauer; selbst der Kaiser empfand eine Bewegung, die er sich nicht erklären konnte. Seine Schwester, sein Schwager und die Fürstin Lamballe knieten nieder und sagten das De profundis her, das die Uebrigen ihnen nachsprachen.

In diesem Augenblick erhob sich in dem Gewölbe ein ungestümer Wind, der zu dreien Malen die Sargdecke emporhob und zwar das letzte Mal so heftig, daß sie die meisten Lampen des mysteriösen Leuchters auslöschten; nur siebenzehn Lampen blieben brennen, und man war im Jahr 1779 .... Alles stieß einen Schrei aus, und die Königin warf sich an die Brust des Königs.

„Wir wollen fort,“ sagte der Kaiser lebhaft.

Die Prinzessin von Lamballe lag in Ohnmacht. Der König wandte sich nun mit einer edlen Festigkeit an den Prior:

„Mein Vater,“ sagte er, „ich kann nicht fort von hier, ohne auf dem Grabe meiner Vorfahren gebetet zu haben. Ein reiner Zufall kann für ächte Christen, welche keinen Aberglauben kennen, nicht als Weissagung gelten; öffnen Sie mir daher die Pforte der Gruft, wo Heinrich IV. und Ludwig XIV. mich erwarten.“

„Sie werden ohne mich nicht hingehen, Sire,“ sagte die Königin mit Wärme. „Meine Pflicht und mein Recht erheischen es, mich nie von Eurer Majestät zu trennen.“

Der Prior ging voraus und gelangte an die Stelle, wo vor Kurzem eine Arbeit unternommen wurde, um die zu sehr gedrängten Reihen zu lichten. Der Ort, welcher der königlichen Linie der Bourbons zum Begräbniß diente, bestand zu jener Zeit aus zwei Gewölben. Ludwig XII. ließ das erstere für seine zweite Gemahlin, Anna von Bretagne, anlegen. Bald war es aber zu eng, und im Jahr 1683 konnte man dort schon nicht mehr den Leichnam der Königin Maria Theresia von Oestreich beisetzen. Nun wurde ein kühnes und schwieriges Werk unternommen. Man grub unter dem Grund der Kirche eine Gruft von neun Toisen Länge und zehn und einer halben Toise in der Breite. Diese hing durch einen Corridor mit dem alten Gewölbe zusammen. Nun ließ man in dem ersten Gewölbe nur den Sarg von Ludwig XIV. Alle übrigen, sieben und dreißig an der Zahl, wurden in der neuen Gruft beigesetzt, wo man sie auf Eisenstangen, drei Fuß hoch vom Boden, hinstellte. Nach diesem geheiligten Ort begaben sich der König und die Königin von Frankreich unter Vortretung des Geistlichen; sie aber gingen nur allein hinein .... Sie blieben dort eine halbe Stunde, und als sie heraustraten, zeigten ihre Mienen Entsetzen. Was sie gesehen? was sich zugetragen? Niemand wagte es, sie darum zu befragen, weder der Kaiser, noch die Fürstin von Lamballe. Historisch ist es, daß sie sich beeilten, dieses schreckliche Heiligthum zu verlassen, und daß sie selbst den Schatz der Kirche nicht mehr sehen wollten. Die Rückfahrt nach Versailles war schnell und die Unterhaltung stockte während derselben.

Wie oft während der Gefangenschaft Ihrer Majestäten und seit ihrem blutigen Ende habe ich mich dieser verhängnißvollen Anekdote erinnert! Der Kaiser erzählte sie Wort für Wort seinem Gesandten, der die Güte hatte, mich in das Vertrauen zu ziehen.

Briefe aus Braunschweig.

I.

Wenn jetzt, im Jahre 1836, wo alle Welt ruhet, wie „alle Wälder ruhen", wo alle Zeitungsschreiber gierig nach de la Roncière's, Eisenbahnen, Fieschi's haschen, um ihre Spalten zu füllen, und die spanischen Scharmützel eben so unwillig überschlagen werden, wie die langweiligen Hellasgeschichten, — wenn jetzt eine Sängerin auf den Brettern erscheinen möchte, die die Welt bedeuten, so könnte sie ein Stück Geschichte für sich absorbiren, wie es einst die Sonntag gethan hat, vor der längst vergessenen Juli-Revolution.

Jetzt wäre der Zeitpunkt günstig für die dramatischen Plusmacher, denn ist die Hälfte der Eisenbahnen erst fertig, die in den Köpfen der Spekulanten existiren, so hört auch die Hälfte der deutschen Theaterchen auf. Zwei Sängerinnen versehen dann leichtlich das laufende Repertoir, und diese zwei mögen noch froh seyn, wenn man von ihnen spricht, denn Dampf und Eisen, und Actienprocente, und blöckende Schafheerden in wandernden Ställen füllen dann die Welt und die Blätter der Geschichte, und keine Theaterprinzessin wird noch im Stande seyn, „ein Ereigniß" zu werden, wie es Madame Catalani war, und Madame Malibran ist.

Fallstafs Definition des abstracten Begriffes „Ehre" kennt alle Welt! — Wenn er fertig ist, bläst er sich über die flache Hand, und das Facit ist ein Bischen Wind. Ich frage Sie nun, ist der Ruhm, der Ruf dieser Großvater der Ehre, ist der wohl besser d'ran, ist er schwerer zu acquiriren, und verfliegt er nicht eben so leicht als sein Enkel, die Ehre? Wer macht den Ruhm? Die gaffende Masse, die verblüfften Müßiggänger, die klatschenden Pflastertreter! Heil uns, es wird keinen Theaterruhm mehr geben, wenn es Eisenbahnen und Dampfwagen gibt; denn wagt es irgend ein Barbier von Berlin oder Wien in die Lobposaune zu stoßen, und Ueberschwengliches zu erzählen, so steht es Jedem frei, in fünf Stunden nach Berlin, in fünfzehn nach Wien zu fahren, um selbst zu schauen, und mit eigenen Ohren zu prüfen. Heil uns! es wird keinen Theater-Catharr mehr geben, denn zwischen dem Billettchen an den Theater-Direktor und dem ärztlichen Zeugniß des Theater-Doctors holt man sich eine von den zwei deutschen Sängerinnen, und das Catharrchen ist kurirt; Heil uns! es wird keine 12,000 deutsche Künstler mehr geben, denn ist heute die „Griseldis" im Burgtheater abgespielt, kann sie morgen mit demselben Personal in München, übermorgen in Frankfurt, dann in Hamburg und Berlin dargestellt seyn, (wenn nur überall Coulissen, Theatermeister und Lampenanzünder gehalten werden), und am Sonnabend kann eine Repetition wieder im Burgtheater Statt finden. Welcher Gewinn für den Ackerbau, für die Viehzucht, welche Concurrenz für Stiefelputzer und Köchinnen, wenn man die dramatische Kunst mit 500 Subjecten versieht, und die 11,500 dahin zurückkehren, von wo sie ausgegangen sind! D'rum sage ich euch, ihr dramatischen Künstler, macht euch auf, und säumet nicht, Ruhm zu erwerben, jetzt, wo alles dunkel und öde ist, wo die Geschichte nichts thut, als Federn schneiden und Papier liniiren, macht euch auf und hascht nach Ruhm und Geld und Patenten, denn jenseits der Eisenbahnen ist's fürchterlich!

Aber, nicht euch allein trifft die schwere Art des Schicksals, ihr guten, theuer bezahlten Lustigmacher! — nein, euch Alle, die ihr in das öffentliche Leben eingreift, ist der Brodkorb höher gezogen! — Gibt es schon Eisenbahn-Journale, so erlaube ich mir, eine Eisenbahn-Philosophie zu erfinden, und lege Ihnen mein oberstes Princip zur Prüfung vor; wir wollen dann sehen, wie lange es sich hält. — Dieß lautet: Alles bisher öffentlich Betriebene der kleinen Länder und Städte wird durch die Uebermacht der Großen vernichtet und nichts bleibt, als das rein Individuelle und Oertliche. Fingire man sich ein Netz von Eisenwegen mit Dampfkutschen von Cadix und Neapel bis Kopenhagen, von Constantinopel bis Petersburg, von Odessa bis Amsterdam, also — daß die genügenden Fahrwerkzeuge und Einrichtungen in dem Maße vorhanden und wirklich im Gange wären, wie die Thurn- und Taxischen oder preußischen Schnellposten, und nun aplicire man mein oberstes Prinzip auf einzelne Fälle, es wird sich überall erproben.

Wäre es nicht naseweis, so würde ich sagen, die Menschheit hat der Gottheit ein Schnippchen geschlagen, so unabsehbar wären die Folgen einer solchen Anstalt.

Wer würde z. B. noch braunschweiger-bayer'sches Bier trinken, wenn man alle Tage frischen Bock von München eben so wohlfeil haben kann? — Wozu wären die drei Millionen Soldaten in Europa, wenn man sich alle Tage 10—20,000 Mann aus Rußland oder Frankreich holen könnte, um einer zufälligen Rebellion zu steuern? Wer würde sich noch auf gebrechlichen Gondeln den Stürmen der See aussetzen, wenn man zu Lande schneller und sicherer fährt! (Comunications-Dampfböte nach England, Griechenland und Dänemark genügten!) — Welche Dame wird noch den Hut von einer obscuren deutschen Putzmacherin aufsetzen, wenn sie das neueste Modell alle Tage in Paris selbst anprobiren kann! — Wer wird sich von einem allopatischen Dorfbarbier kuriren lassen, wenn Einem Hahnemann zu Paris selbst ein Pülverchen auf die Zunge legen kann? — Was soll ich mich mit der geschundenen Hammelcarbonade im hôtel de Saxe zu Dresden plagen, wenn mir die dindons aux truffes aus Lyoner und Hamburger Roastbeafs so nahe liegen? Kein Mensch wird die stinkende deutsche Badestube besuchen, wenn man in 24 Stunden zu Adrianopel zwanzig Paras für ein Götterbad bezahlt, und die malaxation in den Kauf kriegt! Wer wird noch den sauren Ueberrheiner, den herben Markgräfler trinken, wenn er an der Quelle des Chateau la rose und des Meneſcher-Ausbruchs sitzt!

Dagegen bleibt alles Individuelle fest bestehen, und wird sich desto besser stehen, je höher es sich über die Alltäglichkeit erhebt. Es wird vor wie nach Kammerherren und Kammerdiener geben; Gelehrte werden eben so wie früher Journale und Bücher schreiben, und Stubengelehrte werden verhungern, wenn sie nicht an Ort und Stelle ihre Weisheit holen; der Bauer wird immer seinen Acker bestellen, der Amtmann seine Bauern controlliren, der Beamte seine Federn schneiden müssen, aber es wird keine Hungersnoth mehr geben, weil auswärtige Hilfe so nahe gerückt wird. Alles Mittelmäßige wird aufhören; es wird nur noch Gutes und Schlechtes geben, und das ist

mir schon darum besonders lieb, weil ich dann keine mittelmäßige Schauspieler und Sänger anzuhören brauche, — die mit großem Ruhm und Posaunenruf die Leute vexiren, und nur darum „weit her" sind, weil es noch keine Eisenbahn-Dampfposten gibt! — Madame Schodel z. B. ist weit her gekommen, hundert Meilen weit, von Wien, der Hauptstadt im Kaiserreich, von dem Theater mit dem unästhetischen Epitheton „Kärner oder Kärthner Thor", und die Fama hat sie schon seit einem Jahr angekündigt, aber hätten wir sie per Eisenbahnpost früher gehört, wäre sie sicher zu Hause geblieben, da ihre Kunst nicht so weit her ist, als sie selbst. Das alberne Sprichwort: „der ist nicht weit her" ist gewiß von uns Braunschweigern erfunden worden, denn wenn die Deutschen im Allgemeinen vor Allem „weither" den Hut abziehen, so haben wir den Ruhm, uns vor dem „weither" auf die Knie zu werfen! Wir verachten unsere gute, ehrliche, altdeutsche Schlackwurst, und bezahlen lieber die venetianische Wurst mit theuerm Geld, obschon der dahin geschiedene Dramaturg Klingemann pag. 102 des II. Theils von „Kunst und Natur" evident darthut, daß dieß venetianische Manufakt „eine Art Schlackwurst, mit Knoblauch zubereitet" sey, wir also nicht Ursache hätten, so sehr danach zu verlangen! Das pikante Küchengewürz wächst ja bei uns vor jedem Thore, warum wird es nicht nach Weise der Venediger angewandt? Aber es entsteht die Frage: ob denn auch alles Pikante, gut oder schön sey? — Bekanntlich ist die Wiener Oper gegenwärtig aufgelöset, und durch italienische Kehlen ersetzt; so reisen denn die verwaisten Kinder derselben im deutschen Reich umher, und stimmen ihr Liedchen an, von wegen des Stücklein Brodes, das ihnen alldort verkümmert worden; wie lange wird es währen, ist deutsche Kunst ganz verdrängt, und wir hören keinen Mozart mehr, keinen Beethoven und Spohr und Weber und Lindpaintner und Marschner, und dann heißt es: „di tanti palpiti" For ever! und wir bleiben, was wir waren: Die Affen der Welt, jenes Volk, von welchem Napoleon zu Johannes von Müller sagte, „daß es immer nur eine secundäre Rolle in der Weltgeschichte gespielt habe." —

Ich läugne es nicht, daß sich die italische Musik recht gut anhört, und dem Zweck weit mehr entspricht, als die deutsche und französische; besonders in neuer Zeit, wo man sich um fünf Uhr Nachmittag zum Mittagstische setzt, also mit vollem Magen und aufgeregtem Blut in die Loge kommt, weßhalb sie so viele Anhänger unter den Dilettanten zählt, und die eigentliche Musik der Reichen und Aristokraten ist, aber — so Gott will — wird Deutschland doch mit der Zeit gegen dergleichen Sinnenkitzel protestiren, auch werden schon die deutschen Sänger dafür Sorge tragen, da sie im Durchschnitt italienische Arien so herzlich schlecht singen! — aber wenn Italiener selbst ihre Kehlen nach dem Norden verpflanzen, so werden sie eben so sieg- und goldreich alles Deutsche aus dem Felde schlagen. — Dem Beispiel des Wiener-Theaters folgt Herr Cerf in Berlin; er soll — wie Fama spricht, vom August d. J. an — seine deutsche Oper verabschieden, weil die italienische Operngesellschaft der Herrn Merelli von da an bis Januar n. J. bei ihm sich produciren wird; dieser Sitte werden bald die kleinen Hoftheater folgen, und wäre denn ein schöner Grund gelegt zum

Verfall deutscher Musik, welche dem Zweck nicht mehr entspricht. Was aber ist der Zweck der Italiener?

Wenn man gesättigt durch Trüffelpasteten, Tourtle-Suppe und Fasanenbraten, benebelt von Cote roti und Sillery seinen Verdauungs-Prozeß ganz à son aise abwarten will, wo könnte man dieß wohl besser, als im weichgepolsterten Sammtsessel à la Voltaire, in der Loge des ersten Ranges, während des Druiden-Chors in der „Norma," oder des Duettos zwischen Romeo und Giulietta von Bellini? — Das Accompagement geht so sanft „dudl di, dudl di," Handlung ist gar nicht da, kann also nicht stören, die Melodie ist so einfach, daß man sie auch halb benebelt versteht; kommt nun noch die Hauptsache dazu, nämlich ein hübsches Gesichtchen und wallender Busen der Giulietta, und allenfalls apollinisch geformte Beine des Romeo, — was bliebe noch zu wünschen übrig in dieser gesegneten Friedensperiode? — Dagegen wie störend ist nicht die Spontinische „Cortez-Introduction," das „Titus-Finale" oder gar das Fidelio-Quartett, mit dem halb verhungerten Florestan? Es thäte Noth, man dächte sich was, bei solcher Musik, und wahrlich post prandium ist keine Zeit zum Denken! —

Ein zweiter Zweck der italienischen Oper ist der, daß die haute volée ein Plaisir für sich allein hat, und durch das hohe Entree sowohl, als durch die fremde Sprache den Plebs verscheuchen kann! und endlich: „omne tulit punctum!" denn die Italiener sind „weit her." —

Was ich Ihnen hier erzähle, und demonstrire, — es ist nicht aus der Luft gegriffen; die Zeit wird meine Worte wahr machen. —

Was Braunschweig speziell betrifft, haben wir hier am 7., 8. und 9. Juli große musikalische Fêten zu erwarten, wo Händels Messias unter Direktion Schneiders von Dessau, und andere Musik in strengem Styl zu Gehör kommt, und sich die Musiker von Hannover, Halle, Dessau, Hildesheim, Magdeburg und Braunschweig zu einem Ganzen vereinigen werden, um ein großes, würdiges Musikfest zu feiern. Unser kunstliebende Herzog hat 6000 Rthlr. zum Bau und der Einrichtung der Kirche St. Aegidius bewilligt, wo die Conzerte Statt finden sollen, eben so den fürstlichen Park zum Künstlerschmaus zu benutzen gestattet, wo ein Zelt für 1500 Personen aufgerichtet wird, um der Tafelfreuden zu genießen. Wenn solche Feste in Deutschland nicht der Ostentation und Spekulation wegen da wären, sie könnten wahrlich Nutzen bringen. — Im Theater ist unlängst viel Neues gegeben; „Don Juan von Oesterreich," „Bürgerlich und Romantisch," „Einfalt vom Lande," und „die Jüdin" von Halevy, alles mehr oder minder mit Beifall; gegenwärtig hat sich Madame Schodel als Julia in der Bellinischen Oper, dann als Alice im „Robert," Rosa in „Adlershorst," Henriette in „die Verlobte," Julia in der „Vestalinn" producirt, und jene Anerkennung erworben, die sie verdiente, das heißt, sie hat, außer in der letzt genannten Oper, sich nicht den Beifall der ruhigen Kenner erworben, und um diesen nur handelt es sich in Braunschweig, wo man im Theater nicht raset, sondern zuhört. Ende Mai beginnen die Theaterferien, nach denselben mehr von Ihrem

D. A.



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Aus Leipzig, den 2. Mai.

— Es gibt in Deutschland kein lustiger Völkchen, als das Leipziger. Es ist eine Universität hier, allein man merkt es nicht. Es sind Mystiker und Pietisten hier, allein man merkt sie nicht. Das Land Sachsen hat einen katholischen Hof, allein man merkt ihn nicht. Hier zu Stadt und zu Land heißt es recht eigentlich: „Lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel seine Rechnung verdorben." Dabei singt man aller Orten in Leipzig: „Ich hab' mein Sach' auf Gelderwerb gestellt, drum ist mir so heiter, aber auch so seicht und nüchtern in der Welt!" Es läßt sich nicht läugnen, daß die Lebensluft in einer blos merkantilen Stadt, die doch nur Binnenhandel treibt, das Epitheton nüchtern-seicht nicht gut entbehren kann. Anders ist es mit Handelsstädten wie Hamburg. Dort führt der Verkehr zu großartigen Hinblicken in die Welt. Binnenhandel, und wär's mit Geisteßprodukten, ist eine Krämerei; Welthandel ist allein fähig, die Bedürfnisse der Menschheit in einem großen System erscheinen zu lassen. Es ist jetzt Jubilatemesse hier. Alles jubilirt, schwirrt, lärmt, tobt in lustigster Stimmung. Der erste Tumult, der lauteste, schweigt bereits, die sogenannte Böttcher- und die eigentliche Meßwoche sind vorüber; wir stehen in der Zahlwoche, wo denn auch die langen Gesichter sich zwingen, rund und vergnügt auszusehen, und bonne mine zum mauvais jeu zu machen. Daß bei der Krebssuppe, welche die hier versammelten Buchhändler mit einander zu speisen pflegen, lange Gesichter sich zeigen werden, die den Krebsgang ihrer Geschäfte mit der Krebssuppe nicht verdauen mögen, leidet nach menschenmöglicher Berechnung wohl keinen Zweifel.

Die Einweihung des neuen Börsengebäudes war der Grund, daß sich die Buchhändler diesmal zahlreicher noch und mehr in Person einstellten, als es sonst nach Bedürfniß des Geschäftsgangs nöthig und gewöhnlich zu seyn pflegt. Das Börsengebäude empfiehlt sich weniger durch das Aeußere, als durch die innere Einrichtung, welche Eleganz und Bequemlichkeit vereinigt. In der jetzt laufenden Zahl-

woche sieht man die Herrn von der Presse im dortigen großen, schön dekorirten Saal versammelt, um ihre Rechnungen gegenseitig in Ausgleich zu bringen, während auf den Gallerien das Publikum zuschaut. Dieser Umstand gibt der Sache einen gewissen Anstrich von Oeffentlichkeit und publikem Leben. Zum Feste der Einweihung hielt Friedrich Fleischer eine auf die Geschichte des Börsenvereins bezügliche Rede, und übergab dem Vorsteher desselben, Herrn Enslin aus Berlin, den Schlüssel des Gebäudes. Dieser sprach über die Tendenz des Vereins und äußerte unter Anderm, daß von Seiten desselben niemals ein Eingriff in die Verhältnisse zwischen Autoren und ihren Verlegern geschehen werde. Mittags wurde festlich gespeist. Herr Dunker aus Berlin brachte der Stadt Leipzig ein Lebehoch, und sprach mit Berliner Dialectik von der steten Anhänglichkeit der deutschen Buchhändler an Leipzig. — Mögen Sie sich das in Stuttgart merken, da es verlauten wollte, als intendire man dort eine Buchhändlermesse.

Außer der Berliner Dialectik machte sich auch der preußische Patriotismus im Laufe der Meß Festivitäten dann und wann geltend. Im Hotel de Pologne sah man die von der Last des Tages ermatteten Kaufleute sich gütlich thun bei Braten und Champagner. Man hört an den hiesigen öffentlichen Orten sehr häufig die Marseillaise, weniger aus Radikalismus, denn der sächsische Volkscharakter ist zahm und bucksam, als aus Anhänglichkeit an Frankreich im Allgemeinen, oder auch aus liberaler Mode, wie man denn hier mit dem Liberalismus auch seine Mode treibt, ohne ihn sich recht tief zu Herzen zu nehmen. An einem der Abende wurde in den festlich dekorirten Sälen des Hotel de Pologne von den preußischen Kaufleuten das vaterländische »Heil dir im Siegerkranz" wiederholt verlangt, und die Musiker thaten nach Wunsch. Die anwesenden Sachsen bestellten aber nach Beendigung desselben wieder die Marseillaise. Einem derselben schien jedoch das preußische Lied zu lange anhaltend, er konnte das Ende des Siegeskranzheiles nicht abwarten und warf, von Wein erhitzt, eine Flasche den Musikern an den Kopf. Dies bezweckte er wenigstens. Allein die Flasche fuhr über den Tisch, an welchem Preußen versammelt saßen. Diese sprangen auf; Wortwechsel und Schlägereien folgten sich schnell. Es läßt sich nicht läugnen, daß es von Seiten der Preußen anmaßend war, ihr Nationallied immerwährend zu verlangen. — In Wien würde man sie mit solchen Anforderungen, die den alten Spruch: „Ländlich, sittlich!" gar zu sehr bei Seite stellen, dem Gelächter Preis geben, was denn dem steifen, ungemüthlichen Norddeutschen im Süden oft genug begegnet.

Mendelssohn-Bartholdy ist bereits nach Düsseldorf abgereist, wo er bekanntlich das Musikfest zu Pfingsten leiten und sein neues, hier vollendetes Oratorium »Paulus" zum ersten Male aufführen wird. Leipzig verdankt diesem genievollen Musiker die Belebung seiner Winterconcerte, in denen die Meisterwerke deutscher Instrumentation executirt wurden. Namentlich war Beethoven an der Tagesordnung. Von Mendelssohn-Bartholdy selbst hörten wir außer seinen bekannten Ouverturen auch die neueste: »Zum Mährchen von der schönen Melusine." Mendelssohn-Bartholdy, aus Hamburg gebürtig, gegenwärtig vielleicht erst sieben und zwanzig Jahre alt, studirte in Berlin Wissenschaften und Musik. Besonders gewann ihn der alte Zelter, damals Dirigent der Singakademie, sehr lieb, und hielt große Stücke auf ihn. Wie viel dieser dem alten Göthe über seinen genialen Felix zu schreiben hatte, werden Sie aus dem betreffenden Briefwechsel selbst ersehen haben. Aus der Richtung, die er unter Zelter nahm, läßt sich ermessen, daß er im Kirchenstyl als Componist etwas leisten werde. Als Knabe schrieb er mehre Opern, von denen eine, »die Hochzeit des Gamacho,« einige Mal in Berlin gegeben wurde. Sie gefiel nicht; man wollte zu viel Reminiscenzen heraushören. Gegenwärtig sucht der talentvolle Componist nur nach einem geschickten, fesselnden Stoff, um dies Gebiet wieder zu betreten. Seine Ouverturen können für Symphonien gelten; sie stehen selbstständig da, lehnen sich aber ihrem Gehalt nach an poetische Stoffe, wie an das gothische Gedicht: „Meeresstille und glückliche Fahrt«, den Shakespeareschen Sommernachtstraum u. a., oder an romantische Naturgegenstände, wie die Fingalshöhle u. a. Ein Landsmann von ihm, Herr David, der hier als erster »Rathsgeiger«, wie sich die Philister hier zu Lande ausdrücken, angestellt ist, brachte in den Quartett-Unterhaltungen während des Winters manche von Mendelssohn Bartholdy's interessanten Concertstücken zur Aufführung. Nach dem Schlusse der hiesigen Winterconcerte, in welchen sich Mendelssohn Bartholdy auch als Clavier-Virtuose neben Moscheles aus London hören ließ, wurde dem talentvollen Leiter derselben von der

Leipziger Universität das philosophische Doktor-Diplom honoris causa überreicht. Von sonstigen auswärtigen Virtuosen hatte auch Merk aus Wien sein Violoncell hören lassen; der treffliche Bärmann aus München konnte nicht zum Concertiren kommen.

Das hiesige Theater bringt wenig klassische Musik. Wir hatten den ganzen Winter über nur zwei halbe Tenore an der Bühne, und es ist wohl ausgemacht, daß ein ganzer Tenor mehr werth ist, als zehn halbe. Jetzt haben wir einen an Herrn Freimüller, naturaliter betrachtet, aber in artistischer Hinsicht fehlt ihm gar viel, um ein guter Sänger zu seyn. Zwei halbe Primadonnen hatten wir auch statt einer ganzen. Vor Kurzem ist Madame Franchetti-Walzel engagirt, die allerdings in künstlerischer Hinsicht für eine ganze Sängerin gelten kann. Allein ihr Naturfond ist schon einigermaßen ausgespendet. Ihre Töne reichen bei Ermanglung des Portaments nicht aus für Sachen von Mozart; im italienischen Gesang ist sie Meisterin, mit kleinen Künsten, Läufen und Figuren weiß sie vortheilhaft zu wirken. Während der Messe wird hier fast nichts gespielt als Halevy's Jüdin, Marschner's Templer und Jüdin, und Wiener Possen. Von andern theatralischen Dingen ein ander Mal. In diesen Tagen erwarten wir den Tenoristen Haitzinger nebst seiner Frau zu Gastspielen. Beide haben in Dresden als Gäste Glück gemacht. Für den Junius werden Dem. Bauer aus Dresden und Herr Löwe aus Wien hier erwartet. In Berlin, wo auch eine Primadonna fehlt, macht in Ermanglung einer solchen Dem. Löwe viel Glück. Sie hat, wie ich sie von früher her kenne, wenig Stimme, aber viel Kehle, in der sie das Wenige von Ton höchst künstlerisch und vortheilhaft zu produciren versteht. Sie wirkt außerordentlich durch die Eleganz ihrer nobeln Erscheinung. Herr Rellstab, der Redakteur eines Berliner Blattes mit dem barocken Titel: „Berlin und Athen", ist ganz voll von ihr. Man kann nicht läugnen, daß Rellstab viel von Musik versteht, trotz seiner Uebereilungen in Urtheilen über Spontini, Breiting, die Piris u. a. Der Mann erhitzt sich leicht, obschon sein Humor sich in einem leidigen Schlendrian gefällt. Ueber Anderes ein ander Mal. W.

Literatur.

Wir sprachen kürzlich von einem Werke: „Livia", das so eben in Paris erschienen ist. Wir geben hier das Urtheil eines französischen Kritikers, das auch für uns Deutsche nicht ohne Interesse seyn dürfte. Es ist diese Livia ein dramatisches Gedicht; der Verf. heißt Eugen Robin.

„Wenn unsere Literatur sich nicht einer wahrhaft originalen Schöpfung rühmen kann, so kann sie sich doch wenigstens schmeicheln, ungeheure Fortschritte in den Titeln gemacht zu haben. Hätte man uns vor dreißig Jahren gesagt, dies ist ein dramatisches Gedicht, so würden wir gefragt haben: was das heißen soll? Man kannte nur Gedichte und Dramen, und wußte nicht, was die Zusammenstellung dramatisches Gedicht bedeuten soll. Wenn man uns nun sagt, daß man unter dramatisches Gedicht eine Handlung verstehe, die durch ihre Idee, deren Entwicklung, ihre Verhältnisse die Gränzen einer theatralischen Vorstellung überschreitet, so werden wir antworten müssen, daß der Ausdruck dennoch uneigentlich sey, indem ein nicht aufgeführtes Drama dennoch stets ein Drama bleibe. Als Victor Hugo seinen Cromwell geschrieben hatte, so sah er, daß er alle scenischen Verhältnisse überschritten, und dachte nicht daran, ihn aufführen zu lassen. Dies hinderte ihn jedoch nicht, Cromwell ein Drama zu nennen, und selbst Victor Hugo, der so vieles Neue einführte, wollte nicht seinem Werke den Namen eines dramatischen Gedichts beilegen, obgleich er es eben so gut hätte thun können, da hier wirklich Drama und Poesie vorhanden sind. Was das Werk selbst betrifft, bei dessen Erscheinen wir Gelegenheit nahmen, diese Aeußerung zu machen, so ist sein Verfasser ein junger wackrer Mann, der nicht im Dunkeln tappt, sondern sogleich an Riesen seine Stärke versucht: Faust und Mephistopheles, diese beiden Colosse, die ganz gewappnet aus dem Hirne Göthe's entsprangen, dieses Jupiters der deutschen Poesie. Eugen Robin nimmt nun diese beiden Personen, die eine mit ihren höllischen Gedanken, die andere mit ihrem fürchterlichen Skepticismus, und setzt ihnen die engelgleiche Gestalt der Livia, der gotterfüllten Jungfrau, entgegen. Dieser Gegensatz ist sehr glücklich, und Robin hat schöne Wirkungen hieraus gezogen. Kraft und Energie fehlen ihm zwar noch, aber er besitzt Seele, Anmuth und viel poetisches Gefühl."

Diese Richtung, so wie diese Kritik scheinen uns nicht unbedeutend zu seyn.

Musik.

Von Vogel ist ein orientalisches Lied „der Großvezier" in Paris erschienen, das in den Salons sich einer guten Aufnahme erfreut.

— Berlioz, der berühmte Componist im phantastischen Genre, sagt von unserem Landsmann, Herrn Benedikt, Folgendes: „Er spielte eine große Phantasie für das Pianoforte allein über einen Gegenstand, der eben so geeignet ist, zu begeistern, als einen Componisten zu entmuthigen; es ist hier von Göthe's Faust die Rede. Herr Benedikt, ein geschickter Harmoniker und mächtiger Clavierspieler, dabei aus der großen Weber'schen Schule stammend, scheint uns glücklich die bedeutendsten Schwierigkeiten seines weiten Vorwurfs besiegt zu haben. Vielleicht ist der Rahmen, den er sich gewählt, zu eng, und der Wunsch, zu viel Gegenstände hinein zu bringen, hat vielleicht in gewissen Partien ein wenig Ueberhäufung herbeigeführt. Das Werk würde gewinnen, in seinen Verhältnissen reducirt zu werden, und die Schönheit der Hauptzüge des Gemäldes würde vortheilhafter in's Licht treten, wenn diese letzteren sich befreit von kleinlichen Details zeigen könnten. Im Ganzen jedoch ist es ein Werk von hohem Werthe, welches Herrn Benedikt alle Ehre macht; der Schluß besonders, worin der Componist sehr glücklich die extatische Freude der himmlischen Heerschaaren, die mit Triumphgesängen die Rettung Margarethens feiern, wiederzugeben gesucht hat, ist von einer seltenen Pracht. Melodien, Harmonie und begleitende Figuren, Alles ist groß, neu und wahrhaft poetisch; es ergreift tief. Deshalb aber sollte der Autor schneller zum Ziele eilen, um den ermüdeten Zuhörer mehr in den Stand zu setzen, diese Schönheiten zu empfinden. Das Auslassen vieler charakteristischer Details im Anfange muß ihm um so leichter werden, da er hier nothwendig aller Hilfsmittel des Orchesters benöthigt wäre, und sie auf dem Piano fast nicht ausführbar sind.»

— Man schreibt aus Paris: «Das große Talent des Herrn Carl Schunke, seine Energie, seine Festigkeit, sein Schwung, seine Wärme, alle Eigenschaften, die ihn auszeichnen, sind zu allgemein von uns gewürdigt, um darüber hier noch sprechen zu dürfen. Wir ziehen es vor, ein Wort über seine neue Composition zu sagen, welche er unter dem Titel: „Scene aus den Hugenotten, dramatische Phantasie über zwei Favoritchöre von Meyerbeer" vortrug. Der Titel ist etwas unbestimmt, doch wollen wir darüber nicht mit ihm rechten; die Composition enthält wahrhafte Schönheiten. Die beiden Hauptmotive sind darin ineinander gewoben und mit Talent entwickelt. Die eigentlichen Clavier-Passagen, worin der Spieler sich zeigen kann, erdrücken nicht die Motive, sondern schließen sie ein und heben sie geschickt hervor. Gegen das Ende ist eine Passage, welche eine elektrische Wirkung hervorbringt. Es wäre nur zu wünschen, daß der Künstler sich entschlöße, einige Längen zu streichen, welche die Einleitung etwas dunkel und undeutlich erscheinen lassen.

Theater.

Das neue Drama «Don Juan de Marana» von Alexander Dumas ist endlich am 30. April zum ersten Mal an der Porte St. Martin gegeben worden. Es soll 80,000 Fr. gekostet haben, um es in die Scene zu setzen. Wir geben das Personal, das wohl im Stande seyn wird, die Neugierde zu reizen: D. Juan, D. Josés, D. Mortes, D. Christoval, D. Manoel, D. Sandoval, D. Pedro, D. Henriquez, D. Fabrique, D. Sanchez, der böse Engel, de Marana, der Seneschall, Gomes, Hussein, der Engel des Gerichts, der gute Engel, Schwester Marthe, Theresina, Inez, Vittoria, Paquitta, Carolina, Juanna, Schwester Ursula.

— **England.** Coventgarden. Zazezizozu, das Stück, welches im vergangenen Jahre im Circus Franconi in Paris so großes Glück machte, ist mit geringem Beifall gegeben worden. Man hatte versäumt, die Längen zu kürzen. — Sadlers-Wells hat unter günstigen Auspicien sein Theater wieder geöffnet. Der Direktor heißt Osbaldiston. — Morris, der Eigenthümer des Haymarket-Theater, hat ein zahlreiches Balletcorps engagirt; er will nur Drama, Vaudeville und Ballet geben. — In der neuen Oper von Balfe, die in Drurylane einstudirt wird, und dem Shakespeare'schen Heinrich IV. nachgebildet ist, wird Madame Beriot (Malibran) die Hauptrolle singen und Lablache den Falstaff geben. — Mad. Vestris, die zuletzt in Manchester und Liverpool engagirt war, glänzt im Surrey-Theater. — Yates, seine Frau und Miß Betty geben die Jüdin in Bath. — Keeley ist in Liverpool, um sich nach Amerika einzuschiffen. — Sheridan Knowles, der berühmte Dichter, hat ein Drama für Drurylane beendigt. — Miß Kelly hat eine Bewilligung zur Eröffnung ihres Theaters in Dean-Streat erhalten, jedoch mit Einschränkungen, die Zahl der Schauspieler betreffend, die zu derselben Zeit auf der Scene sind u. s. w.

— **Italien.** In Neapel hat eine neue Oper des Vicomte von Ruolz einen ungeheuern Succes auf dem San Carlo-Theater gehabt. Sie heißt Lara und ist aus Byron's

bekanntem Gedichte gezogen. Besonders pikant soll diese Composition durch den Umstand werden, daß der Gesang nach französischer Weise, die Instrumentirung aber nach deutscher gehandhabt ist. So sagen die Berichterstatter von dort. Wir fügen für unsere Leser nichts hinzu.

Mode.

Die Schinkenärmel waren lang in der Mode. Die Laune, die sie erschuf, schien sie für immer verbannt zu haben. Die Gazette des Salons, dieses Orakel im Gebiete der Mode, proklamirte in ihrem letzten Bulletin: »Die Schinkenärmel sind todt.« Allein einer gestorbenen Mode muß eine neue stets folgen. Ihr Thron kann nie erledigt bleiben. Jenes ist todt, es lebe dieses! heißt es hier immer. Unglücklicher Weise hat der Schinkenärmel keinen natürlichen Erben hinterlassen, auf den man die allgemeine Zuneigung übertragen könnte. Als der breite Stiefel von den Füßen geschleudert ward, denen er so lange zur Zierde gereicht hatte, trat der spitzige Stiefel sogleich die Erbschaft an. Von dem breiten zum spitzigen Stiefel war es nur ein Schritt; der spitzige Stiefel hatte, so zu sagen, stets als Coadjutor des stumpfen Stiefels fungirt. Der Uebergang zwischen beiden war unmittelbar. Es handelte sich hier nur um die Form.

Mit dem Schinkenärmel ist es nicht derselbe Fall. Er folgte auf den engen Aermel, für den man jetzt seit drei Wochen vergeblich einen Nachfolger sucht. Keine Modistin, kein Schneider will hier etwas improvisiren. Man scheint mit ruhiger Ueberlegung zu Werke gehen zu wollen. Auch scheint es uns nicht viel, fünf Wochen etwa dazu anzuwenden, einen Aermel zu erfinden, den man auf dem Arm trägt, da man nicht weniger als einen Monat dazu braucht, Dinge zu ersinnen, woran man sehr lange auf beiden Schultern zu tragen hat.

Einstweilen beschäftigten sich einige Schneider, sehr platte Aermel zu machen, denen sie boshafter Weise den Namen eines sogenannten Gelehrten beilegten, den wir aus Rücksicht hier nicht nennen wollen. Andere machten enge, magere Aermel, die sie mit Baumwolle ausstopften und die sie Wadenärmel nannten. Aber Alles wollte nicht ziehen; der Aermel, der herrschen soll, ist wirklich noch nicht zusammengenäht. Dieser große Streit wird nicht eher geschlichtet werden können, bis eine wärmere Sonne unsere Schönen auf die Promenade ruft, wo sich der Charakter unserer Zeit in den Aermeln freier aussprechen kann.

Wirksamkeit des Rheinisch-Westphälischen Kunst-Vereins.

Aus den jüngst erschienenen neuesten Verhandlungen dieses Vereins (sechste General-Versammlung, gehalten zu Düsseldorf am 6. August 1835) theilen wir die folgenden, für das allgemeine Interesse wichtigen Bemerkungen mit:

„Seit unserer vorjährigen Zusammenkunft ist die Zahl der Mitglieder wieder bedeutend gestiegen, und ist dieses der beste Beweis, daß der Zweck unseres Vereins immer größere Anerkennung findet. Auch vermehrt sich die Zahl ähnlicher Vereine in den meisten Gegenden Deutschlands noch fortwährend, und wir sehen daran mit Freude, wie der Sinn für die Kunst immer mehr geweckt und eine Epoche für dieselbe herbeigeführt, die einst in der Geschichte der Kunst mit zu den glänzendsten gezählt werden wird.

Der hohe Aufschwung, den unsere hiesige Akademie genommen hat, trägt nicht wenig dazu bei, daß unser Verein auf der Stufe steht, die ihm die Kunstwelt angewiesen hat. Auch außerhalb Rheinland und Westphalen, ja in den größten Städten Deutschlands äußert sich der Wunsch, unsere Bilder zu sehen. Sie wurden nach Berlin, Königsberg, Halberstadt, Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Mainz, Frankfurt und Darmstadt geschickt. Diese Städte wünschen, solche Sendungen wiederholt zu erhalten, und selbst von Wien aus ist uns ein gleicher Wunsch geäußert worden.

Jede solcher Reisen bringt den hiesigen Künstlern neue Bestellungen, dem Vereine neue Mitglieder und wirkt daher mehrfach für das Aufblühen der Kunst, ohne daß dem Vereine dadurch Kosten erwachsen, die, wie sich von selbst versteht, die Städte oder Vereine tragen, denen die Gemälde zugeschickt werden. Besonders ehrende Anerkennung findet die Bestimmung unseres Statuts, daß ein Theil des Einkommens zu öffentlichen Zwecken verwandt wird. Indem der Verein den Provinzen Rheinland und Westphalen ganz besonders seine Wirksamkeit widmet, nimmt er doch keinen Anstand, auch außerhalb derselben zur Gründung öffentlicher Werke beizutragen, so bald nur die Actien-Zahl an den Orten, die unsere Hülfe in Anspruch nehmen, so groß ist, daß den hiesigen Provinzen keine Kräfte entzogen werden.

Was die einzelnen Unternehmungen für

öffentliche Zwecke betrifft, so ist das für die Kirche zu Arnsberg bestimmte Bild, die Auferstehung Christi von Deger, nun vollendet und wird nach der diesjährigen Ausstellung an den Ort seiner Bestimmung abgehen.

Das für die Kirche zu Dülmen bestimmte Altarbild ist von Herrn Direktor Schadow begonnen; indessen hat diese Arbeit von großem Umfange noch nicht beendet werden können.

Das Fresko-Gemälde für die hiesige St. Andreaskirche, welches Herr Mücke zu fertigen übernommen, ist in Arbeit; die Skizze ist ausgestellt. Der Gedanke, diese Kirche mit Gemälden zu schmücken, fand bei den Bewohnern Düsseldorfs so großen Anklang, und es erfolgten zu diesem Zwecke so bedeutende Beiträge, daß wir einschließlich des verhältnißmäßigen Zuschusses aus dem Vereinsfonds in den Stand gesetzt wurden, für diese Kirche noch zwei Altar-Bilder in Oel malen zu lassen, deren Ausführung die Herren Hübner und Deger übernommen haben. Alle diese zu öffentlichen Zwecken bestimmten Werke sind also Männern übertragen, deren Meisterhände uns ausgezeichnete Leistungen verbürgen.

Ueber das Bild, welches von Herrn Overbeck in Rom für den Cölner Dom gemalt werden soll, dessen früher vielfältig in unseren Versammlungen gedacht, dessen Ausführung aber bei vielen früher übernommenen Arbeiten des berühmten Künstlers noch weiter hinaus geschoben ist, wird jetzt auf's Neue unterhandelt, um die Stelle, die demselben dort angewiesen werden soll, um Gegenstand und Größe zu bestimmen, und die zur Sicherung der Kosten nöthigen Maßregeln zu treffen, so daß wir die näheren Nachrichten hierüber in der nächsten Versammlung mitzutheilen im Stande seyn werden.

Für die gegenwärtige Verlosung sind zur Vertheilung unter die Mitglieder Bestellungen auf einen Kupferstich und eine Lithographie gemacht und dieselben ebenfalls mehr oder weniger vorgeschritten. Es ist dieses eine Lithographie nach Köhlers Auffindung Moses, welche der Litograph Jentzen zu Berlin anfertigt, sowie ein Kupferstich nach Blanc's Kirchgeherin von dem hiesigen Kupferstecher Hoffmann.« —

Die Actienrolle läuft bis zur Nummer 1980; doch kommen nur 1973 Actien mit 9865 Thalern zur Einnahme.

Die am 6. August verloosten Kunstwerke bestanden aus einem, welches bei der vorjährigen Verlosung zurückgefallen, aus einem, welches dem Vereine zurückgeschenkt war, aus 41, welche aus dem Actienfonds für den Preis von 6476 Thaler 20 Sgr., und aus 9, welche aus dem Extraordinario für 651 Thaler 10 Sgr. angekauft waren.

(Museum.)

Neue Industrie.

1.

Ich will hier ohne Scherz sprechen, und doch sieht, was ich erzählen will, wie Scherz aus. Es gibt eine Art von Industriemenschen zur Zeit in Paris, die weder Taxe noch Steuern bezahlen und doch einen Stand behaupten, eine Profession, ein Handwerk ausüben. Diese Leute haben weder von Fallissementen, noch von Feuersbrünsten, noch von andern dergleichen Unglücksfällen etwas zu befürchten. Es sind die Selbstmörder. Man lache nicht. Ich werde mich gleich deutlicher erklären. Der Mann hatte Vieles in seinem Leben versucht, Erfindungen gemacht, Privilegien darauf nachgesucht; es wollte ihm nichts gelingen. Da liest er einst in der Gazette des Tribunaux Folgendes: „Gestern stürzte sich ein Unglücklicher von dem Geländer des Pont des Arts in die Seine, und wurde von einigen muthigen Leuten gerettet. Nachdem man alle Mittel anwandte, ihn in's Leben zurückzubringen, gestand er unter einem Strom von Thränen, daß das Unglück ihn zu dieser Verzweiflung gebracht habe. Die Umstehenden machten auf der Stelle eine Collecte für ihn, deren Betrag man dem armen Familienvater übergab, der keine Worte finden konnte, um seinen Dank auszudrücken. »Mein armes Weib, meine guten Kinder, Ihr werdet nicht mehr hungern dürfen, dieß war Alles, was er sagen konnte.« Nachdem unser Mann diesen rührenden Zug der Menschenliebe gelesen, sagte er plötzlich zu sich: „Wenn ich mich auch einmal entleibte!“ Gedacht, gethan! Er machte sich sogleich auf den Weg nach dem Pont des Arts. Es war heller Mittag, schöner Sonnenschein und eine Menge von Leuten füllten den Quai. Auch gewahrte er einige Schiffer mitten auf dem Strome, die dem Anscheine nach muthvolle Leute waren. Der Spekulant besann sich nicht lange, schwang sich über das Geländer, und lag im Wasser. Allein es dauerte nicht zwei Minuten, so war der quasi Ertränkte auch schon wieder herausgezogen und auf das Ufer gelegt. Mit innerem Wohlbehagen hörte er folgende Redensarten um sich her: Es war

ein Wechselagent, den die spanischen Dukaten ruinirt haben. — Ein Unternehmer von Straßenpflasterung, der sich durch die Eisenbahnen ruinirt wähnt. — Ein armer Tenorist, der seine Stimme verloren hat. Während dessen öffnete der Gerettete ein stieres Auge und murmelte vor sich hin: „O mein Weib, o meine Kinder!“ Man fragte ihn von allen Seiten; allein er verweigerte jede Antwot und wiederholte nur die Worte: „O mein Weib, o meine Kinder!“ Die Collecte belief sich auf 67 Fr. 50 C. Eine Obstfrau band ihr Halstuch ab und schenkte es ihm; ein mitleidiger Banquier rief einen Fiaker herbei und bezahlte ihn voraus. Seit diesem glücklichen Erfolge hat sich der Spekulant seiner neuen Industrie mit Leib und Seele ergeben. Folgendes ist seine Wochenliste: Montag kauft er Kohlen, die alle Leute im Hause sehen, schließt sich damit in sein Zimmer, zündet die Kohlen an, und wälzt sich sogleich laut heulend und schreiend auf der Erde. Die Nachbarn erbrechen die Thür, und machen eine Collecte. Dienstag ersticht er sich; der Dolch gleitet aber zum Glücke an den Rippen herunter. Man macht eine Collecte. Mittwoch steigt er auf die Vendomesäule und will sich herunterstürzen. Man erwischt ihn noch zum Glücke am Rockschoß und macht eine Collecte. Donnerstag erschießt er sich, versengt sich aber nur die Haare; man macht eine Collecte. Freitag hängt er sich auf, aber der Strick reißt; die Collecte ist ihm gewiß. Samstag, wenn's Winter ist, läßt er sich in dem Augenblick überraschen, wie er sich eine Ader öffnen will; im Sommer ertränkt er sich, wie wir gesehen haben; die Collecte bleibt ihm nicht aus. Sonntag trägt er seine 300 Fr. auf die Sparkasse und in zehn Jahren wird er sich zur Ruhe setzen, und von den Früchten seiner Selbstmorde ein angenehmes Leben führen.

2.

Folgendes Geheimniß, wohlfeil zu reisen, verdanken wir einem Engländer, und wir beeilen uns, es in dieser industriösen Zeit gemeinnützig zu machen.

In Corfu war ein Mord begangen worden. Der Thäter konnte nicht verhaftet werden, aber man kannte ihn, und sein Signalement war nach England geschickt worden. Da stellt sich ein Engländer bei den Gerichten der Insel, und klagt sich des Mordes an. Man bringt ihn auf ein Kriegsschiff, und schickt ihn nach London, wo jedoch das vorhandene Signalement dem Aeußern des Gefangenen keineswegs entspricht, und bald entdeckt man, daß dieser Letztere nur umsonst die Ueberfahrt zu machen beabsichtigte, und zugleich die Chokolade, den Grog und andere gute Sachen, womit die englische Regierung ihre Seeleute versieht, ebenfalls zu erhalten wünschte.

Der Hund von Brüssel.

Es ist bekannt, daß während der Julitage in Paris ein Hund seinem Herrn in das Handgemenge folgte, und als dieser von einer Kugel getroffen fiel, seine Leiche als treuer Hüter bewachte. Als am andern Morgen die Gefallenen begraben wurden, da folgte er seinem Herrn bis zu dem Kirchhofe der Patrioten, um von ihm auf ewig Abschied zu nehmen. Der Spaten des Todtengräbers erhob zwischen dem Hund und seinem Herrn eine unübersteigliche Scheidewand; allein von nun an blieb der Hund auf dem Grabe. Die Soldaten stellten ihm ein Häuschen hin, in welchem er drei Jahre lang blieb bis zu seinem Tode.

Auch Brüssel besitzt einen ähnlichen Hund, der jedoch noch am Leben ist. Wer Brüssel kennt, wird sich erinnern, auf seinen Spaziergängen im Park, unweit der Vorhalle des Palastes der Nation, einem dem Anscheine nach elendem Geschöpfe begegnet zu seyn, das aber in der That edel genannt zu werden verdient. Bereits sechs Jahre sind es, daß ein Hund diesen Ort bewohnt und sich gleich einer Schildwache, die man abzulösen vergessen, vor dem Palaste der Nation befindet. Es ist ein kleiner Hund, eine Art von Bastard-Mops, ein Plebejer in dem Hundegeschlecht. Sein Haar ist unbestimmt fahl, mit einem schmutzigen Weiß untermischt; der Kopf hat etwas von einem Schäferhunde. Er scheint, einfach und stoisch, ein beschauliches Leben zu führen, und ist ruhig und besonnen, selbst muthwillige Knaben ehren und achten ihn.

In den Septembertagen sah man in Brüssel einen Freiwilligen, von seinem Hunde begleitet, den Niemand kannte. Man wußte nicht, von welchem Punkte Belgiens oder aus welcher Straße Brüssels er gekommen war. Viele muthvolle Männer sind ohne Ruhm gefallen, denn der Ruhm, wie das Glück, sind dem Zufall unterworfen.

Dieser Mensch, dieser unbekannte Held, der mit seiner Tapferkeit gänzlich verschollen ist, zeigte sich in allen Kämpfen; überall machte ihn sein Hund bemerkbar. Als den letzten Tag man den Palast der Generalstaaten stürmte,

stürzten einige Unerschrockene untern dem heftigen Feuern auf ein hohes Fenster los, das sie erklommen. Der Hund konnte nicht mit. Dießmal sah man ihn endlich allein. Sein Herr kam nicht wieder. Man brachte ihn mit den andern Leichen fort, und weiß nicht, wo seine Asche ruht. Der Hund heulte und rief seinem Herrn, und seit dem 27. September des Jahrs 1830 wartet er noch auf ihn. Man pflanzte den Freiheitsbaum vor dem Palaste, und als wenn ihm sein Instinkt sagte, daß deßhalb sein Herr gestorben, verläßt er diese Stelle nicht mehr.

Die großen Interessen, welche die Geister beschäftigten, ließen natürlich den Hund übersehen. Er lebte von dem Mitleid der Nachbarn; allein nie ließ er sich in ein Haus locken, und sein Platz blieb der Freiheitsbaum und der Vorhof des Palastes. In der letzten Zeit haben die Repräsentanten der belgischen Nation für die Treue des Hundes Sorge getragen. In einem Winkel des Vorhofs hat man ihm ein neues Häuschen gebaut, worin er wohnt, und die Wächter des Palastes bringen ihm seine Nahrung. So ist jetzt für den Hund der Septembertage gesorgt worden.

Geschichtliches.

Die berühmte Fahne, die man zu Orleans bei Gelegenheit der Gedächtniß-Processionen an den Sieg der Jeanne d'Arc zu tragen pflegte, und die wahrscheinlich dieselbe ist, welche diese Heldin selbst in der Schlacht getragen, wurde kürzlich unter alten Reliquien längst vergangener Zeiten in Orleans aufgefunden. Herr Romagnesi, einer der gelehrtesten Männer in Frankreich, hat eine Notiz bei dieser Gelegenheit herausgegeben, die wohl geeignet ist, verschiedene Punkte der Geschichte jener Zeit zu erhellen, die in ihren Particularitäten noch so dunkel ist.

Aus der Gesellschaft.

Die Verheirathung des bekannten polnischen Generals Dwernicki mit Dem. Aline de Broc wurde kürzlich in der St. Sulpice-Kirche in Paris vollzogen. Kurz darauf ist das neu vermählte Paar nach Boulogne sur Mer abgegangen, um sich nach England einzuschiffen. Mehr als hundert Polen, viele Franzosen und einige Deutsche hatten sich bei der Abfahrt der Diligence eingestellt, um ihnen Lebewohl zu sagen.

Vermischtes.

Als ein Beweis, wie man in Amerika Schauspieler zu ehren weiß, möge Folgendes dienen. Eine Schauspielerin der vierten oder fünften Ordnung in Paris, die zugleich Tänzerin, Dem. Celeste mit Namen, hat in vorigem Jahr in Newyork 22,300 Dollars eingenommen, in Boston 18,500, in Philadelphia 8,500, in Baltimore 3,500, in Montreal 1000, in Quebek 800, in Albani 130, zusammen 50,000 Dollars. In Neu-Orleans und Mobile erhielt sie für sechs Wochen 9000 Dollars. Es wäre unsern schlechten Schauspielern und noch schlechtern Tänzerinnen zu rathen, so schnell als möglich nach Amerika zu reisen. Man würde von beiden Theilen zufrieden seyn können.

— Der französische Courrier des Théatres enthält folgende bittere, aber wahre Pille: »Ist es nicht lächerlich, Fremden eine jährliche Unterstützung von 70,000 Fr. zufließen zu lassen, während unsere eigenen Theater, trotz aller Anstrengung, sich in einem leidenden Zustand befinden, um so mehr, da diese Fremden (die Italiener) schon ihre Schafe im Trockenen haben, ehe sie noch die Thüren öffnen, denn man weiß es ja, und Robert und Severini wiederholen es immerwährend, daß Alles abonnirt sey. Ja, Alles ist abonnirt und zum Voraus, und drei Monate vorher, ehe die Truppe noch da ist. Das Unternehmen bringt mehr als 80,000 Fr. einem jeden der beiden ehrenwerthen Herren ein, und es hieße wahrlich ihnen keinen großen Schaden zufügen, wenn man ihnen die 70,000 Fr. entzöge, um damit ein zweites Theatre français zu gründen, und so der dramatischen Kunst und dem Lande eine gerechte Genugthuung zu geben.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Ladislaus Pyrker, von Felsö-Eör, Primas von Ungarn, Verfasser der Tunisias u. s. w.
2) Lied aus Tieck's schöner Magelone, componirt von L. Hetsch.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 7. 18. Mai. 1836.

Musikalisches.

Breslau. Das Hauptmusikstück des Conzerts, welches neulich der Musikdirektor Herr Seidelmann im Theater veranstaltet hatte, bildeten einige Scenen aus der Composition des Fürsten Anton Radziwill zu Göthe's „Faust." Aus dem ersten Theile waren die Scenen vor und nach dem Spaziergange bis zum Einschlummern Fausts, aus dem zweiten Theile die Scenen in Gretchens Zimmer, so wie die erste Scene im Garten gewählt, wodurch eine Einsicht in das Wesen des ganzen Werkes verständig vermittelt wurde. Aus dem Briefwechsel zwischen Zelter und Göthe erfährt man manches Nähere über diese eigenthümliche Composition, wie ernst und anhaltend dieselbe den Fürsten beschäftigt hat, und wie auch einzelne Scenen schon früher in hohen Cirkeln zur Aufführung gekommen sind. Am 26. Oktober v. J. wurde zuerst die Aufführung eines sehr reichen Auszuges aus dem Werke von der Berliner Sing-Akademie, welcher auch die Herausgabe desselben von dem hohen Verstorbenen übertragen ist *), unternommen. Dieselbe erhielt den Beifall der gebildeten Zuhörer in so hohem Grade, daß vor etwa zwei Monaten eine Wiederholung stattfand. Einem so gemischten Publikum aber, wie es sich in der Regel im Theater zu versammeln pflegt, schien der Concertgeber, welcher vor wenigen Tagen das Werk zuerst in Breslau einführte, etwas viel zugemuthet zu haben, und wenn auch in mancher Beziehung ein Opernhaus der Ort ist, welchem die würdige Ausführung einer derartigen Dichtung zuerst zusteht, so dürften einzelne Parthien, z. B. die Chöre, an einem Provinzialtheater wohl nie mit der beabsichtigten großartigen Geisterwirkung vorgetragen werden. Die gewählten Scenen spielten 1 ½ Stunde, für die bloße Unterhaltungslaune eine lange Prüfungszeit, und dennoch sprach sich bei einzelnen Abschnitten lauter Beifall aus. Wir dürfen daher, wenn auch nicht bei dem größten Theile des Publikums ein Verständniß des Werkes, doch ein Interesse für dasselbe voraussetzen. Die Ausführung war in der Art eingerichtet, daß Madame Schröder-Devrient die weiblichen und Herr Dessoir die männlichen Parthien sprach. Erstere sang zugleich die Parthie des Gretchens, indeß die Männerparthien von Herrn Albert (Faust) und von Herrn Prawit (Geist) gesungen wurden. Es zerfällt nämlich jede Rolle, in Uebereinstimmung mit der Auffassung des Ganzen, in eine Sprech- und Gesangs-Parthie. Wie sich im Göthe'schen Gedichte von selbst einzelne Theile zum Gesange erheben, und bei der sceniſchen Darstellung der Musik nicht entbehren können, und wie auch außerdem viele Lieder daraus componirt worden sind, so hat Fürst Radziwill, ein geistreicher Schüler Beethovens, es versucht, dieselbe vollständig mit dem ätherischen Wesen der Musik zu vermählen. Es handelt sich bei Lösung einer solchen Aufgabe oft mehr um klare Anschauung des erhabenen Dichterwerkes, um einzelne geistreiche Gedanken in Melodie und Auffassung, als um eine strenge musikalische Durchführung derselben. Die Musik ist in dem vorliegenden Werke mehr eine Freundin des Gedichts, indeß sie z. B. in der Oper die unbedingte Beherrscherin desselben ist. Man hat viel darüber gestritten, in wie weit überhaupt die sogenannte melodramatische Behandlung eines

*) Die Partitur ist bereits im vorigen Jahre bei T. Trautwein in Berlin erschienen, in diesem Jahre erwarten wir noch nach einem gegebenen Versprechen den Klavierauszug.

Stoffes zulässig erscheint, begründet ist sie jedenfalls in der Verwandtschaft des recitirenden und melodischen Theiles der schönen Künste, und wenn der lyrische Schwung des Gedichtes sich von selbst der Melodie annähert, so ist im Gegentheil vielleicht außer mancher andern Gränze auch die Fuge ein Punkt, wo die Musik zur Sprache überzugehen scheint. Die Musik zu Göthe's Faust vom Fürsten Radziwill ist auf diese angenommene Verwandtschaft, und wie auch sonst sehr richtig interpretirt worden ist, auf die im ganzen Drama vorausgesetzte Nähe einer überirdischen Geisterwelt basirt. Da wo nur irgend das Wort eine Annäherung der Musik (nach Oken: die Aeußerung der Sehnsucht, zu Gott zurückzukehren) zuläßt, schmiegt sich dieselbe in ihrem luftigen Wesen an das recitirte Wort an, und wo dieses selbst Musik wird, da erhebt sich die Melodie zum Gesange. Recitation ohne Musik, Melodramen, Chöre, Choräle, Lieder, ein Paar Quartetten und ein Duett wechseln in dem eigenthümlichen Werke. Der Dichter hat die wenigen Erweiterungen des Textes zu diesem Zwecke nicht blos gestattet, sondern sie selbst geboten: „damit die ihm verbündete Macht der Töne in ihrer ganzen Fülle sich offenbare." — Soweit es mit einer Zeitung irgend verträglich, habe ich hiemit die Oekonomie des Werkes wie den Erfolg bei der hiesigen Aufführung dargethan, andeuten wollte ich die Gattung des Compositionstalentes, wie wir es aus dem Gehörten erkennen. Eine Würdigung könnte nur nach tieferem Studium und Anhören des Ganzen erfolgen. Das Lob für den Componisten ist erhaben wie die Dichtung selbst, wenn uns der Genuß der letztern nirgends geschmälert wird, vollends wenn wir uns willig der sinnigen Auslegung des musikalischen Genius auschmiegen. Diese Wirkung scheint das große wie das kleine Publikum im Theater erfahren zu haben. Die anstrengende Deklamationspartie, welche Hr. Dessoir übernommen, wurde mit steter und oft sehr schwieriger Haltung zwischen Gedicht und Musik ausgeführt, und namentlich auch Mephisto von ihm charakteristisch gesprochen. Daß Mad. Schröder-Devrient auch einer einfachen und wahren Recitation im Drama fähig ist, bewies die innige Naivetät ihres Gretchens, so wie der edle und naturgemäße Ausdruck der Martha. (Bresl. Zeit.)

— Aus Prag. Die Zahl der Hochgenüsse, die dem Musikfreunde in unserer schönen Hauptstadt öffentlich zu Theil werden, ist groß, noch größer aber die Zahl derjenigen, die sich privatim, bald hier, bald dort darbieten. Ich glaube nicht, daß Prag in dieser Hinsicht eine Rivalin unter der Gesammtzahl von deutschen Städten zählt, oder daß es gar hinter einer derselben zurückstände. Des Böhmen hoher Sinn für die Zauber der Tonkunst ist längst bekannt, und da die hier lebenden Virtuosen und Tonkünstler sehr zahlreich sind, so ist nichts natürlicher, als daß eine Akademie der andern folgt, ein Conzert das andere drängt, und musikalische Festivitäten überhaupt, in rasch nach einander folgenden Zeiträumen die Theilnahme in Anspruch nehmen. Nebst den Künstlerinnen und Künstlern, die unser treffliches Conservatorium in's Daseyn bringt, sieht man noch überdieß ein ganzes Heer von Dilettanten sich immer mehr und mehr kunstgerecht heranbilden, und nur unter diesen und den Erstern braucht man zu wählen, und ihre Güte in Anspruch zu nehmen, um schon die artigste musikalische Unterhaltung zusammensetzen zu können.

Einer solchen musikalisch-deklamatorischen Unterhaltung, die der Herr Med. Dr. Mertlik im Lutzerischen Hause am Graben veranstaltete, hatte ich Gelegenheit, am 17. d. M. beizuwohnen. Der schöne Bariton des Freiherrn von Larisch, das virtuose Violinspiel des Herrn Mildner, die kunstfertige Behandlung des Violoncells von Seite des Herrn Prachner, eine Clavier-Improvisation des Herrn Karl Hoffmann, gleichwie Harmonika-Variationen, gespielt vom Herrn Mertlik selbst, dann der gelungene Vortrag der übrigen Piecen, aus denen diese musikalisch-deklamatorische Unterhaltung noch combinirt war, erregten die lebhaftesten Beifallsbezeigungen von Seite der geladenen Gesellschaft, die als eine, nicht gerade zahlreiche, aber desto gewähltere zu betrachten war. (Bohemia.)

— Breslau hat bereits ein Conzert für Beethoven's Denkmal gegeben, das Programm verkündete: „Ouvertüre zu Egmont, Conzert für das Pianoforte Nro. 4 (G dur), Adelaide

von Matthisson, gesungen von Mad. Schröder-Devrient; Symphonie Nro. 5 (C moll), Scene und Arie: Ah! perfido, spergiuro, gesungen von Mad. Schröder-Devrient, Phantasie für das Pianoforte mit Begleitung des Orchesters und Chor. Alles Compositionen von dem großen Meister. — In Frankfurt fordert Beethoven's Schüler, Ferdinand Ries, zur Theilnahme auf, und erbietet sich, das Conzert zu leiten.

Theater.

Am Ostermontage wurde nach den Osterferien das Theater in Innsbruck mit der Norma von Bellini eröffnet, und in derselben dem Publikum das neu engagirte Opernpersonal vorgeführt. Wir haben seitdem Zampa, den Barbier von Sevilla, Maurer und Schlosser gesehen, und können nunmehr mit voller Beruhigung der Direktion zur Erwerbung ihrer neuen Opernmitglieder Glück wünschen. Dem. Nordheim hat eine für die ungünstigen akustischen Verhältnisse des Schauspielhauses etwas schwache, aber sehr angenehme Stimme, und verbindet mit bedeutender Kehlfertigkeit einen klaren und verständigen Vortrag. Der Tenor, Herr Thalheim, hat besonders als Sever in der Norma und als Zampa durch seinen kräftigen, feurigen Vortrag angesprochen; er ist im Besitze einer schönen Stimme, der wir nur manchmal etwas mehr Mäßigung wünschten, damit nicht die Gränzlinie des Schönen überschritten werde. Uebrigens scheint uns Herr Thalheim ein gebildeter und fleißiger Sänger, von dessen fortschreitender Bildung sich das Publikum noch die schönsten Kunstgenüsse versprechen kann. Der Bassist, Herr Sommer, hatte als Nachfolger des so beliebten Herrn Kaler eine schwierige Stellung bei seinem Debut. Allein die außerordentliche Kraft seiner Stimme, mit welcher er als Orovist in der Norma selbst den bedeutend verstärkten Chor durchdrang, und seinem Vortrage in dieser Parthie einen überraschenden Charakter von Großartigkeit verlieh, gewann ihm sogleich die Gunst des Publikums, in welcher er sich bisher nicht nur erhielt, sondern auch bedeutend erhöhte, da er sich als einen vielseitigen und sehr verwendbaren Sänger und Schauspieler erwies.

Noch haben wir des zweiten Tenors, Herrn Gruber, zu erwähnen, welcher zuerst in Zampa als Alphonso de Monza debutirte. Eine sehr vortheilhafte, jugendliche Gestalt nimmt sogleich für ihn ein; seine Stimme ist angenehm, nur ist die Höhe derselben nicht ausgebildet genug, was sich jedoch durch fortgesetzte fleißige Uebung bedeutend verbessern läßt.

Wenn nun die Direktion auf eine gute Auswahl des Opernrepertoires, auf zweckmäßige Anschaffung von Novitäten, auf angemessene Verstärkung des Chors, womit bei der Aufführung der Norma bereits ein gelungener Versuch gemacht wurde, und noch auf Engagirung eines tüchtigen Baritons, ohne welchen viele Opern nicht zur Aufführung gebracht werden könnten, den geeigneten Bedacht nehmen wird, so glauben wir sie mit Zuversicht der vollen Zufriedenheit des Publikums und des damit in engster Verbindung stehenden eigenen Vortheils versichern zu können. (Tir. Bote.)

— München. „Hymens Bild," von Fr. v. Elsholtz, ist ein sehr niedliches Stück, das, so klein es ist, doch viele gute Gedanken und Einfälle in einer sehr angenehmen Form darbietet. Mad. Dahn und Herr Vespermann spielten vortrefflich und hoben durch die Kunst der Rede jede Spitze des wichtigen Dialogs heraus. Das Stück fand ehrenden Beifall. Töpfers einaktiges Lustspiel: „Laßt mich lesen," wurde auch gut aufgenommen. Eigentliche Charaktere hat das Stück nicht, aber einige recht gelungene Karrikaturen sind, wenn sie lebhaft dargestellt werden, unterhaltend. — Herr Remmark, vom Stadttheater in Grätz, trat als Zwirn in Lumpaci-Vagabundus auf. Er ist ein guter Volkskomiker mit vielem natürlichen Humor. Er mußte zwei Lieder wiederholen und wurde hervorgerufen. Herr Remmark hat sich als Darsteller im Lustspiel in Oestreich einen guten Ruf erworben und ist im Hoftheater in Wien mit Erfolg aufgetreten. Herr Schinn, vom Theater in Pesth, trat ungeachtet einer Heiserkeit als „Knieriem" auf; sein Unwohlseyn wirkte aber lähmend auf seine Darstellung, die deßhalb nicht als Maßstab gelten kann für das, was er zu leisten vermag. (Münch. Tagbl.)

— Am letzten Sonntage gab das Schweiger'sche Sommertheater in Mün-

chen die Oper: „Templer und Jüdin,“ und das k. Hof- und National-Theater den „Lumpaci-Vagabundus.“ Verkehrte Welt! —

— Den Breslauern wird viel Schönes geboten: Mad. Schröder-Devrient und Dem. Bauer gastiren zu gleicher Zeit; jene erfreut das Publikum heute in der Oper, diese morgen im Schauspiel; dazu kommen noch brillante Conzerte; was will man mehr?

Journal-Posaunen.

(Wo sie nicht einmal nöthig sind.)

Die Wiener Zeitschrift enthält aus München: Wenn es nicht wie eine Hyperbel aussähe, oder für ein Haschen nach Parallelen zwischen antiker und moderner Zeit angesehen würde, so möchte man den Monat März in diesem Jahre den Schröder-Devrient-Mond nennen. Die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten, kunstliebenden und kunstverständigen Welt Münchens war ausschließlich dieser vorzüglichen Künstlerin zugewendet. Alle Salons und Kaffeehäuser, alle großen und kleinen Gesellschaften — ja alle Familienkreise hatten nur diese vortreffliche, tragische Sängerin zum Gegenstande ihrer Mittheilungen und Unterhaltungen gewählt. Das endlich wirklich eingetretene Scheiden ihrer einst so gefeierten Mutter von unserer königl. Hofbühne; die Krönung derselben durch Eßlair, den „Veteranen“ des tragischen und heroischen Mimen, seine rührenden Worte an sie und an das Publikum; die mächtig erschütternden Eindrücke, die Mad. Sophie Schröder als Fürstin Isabella in der „Braut von Messina“ auf das Publikum machte und ihre eigenen, als sie die Lorbeerkrone auf ihrem Haupte fühlte und tief bewegt unter Thränen den letzten Dank aussprach: diese Umstände, die selbst einen tragischen Effekt an sich tragen, und der Uebergang zu den längst mit Verlangen erwarteten Gastrollen der durch Europa gepriesenen, talentvollen Tochter, der bei uns schon längst Kronen und Kränze, ja sogar Gedichte (!) blühten, die wie ein Schneeflockengestöber durch die weiten Räume, vom Wirbelwind der Begeisterung getrieben, jubelnd flatterten, hielten uns lange im vollsten Athem. Die Freunde und Verehrer der tragischen Muse und der Oper waren unermüdlich in Lobeserhebungen.' Immer schäumte der Pokal der Verehrung und setzte glänzende Reihen schimmernder Perlen an, immer erschien die Tuba des Ruhmes, und auf tausend und tausend Lippen schwebte das freudetrunkene Evoe im Opernhause und in den Odeons-Conzerten. — Warum strengt sich der Gute so an? —

Für Rheinreisende.

Königswinter. Es ist ein sehr erfreuliches Ereigniß für alle, welche ein Interesse an unserem stattlichen Drachenfels nehmen, daß der Gipfelkegel desselben mit seinen schönen Schloßruinen gestern durch den Königl. Regierungs-Präsidenten, Herrn Ruppenthal, für eine sehr namhafte Summe von den bisherigen Privat-Besitzern, der hiesigen Steinhauer-Gewerkschaft, für Rechnung Sr. Majestät des Königs angekauft worden ist. Daß der Berg durch den Betrieb von Steinbrüchen nicht Gegenstand bedeutender Gefährlichkeit für die Gegend und Arbeiter werden möge, daß dieser großartige Felsenwächter am Eingange der doppelten Bergreihe des Bettes unseres Stromes nicht dadurch zugleich in seinen pitoresken Formen beeinträchtigt werden könne, und daß die alterthümlich vielfach denkwürdigen und das Auge des Reisenden fast wundersam ansprechenden Thurm- und Gebäude-Reste, welche in seltener Kühnheit seine Spitze krönen, der Gefahr der Zerstörung durch Menschenhand thunlichst entzogen werden: dieß sind die Gründe, welche unsern König zu der sehr liberalen Acquisition im Interesse des öffentlichen Nutzens bewogen haben. Als Folge davon hört denn auch die lästige Sperre und Abgabenerhebung von den Besuchern des Drachenfels, welche seit einigen Jahren von den bisherigen Eigenthümern eingeführt war, nunmehr auf.

Sylben-Räthsel.

(Zweisylbig.)

Eins steht meistens obenan,
Oeffnet Riegel, Schlösser, Thüren.
Zwei kann blos der Arzt curiren;
Wer es hat ist übel d'ran.
Dolche blinken, Schwerter klirren,
Wenn das Ganze wo entsteht;
Es ist ein sträfliches Verwirren,
Das auf Schutt und Leichen geht.

(Freischütz.)

Südliche Reisebilder.

1.

Man stelle sich den Reiz eines Maimorgens in den Gebirgen von Biscaya vor, in einem dieser warmen Thäler von Biscaya, wo der Waldstrom braust unter der alten Brücke von einem Bogen, die wie ein Regenbogen in der Luft schwebt, mitten in einem Meer von alten Bergen, mit kahlem Scheitel, aber mit dem grünen Gürtel der Wälder; ein unbewegliches Meer, hier und dort von einer weißen Klostermauer durchfurcht, die sich an den Abgründen erhebt, wie das weiße Segel über den Wellen.

Die Schweiz mit ihrer klassischen Schönheit, die Pyrenäen in ihrer phantastischen Majestät, wiegen nicht nach meiner Meinung jene armen Berge von Biscaya auf, voll naiver Harmonien der Glocken und Cascaden, bald kahl, bald grün, bald trocken, bald frisch; jene guten Berge, wo wahrlich nichts dem Reisenden Bewunderung abnöthigt, wo aber Alles ihn fesselt, reizt, bewegt! Hier sieht man einen finstern Engpaß, den er sich nach Gefallen mit Räubern und Gefahren bevölkern kann; dort jene lichte Stelle in der Wildniß, die dazu gemacht scheint, um den Hexen oder Zigeunern als Ballsaal zu dienen. Weiter auf der Spitze der Felsen erscheinen Züge von Contrabandistas, den Stutzen unter dem Arm, witternd die Mozos der Douane, und dabei die Gefahr vergessend, mit den jungen Biscayerinnen scherzend, die in langen Haarflechten mit nackten Füßen und kurzen Röckchen von blauer Leinwand oder schwarzer Wolle aus allen Dörfern diesen galanten Verbrechern entgegenlaufen.

Und zu derselben Zeit, daß man die Smuggler oben an den Felsen hängen sieht, wie sie sich durch die wildesten Schluchten herunterlassen, erblickt man unten im Thal auf der guten und ehrlichen Landstraße andere Züge, die sich freier bewegen, den Kopf hoch, mit unbefangener Miene, schwatzend und lärmend, wie Leute, die sich nicht fürchten, irgend Jemanden zu begegnen.

Dieß sind die Arrieros, die braven Maulthiertreiber, deren malerische Caravanen auf Spaniens Landstraßen unsere schwerfälligen Frachtfuhrwerke ersetzen. Es gewährt Vergnügen, zu sehen, wie diese langen Reihen schwerbeladener und prächtig aufgezäumter Thiere mit

rothem Schmuck und mit gelben, grünen oder himmelblauen Federn, eines nach dem andern, am Raude der Abgründe hinziehen, ohne Zaum und Zügel, blos der Stimme ihrer Führer und den Schellen des vordersten Maulthiers gehorchend.

Die Coronella, die Capitara, die Brigadera ziehen voraus. Dieß ist die Elite der Truppe, und in der That nicht nur ihre Federbüsche, sondern ihr stolzer, auf gewisse Weise martialischer Schritt machen sie schon aus der Ferne bemerkbar. Diese Thiere scheinen das Gefühl der Ehre zu kennen, an der Spitze der Colonne zu gehen. Sie wollen diese Auszeichnung durch ihre unermüdliche Anstrengung und Unterwürfigkeit verdienen. Wenn sie aber ausarten und einen Fehler machen, so bestraft man sie, indem man ihnen die Federbüsche nimmt, und sie an das Ende des Zuges hinweist. Dann sieht man sie mit gesenktem Kopfe und gebeugtem Aussehen den gemeinen Maulthieren folgen, die sie zu führen gewohnt waren.

Wenn man einen Ueberfall von Räubern befürchtet, so ziehen sich die langen Reihen auf den Befehl des Mayoral oder Obertreibers zusammen. Dieser reitet gewöhnlich auf einem kleinen Pferde von der Spitze bis zu dem Ende des Zuges, indem er zu gleicher Zeit die Funktionen eines Generals und eines Adjutanten versieht. Sogleich bindet jeder Arriero seine lange Flinte oder seine mächtige Carabine, Trabuco genannt, von den Päcken los; die Vorhut wird gebildet, Plänkler rechts und links, und der Zug, nunmehr in eine Masse zusammengedrängt, wird durch ein Schlachtcorps im Rücken geschützt.

Jetzt sind jedoch diese Fälle selten: nicht als ob es keine Räuber mehr in Spanien gäbe, sondern weil die Mayorales Sorge tragen, immer mit den mächtigsten Hauptleuten Verträge zu schließen, und so für eine kleine Abgabe ungestört ihren Weg zurücklegen können. Die kleinen Banden werden indessen von den Mayorales verachtet, weil jene es nicht wagen, einen gut organisirten Zug von Arrieros anzugreifen.

Diese Caravanen spielen besonders in den Gebirgsgegenden und auf den Nebenstraßen, welche längs des Meeres laufen, eine wichtige Rolle. In Biscaya und Asturien z. B., wo, mit Ausnahme der prächtigen Straße nach Madrid, die Wege beschwerlich und für Wagen unbrauchbar sind, erblickt man oft zahlreiche Gruppen von Reisenden sich mit den Arrieros vereinigen, um sich wechselweise zu beschützen. So haben die spanischen Gebirge, gleich den Wüsten Arabiens, ihre malerischen Gesellschaften von Reisenden von jedem Stande und jeder Handthierung. Viele von diesen übergeben sich dem Mayoral wie einen Ballen Waare, und dann nimmt er auf sie dieselbe Rücksicht wie auf seine Ballen, von denen er sich auf seine Ehre verpflichtet glaubt, sie in gutem Stande an ihren Bestimmungsort abzuliefern; Andere schließen sich als Bedeckung dem Zuge an und sorgen für Nahrung und Nachtlager, so gut sie können. Dieses sind die Aermsten; sie gehen neben den Maulthieren zu Fuß, während die Reicheren hoch oben auf den Waaren-Pyramiden thronen, oder auf ihren eigenen Pferden dem Zuge folgen. Im Uebrigen herrscht große Vertraulichkeit zwischen den Reisenden aller Classen; sie unterhalten sich auf die freimüthigste Weise;

der ehrliche Bürger, in seinen weiten braunen Mantel gehüllt, raucht tapfer seinen Cigarito neben dem halbnackten Bauer, und hält den Trab seines Thieres an, um mit dem Fußgeher gleichen Schritt zu halten; die elegante Señora richtet sich auf ihrem Sitz ein, um der jungen Bäuerin ein Plätzchen einzuräumen, die mit nackten Füßen durch den Sand watet; dann stimmen sie Romanzen an, die wohl manchmal ein junger Arriero mit der Guitarre begleitet, und die oft ein dicker Mönch mit langem Barte durch eine heitere Liebkosung unterbricht.

Eine dieser Caravanen hatte in einem engen Thale, durch das sich die Straße von Bilbao nach Valmaseda schlängelt, Halt gemacht. Zur Rechten dieses abgelegenen und hügeligten Weges rollt ein Bach seine Wellen auf einem Felsenbette; auf der andern Seite erheben sich senkrecht schwarze Wände, beinahe nackt, bis auf einiges Gebüsch. Eine alte Brücke, wo zwei Männer nur mit Mühe neben einander gehen könnten, und deren kühne Wölbung an die Baukunst der Mauren erinnert, verbindet an diesem Ort die Straße. Auf der höchsten Spitze erhebt sich eine Art von Warttthurm, der im Innern eine kleine Nische hat, worin sich ein grob geschnitztes Bild des heiligen Märtyrers Sebastian befindet. Unter der Brücke, fest zwischen zwei Felsstücken, ist ein steinernes Kreuz errichtet, das die ernste Inschrift trägt: Ruegenen por un' alma (Betet für eine Seele), zum Zeichen, daß hier ein Mord begangen wurde. Die Bewohner dieser Gegend erzählen, daß während des heroischen Krieges der Spanier gegen Napoleon ein Bauer des benachbarten Fleckens von Villaverde gezwungen worden war, einem französischen Detachement als Führer zu dienen, und es hieher in das Defilee führte, wo eine starke Guerilla seiner wartete. Die Franzosen waren zu schwach, um zu widerstehen, und wurden in Stücke gehauen; allein sie nahmen Rache an ihrem Führer und erschossen ihn. Dieses Kreuz von Stein ist das Monument dieses unbekannten Märtyrers der Vaterlandsliebe.

Während die Arrieros ihre Siesta hielten, denn die Mittagssonne schoß ihre glühenden Feuerstrahlen senkrecht auf die Straße, plauderten zwei Personen unter der Brücke neben dem Kreuze, entweder um allein zu seyn, oder um unter der Wölbung neben dem Bache mehr Schatten und Kühlung zu genießen.

Die Maulthiere steckten die Köpfe zwischen die Beine, um sich der Wirkung der Sonne zu entziehen, und blieben in dieser Stellung in ihrer Reihe, um das Zeichen des Mayorals zu erwarten, wenn er aufgewacht seyn würde, um sich wieder auf den Weg zu machen. In die Mäntel oder ihre wollenen Decken gewickelt, hatten sich die Arrieros und fünf bis sechs Reisende in den Staub gestreckt; die meisten hatten sich nicht einmal die Mühe genommen, den Schatten eines nahen Waldes zu suchen, sondern begnügten sich, das Gesicht zu verschleiern, und überließen ihren Körper den heißen Eindrücken der schönen Sonne ihres Landes. Es herrschte tiefe Stille; das Geräusch des Baches mischte sich allein in das Gespräch der Beiden unter der Brücke.

Der Eine war ein Greis von mehr als sechszig Jahren, aber sein Körper, noch stark und gelenk, ragte stolz unter dem Faltenwurfe

eines langen blauen Mantels hervor. Er trug einen Militärhut mit goldenen Tressen, und die vergoldeten Sporen seiner staubigen Stiefel schienen einen Oberoffizier anzudeuten. Seine innere Bewegung war sichtbar, und wurde ohne Zweifel von einem tiefen Schmerz verursacht, denn häufige Seufzer entluden sich aus seiner Brust, und flüchtig trocknete er seine Augen mit einem gestickten Tuche, aus feinem Battist, wie die vornehmen Señora's es tragen.

Und selbst die Vornehmsten würden gern der jungen Gefährtin des Greises ähnlich gesehen haben. Es war kein Mädchen dieser Gegend, sondern eine Stadtdame im geschmackvollsten Reisecostum.

Ein Kleid von violetter Seide ließ ihre schlanken und graziösen Formen sehen. Ein rother Shawl mit langen Franzen umschlang ihre Taille, und war auf dem Rücken wie eine Schärpe geknüpft, statt der Mantille; ein Strohhut mit schwarzer Feder schützte sie vor der Sonne und zierliche Stiefel von Nanking umschlossen das schönste Füßchen, wie es nur in Spanien gefunden werden kann. Ihre bleichen, feinen und regelmäßigen Züge drückten in diesem Augenblicke denselben Schmerz, gleich denen des Greises aus. Ihre großen gesenkten Augen zeigten den wundervollen melancholischen Schmuck der langen schwarzen Lieder, die, wenn sie sich erhoben, seltsame Feuerstrahlen erblicken ließen. In ihren südlich nachlässigen Stellungen, in dem Spiel ihrer beweglichen Physiognomie, in ihren so lebhaften weichen Bewegungen erkannte man sogleich die originelle und unnachahmliche Andalusierin; die Grazie eines Kindes und einer jungen Mutter zugleich; der Ausdruck der Keuschheit und der Leidenschaft zugleich.

Man konnte nicht sagen, ob diese reizende Gestalt eine Jungfrau oder eine Houri, eine Priesterin der Vesta oder der Venus sey; aber man war geneigt, das Entgegengesetzte zu vereinbaren und sich zu sagen, sie sey das Eine wie das Andere. Sie saß am Fuße des Kreuzes und sprach zärtlich mit dem Greise.

„Warum es mir verweigern," sprach sie; „ist es nicht eine Pflicht, die ich erfüllen muß? Mit Ihnen fühle ich keine Müdigkeit und ohne Sie, Don Antonio, was wäre mir das Leben!"

Der Greis neigte sich zu ihr und küßte sie auf die Stirn: „Sey doch vernünftig, mein Kind. Wie könnte ich Dich mit mir in eine Stadt nehmen, die morgen belagert werden soll, und die ich bis zum Tode zu vertheidigen geschworen habe. Die Marquise von Alcantaja soll nicht mitten in den Schrecknissen des Krieges verweilen, in den Casematten einer bombardirten Citadelle."

„Und warum nicht?" unterbrach ihn die junge Frau; „mir scheint, daß die Marquise von Alcantaja dort seyn soll, wo sich ihr Gatte befindet. Glauben Sie, daß ich mich fürchten werde? Glauben Sie, daß ich nicht wagen würde, den feindlichen Kugeln entgegen zu schauen? Bin ich keine Spanierin?"

„Du bist die beste und muthvollste Spanierin," erwiderte lächelnd der Greis; „aber was wirst Du während der Belagerung anfangen?"

„Was ich anfangen werde? Eine Flinte nehmen und mit den Soldaten kämpfen. Die Gemahlin ihres Generals wird froh ihre Gefahren, ihre Entbehrungen, ihren Ruhm theilen."

„Ihren Ruhm?“ murmelte traurig der General. „Ach, Modesta, die Zeit des Ruhms ist für die unglückliche spanische Armee vorüber. Sieh nur, wie sie entartet ist, wie sie den Sieg den Franzosen überläßt.“

„Nun wohl, so wird eine Frau ihr das Beispiel geben! Eine Frau wird zu sterben wissen, wenn es Noth thut, um noch eine Seite der Geschichte des spanischen Heroismus hinzuzufügen. Glauben Sie, daß meine Hand keinen Degen führen kann?“

Sie zog den Degen des Generals und ließ dessen Klinge in der Luft funkeln. Er blieb still einige Augenblicke, und sah dem zarten Kinde zu, das mit dem Werkzeuge des Todes spielte. Dann schien er mit sich selbst zu kämpfen:

„Alles das ist ein artiger Scherz, Modesta, aber wir müssen uns dennoch trennen. Du kehrst mit diesen Arrieros nach Bilbao zurück; dieß ist der einzige Schutz, den ich Dir gewähren kann, da die Provinz dem Feinde überlassen ist: der Mayoral Ramon ist ein wackerer Mann, der für Dich sorgen wird. Noch vor dem Abende wirst Du bei Deinem Vater seyn, bei Deinen Freunden, in jener Stadt, wo ich mit Dir so glückliche Tage verlebte, und wo ich nach beendigtem Kriege wieder mit Dir zu leben gedenke.“

„Aber die Franzosen sind in Bilbao!“ rief die junge Spanierin, indem sie mit dem Fuß ungeduldig stampfte. „Nein, ich will keinen Tag in einer Stadt leben, die in den Händen des Feindes ist. Ich will seine unverschämten Paraden nicht in unsern Straßen vorüber ziehen sehen, noch seine Fahnen auf unsern Mauern wehen.“

Es schien, daß der heftig ergriffene Greis der Zauberin zu Füßen fallen wollte, um ihren unüberlegten Wünschen nachzugeben. Aber eine plötzliche Explosion von Feuergewehren, die sich von einer der benachbarten Höhen vernehmen ließ, brachte ihn wieder zu sich selbst. Zugleich erblickte man mehre Reiter in der Ferne, die mit dem Ausrufe: „Der Feind! der Feind!“ aus allen Kräften davonsprengten. Der General schlug unmuthig an den Degen, und sprach, bitter lächelnd, zu seiner Begleiterin gewendet: „Sieh, Modesta, jene Helden, die dort davon fliehen, sind spanische Soldaten, und Du willst mit ihnen fliehen. Sieh nur, sie wagen es nicht, den Feind einen Augenblick aufzuhalten. Sie wollen mir nicht mehr Zeit lassen, Dich noch einmal zu umarmen. Ich muß ihnen folgen; so will es meine Pflicht als ihr General.“

„Zu Pferde also,“ erwiderte die junge eigensinnige Frau, „zu Pferde! Ich habe beschlossen, mit Ihnen nach Santonà zu gehen.“

„Du wirst mit diesen braven Maulthiertreibern nach Bilbao ziehen; ich befehle es,“ sprach mit einem anscheinend strengen Tone der Marquis von Alcantaja.

„Mit welchem Rechte, mein Herr, verbannen Sie mich — treiben Sie mich von sich!“ rief sie. „Das Gesetz legt mir die Pflicht auf, bei Ihnen zu bleiben, und denken Sie daran, als ich Sie zum Gatten nahm — ich, das junge Weib, Sie, den alten Mann — da kamen wir überein, uns nie zu trennen. Ich fühlte, daß ich bei Ihnen stets rein, stets Ihrer werth bleiben würde; und nun, mein Herr, fürchten Sie denn so gar nichts, mich allein zu lassen?“

Der alte Gatte zuckte zusammen; doch bald lächelte er wieder: „Kind, Deine kleine Tücke soll hier nicht gelingen. Wenn ich dem Vergnügen entsagen kann, Dich bei mir zu behalten, so werde ich sicherlich mich der chimärischen Besorgniß nicht überlassen, aus welcher Du Dir eine unschuldige Waffe zu schmieden suchst. Die Pflicht gebot meine Weigerung, Dich mit mir zu nehmen, die Pflicht wird stets unsere Richtschnur seyn."

Unterdeß kamen die Flüchtlinge näher, und hinter ihnen wurden einige französische Tirailleurs sichtbar, während man in der Ferne auf der Bergstraße eine lange Colonne ihre blauen und rothen Pelotons entfalten sah. Die französischen Waffen funkelten, von der spanischen Sonne beschienen, und die weiße Fahne flatterte im Winde über den Bajonetten. Mit einer Art von convulsivischer Lebhaftigkeit neigte sich jetzt der Greis zu der jungen Marquise, drückte sie an sein Herz und rief ihr Lebewohl zu. Die arme Modesta schluchzte laut.

„Domingo! Ramon!" rief ihr Gatte, indem er seine Stimme wie zum militärischen Commando erhob, um seine tiefe Rührung zu verbergen. „Du sollst, mein alter Diener, die Frau Marquise begleiten. Nimm sie wohl in Acht!"

Und zwei große Thränen rannen über die Wangen des alten Kriegers.

Domingo zeigte sich sogleich. Er war ein alter Kammerdiener des Marquis. Als er den Befehl hörte, seinen Herrn zu verlassen, um mit der Marquise nach Bilbao zu reisen, schien sein Herz widersprechen zu wollen; es war zum erstenmal seit vielen Jahren, daß er sich von dem General trennte. Er ergriff seine Hand mit jener liebevollen Vertraulichkeit, welche die alten spanischen Bedienten noch nicht unter kalten Respektsformen zu verbergen gewohnt sind. „Und wer wird Euch pflegen!" rief er mit dem Tone leisen Vorwurfs.

„Gleichviel," erwiderte Alcantaja; „für Sie sollst Du Sorge tragen. Ich vertraue Dir mein Gut, meine Ehre, mein Leben. Sey für diese Frau, Domingo, was Du immer für mich gewesen bist, der beste der Diener. Doch höre .... wenn jemals ...." Der Greis endete seine Rede nicht. Bei dem Anblick seiner in Thränen schwimmenden zärtlichen Gattin wäre jeder Gedanke an Eifersucht eine Lästerung gewesen.

Der Zug bereitete sich zum Aufbruch. Bei den Flintenschüssen hatten sich die Maulthiere sogleich geordnet, aber die Arrieros banden dieses Mal die Waffen, welche an den Seiten der Lastthiere herabhingen, nicht los, und der Mayoral commandirte eine Wendung links, um der Gefahr zu entgehen, zwischen zwei Feuer zu gerathen. Hierauf wendete er sich zum General, und rief mit einer rauhen, aber gutmüthigen Stimme: „Auf, auf, Señora, es ist Zeit, die Franzosen nähern sich, und es wäre thöricht von uns, wenn wir sie hier erwarten wollten."

Während der ehrliche Mayoral so sprach, belebte sich die Scene an der Brücke immer mehr und mehr. Die Flüchtlinge hatten sich am Ufer des Wildbachs gesammelt, und schienen, durch einige kleine Posten verstärkt, den Uebergang vertheidigen zu wollen. Während nun

aber die französische Avantgarde vorrückte, zeigte sich Unentschlossenheit bei den Spaniern, und Einige wagten sogar, damit zu drohen, daß sie zum Feinde übergehen wollten, wenn man darauf bestände, sich mit ihm in ein Handgemenge einzulassen. Ein Offizier holte die Befehle des Marquis von Alcantaja ein.

„General," sagte er traurig, „wir müssen eine Parthie ergreifen; unsere Soldaten zeigen keine Lust, und ich fürchte —"

„Was gibt es zu fürchten, mein Herr," unterbrach ihn der Veteran mit strengem Tone.

Der junge Mann erröthete und erhob den Kopf mit Stolz. „Ich fürchte eine neue Schmach für unsere Waffen, wenn wir das Handgemenge nicht vermeiden, und," setzte er mit leiserer Stimme hinzu, „ich fürchte auch die größte Gefahr für die Frau Marquise, wenn sie länger hier verbleibt."

Alcantaja reichte dem Offizier seine Hand: „Haben Sie Dank, Don Rafael! Lassen Sie Ihre Truppe zurückziehen, aber in Ordnung. Mein Herz blutet bei dem Anblick der schlechten Disciplin dieser Unglücklichen." Don Rafael grüßte mit dem Degen, und eilte, sich an die Spitze seines Zuges zu begeben.

Die Arrieros hatten nicht so lang gewartet, bis die beiden Parteien an einander gerathen wären. Nur der Mayoral war zurückgeblieben, um mit Domingo die junge Señora zu begleiten. Er brachte ihr ein kleines navaresisches Pferd, in dessen dicke schwarze Mähne rothe Schnüre eingeflochten waren. Es trug keinen Damensattel auf englische Weise, sondern einen Saumsattel von rothem Sammt mit hohen Lehnen, auf dem man seitwärts saß. Statt der Steigbügel hing ein kleines Brett in seidenen Schnüren, worauf die Amazone ihre schönen Füße setzen konnte. Sie ließ sich in den Sattel heben, ohne ihre Bitten bei dem Greise zu erneuen, und reichte ihm ihre rechte Hand ohne Handschuh, während die linke das Feuer ihres Thieres im Zaum hielt.

„Sie wollen es," sprach sie, „so leben Sie wohl! Modesta wird aber auf ihren ersten Ruf bereit seyn, und allen Hindernissen, allen Gefahren Trotz bietend, zu Ihnen eilen."

Sie ließ den Zügel schießen, und ihren Schmerz unterdrückend, jagte sie, von Ramon und Domingo begleitet, im Galopp davon.

Der Greis folgte ihr lange mit den Augen; unbeweglich an der Stelle, wo sie ihn verlassen. Endlich, als hinter einer Felsecke die schwarze Feder ihres Hutes, das weiße Tuch, womit sie winkte, und selbst der Staub, den ihr Pferd erregte, verschwunden war, trocknete er eine große Thräne, und ritt langsam zu einigen Reitern hin, die unten an der Brücke warteten.

Die spanische Arrieregarde hatte ihren Rückzug vollendet. Die Franzosen waren ganz nahe und die Escorte des Generals maß mit unruhigem Blicke die immer mehr schwindende Entfernung, die sie von dem Feinde trennte; allein nicht, um sie noch mehr zu verringern, blickten sie darauf hin.

Don Antonio d'Alcantaja warf einen schmerzhaften Blick auf diese Entmuthigten; dann, gleichsam um ihre ängstliche Ungeduld zu höhnen,

ritt er im Schritt davon. Es schien, als wünsche er, dem Feind in die Hände zu fallen.

2.

.... Als ich mich an die Kutsche begab, die mich nach Pau führen sollte, sah ich sogleich, daß alle Plätze, bis auf den des Postillons, besetzt waren, obgleich man schon am vorigen Abende meinen Platz bezahlt hatte; ich schwang mich daher mit equilibristischer Gewandtheit auf das schmale Brett, welches unserem Phäeton als Thron und mir als bescheidenen Sitz dienen sollte. Ich hatte noch nicht mich gehörig darauf eingerichtet, als mein Nachbar, der seine Pfeife bei Seite gesteckt hatte, eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen versuchte.

„Nicht wahr, mein Herr, das ist ein Ländchen, das sich nicht ganz übel präsentirt?“

„Ja.“

„Man findet nicht überall diese Annehmlichkeiten.“

„Nein.“

„Ich wollte wetten, daß der Herr es sehr ungern verläßt.“

„Möglich.“

Gut, mochte dieser Mensch bei sich denken — wenigstens sah ich es seinem Gesicht an — der hat wohl auch so wenig Lust zum Reden, wie der kranke Hund zum Trinken. „He, Grauschimmel!“ und nun klatschte er mit der Peitsche.

Ei, dachte ich bei mir selbst, wie dumm ist's von mir, die schöne Gelegenheit vorbeistreifen zu lassen. An wen könnte ich mich besser wenden, um eine Gebirgsgeschichte zu hören. Also angefangen!

„Ihr seyd von hier, Kutscher?“

Er that, als hätte er mich nicht verstanden.

„Ich frage Euch, ob ihr aus dem Gebirge seyd?“

„Ein wenig.“

Es war einleuchtend, daß ihn meine frühere Kürze beleidigt hatte, er zahlte mir Gleiches mit Gleichem. Ich glaubte, nachgeben zu müssen. „So eben,“ sagte ich zu ihm, „antwortete ich Euch nicht, tragt mir das nicht nach, ich verfolgte gerade eine Idee. Wir wollen gute Freunde bleiben.“

„Gern.“

„Nun so erzählt mir eine Geschichte.“

„Schon recht; ich muß aber erst die Pferde ausschnaufen lassen.“

Wir befanden uns bei einem Wirthshause, und ich begriff sogleich, daß der Kamerad Durst habe und daß der Hals einer Flasche zwischen den Zähnen ihm sogleich alle seine Abenteuer in's Gedächtniß zurückrufen werde: ich stieg ab, und forderte eine Flasche vom Besten. Zehn Minuten später und mein Freund fing, nachdem er ungefähr zwölfmal wacker geflucht und mit der Peitsche geklatscht hatte, folgender Maßen zu erzählen an:

„Es war mein Seel um's Jahr 1809: ich war zwanzig Jahr alt und sollte zur Aushebung loosen, aber sehen Sie, ich habe immer lieber

Gemsen als Christen gejagt. Auch hatte man mir im Lande gesagt, daß man die Conscribirten nach Spanien schicken würde, und da ich wußte, wegen der Nachbarschaft nämlich, was an den Cataloniern und den maurischen Aragoniern sey, so wiederholte ich mir jeden Morgen: die speisen Dich zum Frühstück mit Haut und Haar, das ist gewiß. Und dann hatte ich auch eine Liebschaft, und man mag sagen, was man will, mit einem Arm oder einem Bein weniger ist es nicht mehr so leicht, galant zu seyn, als wenn man mit seiner completten Furnitur in den Bergen herumläuft. Daher sagte ich eines Morgens zu meiner Mutter: Gräme Dich nicht, Du hast Furcht, daß ich wie jener Jakob zurückkehre, den sie in das Aegypten geschickt haben, wo es so hell ist, daß er darüber blind wurde; aber still! Ich habe zwei Beine, die mich nie verlassen haben, und eine Flinte, die nie gefehlt hat, und ich kenne Gebirgsstege, die kein Mensch außer mir kennt, also Gott befohlen, Mutter!

„Die arme, gute Frau weinte sehr, aber ich versprach ihr, sie alle Sonntag zu besuchen, und das tröstete sie ein wenig. Hierauf ging ich zu Pierrine, die heut mein Weib ist. Mit der war es ein anderes Ding, sie wollte mit mir. — Aber Pierrine, es gibt Stellen, über die ich selbst nur zitternd gehe. — Du wirst mir schon helfen. — Und wenn ich nicht mehr weiter kann, und Deine Beine Dich auch nicht mehr tragen können? — So werde ich mich auf den Knien hinschleppen. — Das tödtet aber Deinen Vater. — Du hast recht, Paul, ich bleibe.

„Ich küßte sie darauf auf beide Backen, und lief wie ein Narr davon, weil mir das Herz überging, und ein Mann nie vor einem Weibe weinen soll. Sechs Wochen ging Alles gut, den Tag über spazierte ich in den Bergen umher, von Pau bis Luchon, und schoß Auerhähne und Gemsen. Hatte ich Hunger, so kaufte ich Brod und Milch von den Hirten. Nachts wickelte ich mich in den Mantel, den Ihr da seht — Pierrine hatte mich nämlich gezwungen, ihn mitzunehmen — und Samstag Abends verfehlte ich nie, in die Ebene zu kommen. Es scheint mir übrigens, daß es damals bei Saragossa scharf zuging, denn als ich eines Tags nach der Seite von Gavernie streifte, so um 4—5000 Fuß höher, als wo wir jetzt sind, hörte ich es, wie Donner im Gebirg wiederhallen. Ich schaute nach dem Gipfel des Mont Perdu, nicht ein Wölkchen war zu sehen; ich drehte mich nach dem Vignemale, herrliches Wetter! Haha, sagte ich zu mir selbst, spanischer Wind weht: das heizt tüchtig ein in den Oefen von Aragonien.

„Ich hatte mich nicht geirrt. Als ich Samstag Abend zu Pierrine kam, sah ich, daß sie rothgeweinte Augen hatte. — Ist Dein Vater krank?

— Nein, er befindet sich wohl.

— Und Deine Mutter?

— Ebenfalls.

— Was hast Du denn?

— Ich habe — daß Du nicht mehr zu mir kommen wirst, Paul. Es sind Soldaten angekommen, um sich der Deserteurs zu bemächtigen. Man hat Leute nöthig.

— Ich weiß, Pierrine, daß Aragonien jetzt viele frißt, und wenn einmal unsere Messer spielen, so soll Frankreich wahrhaftig schöne Löcher zu stopfen kriegen. Was die Soldaten betrifft, so lache ich sie aus; die sind noch ein wenig schwerer als die Jäger, und haben nicht einmal den geübten Fuß im Steigen. Uebrigens will ich mich doch vorsehen.

„Und so am andern Morgen, in dem Augenblick, da ich eben bei meiner Mutter meine Suppe hinunter schlürfte, höre ich eine Stimme, die mir zuruft: Paul, nimm Dich in Acht, die Soldaten kommen. Schönen Dank, laß sie kommen! Indem ich das sagte, spring ich nach meiner Flinte und öffne die Thür; allein da war kein Mittel zu entfliehen, sie waren schon zu nahe. Da verriegle ich mich und stelle Tisch, Bett, Alles, was mir unter die Hände fällt, vor die Thür, um einen Angriff auszuhalten; denn was einen Gebirgsbewohner von dem Soldatenstande zurückschreckt, das sind nicht die Flintenschüsse, sondern die Disciplin.

„Meine arme Mutter fiel, als sie diese Vorbereitungen sah, in Ohnmacht. Wenn ich hier bleibe, dachte ich, so tödten sie sie. Dieß bestimmte mich. Ich öffnete also ein Hinterfenster, das nach dem Garten ging, empfahl mich der Gnade Gottes, und sprang mindestens ein dreißig Fuß .... aber ich kam mit einer kleinen Verstauchung davon.

„Ihr könnt leicht denken, daß ich von nun an mich nicht mehr von meinen Höhen herunter wagte, und doch mußte ich es dann und wann, denn die Hirten, die mich mit Brod versahen, fingen an, in die Thäler hinabzusteigen, da der Schnee die Höhen zu bedecken anfing. Bald waren in den Bergen nur noch der Winter, die Bären und ich, das heißt aber: es war noch etwas anders dort. Man hatte von der Seite Spaniens und der Unsrigen nehmlich einen Cordon von Douaniers gezogen, welcher, alle Tage ein wenig höher steigend, die Deserteurs gezwungen hatte, die höchsten Spitzen zu suchen, so daß sie nach und nach in die Enge getrieben, sich endlich, vier an der Zahl, in jener Region befanden, wo das Eis nicht mehr schmilzt. Ich kann Euch übrigens versichern, daß das nicht im Geringsten lustig war. Ich hatte seit vier und zwanzig Stunden nichts zu mir genommen. Wir besaßen nicht einmal einen Tropfen Branntwein. Von dem Orte, wo wir uns befanden, erblickten wir jedoch unter uns unsere Feinde, gut versehen, die sich in ihren Mänteln wärmten. Uebrigens war die Frage, wie wir die Nacht zubringen sollten.

„Das war es eben, was mich beunruhigte. Eine Nacht im Gebirge, zu Anfange Novembers, so 9000 Fuß und darüber über dem Meer, da läßt sich nicht gut schlafen.

„Wir suchten irgend eine Schlucht, irgend ein Loch im Felsen, einen Schutz, nichts! Wir kamen an einen Gletscher: der war glatt wie ein Spiegel und steil wie eine Leiter. Wir sahen uns mit finstern Blicken an, ohne ein Wort zu sagen, und trippelten auf dem Eise umher. Endlich stieg der Schatten wie Nebel aus den Thälern auf. Bald kam ein leichter Hagel und peischte uns von allen Seiten, aber um die zehnte Stunde des Abends umgab uns ein solches Schneegestöber, Flocken wie die Thaler, so daß wir in einer Viertelstunde bis an's Kinn eingeschneit waren.

„Um Mitternacht wollten zwei von uns es wagen, hinabzusteigen, weil sie sich fürchteten, lebendig begraben zu werden; ich machte ihnen begreiflich, daß das den Teufel versuchen heiße, und wünschte ihnen viel Glück. Seit jener Zeit habe ich nicht mehr von ihnen sprechen hören; denn seht nur, solche Gletscher verschlingen Euch Menschen, wie die hungrigen Wölfe. Der Dritte wollte bei mir bleiben. Wir drängten uns, Einer an den Andern, um uns zu erwärmen; allein das wollte nicht gelingen. Der Wind wehte mit einer solchen Gewalt, daß uns der Hauch am Gesicht fror. In diesem Augenblick bemerkte ich, daß der Kamerad anfing, Lust zum Schlafen zu bekommen; ich versuchte es, ihn davon abzuhalten. Ich hatte gut reden; er hörte schon nichts mehr. Ich hieb mit einem Stock mir auf die Füße, weil ich merkte, daß sie steif zu werden anfingen, und die Ohren ließen mich ein seltsames Geläute vernehmen. Die aufgesprungenen Lippen brannten mich heftig. Ich sagte zu mir selbst: Nun sind wir verloren ....

„Fünf Stunden darauf, als es wieder Tag wurde, steckte ich bis an den Gürtel im Schnee und hatte Mund und Ohren voll Blut. Ich litt wie ein Verdammter; ich wollte nach meiner Flinte langen, um mich zu erschießen, hatte aber keine Kraft dazu, und sank wie todt nieder, denn ich war es fast. In diesem Augenblick, ich weiß nicht, wie es kam, blieb meine Weidtasche an dem Schloß der Flinte hängen, der Schuß ging los, rollte wie eine Lawine von Gipfel zu Gipfel, bis er sich am Fuße des Berges verlor, wo ich Abends vorher unsere Spürhunde entdeckt hatte. Da man den armen Teufeln mit Erschießen drohte, wenn sie nichts einfingen, so hatten sie sich der Gefahr ausgesetzt, zu erfrieren. Wie groß war mein Erstaunen, als ich Zurufe vernahm; ich versuchte es, zu antworten, aber meine Zunge klebte an dem Gaumen.

„Eine Stunde darauf hatten sie meinen Kameraden todt und mich nicht viel besser als todt gefunden; diese Nacht war mir aber nicht unnütz gewesen; denn sie sprachen mich vom Militärdienst frei.“

„Und warum?“

„Warum? weil mir die Füße erfroren waren und mir davon eine große Schwäche in den Beinen zurückblieb. Glaubt Ihr wohl, daß ich sonst Postillon wäre? Ich würde lieber mit meinen eigenen Beinen im Gebirg herumlaufen, als mit den Beinen meines Pferdes auf der Landstraße.“

In diesem Augenblicke langten wir auf der Place royal in Pau an. Es unterhielt mich, meine Reisegefährten aussteigen zu sehen. Der, welcher meinen Platz usurpirt hatte, hatte gewiß einen starken Brustkatharr von der Reise bekommen, denn er schwitzte große Tropfen und hatte auch die Geschichte des Postillons entbehren müssen. Mir war nicht im Geringsten warm geworden und der Weg schien mir gar nicht lang gewesen zu seyn.

Die Kunst, zu essen zu geben.

(Die gelehrteste und geistreichste der englischen Revuen, the Quater'y Review, verschmäht es nicht, in einer ihrer letzten Nummern mehr als fünfzig Seiten einer neuen gastronomischen Theorie zu widmen. Die Maximen des Alderman Walker, dessen periodische Schrift: „Das Original“ eine der pikantesten Excentricitäten des modernen England genannt zu werden verdient, sind dabei zu Grunde gelegt. Wir nehmen keinen Anstand, eine Quintessenz jenes Aufsatzes unsern Lesern mitzutheilen, der jedenfalls als Curiosität ihre Aufmerksamkeit verdient.)

„Halten Sie einen guten Tisch und sorgen Sie für die Frauen.“ Dies waren die einzigen Instructionen, welche Bonaparte seinem Gesandten, Herrn von Pradt, gab. Wer einen guten Tisch hält und für die Frauen sorgt, wird nie fallen. Ich kenne einen veralteten, abgenützten Diplomaten, über den sich alle Welt lustig macht; seine Tafeln allein erhalten ihn. — Es ist wahr, sagte einer seiner Collegen, der arme Adonis ist lächerlich, aber man ißt gut bei ihm. Die Erfolge der Reform sind nur gastronomische Erfolge, die Diners bei Lord Sefton und Lord Holland haben die reformatorische Bewegung beendigt. Die Soireen des Herzogs von Sussex und des Lord Landsdowne haben die radikale vollendet. Ich sah den Fürsten Talleyrand bei dem Herzog von Sussex mit Lord Brougham sprechen, während ein Bruder Bonaparte's, den Ellenbogen auf dasselbe Sopha gestützt, ihnen zuhörte. Das Diner ist eine Macht. Die Wissenschaft, der Reichthum und die Politik haben in der letzteren Zeit es zu einem wichtigen Gebrauche gestempelt. Es gibt nichts Schöneres als die Samstags-Soireen bei Herrn Babbage. Dort sah man in einem Winkel des Salons die frischesten und berühmtesten Schönheiten der Hauptstadt; die ausdrucksvolle und graziöse Tochter Lord Byrons, jetzt Lady King:

> Die Tochter meines Herzens, der letzte Sprosse meines Stammes,
> Meine Ada ....

Die schönen Nichten der Lady Morgan, die geistreiche Mistreß Austin, Mistreß Leicester, Mistreß Stanhope, alle wetteiferten in Schönheit und Jugend. Herr von Beaumont, der gegenwärtig war, konnte sich nicht enthalten, zu Herrn von Tocqueville zu sagen: „O diese englische Schönheit ist wahrhaft zum Erstaunen!“

Nun denke man sich, was aus einem politischen oder literarischen Abenteurer wird, der sich auf einmal mitten in dieser Zauberwelt

befindet. Mit befriedigtem Magen, mit Augen, die von dem Anblicke der schönsten Formen entzückt sind, berauscht von entgegen kommenden Blicken, beglückt durch das Gefühl, Theil zu nehmen an einem so glänzenden Zirkel; Tory, wenn der Zirkel aus Tories besteht, Whig, wenn er aus Whigs zusammengesetzt ist, gehört er sich selbst nicht mehr an. Alle Poren seiner Eitelkeit sind geöffnet, er kennt keine Partei mehr, nur ein einziger Sieg ist es, den er erringen will, die Reputation. Wenn die Gäste Whigs sind, wie sollte er nicht vor einer so edlen Versammlung und besonders bei einem so glänzenden Male die Taufe des Whigismus empfangen? Man stellt ihn allen Celebritäten vor, und er sieht sich mit ihnen auf gleicher Linie. Die Herablassung des Wirths ist vollkommen, die Freundlichkeit der Gäste ist hinreißend. Man schwimmt mit dem Strome; man engagirt sich, ohne es zu wollen. So kommen jeden Tag die großen Acquisitionen der Whigparthie zu Stande. Die Proselytenmacherei der Diners ist nicht zu berechnen; man behauptet, daß Lord Melbourne in dem Augenblicke, als er das Ministerium verließ, sich damit beschäftigte, sie nach einem großen Maßstab zu organisiren, welche seinen Feinden jede Hoffnung abgeschnitten hätte.

Ein gutes Diner kann zuweilen unerträglich seyn; der Luxus der Gerichte darf nicht das einzige Augenmerk Derjenigen seyn, die sich bemühen, den großen politischen Hebel in Bewegung zu setzen. Ich empfehle vor allen Dingen die Freundlichkeit, die Bonhomie und die Ungezwungenheit des Empfanges. Ein kleiner Tisch mit einem einzigen Service dürfte den Gästen Glück und Vergnügen für zwei Monate bereiten. Eine wohlwollende Vertraulichkeit macht Epoche in unserem Leben; man vergißt Austern und Lächse, nicht aber ein Wort und ein Lächeln, die aus dem Herzen kommen. Ein einfacher Priester der englischen Kirche, der ehrwürdige Sydney Smith, hat aus seinem kleinen Sprengel Combe-Florey ein Paradies geschaffen, worin die Großen des Königreichs einen Tag hinzubringen sich zum Glücke rechnen. Der beste Champagner und Rheinwein ist ein minder mächtiges Verbindungs-Mittel, als das Willkommen des Wirthes.

In der letzten Zeit haben die Diners der Tories nachgelassen; diese Inferiorität erklärt deutlich ihre politische. Warum ist Canning gestorben? Welch' ein bewundernswerther Wirth wäre er gewesen! Welche zahlreiche Abfälle hätten die Partei der Reform geschwächt, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, aus seiner Tafel ein sociales Centrum zu bilden! Er, der so naiv und so geistreich war, so offen allen Versuchungen, ein Freund der Witzworte und der schönen Rede, den wir in der letzten Zeit seines Lebens, als ihm die Aerzte schon Diät und Stillschweigen auferlegt hatten, von den Reizen einer guten Mahlzeit und der Fröhlichkeit eines ausgewählten Zirkels hingerissen, die Genüsse seiner Freunde theilen, Leben und Heiterkeit um sich verbreiten und die eroberten Köpfe und die bewegten Herzen in einem Wirbel von köstlichen Scherzen und glücklichen Wortspielen mit sich fortreißen sahen. Welch' ein Präsident der Tafel, das heißt, welch' ein Haupt der Partei! Allein er ist nicht mehr; die Radikalen triumphiren mit dem Glas in der Hand. Ohne uns in verlorenen Klagen zu erschöpfen, wollen wir hier einige nützliche Lehren hersetzen.

Ein Jeder, der zu diniren geben will, das heißt, der auf die Intelligenz, die Seele, die Handlungen der Menschen zu influiren wünscht, der Staaten in Bewegung setzen, Parteien stürzen und die Gestalt der Welt verwandeln will, lese uns mit Aufmerksamkeit.

Die erste Regel, die auf alle Länder und auf alle Zeiten anzuwenden ist, besteht darin, daß nichts weder den Wirth noch die Gäste während des Essens störe. So lange die Verdauungs-Organe ihre edle Thätigkeit üben, hüte man sich, zu erlauben, daß die geringste Bewegung, die leichteste Besorgniß diese wichtige und heilige Operation störe. Man betrachte das Diner wie einen Ruhepunkt in der Lebensreise, wie eine Oase in der Wüste der menschlichen Sorgen, wie die Apotheose der Sterblichen. Schließet also Eure Thür, schließet sie hermetisch. Die erste beste Anekdote als Beleg möge hier ihre Stelle finden. Herr von Suffren aß in Pondichery, als man ihm die Ankunft einer Deputation von Eingeborenen meldete, die ihm eine wichtige Mittheilung zu machen hatte. — Antwortet ihnen, sagte der französische Gouverneur, daß eine Vorschrift der christlichen Religion, von der ich unter keinem Vorwande mich loszumachen vermag, mir gebietet, mich mit keinen fremden Dingen während des Essens zu beschäftigen. — Die Deputation zog sich voller Ehrfurcht für den Gouverneur zurück, und bewunderte seine Frömmigkeit.

Als zweite General-Regel verordne ich, daß der Wirth so viel als möglich jede Etikette verbanne; ein Jeder befinde sich bequem. Der Gast verlangt nicht von uns breite Ceremonien, reiche Lakaien und eine strenge Disciplin. Vor Allem will er gut essen, ohne Störung, ohne Zwang und ohne Langeweile. Dies versteht der Graf M. ganz besonders. Auf der Reise sagt er zu seinem Kammerdiener, daß er sich mit ihm an die Table d'Hote setze, und ihn wie seines Gleichen behandle, ihm aber dafür stets die besten Schüsseln zuerst reiche. Man lege, wie er, alle aristokratische Laune ab; die Etikette soll stets der Gastronomie weichen: die Gastronomie selbst ist aber ein Nichts ohne Wohlbehagen, ohne jene innerliche, tiefe, vollkommene Befriedigung, wodurch wir die Genüsse zu würdigen und hiedurch zu verdoppeln verstehen. Wie viele Wirthe, die davon keinen Begriff haben, verwandeln ihre Gäste in Sclaven! Keine Freiheit. Keine willkürliche Bewegung. Das Diner, das man uns gibt, wird eine Folter, wofür wir noch höflich und dankbar seyn sollen. Man legt uns Vergnügungen auf, die zu Fatiguen werden; man ißt nicht wann, nicht wie man will; bald wird unser Magen von ganz unerwarteten Speisen überladen, bald schmachtet er auf qualvolle Weise. Ich wiederhole es: was ist ein Diner ohne Bequemlichkeit?

Ich spreche hier nicht von dem einsamen Diner; dieses ist ohne Werth, es ist nothwendiger Weise traurig. Der Mensch wird in sich selbst gekehrt und weiß nicht, wie er die überquellende Lebenskraft, die er aus einer herrlichen Mahlzeit schöpft, anwenden soll. Die Einsamkeit gebiert das Nachdenken, das Nachdenken hindert die Verdauung, das einsame Diner ist mithin sowohl antisocial als antidiätetisch. Das einzige Mittel, um sich dabei zu helfen, ist gefährlich; es ist dies der häufige Gebrauch der Flasche. Am Ende einer einsamen Mahlzeit

fand man einst Sir Herkules Langrishe in seinem Armsessel liegend und mit trübem Auge drei leere Bordeauxwein-Flaschen betrachtend, die er ausgetrunken hatte.

— Wie, fragte man ihn, dies Alles habt Ihr ohne Hilfe getrunken?

— Nein, in der That, erwiderte er, eine Flasche Madeira hat mir geholfen.

Es ist nicht erlaubt, allein zu essen, als wenn man Staatsgefangener ist oder seine Frau verloren hat: jede andere Entschuldigung wird nicht angenommen. Wir wollen jetzt von den Diners sprechen, die man gibt und empfängt. Sie theilen sich nach dem Kunstausdruck in Diners de petit comité und Diners d'apparat. Ich ziehe die erstern vor und zwar nach meinem Grundsatze, daß man dort sich glücklicher fühlt, die Organisation compacter ist und die Bedienung schneller. Zwölf Gäste sind eine herrliche Zahl für das Diner d'apparat. Beschränkt man sich nur auf sechs, so kann man dem Vergnügen eines Jeden die größtmöglichste Ausdehnung geben. Vor Allem erwäge man Alles vorher; man komme allen Wünschen zuvor; man warte auf Nichts; man habe alle Requisiten bei der Hand; niemals bringe man la moutarde après diner. Aber man muß nicht blos an die nothwendigen Requisiten denken, sondern man muß welche erfinden, die mit den Speisen harmoniren, in deren Begleitung sie auftreten. Diese glänzenden, reizenden, delikaten Nebendinge, welche die ganze Poesie der Kunst ausmachen, deren Erfindung nur jenen seltenen Sterblichen gelingen konnte, welche die Natur zu gleicher Zeit mit einem gastronomischen und einem gastfreundlichen Genie beschenkte. Wir wollen zu den Barbaren jene Tischphilister zählen, die uns nur immer große Stücke und gute Bissen anzubieten wissen, als wenn Gott nicht bestimmt hätte, daß das Nützliche ohne Beiwerk das traurigste und trockenste Ding auf der Welt sey.

Schmeichelt allen Sinnen, aber hütet Euch, die Aufmerksamkeit von dem Magen abzuwenden. Es ist ein deutscher Gebrauch, den ich verfluche, während der Mahlzeit Musik machen zu lassen; die Genüsse, welche die Ohren schlürfen, stören die, welche die gastronomische Operation hervorbringt. Beleuchtet mit Geschmack, aber ohne Verschwendung. Kommet jener Bewegung der Diener entgegen, welche mit den Candelabern herbeieilen, Wachs auf die Kleider tröpfeln und die General-Oekonomie, so wie die kostbare Symetrie der Schüsseln und Wärmebecken zerstören.

Walter Scott verwendete Gas, welches langsam und unaufhörlich Tag und Nacht in seinem Speisesaale brannte, bei der Bewirthung seiner Gäste. Ein Ruck mit dem Schlüssel ließ es dann in hellen Strahlen auflodern. Rogers, Banquier und Dichter, stellt vor seine Titians und Caraccis halbverhüllte Lampen, die ihr ganzes Licht auf diese Gemälde werfen, und von hier wiederstrahlend erst die glücklichen Gäste beleuchten. Im Allgemeinen verdamme ich Gold, Silber und glänzende Farben; in dem Tempel, wo man speist, müssen sanfte Farben herrschen, gut vertheilte Draperien, einfache und frische Zierrathen; ich lasse Blumen gelten, aber nur in geringer Zahl und ohne starken

Geruch. Man trage besondere Sorgfalt für den Teppich, der überaus weich seyn muß, und Lehnsessel von bequemer Form, die Rückenlehne ein wenig zurückgebogen und gut gepolstert, ohne daß jedoch der Körper wie in ein Federbett fällt, und so leicht, daß der Gast sich ohne Mühe hin- und herrücken kann, ohne seinen Nachbar zu geniren. Eine nützliche Neuerung, die ich erst in wenigen Häusern angetroffen, sind die Servantes oder kleinen runden Tische, die zwischen die Gäste gestellt werden; sie erlauben einem Jeden, für seine Mahlzeit selbst zu sorgen und seinen persönlichen Geschmack zu befriedigen, ohne die Andern zu belästigen. Diese Verfeinerung verkündet in einem Hause die wahre Poesie in der Tafel, eine feine Kenntniß der Humanität, ihrer Bedürfnisse und Vergnügungen.

So denken aber nicht die meisten Wirthe. Sie erhalten eine beständige Armee gallonirter Lakaien zu ihrem eigenen Ruin und zum Ueberdruß ihrer Gäste. Man würde sagen können, sie seyen gleich jenen orientalischen Despoten, die einen Schwarm hinter sich herziehen, unbrauchbar für den Krieg und verderblich in Friedenszeit. Hinter uns stellen sie eine Art von Schildwache, die — statt uns zu helfen — uns unruhig macht; ein unerträgliches Wesen, das jeden Bissen zählt, den wir in den Mund stecken, ein überflüssiger Zeuge dieses großen und edeln Opfers, das wir mit so vieler Ruhe, mit Glück, Schweigen, Würde, ja, selbst mit Majestät vollführen sollten. In den besten Häusern lassen uns solche Herren drei Minuten auf die unerläßliche Sauce zum Fische warten, der indessen kalt auf dem Teller wird, oder ihre Aermel streifen uns das Gesicht, wenn sie die Schüsseln und Beisätze auf die Tafeln stellen. Was soll man sagen von dem Wegreißen des Converts, von der Nothwendigkeit, das Glas hinzuhalten, wenn man trinken will, während unser Garde du corps sein Auge nach der Decke oder auf eine Dame gerichtet hat, die am andern Tischende sitzt? Was soll man von den tausend Schwierigkeiten sagen, die Jemand erfährt, der am linken Ende sitzt und Oliven am rechten Ende erblickt, oder der am rechten sitzt, und weit weg durch eine Perspective von Schüsseln und Gläsern die Sardellen sieht, wonach sein Mund lüstert?

Dies Alles ist abscheulich. Es sind Anordnungen einer lächerlichen Etikette, ganz unwürdig einer civilisirten Nation; diese Spuren der Barbarei müssen verwischt werden. Wir sollten bedenken, daß ohne Bequemlichkeit essen gleich dem letzten der Sterblichen essen heißt. — Man gebe den Gästen ihre volle Bequemlichkeit; sie werden es uns mehr Dank wissen, als setzten wir ihnen die riesenhaftesten Steinbutten und allen Caviar von China und Japan vor. Wie sehr litt ich während solcher Diners, von denen ich hier spreche, und wie viele bescheidene machte ich nicht mit, deren Andenken mich mit Dankbarkeit erfüllt. Man denke sich acht liebenswürdige Gäste, einen Tisch, mit allen nothwendigen Speisen besetzt, vier Servantes, geschickt vertheilt, ein jedes Mitglied dieses gastronomischen Parlaments bemüht, seinem Nachbar zu helfen, die unerläßlichen Beiwerke alle zuvor auf die kleinen Tische gestellt, bloß drei Bedienten zur allgemeinen Aufsicht beordert, jede Schüssel doppelt auf dem Tisch, um ihr ewiges Wandern zu vermeiden, welches immer ermüdet. Wie geht da Alles

schnell und schön! wie bewundernswerth ist diese Taktik in ihrer Einfachheit! Und hättet Ihr auch nur zwei Lächse, zwei Hammelkeulen, sechszehn Cotelettes, ein Dessert und Bordeauxwein, eine solche Mahlzeit wäre eines Gottes würdig.

„Da Du Deine Venus nicht schön machen konntest, so hast Du sie reich gemacht,“ sagte der griechische Maler zu seinem Nebenbuhler. Ein Vorwurf, den man den meisten Festordnern machen kann. Um ihren Reichthum zur Schau zu legen, opfern sie die Behaglichkeit.

Ist aber der Amphitryo nicht reich genug, um diese unnütze Dienerschaft zu ernähren, und will er doch auf der Straße der Millionäre wandeln, so ist es noch viel schlimmer. Dann sieht man einen oder zwei arme Bediente ängstlich um einen Tisch kreisen, der die Aufmerksamkeit von acht oder zehn Sclaven in Anspruch nähme. Wehe Euch, wenn der Vorschneider das Geflügel zerlegt und Ihr noch ein Stück Beefsteak erwartet, das von dem Factotum vergessen wurde. Wenn Euch die Laune anwandelt, Euch selbst zu bedienen, so schießt die Wirthin furchtbare Blicke; entschließt Ihr Euch, zu warten, so verrinnt die Zeit, und die Hoffnung auf das Beefsteak verschwindet. Dieses Phantom von Etikette, diese Parodie eines Glanzes, auf den man keinen Anspruch machen sollte, ist durchaus verwerflich, eine ungeheure Abgeschmacktheit, eine närrische Eitelkeit, die nicht genug bestraft werden kann. Und hätte man nur einen Domestiken, so könnte man doch noch köstliche Diners geben. Man helfe den Gästen in der Auswahl, man gebe das Losungswort, und Jeder bediene sich selbst und überlasse dem Domestiken nur den wichtigen Dienst, Teller und Flaschen zu wechseln und letztere zu entkorken. Ein Wirth kitzle nicht seine persönliche Eitelkeit, sondern strebe Denen, die er eingeladen, reelle Genüsse ohne fremde Beimischung zu gewähren. Sah ich nicht schon bei gewissen prächtigen Gastereien das Elend unter dem Damastgedecke und die Geldnoth in den silbernen Schüsseln. Das ist traurig und abscheulich zugleich. Indem man die Puddings ißt, die man uns vorsetzt, glaubt man das Fleisch seines Wirthes zu verzehren und sein Blut zu schlürfen. Moralisten, Epikuräer, machet gemeinschaftliche Sache gegen diese empörenden Mißbräuche.

Man hat viel von der Nothwendigkeit gesprochen, die Gäste auszuwählen, nichts ist nothwendiger; allein es genügt nicht, daß die Leute sich kennen, es müssen auch Berührungspunkte zwischen ihnen stattfinden, und der geschickteste Wirth würde der seyn, der im Voraus die geheimen Sympathien seiner Gäste errathen würde, die sich niemals gesehen haben. Es ist ein doppelter Genuß, einen Tischnachbar zu finden, der uns anspricht. Schöne Frauen sind nothwendig bei der Mahlzeit, nur muß ihre Schönheit und ihr Geist nicht mit jener unersättlichen Koketterie glänzen wollen, welche die Sinne verwirrt. Die Gourmande ist eine Seltenheit, aber sehr schätzenswerth; sie zeigt blühende Gesichtsfarbe, lebhafte schwarze Augen, schöne Zähne und lächelt immer. Ich ziehe ihr jedoch die Gourmette vor oder die eigentliche Kennerin, die vortrefflich zum Vorkosten zu gebrauchen ist. Man findet in dieser Klasse von Frauen die bemerkenswerthesten Schöpfe-

rinnen von neuen Verfahrungsarten; diese müssen um Rath gefragt werden.

Beobachtet genau die nationalen Gewohnheiten des Landes, wo Ihr lebt, und modificirt sie nach dem Rang und den Sitten Derjenigen, denen Ihr zu essen gebt. Wenn ich bei mir die kleinen Handelsleute aufnehmen würde, die in dem östlichen Winkel von London wohnen, so würde ich ihnen selbst nicht das Liedchen vorenthalten, womit sie gewohnt sind, ihr Dessert zu würzen. Dies ist eine altbrittische Uebung, um zum Trinken zu ermuntern. Zerstöret nicht diese unschuldigen Ueberbleibsel des uncivilisirten Lebens, und erstaunt nicht darüber, wenn die Damen sich zurückziehen, wenn die Männer von Politik oder Handel sprechen, und das Feuer ihrer Beredsamkeit durch wiederholte Flaschen-Evolutionen verstärken. Mögen doch die Fremden uns belächeln; die Orientalen verspotten uns, weil wir Hosenträger haben, und wir lachen sie wegen ihrer Babuschen aus. Gibt es eine verführerische, anregendere Frage, die lieblicherer Beugungen der Stimme fähig wäre, als diese: Wollte Madame mir wohl erlauben, ein Glas Wein mit ihr zu trinken? Der gleichzeitige Blick, das Erheben der Gläser, die mit derselben Flüssigkeit gefüllt sind und zu gleicher Zeit unsere Lippen benetzen, der doppelte Gruß, von einem Lächeln begleitet, bringt dieses nicht auf der Stelle eine unwiderstehliche Sympathie hervor. Von solch' einem wichtigen Augenblick, wo der Blitz zweier Blicke sich im Raume entzündete, schreibt sich das Glück eines meiner würdigsten Freunde her, der niemals sich aus einem Frauenherzen etwas machte. Und wenn der Lakai mit der Serviette über dem Arm und der Flasche in der Hand diesen antiken Gebrauch zu zerstören droht, so findet er sicher die geistreichsten Männer Großbritanniens, um ihn zu vertheidigen.

„Warum," fragte Lady Salisbury Theodor Hook, „nicken Sie seit einer halben Stunde mit dem Kopfe, wie eine chinesische Pagode, indem Sie den Champagner trinken?"

„Weil ich warte, daß mich Jemand zum Trinken einlade, übe ich mich einstweilen vor diesem Blumenkorbe."

Hinsichtlich des Weines und der Art, ihn zu serviren, so kann ich nicht tief genug die Nothwendigkeit einschärfen, diesen Nektar allen Gästen zugänglich zu machen, damit Niemand der Laune der Bedienten unterworfen ist. Die Carafons sind herrlich. Man soll so wenig als möglich sich an den Pedantismus der versiegelten Flaschen halten. Der Wein sey gut, der Carafon klein, damit man ihn leicht handhaben könne. Was den Gebrauch betrifft, die Plätze der Gäste zu numeriren und ihnen im Voraus ihr Quartierbillet zu verabreichen, so würde ich dieses nur bei den großen Gastmählern gelten lassen. Die eigentlichen Diners zum Vergnügen ertragen recht gut ein wenig Confusion und Unordnung. Wer kann wissen, ob die junge Dame, an deren Seite man den jungen hübschen Mann placirt, ihm nicht die strengsten Vorwürfe zu machen hat. Lord Byron fühlte sehr gut den Vortheil einer lieblichen Unordnung:

Wählt bei der Schönheit immer Euern Platz,
Doch wenn ein And'rer Euch zuvor gekommen,

So setzt Euch gegenüber, schmachtend blickend:
Nur nimmer frei Geschwätz; man ist verwirrt
Soll man galant mit einer Unbekannten
Gespräche führen; aber so geht's gut;
Die träumerische Miene und der Augen Spiel,
Ein leichter Seufzer, Blödigkeit im Ton,
Dies Alles bürgt Euch sicher für den Sieg ....

So spricht Lord Byron, der in Diners und Siegen gleich sehr erfahren gewesen wäre, wenn er nicht die einen wie die andern manchmal mit einer etwas barbarischen Laune behandelt hätte, wie z. B. jene Todtenköpfe beweisen, worin er einmal die Kerzen steckte, um seine Tafel zu beleuchten.

Hütet Euch wohl, diese Art von Beleuchtung anzunehmen, wenn Ihr Eure Gäste nicht wollt in Ohnmacht fallen sehen. Auch richtet Euch nicht nach der Diät dieses edeln Cavaliers und bewundernswerthen Dichters. Eine abstoßende Unregelmäßigkeit war sein einziges Gesetz; auf ein achttägiges Fasten folgte ein Heißhunger, worin er unverdauliche Hummer, Krabben und kalte Pasteten verschlang. Hierauf kam eine Woche, die den anregenden Getränken gewidmet war, und er überschwemmte seinen Magen mit Soda-Water und Genièvre; seine Diät glich vollkommen seinem Don Juan, wo eine pathetische Stanze mit einer ironischen oder burlesken abwechselt.

Ihr, die Ihr Euch mit dem Wohlbehagen Eurer Gäste beschäftigt, begründet vornämlich in ihren Genüssen Regelmäßigkeit, Annehmlichkeit, Harmonie. Entfernt alles Rauhe. Könntet Ihr selbst die Domestiken ganz entfernen, deren Gegenwart oft einen Zwang auferlegt, so wäre das ein großer Gewinn. Welch' ein Glück, bedient zu werden, ohne die Diener zu sehen, der Spionerei zu entgehen, und unter Freunden in einem wohl verschlossenen Saale die Resultate einer eben so weisen als mäßigen Kunst zu genießen. Das ist es, was Ludwig XV., Beaumarchais und Walpole mit Hilfe der fliegenden Tafeln erzielten, welche, mit allen Schüsseln und nöthigen Ingredienzien versehen, aus dem Boden stiegen, und sich auf ein verabredetes Zeichen wieder in die Tiefe der Küche senkten, um mit dem zweiten Gange beladen, wieder zu erscheinen. Bewundernswerthe und zarte Erfindung. Unter den Essenden in dem Saale, welcher der culinarischen Elaboration gewidmet war, standen die Diener des Vergnügens, und bereiteten im Voraus ein großes Plateau, welches gerade auf den Tisch paßte, der sich zu ihnen hinab ließ. So viel Plateaus als Gänge, und das vergnügliche Mahl ging vorüber, ohne daß man das Gesicht eines einzigen Bedienten sah. Aber nur die Reichen können diese Vorschrift befolgen, welche eine eigene Baulichkeit und eine somptuöse Einrichtung erforderlich macht. Wir wollen zu den Mahlzeiten der Mittelklasse zurückkehren, die für einen Jeden viel interessanter sind.

Man lade Feinschmecker, aber keine Fresser ein. Der Feinschmecker ist ein Künstler, der Fresser entwürdigt die Kunst. Der Eine macht den Schüsseln Ehre, der Andere schlingt sie bloß hinunter. Ist es nicht schmerzlich, zu sehen, daß die besten Bissen von demselben Zahne zermalmt werden und in denselben Schlund hinabsinken? ist dieses nicht genug, üble Laune unter allen Gästen zu verbreiten und das

köstlichste Mahl zu verbittern? Ich habe an der Tafel eines Bischofs einen jungen Geistlichen gesehen, der eine Präbende nachsuchte und dabei einen colossalen Appetit entwickelte: Fische, Wildpret, Geflügel, er absorbirte Alles; er ließ den Gästen, von denen seine Ernennung abhing, nichts als leere Schüsseln und Reste. Alle Magen zürnten ihm darüber. Er wurde nicht ernannt. Die Präbende war fort! Er gab für ein gutes Diner ein Einkommen von tausend Pfund Sterling hin!

Ein gewisses Parlamentsglied, Sir Robert Inglis, ist ein Mann voll Geist und Witz, der dessen ungeachtet nie an meinem Tisch sitzen wird. Die absorbirende Thätigkeit seiner gastrischen Säfte würde in einem einzigen Diner so viel Speisen verschlingen, als nöthig wären, um vier gewöhnliche Gäste zu bewirthen. Ein Tisch, der durch seine Gegenwart beehrt wird, ist nur noch einem Opferaltar zu vergleichen, welcher der Völlerei gewidmet. Er hatte die Gewohnheit, so schnell eine berühmte Table d'Hote abzuessen, daß der darüber trostlose Eigenthümer auf dem Punkte stand, ihm jedesmal eine Guinee zu geben, so oft er anderswo essen gehen wollte.

In die erste Reihe Derer, die nicht bei Euch essen sollen, zeichnet roth die Aldermen und Sheriffs auf, die das englische Gesetz zwingt, zweimal täglich zu essen; ein seltener Gebrauch, der jetzt in Verfall geräth, und der zur Folge hatte, daß die Magen verdarben, indem der Umfang des Unterleibes zunahm. Während der Assisen von Old-Bailey hatten die Sheriffs von London die Gewohnheit, für die Richter Aldermen und Advokaten der City zwei Diners täglich auftragen zu lassen, das eine um drei Uhr, das andere um fünf. Die Richter, die sich ablösten, um zum Essen zu gehen, konnten nie der zwei Mahlzeiten theilhaftig werden, aber es geschah oft den Aldermen, dem einen wie dem andern zuzusprechen. Der Caplan, der das Benedicite und Gratias zu sagen hatte, war zu sehr von den Gefühlen seiner Pflicht durchdrungen, um sich von der Tafel loszureißen. Diese heroische Diät zweier täglichen Diners erhielt ihn während zehn Jahren freudig und gesund, und ich hatte einst das Vergnügen, zu sehen, wie er um fünf Uhr auf ein halb Dutzend Cotelettes einen muthigen Angriff wagte, der es nicht ahnen ließ, daß er zwei Stunden vorher mit einer gleichen Anzahl Cotelettes ein Scharmützel bestanden. Die Kämpfe und Opfer brachten ihn jedoch zum Fall. Seine Gesundheit wurde erschüttert und seine Verdauungs-Organe unfähig, diese doppelte Arbeit ertragen zu können. Allein die Aldermen, welche die langen Dienste seines Magens in Betracht zogen, begnadigten ihn mit einer doppelten Pension, die er wohl verdient hatte.

Wenn ich nun aber den gefräßigen Gast von meinem Tische ausschließe, so heiße ich freudig willkommen den distinguirten Gourmand, den geistreichen Schmecker, den delikaten Trinker. Ich will, daß die Stände vermischt seyen, aber daß die Charaktere Berührungspunkte unter sich zeigen. Man setze einen Advokaten, einen Soldaten und einen Schriftsteller neben einander. Man kreuze, so zu sagen, die Racen. Die Mahlzeiten der Garçons haben einen großen Vortheil, nämlich die Freiheit; die Anmaßungen der Galanterie und die Malaise der ehelichen Rechte werfen stets einen kühlen Schatten über die

Mahlzeit. Die Garçons können ganz der Etikette entbehren. Man entferne jeden Anschein von Zwang und mache nicht viele Worte bei jeder Schüssel. Man schreibe nichts in die Einladungsbriefe „vom Fürliebnehmen und von einer Schüssel, die man seinen Freunden vorzusetzen habe.“ Ist das Diner unbedeutend, so würze man es durch Grazie und Geist; ist es gut, so lasse man es seine Wirkung machen. Vorbereitungen und Entschuldigungen können oft traurige Mißverständnisse hervorbringen. Der Schauspieler Pope erhielt einst eine Einladung in folgenden Worten: „Kommen Sie, mein alter Freund, essen Sie mit uns. Ihre gastronomische Freundschaft möge nicht zu strenge seyn. Wir haben nichts Ihnen vorzusetzen, als einen Lachs und ein Ochsenfilet.“ Pope erscheint und findet das Ochsenfilet köstlich, so köstlich, daß sein Magen sich bald jeder andern Speise verschließt. Doch plötzlich erscheint seinen überraschten Augen ein prachtvolles Stück Wildpret, so duftend, so appetitlich, daß der gesättigte Gastronom dennoch diesen neuen Genuß zu kosten versuchte. Allein bald nach einigen vergeblichen Anstrengungen legt er Messer und Gabel auf den Tisch, und ruft mit Thränen in den Augen seinem Wirthe zu: „Von einem zwanzigjährigen Freunde hätte ich mir das nicht erwartet!“

Darum sey man einfach, rechtlich und geschickt in der Leitung eines Diners wie im Leben. Man verspreche nur, was man zu halten im Stande ist, und man lege dem Magen seiner Gäste keine Falle. Der Gast ist heilig.

Bei jedem gut angeordneten Mahle bewahrt Euern Freunden eine Ueberraschung: eine neue Erfindung, wenn es seyn kann. Ich liebe das Unerwartete, welches die Wirkung einer Saillie in der Unterhaltung hervorbringt. Ein wenig Charlatanism ist in solchen Fällen erlaubt. Man strebe nach Originalität. Einige meiner Freunde haben sich einen ehrenwerthen Ruf durch wenig kostspielige Mittel erworben. Zwölf Feldlerchen unter einige Beefsteaks gelegt, entrissen uns einen Schrei der Ueberraschung, wenn wir durch Wegnahme der Fleischschnitte das Bataillon der kleinen Vögel entdeckten. Man hole sich Raths bei den Künstlern und versuche zu braten, was man gewöhnlich gekocht servirt, und zu kochen, was man gewöhnlich nur gebraten sieht. So hat Herr Henry Ellis vor seiner persischen Reise den Einfall gehabt, eine prächtige Steinbutte gebraten auf seinen Tisch bringen zu lassen: ein unerhörtes Ereigniß in den Jahrbüchern der Küche! Allein die Erfindung glückte. Die Gastronomen sprechen noch heute davon. Da ich neugierig war, die Verfahrungsart kennen zu lernen, so fragte ich den piemontesischen Koch, der die Steinbutte zubereitet hatte. „Ach, mein Herr,“ antwortete er, „wir haben sie gebraten, indem wir sie ganz einfach in den Ofen schoben, und sie in der Terrine gahr werden ließen.“

Dieses darf keine Mystification genannt werden, sondern es ist nur ein unschuldiges Mittel, das Vergnügen des Gastes zu erhöhen und die Verdauung zu reizen. Der Cardinal von Brienne machte viel Aufhebens von einem Pfund Butter, am Spieß gebraten, ein Gericht, dessen anscheinende Seltsamkeit sich hinter eine große Einfachheit der Mittel verbarg. Während das Pfund Butter sich bei einem sehr geringen Feuer erweichte, schüttete man darüber Gewürze, Mandeln und

geriebene Brodrinden, wodurch die in Fluß gerathene Masse Consistenz empfing. Dieses sind kleine Hilfsquellen, welche jedoch einer Mahlzeit einen unendlichen Werth ertheilen. Eine neue Art von Gefrorenem zum Dessert, ein originelles und gut zusammen gesetztes Fruchtcompot kann genügend seyn, einem Manne Ruf zu verschaffen. Nichts ist mehr comme il faut, als eine Speise, deren Gewöhnlichkeit durch den Gebrauch Wichtigkeit erhält. Ich erlebte einen Fall, wo Schwarzbrod der Gipfel eines Gastmahls wurde. Kann es wohl Gemeineres geben, als Kornbranntwein? Und doch sah ich den Amerikaner Stephen Price, der sehr bekannt war wegen seiner Relationen mit Schauspielern und Schauspielerinnen, aus diesem volksthümlichen Getränke eine köstliche Delikatesse machen. Man gieße eine halbe Pinte Gin (Kornbranntwein) auf die Schale einer Citrone, füge einige Tropfen Citronensyrop hinzu, ein Glas Maraschino, eine und eine Viertelpinte Wasser und zwei Bouteillen Sauerbrunnen, etwa Selters, der auf Eis gestanden. Nie hat ein großer Herr kostbareres Sorbet geschlürft, als dieses glacirte Getränk, das die raffinirten Gutschmecker Londons unter dem Namen Punsch à la Theodor Hook kennen, denn dieser geistreiche Mann war es, der die zwei Erfindungen des Herrn Price, frappirtes Soda-Water und Kornbranntwein in Punsch verwandelt, sanctionirte.

Neuheit, Einfachheit, Geschmack, dies sind die Hauptbestandtheile eines Diners, wie es seyn soll. Die Neuheit hängt von dem Genie Desjenigen ab, der es veranstaltet. Jeder aber kann auf Einfachheit Anspruch machen. Den Geschmack zu vernachläßigen, ist Niemand erlaubt. Ich nenne vor Allem Ungeschmack eine Ueberladung, welche heftige Wünsche erregt und den Gästen nicht erlaubt, sie zu befriedigen. Welche Tollheit ist es, herrliches Wildpret erst mit dem dritten Gange erscheinen zu lassen, wenn Alle schon satt sind. Mit zwei Fasanen, gebratenem Kabliau, Plumpudding und Champagner habe ich zwei Freunden ein köstliches Diner gegeben, die sicher nicht im Stande gewesen wären, den Werth dieser Schüsseln ganz zu würdigen, wenn ich ihnen zwei Gänge vorausgeschickt hätte. Mäßigkeit und Wahl, dieß sind Axiome, von denen man sich nicht entfernen darf. Wenn Ihr den Tisch mit ausgewählten Speisen beladet, nachdem kein Appetit mehr vorhanden, wozu wäre das wohl? Entweder erregt dies bei den Gästen Bedauern oder eine Unverdaulichkeit.

Das Diner sey stets mit der Jahreszeit übereinstimmend, und will man das Interesse erhöhen, so verschmähe man nicht historische Traditionen, die mit der Epoche des Diners zusammentreffen.

Es liegt eine Poesie in dem Dreikönigskuchen und dem Osterschinken. Man kann übrigens diesen Gerichten eine anziehende Gestalt verleihen. Nichts hindert ja, einem solchen Kuchen jede mögliche Vollendung zu geben und dieser Centralschüssel die ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Allein die gewöhnlichen Gerichte dürfen auch nicht vernachläßigt werden. Wir haben die herrliche Gewohnheit in England, die Gemüse in ihrem natürlichen Zustande zu serviren und sie dann mit besonderen Zuthaten zu würzen. Eine Kartoffel, die, gut gekocht, in ihrer Schale erscheint, ist der Prüfstein für den Hausherrn sowohl

als den Koch. Einst kamen drei oder vier der vorzüglichsten Mitglieder des berühmten Clubbs von Crockford zusammen, um einen neuen Oberkoch für das Etablissement zu wählen. Drei Candidaten, ein Engländer, ein Franzose und ein Italiener präsentirten sich. Die erste Frage, die ihnen der Präsident des gastronomischen Comité vorlegte, war: „Wer versteht eine Kartoffel gut zu kochen?“

Ich wünschte, daß auf allen guten Tischen sich ein Ueberfluß verschiedenartiger Gemüse fände, nicht viel von jeder Sorte, aber auserwählt, herrlich gekocht und mit großer Sorgfalt und Einfachheit zubereitet, und daß die jungen Gemüse nicht nach den andern Schüsseln kämen, wo man sie nicht mehr genießen kann. Warum sollte man nicht andern Nationen ihre gastronomischen Eigenheiten entlehnen, die schmackhaften Schätze, die ihnen angehören? Den Franzosen Oliven und Sardellen; den Russen Caviar; den Indianern Carry; den Italienern die Teigarten; den Spaniern die eingemachten, kunstvoll bereiteten Gewürze; den Deutschen Radieschen, Rettige und rothe Rüben? Alle diese Beiwerke, gut und mit Geschmack bereitet, lassen sich auf die glücklichste Weise anwenden; wenige Personen wissen, daß die rothe Rübe, dünn geschnitten und heiß servirt, ganz herrlich den Braten begleitet. Man kann nicht genug den Werth der Beiwerke anpreisen; sie sind für die Küche, was Band und Nadeln für die Toilette der Damen: unerläßliche Ueberflüssigkeiten. Mit Hilfe der Beiwerke kann das einfachste Essen zu einem eclectischen Mahle werden. Eine Suppe ohne Prätension, ein Pudding, Kartoffeln, ein Geflügel oder ein Hummer werden sich zu einem Gastmahl der Götter umgestalten, wenn man gewählte Beiwerke reichlich hinzufügt.

Ein Jeder, der zu essen gibt, sollte eine lebhafte Correspondenz unterhalten und Freunde cultiviren, die ihm kostbare Sendungen zu machen im Stande sind. Diese weit hergekommenen Gerichte tragen einen Charakter an sich, der immer Vergnügen macht. Welche Lokalfarbe verleihen nicht einer Mahlzeit: eine Straßburger Pastete, welche über das Meer gekommen ist; ein Lachs von Killornay; eine Forelle von Hampshire; ein Kapaun von Sussex; ein wilder Schweinskopf aus dem Schwarzwalde? Es ist nicht die Rede davon, alle diese Schätze auf einmal zu bringen; das hieße in einen kleinen Band alle erlangte Weisheit aufhäufen, oder jenen Dichtern der alexandrinischen Schule gleichen, die Alles erreicht zu haben vermeinten, wenn sie ihre Hexameter mit erlernter Gelehrsamkeit vollgepfropft hatten.

So muß man nie verfahren. Die Küche sey übrigens nahe an dem Speisesaal gelegen, um das Auftragen zu erleichtern.

Der Alderman Walker sagt in seinem so ernsthaften und zugleich so komischen Werke, betitelt „das Original“: „Ich hatte im vorigen Jahre drei Freunde im Universitäts-Clubb zu einem Essen eingeladen, das nur aus einem Geflügel und drei Schüsseln mit Fischen, gebraten, als Matelote und blau, bestand. Zwei andere Diners, eben so einfach und nicht minder werthvoll, haben Epoche in meinem Leben gemacht. Die Seelen entfalteten ihre Schwingen, die Geister strahlten in vollem Glanze; das Blut floß frischer durch die Adern. Eine dieser Mahlzeiten zeichnete sich durch die geringe Anzahl von Schüsseln aus (eine Stein-

butte, ein Hummer, Gelées und ein Lendenbraten), allein sie war dennoch bemerkenswerth durch die reizende Verschiedenheit der Beiwerke, die Schönheit der Früchte, die Feinheit der Weine und den Zauber des Nachtisches. Ich hatte sie angeordnet; dieß ist eine der großen Begebenheiten meines Lebens. Der Saal war nur klein; eine edle Gesellschaft hatte sich vereinigt; ich war stolz, ihr zu präsidiren, und entledigte mich der Sorge für ihr Glück mit einem Erfolg, dessen Andenken mich nie verlassen wird."

„Wenn das Parlament," fügt dieser ehrwürdige Alderman hinzu, „mir jährlich eine Summe von 10,000 Pfund St. bewilligen wollte, bloß um die Welt zu unterrichten, wie man zu essen geben solle, so bin ich überzeugt, großen Nutzen stiften zu können; dieses Institut würde dem Handel mehr Entwicklung geben, den Geschmack reinigen, die Freuden des Lebens erhöhen, die gute Laune verbreiten, und mehr zur Civilisation Großbritanniens beitragen, als jene unnützen Maßregeln, welche unsere Repräsentanten durch ihre Zustimmung sanctioniren.

(Quarterly Review.)



Heldenmuth und Barbarei.

1792 — 1836.

Bicetre ist ein schrecklicher Ort. 1204 erbaute der Engländer Johann Bischof von Winchester seinen Sitz, und nannte ihn nach seinem Bisthum, woraus in sechs Jahrhunderten das verstümmelte Bicetre wurde. Unter Philipp dem schönen ward es ein königliches Schloß; unter dem Herzog von Berry, dem Onkel Karls VI., ein Feenpalast; ein Kriegesplatz zu den Zeiten des Armagnacs und Bourguignons; ein Hexennest und Schlupfwinkel der Wehrwölfe unter den Händen der Domherrn von Notre Dame; unter Ludwig XIII. ein Invalidenhaus; endlich seit Ludwig XIV. ist es ein häßliches Durcheinander von Hütten, Kerkern, Thürmen und Klausen, in welche unsere verfeinerte Civilisation Alles, was sie genirt, Alles, was sie an Altem, Abgelebtem, Kränklichem und Schlechtem mit ihrem Besen zusammenkehrt, einsperrt, um hier zu weinen, Thier zu werden und dann zu sterben. In Bicetre haben Menschen, welche fast dieses Namens unwürdig sind, Alles, was den Schmerz der Welt und ihre Schande ausmacht, zusammmen zu werfen gewagt, das Alter, die Armuth und den Wahnsinn, diese geheiligten Dinge mit allen Verbrechen, welche die Menschheit entehren. Und als wenn sie darüber selbst erröthet wären, haben sie die Vorübergehenden belogen, indem sie auf die weiße Mauer, von blühenden Rasen und schönen Alleen umgeben, hinter welche sich die abscheulichen Gebäude verstecken, die rührende Inschrift gesetzt: „Hospiz für das Alter."

1792 fand man noch in Bicetre so manches Opfer der Laune und kalten Grausamkeit. Familiensöhne, welche sich dem Mönchsstande entzogen hatten, der ihnen von dem Ehrgeize ihrer Eltern aufgelegt worden war; Brüder oder Gatten, die sich unerlaubten Liebeshändeln widersetzt hatten, besonders aber in Fesseln geschlagene Wildschützen, die es gewagt hatten, einen Hasen für ihre hungernde Familie zu schießen. Diese Unglücklichen waren nun hier, angekettet gleich den Wahnsinnigen und derselben Behandlung unterworfen.

Zur Zeit der Septembergräuel, als Bicetre, gleich der Salpetrière und den andern Gefängnissen, von den Würgern in Besitz genommen ward, sah man die armen Gefangenen, die von unbekannten Böse-

wichtern belehrt worden waren: „Es lebe Condé! nieder mit der Nation!“ zu rufen, unter den Streichen der Epuratoren Marats niedersinken. Man sah wirkliche Narren, welche auf unbegreifliche Weise ihre Freiheit wieder erlangt hatten, sich lachend und schreiend von den Dächern stürzen, mitten in Feuer und Gemetzel, oder läppisch in Kanonenmündungen schauen, in dem Augenblicke, als die Lunte gesenkt wurde. Einige Zeit aber nach diesen furchtbaren Tagen wurde Bicetre der Schauplatz einer der bewunderswerthesten, muthvollsten und rührendsten Thaten, welche die Menschheit verherrlichen.

Schon 1791 hatte der tugendhafte La Rochefoucauld bereits in mehren Eingaben an die constituirende Versammlung das Elend und die Schmach in der Behandlung der Wahnsinnigen aufgedeckt; allein ohne Erfolg. Das Vorurtheil war stärker als die Menschenliebe; die Wissenschaft versuchte, es zu besiegen. Der Oberarzt von Bicetre Pinel, ein Mann von Geist, der von den fehlgeschlagenen Unternehmungen unterrichtet war, und selbst schon ein Jahr lang vergebens in dieser Sache sollicitirte, stellte sich der Pariser Commune vor, und forderte, mit vor Unwillen bebender Stimme, im Namen der entehrten Menschheit eine bessere Behandlung der Wahnsinnigen. — Der Mensch soll sich in seinem Nebenmenschen achten, selbst wo er straft, sagte er; Kerker und Fesseln sind abscheulicher Schimpf und dienen zu nichts. — Die Energie einer so festen Ueberzeugung ließ die Worte des Arztes einigen Mitgliedern der Commune verdächtig erscheinen. — Bürger, sagte eine sanfte, weibische Stimme zu ihm, ich werde Dir morgen in Bicetre einen Besuch abstatten; aber wehe Dir, wenn Du uns betrügst und Feinde des Volks unter Deinen Wahnsinnigen versteckt hältst! Auf morgen also!

Als Pinel fortging, hörte er, daß man ihn auf seinem Wege beklagte, denn die Stimme, welche so gesprochen hatte, war Couthon's Stimme. Ehemals war er voll Anmuth und Liebe, dieser Couthon, und lief eine ganze Nacht im Freien umher zu dem Rendezvous eines heißgeliebten Weibes. Er fiel in einen gefrorenen Sumpf und verlor dadurch den Gebrauch seiner Beine. Er glaubte, daß man ihn beklagen und trösten würde; allein er wurde verhöhnt und verspottet; da erlosch in ihm alles Gute und Zärtliche, sein Inneres durchdrang nun Haß und Rache; er nahm den Säuglingen ihre Mütter weg, die seiner auf der Straße gespottet hatten, und die ihn einen kleinen Wicht genannt, ließ er um einen Kopf kürzer machen, um sie seinem Wuchse näher zu bringen. Und als er dieß Alles gethan, blickte er auf die bebende und weinende Menschheit, und nie kam ihm der Spott in den Mund, daß er fragte, warum man nicht mehr über ihn lache?

Am andern Morgen ließ sich dieser schreckliche Krüppel nach Bicetre tragen, um die „sogenannten“ Narren selbst zu befragen, da er sicher glaubte, einige Aristokraten unter ihnen zu finden. Wie sie ihn erblickten, brachen sie in Spott- und Schimpfreden aus; er wollte sprechen, schreien, drohen, um sich vernehmen zu lassen, aber das Geheul, das tolle Lachen von fünfzig Wüthenden, die mit ihren schmutzigen Ketten an die Gitter ihrer Käfige schlugen, erfüllten ihn mit Schrecken und Ekel. Der Volks-Repräsentant bat ganz leise die Männer, welche ihn

trugen, ihn von diesen abscheulichen Fratzen wegzuführen, und sagte, sich zu Pinel wendend: „Du bist selbst toll, diese wilden Thiere loslassen zu wollen.“

„Bürger,“ erwiederte ruhig der Arzt, „diese Menschen sind eben deßhalb wüthend, weil man sie der Luft und Freiheit beraubt hat.“

„Es sey, mache mit ihnen, was Du willst; Du stehst mir aber für sie. Nimm Dich in Acht, daß Deine Prophezeihung Dir nicht theuer zu stehen kommt.“

Couthon ward fortgetragen und Pinel begann sogleich sein kühnes Werk. Der erste, den er losschließt, ist ein englischer Kapitän, der seit vierzig Jahren in Ketten schmachtet. Niemand kannte die Geschichte dieses Menschen, aber alle fürchteten und flohen ihn. Erst vor Kurzem hatte er seinen Wächter durch einen Schlag mit seinen Handschellen getödtet. Der unerschrockene Arzt tritt allein in seine Zelle. „Kapitän,“ spricht er zu ihm, „wenn ich Ihnen die Fesseln nehmen lasse, wenn ich Ihnen erlaube, in dem Hof spazieren zu gehen, wollen Sie mir versprechen, vernünftig zu seyn, und Niemanden Böses zuzufügen?

„Ja,“ erwiederte der Wahnsinnige, „aber Du spottest meiner. Sie fürchten mich Alle zu sehr und auch Du.“

„Ich,“ erwiederte ruhig Pinel, „habe ich nicht sechs Mann da draußen, um mir nöthigen Falles Respekt zu verschaffen? Vertrauen Sie mir, werden Sie sanft und ruhig; statt Ihrer schweren Ketten wird man Ihnen diese Leinwandjacke anziehen. Sie willigen ein, nicht wahr?“

Die Diener brachten eine sogenannte Zwangsjacke und der Kapitän läßt Alles mit sich geschehen, indem er erstaunt die Achseln zuckt. Nach einigen Minuten ist er von den Eisen befreit; man nimmt sie mit und entfernt sich, indem man die Thür offen läßt. Der Thor bleibt zuerst unbeweglich, versucht es, aufzustehen und fällt zurück. Seit den langen Jahren nur gewohnt zu liegen, hat er den Gebrauch der Beine verloren. Endlich gelingt es ihm, sich in's Gleichgewicht zu setzen. Pinel beobachtet ihn in großer Bewegung; er sieht, wie er schwankend und furchtsam aus dem Hintergrunde seiner dunkeln Zelle vorschreitet; an der Schwelle hält er an; er betrachtet den Himmel und schließt die Augen; dann öffnet er sie wieder .... — Ach, wie schön! ruft er aus. Nun geht er — er läuft, er berührt und küßt die Mauern — er kniet und weint — er läuft die Treppen auf und ab und schreit: O wie schön, wie schön! So bringt er den ganzen Tag hin. Abends geht er von selbst in seine Zelle; dort findet er ein reinliches Bett statt des faulenden Strohs, worauf er sich noch Abends vorher gewälzt hatte, und zum ersten Mal seit vierzig Jahren schlummert er in Frieden. Den nächsten Morgen erwacht er beruhigt, versöhnt, vernünftig: er war geheilt.

Ein anderer, der seit zwanzig Jahren in Ketten lag, bildete sich ein, Christus zu seyn. Er saß mit ernstem Stolze, bleich, entschlossen, das schöne Gesicht von langen Haaren umgeben, und wartete seit zwölf Jahren, daß man ihn kreuzige. Er war früher als eifriger Missionär zu wilden Völkerschaften gezogen, um den Glauben zu predigen, und hatte sich am Ende für den Urheber des göttlichen Worts gehalten, das

er verbreitete. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich hatte er sich als Christus angekündigt, und wurde, an Händen und Füßen gekettet, nach Bicetre geschickt. Er ertrug sein Schicksal mit einer seltenen Geduld, und behauptete, daß, wenn die Menschen ihn genug gequält, ihn die Engel in den Himmel tragen würden. Pinel befahl, ihn zu entfesseln und aus seiner Zelle zu führen, ohne ein einziges Wort an ihn zu richten. Als der Wahnsinnige sich frei und verlassen sah, von tiefer Stille rings umgeben, er, der an ewige lärmende Neckereien gewöhnt war, so ging er in sich, und fing an zu begreifen, daß die Prophezeihungen gelogen hatten. Bald erkannte er, daß er nur ein Mensch sey und war geheilt.

Sein Nachbar war ein französischer Offizier, den ein schrecklicherer Wahnsinn ergriffen hatte. Da er stets zum Fanatismus geneigt war, und sich in einer Stellung befand, welche mit dem Mord vertraut macht, so hatte er sich eingebildet, daß er von Gott gesendet sey, den Menschen die Bluttaufe zu ertheilen. In seinem wilden Enthusiasmus hatte er eines seiner Kinder getödtet, um es in den Himmel zu befördern. Schon sechs und dreißig Jahre büßte er für dieses Verbrechen in Bicetre, und seit lange schon war er nicht mehr wahnsinnig. Für diesen kam die Befreiung zu spät. Die Fesseln, die Einsamkeit, die Feuchtigkeit und Dunkelheit hatten seine Glieder gelähmt, Schaam und Verzweiflung sein Hirn ausgetrocknet. Als man ihm die Fesseln abnahm, merkte er es nicht. Die Luftveränderung preßte ihm eine Thräne aus; vielleicht war es Dankbarkeit. Man brachte ihn in's Krankenhaus, wo er starb.

Chevingé, ein Soldat der französischen Garden, besaß wunderbare Stärke und ein vortreffliches Gemüth, allein der Wein machte ihn wild. Nach vielen Zänkereien wurde er von seinem Corps fortgeschickt, und kam dadurch in das tiefste Elend. Sein Verstand wurde verwirrt, und er bildete sich ein, General zu seyn. Er schlug alle diejenigen, die seinen Grad nicht anerkennen wollten. Ein heftiger und mörderischer Streit brachte ihn nach Bicetre, wo er zehn Jahre schwer gefesselt zubrachte, weil er leichte Ketten, als wären es Bindfaden, zerreißen konnte. Eines Tages hatte er auf diese Weise sich eine kurze Freiheit verschafft, als acht Wärter sich bemühten, ihn wieder in seinen Käfig zurückzuführen. Er schwur, sich nicht eher dieses von ihnen gefallen zu lassen, bis daß er sie alle unter sich sähe, und er hielt Wort; dann aber ging er, zufrieden mit seiner Tapferkeit, ruhig in seine Zelle. Pinel liebte Chevingé; er begriff leicht, daß nur die schlechte Behandlung diese Organisation zerrüttet hatte. Oftmals schon hatte er ihm versprochen, seine Lage zu verbessern, und der arme Gefangene wartete darauf mit Zuversicht, denn das Wort seines Arztes war ihm heilig. Am Tage, als Couthon Bicetre besucht hatte, trat Pinel zu Chevingé ein, der eben von einer furchtbaren Wuth ergriffen war. Die Wärter zitterten für Pinel. „Du sollst keine Ketten mehr haben," sagte der Arzt, „und um Dir mein Vertrauen zu beweisen, so sollst Du mir behülflich seyn, jene Unglücklichen, die wahnsinnig sind, gleichfalls zu befreien. Du bist es nicht! Wenn Du Dich

gut aufführst, wie ich es hoffe, so werde ich Dich in meinen Dienst nehmen, und Du sollst mich nicht mehr verlassen.“

„Nie,“ sagt Scipion Pinel in seinem Werke: du **Régime sanitaire** des aliénés, „trug sich in dem Kopfe eines Menschen eine vollkommenere und plötzlichere Verwandlung zu.“ Die Wächter selbst, diese kalten Maschinen, werden von Erstaunen und Ehrfurcht erfüllt. Kaum ist er befreit, dieser wilde, wüthende Wahnsinnige, der Aller Schrecken war, so wird er aufmerksam, zuvorkommend; er folgt mit dem Auge allen Bewegungen Pinels; er erräth seine Befehle und führt sie mit einer unbegreiflichen Geschicklichkeit aus. Er selbst richtet an die Wahnsinnigen Worte der Vernunft und der Güte, er, der noch vor wenigen Stunden mit ihnen auf gleicher Höhe war.

Der Arzt von Bicetre wurde schön belohnt für das, was er für diesen Menschen gethan hatte. Chevingé ergab sich mit Leib und Seele Pinel; er rettete ihm in jenen unruhigen Tagen zehnmal das Leben. Er ernährte ihn während der Hungersnoth. Jeden Morgen ging er von Bicetre fort, und kam am Abend müde und hungrig heim, mit Vorräthen für den beladen, den er seinen Gott nannte. So wie er ehemals ein Zänker und Trunkenbold gewesen war, so war er jetzt nüchtern und geduldig. Seine Zuneigung für Pinel hatte ihn gebessert; er hatte keinen Willen, als den Pinel hatte. Sein Andenken hat sich in der Familie des Arztes von Bicetre erhalten, wie die erhabenste Verwirklichung des Schönsten, was Dankbarkeit und Ergebenheit hervorzubringen vermögen.

Vier und fünfzig Unglückliche wurden von dem kühnen Arzte auf diese Weise von den Ketten befreit und fast Alle geheilt. Nur die lange und abscheuliche Sclaverei war Schuld, daß Einige ihren Verstand nicht wieder erhielten. Seit dieser Zeit ist es feststehend, daß der Wahnsinn vormals nur deßhalb unheilbar war, weil man ihn mit der Peitsche und mit Fesseln behandelte. Was ist eigentlich der Wahnsinn? Eine Krankheit des Gehirns. Diese Krankheit bringt manchmals das Verbrechen hervor. Und das Verbrechen selbst, was ist es? Eine böse Disposition des Gehirns, nichts anderes. Warum sollte man nun nicht das Verbrechen wie den Wahnsinn behandeln, um dasselbe Resultat zu erlangen? Ihr kettet Eure Wahnsinnigen nicht mehr an, Ihr peitscht sie nicht mehr; aber Ihr fesselt noch Eure Verbrecher und überliefert sie dem Stocke der Wächter; Ihr zeigt darin so wenig Logik, als wenn Ihr einem Wahnsinnigen den Kopf abhiebet, weil der Wahnsinnige getödtet hat. Wenn Ihr die Kette und Peitsche abgeschafft habt, weil sie den Wahnsinn verstärken, so könnt Ihr leicht denken, daß Fessel und Stock nicht die lasterhafte Neigung der Verbrecher besiegt; warum also diese Grausamkeit, diese Abgeschmacktheit? Wollt Ihr, daß das Verbrechen unheilbar sey? Die Gesellschaft, zu deren Rächer Ihr Euch so stolz aufwerft, hat sie wohl einen Nutzen davon? Der Verbrecher, den das Zuchthaus so recht von Grund aus verdorben hat, muß die Gesellschaft hassen, und wird sich an ihr rächen, sobald er es thun kann, so wie Ihr die Gesellschaft an ihm gerächt habt. Glaubt Ihr, man müsse mehr Vorsicht anwenden, um das mögliche Entkommen eines Verbrechers, als das

eines Wahnsinnigen zu verhüten? Der Wahnsinnige, der frei durch die Stadt läuft, kann einen Menschen tödten, wenn ihn die Lust anwandelt, eben so gut wie ein entkommener Dieb. Haltet sie also Beide in engem Gewahrsam, aber fesselt sie nicht, und schlagt nicht Einen mehr als den Andern, studirt und verbessert; Sanftmuth, Geduld, Wachsamkeit, gute Beispiele, gute Lehren und Zeit. Schlechte Behandlung ist feig und verbrecherisch. Ist der Schuldige einmal in Euern Händen, so seyd Ihr stärker als er, und mißbraucht Ihr diese Stärke, um ihn zu quälen, so seyd Ihr selbst Verbrecher. Fort also mit den Schaustellungen am Pranger, den wandernden Ketten und den gräuelvoll blutigen Schauspielen, die unserer Civilisation zur Schande gereichen. Ein edler Arzt wagte es, auf seine Verantwortlichkeit fünfzig Wahnsinnige in Freiheit zu setzen, fünfzig reißende Thiere, wie das Gouvernement von 1792 sie nannte. Und an demselben Orte ließ das Gouvernement von 1836 im Frieden und in philosophischer Ruhe, bereichert durch vier und vierzigjährige Erfahrung, Hand an Hand und Fuß an Fuß eine Menge Menschen an einander schmieden auf die Gefahr hin, ihre Glieder mit dem Schmiedehammer zu zerschmettern; Menschen, worunter ein Kaufmann, der seine Schulden nicht bezahlte, ein Jüngling, der bei einem Bäcker gestohlen, welcher von der Familie wieder entschädigt worden war; ein armer Greis von sechszig Jahren, dessen ganzes tadelfreies Leben einem schwachen Augenblicke nicht Gnade verschaffen konnte; einen Unglücklichen endlich, den das Gesetz wieder ergreift, nachdem er seit seiner Entweichung aus dem Bagno ein Jahr lang ehrlich und still verborgen gelebt. Und alle diese werden nach dem Bagno geführt unter dem Geklirre ihrer schweren Fesseln. Welche herrliche Sühnungs- und Buße-Anstalt ist ein solches Bagno! Der Bankerutier wird Fälschungen machen lernen, der Jüngling wird den Diebstahl mit bewaffneter Hand studiren, der Greis wird sterben und jener, der längst von seinen Freunden für wahnsinnig gehalten, in einem Anfall von Hirnwuth sich einst Ausschweifungen erlaubte, wird von den Wächtern der Galeere in ihre abscheulichen Lüste eingeweiht werden. Mein Gott! Und dieses heißt die Gesellschaft rächen, dieses die öffentliche Moral zu Ehren bringen.

Der Fluch.

Erzählung zur Charakteristik der Irländer.

Es war an einem der schönsten Morgen im schönsten Monate des Jahres in Irland, im Juli, als Dermot Fitzpatrick sein neues Sonntagskleid anlegte und den einsamen Pachthof verließ, um seine Heirath mit Kitty Quin, dem schmucksten und reichsten Mädchen der ganzen Baronie Elioparty, festzusetzen.

Dem Aeußeren nach ließ sich wohl kein besseres Musterbild eines irischen Bauern auffinden, als Dermot Fitzpatrick. Er war etwa fünf Fuß zehn Zoll hoch und seine Gestalt keineswegs mit entstellender Fleischigkeit belastet; seine wohlgeformten Glieder schienen durch Muskeln zusammengehalten, die sich durch beständige Uebung sichtbar machten. Er sah gerade aus, wie wenn nicht Wall noch Graben ihn eine Sekunde lang in seinem Laufe hemmen könnte, weil er über den einen im Bogen setzen, und über den andern so leicht springen würde, als wären Flügel an seine Füße befestigt, und sein Körper hätte die Leichtigkeit eines Korkes. Es war die Figur, wie sie ein Beurtheiler menschlicher Gestalt zum Anführer einer Partei von Wurfschützen ausersehen haben möchte. Sein Gesicht stand in richtigem Verhältniß zur Schönheit und Männlichkeit seiner Glieder; die Züge scharf gezeichnet, die Haut stark dunkelbraun, die Wangen farblos, ausgenommen wo die brennende Mittagssonne ihre gesunden Merkmale zurückgelassen hatte; die Augen schwarz und glänzend. Kurz Dermot war, wie die alten Weiber in Irland sich ausdrückten, ein sauberer Bursche! Sein Anzug war gut berechnet, um Gesicht und Gestalt in das vortheilhafteste Licht zu stellen. An einem solchen Tage mußte der Filzhut abgedankt werden, den er gewöhnlich trug, und an seine Stelle trat ein unternehmender Deckel von rohem Stroh, darum ein grünes breites Band und Blätterwerk geschlungen, worunter das Gesicht ganz den Charakter seines Ursprungs annahm. Der Hals war nackt und der Hemdkragen einfach mit einem schmalen seidenen Bande zusammengehalten; die Weste war lose geöffnet, um das reine schneeige Gewebe zu zeigen, das von den Orangemen im Norden gearbeitet,

jetzt die Person eines südlichen Papisten schmücken mußte. Der untere Theil unseres Mannes war mit knapp anliegenden weißen Beinkleidern geputzt, um die er an den Knien lange Schnüre von weißer Seide gebunden hatte, unter diesen sah man dünne baumwollene Strümpfe und Schuhe mit leichten Sohlen und ohne Absätze. Als sich Dermot in dem Sechspfennigspiegel betrachtete, mit dessen Hülfe er sich rasirt hatte, da dachte er, wenn Kitty Quin den mindesten Sinn für Schönheit besitze, so müsse sie sich glücklich schätzen, einen solchen Mann zu haben, den sie ihr Eigenthum nennen, mit dem sie jeden Sonntag zur Kapelle spazieren könne. Die Eitelkeit gab Dermot diesen Gedanken ein, aber in der That Keiner konnte ihn ansehen, ohne zugestehen zu müssen, daß er hübsch sey; doch die ihn gut kannten, mußten beifügen, das sey alles Gute, was sie Dermot Fitzpatrick nachrühmen könnten.

Dermots Vater war ursprünglich einer der elendesten Hüttenbewohner von Irland; durch die Heimführung einer alten Wittwe, die etwa fünfzig Guineen in Gold besaß, gelang es ihm, ein paar Acker Landes an sich zu bringen, die gewöhnlich an Arme verliehen waren, welche zur Erhaltung ihrer Familien magere Kartoffeln darin pflanzten. Der alte Dermot verdoppelte die Rente dieser unglückseligen Geschöpfe und gewann bald hinreichend baar Geld, um manchen fleißigen Pächter in der Nachbarschaft auszustechen. Der alte Dermot raffte schnell Land und Geld zusammen, bis ihm eines Abends ein unseliger Zufall begegnete. Er beschaute sich eine kleine Hütte und einen Pachthof von zehn Ackern, von dem ein Vater mit neun Kindern vertrieben worden war, weil er dem Gutsherrn keinen so hohen Pacht bezahlen konnte, wie ihn der alte Dermot geboten hatte. Ein Schuß wurde gehört, und bei näherer Besichtigung fand man den Mann todt. Offenbar war es ein Zufall gewesen, denn keine Seele wurde wegen des alten Mannes Tod verfolgt, was doch stattgefunden haben müßte, wenn man ihn für ermordet gehalten hätte. Die Folge dieses Zufalls war augenblickliche Verzichtleistung des jungen Dermot auf alles Recht an diesen Platz und Wiedereinsetzung des armen Pächters und seiner Familie, weil der junge Dermot sagte, er wolle nichts mit dem neuen Unternehmen zu thun haben, bei dem es so unglücklich zugegangen sey. Das war der wohlweise Beweggrund, den der junge Dermot der einzigen guten Handlung unterlegte, die von ihm bekannt wurde.

Wie alle eiteln Menschen war Dermot außerordentlich selbstsüchtig; sich selbst zu genügen, war das große Werk, dem er einzig und allein lebte. Niemand konnte ihn einen Verschwender nennen, denn er hatte sich in das Geld verliebt — Niemand konnte ihn einen Müßiggänger nennen, denn er wußte, daß seinen Geschäften obliegen, der einzige Weg zum Gedeihen sey — Keiner konnte sagen, er habe ihn je betrunken gesehen, denn er hatte wohl erkannt, daß der Hang zu diesem Laster seiner persönlichen Erscheinung Eintrag thun müßte, wegen der er sich so gewaltig brüstete. Er war frei von den gewöhnlichen Fehlern seines Landes, aber eben so auch seinen Tugenden fremd. Kein Bettler segnete ihn für seine Almosen, kein Genosse rühmte seine Gastfreundschaft. Er war beliebt bei seinem Gutsherrn, weil er die

Rente pünktlich bezahlte; er war unbeliebt bei seinem Priester, denn obgleich man ihn regelmäßig in der Kapelle sah, so erfüllte er doch niemals seine österliche Pflicht. Reiche und Arme äußerten von ihm, „weil Flüche nichts kosten, so sey er äußerst freigebig im Gebrauche derselben." So war Dermot Fitzpatrick, der sich an einem schönen Morgen im Monat Juli zum Geschäfte aufmachte, wie er es nannte, um die reiche und schöne Kitty Quin zu freien, und bald auch zu heirathen.

Es ist eine alte Bemerkung, oder vielleicht besser gesagt, ein hergebrachtes Sprichwort in Irland, „man sollte gegen die Armen stets freundlich seyn." Dermot hatte das oft gehört, aber die Vorschrift nie befolgt, und da sein Geschick eine Warnung für Andere seyn kann, so geziemt es sich wohl, dasselbe zu erzählen, sey es auch nur, um ein Beispiel zu liefern.

Dermot war drei Meilen von seiner Heimath gewandert, und da er auf seinem Wege leicht über Hecke und Zaun sprang, so untersuchte er bei dieser Gelegenheit gleichsam zu seiner Unterhaltung die reichen Felder, über die er hinzog, berechnete beiläufig, wie viele Scheffel der Acker tragen möchte, und dachte bei sich selbst, was er mit den Pachtungen, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, und denen, die ihm Kitty Quin bringen würde, und mit ihrem baaren Gelde unternehmen wolle, und in welcher Zeit er sicher darauf rechnen könnte, Herr von fünftausend Pfund und ein tausend Acker vom besten Land in Tipperary zu seyn. Das waren seine Gedanken, die er zuweilen durch einen Blick voll Bewunderung auf sein Gewand und Betrachtungen über die Anmuth seiner Person unterbrach; als er plötzlich aus einem Feld von langstängeligem Hafer aufspringend, sich auf einem von beiden Seiten eingeschlossenen schmalen Pfad befand, der ihm unter dem Namen: „der unselige Thalweg" wohlbekannt war. Durch diesen Thalweg lief ein Strom, dessen reißende Heftigkeit selbst des Sommers Gluth nicht mildern konnte. Es war einer der Ströme, der seine Wellen dem tief rollenden Suir zuführte. Damit man aber über das Wasser gelangen konnte, das ewig mit der Wuth eines Bergstromes hinstürzte, hatte man in einiger Entfernung von einander schwere Felsmassen, roh, wie sie die Natur geschaffen, hineingewälzt, aber die Felsen wurden durch das fortwährende Anschlagen der Wasser so schlüpferig, daß sich Keiner mit Sicherheit darauf wagen konnte, dessen Füße und Augen sich nicht tüchtiger Festigkeit zu rühmen hatten.

Dermot wollte eben über den Strom springen, da erblickte er auf einem der mittleren Steine im Wasser ein Weib, dessen Lebensjahre offenbar die letzte absteigende Stufe erreicht hatten. Sie trug ein rothes Sacktuch um den Kopf gebunden, das, unter dem Kinne geknüpft, so angelegt war, daß ein Theil von einer Ecke desselben hinten hinunter hing. Es bedeckte halb ihr Haupt und enthüllte die schneeigen, greisen, auf dem dunkelbraunen, tief gefurchten Vorderhaupte sauber gescheitelten Locken. Der Mund war eingefallen, und Nase und Kinn stießen beinahe an einander; ihre blauen Augen schimmerten jedoch im vollen Glanze der Jugend. In der einen Hand hielt sie das Ende des graulich blauen Mantels, der ihre Schultern beschat-

tete, in der andern trug sie die dunkelblauen wollenen Strümpfe und die Holzschuhe, womit sie sonst ihre Füße einhüllte. Die morschen Glieder des alten Weibes zitterten und die Stimme bebte vor Angst, als Dermot näher kam.

„Dermot Fitzpatrick," rief sie, „steht, wenn Ihr das Leben Derer retten wollt, die nicht mehr lange zu leben haben."

„Dermot," sprach er, „Dermot Fitzpatrick dazu! — Aus Eurem Munde könnte es doch wenigstens „Herr" lauten. Wie denn, abgenützter Besen, kommt Eures Gleichen dazu, meinen Namen zu wissen?"

„Gleichviel, gleichviel, — guter Junge," antwortete sie, „es ist nicht die rechte Zeit, mit einem alten Weibe über Worte zu streiten, wenn vielleicht seine letzten Worte zu Euren Ohren tönen. Dermot, der Stein wankt unter meinen Füßen."

„Laß ihn wanken, Hexe; dann ist er Eurem alten Kopfe ähnlicher; hat er nie mehr als Eure Zunge erschüttert, so ist das Unglück eben nicht sehr groß."

„Stille, stille! Hier ist nicht der Ort, ein Geschöpf zu verspotten, dessen jüngster Enkel älter ist, als Ihr. Wollt Ihr den Segen einer Alten, einer Armen, einer Unglücklichen gewinnen, so kommt schleunig heran, und helft mir über den Fluß, der da unten wüthet, als ob er mich verschlingen wollte."

„Euch helfen, Euch! Ha, ha! Wie? an einem so schönen Sommermorgen, Euren Arm mit eines jungen Mannes Arm stützen! Ich will sterben, wenn Jemand es sehen würde, könnte man glauben, ich mache Euch den Hof!"

„Ach, Dermot, es ist schlimm und bitter, das kann ich Euch sagen, daß Ihr die weißen Haare der Alten und die zerrissenen Kleider der Bettlerin verspottet. Aber helft mir, mein Lieber, denn ich fühle, ich kann nicht mehr länger in dieses furchtbare Wasser schauen. Meine Füße gleiten aus, und ich weiß, der Strom wird mich so leicht wegschwemmen, als ein Stück Reis."

„Und wäre dem auch so, schamlose, alte Hexe, so ginge im Strome nicht viel mehr verloren, als ein elend Stück Reis; es wird Euch vor dem Verbrennen schützen. Ich habe Eile, der Teufel klopfe das rechte Wort aus mir und verwirre die Sprache in meinem Kopfe, wenn ich heute mit einer Hand Hülfe leiste, könnte ich auch fünfzig alten Weibern das Leben retten."

„Der Teufel klopfe das rechte Wort aus Dir, hast Du so gesagt? Dann, Dermot Fitzpatrick, habe ich Dich, nicht Du Dich verflucht; kein Wort soll heute aus Deinem Munde kommen, das nicht ein wahres Wort ist und Dir Unglück bringt. Höre, ich warne Dich, zum letzten Male bitte ich Dich, dem alten Weibe die Hand zu reichen und in Gefahr und Unglück beizustehen?"

Wie sie so sprach, wankten die Schritte der Armen, ihr Körper neigte sich über den Stein, krampfhaft streckte sie die Hände empor und stürzte in die schäumende Fluth, Dermot Fitzpatricks Gelächter drang noch in ihr Ohr, als eine leichte Gestalt über den Steinen erschien, — die Alte war ergriffen, ehe der Strom ihre Gewänder berührte, und unverletzt nach dem entgegengesetzten Ufer gebracht.

Dermot konnte kaum für möglich halten, was er so eben erlebt — in einem Augenblick sah er das Weib in das Wasser hinabsinken, im andern war sie wohlbehalten an's Land gebracht, wo sie von Schrecken schauernd lag, während der junge Rektor des Sprengels neben ihr stand. Wäre der Priester Zuschauer seines unmenschlichen Benehmens gewesen, so möchte ihn das nicht viel bekümmert haben, denn der Priester war ärmer als er; aber der Zeuge seines Benehmens war der junge Rektor, ein Mann, dem bereits ein bedeutendes Eigenthum zugehörte, dessen Vater Bischof der Diöcese war und zehn tausend Acker zu verpachten hatte, die er zu seinen Lebzeiten für ein Kind weggeben könnte, wenn es ihm beliebte.

„Unmenschlicher, erbärmlicher Wicht," rief der Rektor aus, „Ihr habt Euch lange bemüht, durch Eure sykophantischen Bestrebungen meine Aufmerksamkeit auf Euch zu lenken. Es wäre Euch beinahe gelungen; ich hielt Euch für einen sorgfältigen, arbeitsamen Mann, und war eben im Begriff, ein großes Stück Land Eurer Bewirthschäftung anzuvertrauen; doch es ist gut, daß ich Euch jetzt kennen gelernt habe, Ihr seyd der Schlechteste der Schlechten, denn um Euch eine leichte Mühe zu ersparen, würdet Ihr lieber ein armes Geschöpf elend vor Euch umkommen sehen. Hinweg, Schurke, kommt mir nie mehr in den Weg."

Während der Rektor so sprach, hatte Dermot ein Gefühl, als ob die Muskeln seiner Zunge erschlafften und ein kalter Schauer durch jedes Glied liefe. Er versuchte zu reden; aber es lag eine unerklärliche Empfindung von Schwere in seinen Sprachwerkzeugen; und am Ende glaubte er den Rektor um Verzeihung gebeten zu haben, als er zu seinem größten Schrecken die Worte ausstieß: „Alles Unheil auf Eure geschäftige Seele, schmutziger, schwarzmauliger Sassenach; ich wollte, der Teufel hätte Euch und die alte Hexe miteinander; ich würde sie wohl gerettet haben, hätte ich denken können, Ihr sehet mich; und wäret Ihr nicht hier gewesen, wer würde sich darum bekümmert haben, wenn sie ertrunken wäre, denn sie hätte ja nicht erzählen können, daß ich ihr die Hand verweigert habe. Ich wollte, der Teufel hätte Euch, und den Vater vor Euch, statt Euch heute hier zu sehen."

„Ach! Dermot Fitzpatrick!" sprach die Alte, die sich jetzt von ihrem Schrecken erholte, „da zeigt sich Euer eigener Fluch: Euer schlechtes Herz liegt nun auf Eurer Zunge und Jedermann kann es nun sehen. Geht Eures Wegs, Dermot Fitzpatrick; Ihr habt das verfluchte Wort gesprochen, und sollt den Tag bereuen, da Ihr Euch geweigert, einem alten Weibe das Leben zu retten."

„Geht," fuhr der Rektor fort, „und seyd versichert, daß wenn ich einigen Einfluß auf die Gentry der Nachbarschaft habe, ein so schlechter Mensch, wie Ihr seyd, keinen Acker Lands in meinem Sprengel zum Pachte bekommen soll."

Mit Verwünschungen im Munde und Flüchen im Herzen wandte sich Dermot von ihnen ab und zog auf der Straße fort, die zu dem Hause führte, welches die reizende Kitty Quin bewohnte.

Er mochte fünf Meilen gegangen seyn, als er den Geschäftsführer eines abwesenden Eigenthümers traf, der ein Lehensgut, so groß als

manches deutsche Fürstenthum, unter seiner Aufsicht hatte. Dieser Geschäftsführer, der sich viel auf seine Kenntnisse in der Landwirthschaft und seine Geschicklichkeit bei den Pferden zu gut that, hatte sich früher von Dermots Lobpreisungen geschmeichelt gefühlt, daß er im Begriffe stand, ihn als Haushofmeister anzustellen. Lächelnd trat er auf ihn zu, um ihm sein Glück zu verkünden, und eröffnete das Zusammentreffen mit der gewöhnlichen Begrüßung: „Gott segne Euch."

Dermot glaubte zu antworten: „Gott segne Euch mit seiner Gnade," indessen tönte es aus seinem Munde: „Fluch auf Euer abscheuliches Gesicht, jeden Tag, da Ihr einen Pflasterstein sehet, zweimal Sonntags, und dreimal am Festag."

„Was wollt Ihr, Schurke, mit Eurer verwegenen Vertraulichkeit?" fragte der Geschäftsführer.

Dermot versuchte es, sich zu entschuldigen, aber er rief aus: „Ich meine, daß Ihr der größte alte Narr seyd, den man finden kann. Was für ein alberner Pinsel müßt Ihr doch seyn, daß Ihr früher nicht eingesehen habt, daß wenn ich Euch in das Gesicht lobte, ich Euch innerlich verlachte. Hätte ich Euch nicht, um zu meinen Zwecken zu gelangen, hintergehen wollen, es würde mir nie in den Sinn gekommen seyn, Eure neuen Pflüge großartige Erfindungen zu nennen, während man nicht einmal Butter damit durchschneiden kann, Eure Eggen trefflich zu heißen, und zu sagen, die größte Entdeckung seyen Eure Gartenrechen, die am Ende nur ein Bild von Euch und Eures Gleichen sind und zu Nichts auf der ganzen Welt taugen, als um damit einzubrennen. Ihr sprecht auch von Gräsern, und Klee, und Gemüsen, und schwedischen Rüben. Ihr — Ihr! Ihr habt die Unverschämtheit, das zu thun, einfältiger Mensch, während Ihr keine Kartoffel von einer Pastinake unterscheiden könnt, Ihr sprecht von Pferden, und wißt vom Pferdefleisch nicht mehr, als daß das Pferd keine Hörner hat, und daß seine Ohren nicht so lang sind, als die eines Esels."

„Seyd Ihr behext, Dermot?"

„Ja, und Ihr seyd ebenfalls behext; denn Ihr höret die Wahrheit zum ersten Male von mir. Ich will Euch etwas sagen; ich habe nie aufgehört, über Euch zu lachen, da Ihr einen solchen Narren aus Euch selbst macht, und von Dingen redet, von denen Ihr nicht mehr versteht, als der Hund vom Feiertag. Und jetzt meinen Rath — sprecht nie mehr die Worte Pferd, oder Kuh, oder Esel, oder Maulthier, oder Gras, oder Rübe, oder Rechen, oder Spaten, oder Pflug, berührt nichts dergleichen, sondern bleibt bei dem, worin Ihr vollkommen Meister seyd, beim Projecte machen, Geldausleihen, Betrügen, Falschspielen, Lügen, Stehlen, Schänden, Vagabondiren, Morden, Massacriren, Entwenden, Plündern —"

Dermot bemerkte, daß er seiner Zunge nicht mehr Einhalt thun könne, und da er sah, daß der Geschäftsführer, während er sprach, mehr und mehr unruhig und ängstlich wurde, und am Ende eine Taschenpistole hervorzog, so lief er so schnell, als ihn seine Beine trugen, davon. Zur Zeit, da er seinen zukünftigen Patron des Lügens und Stehlens anklagte, hörte er den Hahn der Pistole spannen, und als das Wort „Plündern" aus seinem Munde war, flog sein Hut durch

und durch geschossen von seinem Kopfe. Er hielt inne, um die zerfetzten Ueberreste des Strohdeckels aufzuheben, welcher einige Augenblicke zuvor noch so ruhig auf seinem Haupte gesessen hatte, und hörte dann nicht mehr auf, zu laufen, bis er sich im Hofe des ehrlichen Peter Quin, des Vaters seiner zukünftigen Ehehälfte befand.

Als Dermot erhitzt und athemlos zum Hofe hereinlief, wurde er mit lautem Freudengeschrei von etwa dreißig vermischten Stimmen begrüßt; das Geschrei rührte von dem Frohlocken der Männer und den lustigen Ausrufungen der Weiber her. Die Gruppe, welche Dermot so begrüßte, bildeten Peter Quins Arbeiter, die auf grünem Grasboden zwischen frisch gemähtem Heu gelagert, sich des Aerntemahls, bestehend aus Speck, neuen Kartoffeln und Buttermilch, erfreuten. Den Vorsitz führten der reiche Pächter und seine Tochter Kitty; die Letztere hatte sich als Zeugin der glücklichsten Scene unter sie gemischt, welche das Landleben zu bieten vermag. Sie erröthete, als die Mädchen um sie her ausriefen: „An der Eile, mit der Dermot Fitzpatrick hereinläuft, kann man wohl sehen, daß er zu Süßliebchen zum Besuche kommt.“

Dermot hegte das Verlangen, seine Artigkeit darzuthun, und legte sich zu dem kleinen Heubündel, auf welchem Kitty saß; während dem vernahm er die Bemerkung, die man machte; er wollte sie nach dem Sinne auffassen, in welchem man sie ausgesprochen hatte, aber der Fluch lag noch auf ihm, und er mußte die Wahrheit sprechen: „Warum denn,“ sprach er, und schnappte nach Luft „der alte Knabe soll mir die Sohlen verbrennen, wenn ich wegen des schönsten Mädchens der Welt einmal so rasch laufe.“

„Auf mein Wort,“ sprach Kitty, und sah mit einiger Verachtung auf ihn herab; „Ihr habt heute so wenig Manier, als wäret ihr schon zehn Jahre verheirathet.“

„Wart' ein Bischen, mein Schatz,“ erwiderte er, „bin ich einmal zehn Jahre mit Dir verheirathet, so will ich gar keine Manieren mehr haben.“

„Ich werde Euch wohl gar nicht heirathen, Dermot.“

„Bah, Kitty, sollte das auch geschehen, so werde ich mich weder erhängen, noch erstechen, noch ersäufen. Es ist ein altes und wahres Wort: es gibt noch so gute Fische in der See, als je gefangen worden sind.“

„Dermot, es muß Dich heute Etwas geplagt haben.“

„Ja wohl, aber nicht die Furcht, Dich zu verlieren.“

„Bist Du toll, oder betrunken?“

„Keines von Beiden. Ich wünschte, ich wäre es.“

„Was?“ rief der Vater aus, der gerade die letzten Worte dieses unliebhabermäßigen Gespräches halb und halb angehört hatte. „Was zu dieser Stunde des Tages betrunken zu seyn wünschen? Ein Mann, der dergleichen wünschen kann, soll mein Mädchen und ihr Vermögen nie bekommen.“

„Dann will ich Euch Etwas sagen, Ihr weißhauptiger Wicht, wollt Ihr ihr Vermögen behalten, so mögt Ihr sie auch behalten, das Eine wegen des Andern — ich liebe ihr Vermögen mehr als sie.“

„Verlasse mich, Dermot,“ sprach Kitty, in Thränen ausbrechend,

„war es auch unfreundlich von Dir, so zu denken, so danke ich Dir doch für die Güte, daß Du es ausgesprochen hast. Es ist doch besser, jetzt die Wahrheit zu wissen, als wenn es zu spät wäre, eine unbesonnene Handlung zu bereuen.“

„Laßt Euch nie mehr bei mir sehen,“ fügte der Vater hinzu, „denn wenn Kitty noch einmal Euch ansieht, so soll mein Fluch ihr folgen, und mein sauer Erworbenes an Fremde übergehen.“

„Wo das Geld hingeht, geh' ich auch hin, denn wenn ein Mann eines Mädchens zur Ehe bedarf, so kann man Mädchen wie Nesseln und Disteln auf allen Feldern pflücken. Und jetzt laßt mich noch ein anderes Wort der Wahrheit sagen: ohne das Geld würde ich Eure Tochter nie mehr anschauen; denn ich sehe jetzt, was ich nie zuvor bemerkt habe, sie hat Beine, wie ein Mulingar Kalb.“

„Oh, der lügnerische Schurke!“ riefen die Weiber aus, von denen Einige Kartoffelschalen nach ihm schleuderten.

„Ja,“ fuhr Dermot fort, „und bei all' ihrer Schönheit, hat sie Etwas von ihrer Mutter Stulpnase, und einer ihrer Zähne ist — —“ aber ehe er Zeit hatte, seinen Spruch zu vollenden, drang an sein Ohr das empörte Geschrei von Männern und Weibern. „Eine Stulpnase, eine Stulpnase! Miß Kitty Quin eine Stulpnase. Oh! der Schuft! zu sagen, eine Stulpnase!“ Und er sah sich beinahe ersäuft in Buttermilch, und ehe er sich ein paar Schritte fortbewegt hatte, war er von einem Wurfe mit einem Trinkgeschirre heimgesucht, der ihm zwei Vorderzähne ausschlug und das Nasenbein zerschmetterte. Er lief davon, fluchte und schmähte seine Braut das häßlichste Geschöpf der Welt, ihren Vater den größten Schelm in Tipperary, und die ihm nachfolgten, eine Bande von Meuchelmördern.

Der Fluch, den Dermot über sich selbst ausgesprochen, führte sein Elend herbei. Er machte sich an einem Tage so viele Feinde, daß er Tipperary verlassen mußte; und das Einzige, was man jemals mehr von ihm hörte, war, daß man ihn sieben oder acht Monate später in Dublin gesehen habe, von wo aus er wohl nach Amerika ausgewandert seyn mochte.

Court-Magazine.
(April-Heft.)



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Mainz, Ende April.

Ich habe nie eine lebhaftere Theilnahme gesehen, als diejenige, welche unser kunstsinniges Publikum den Concerten für den Orchester-Pensionsfond schenkt; es mögen zugleich Gründe der Pietät wie der Dankbarkeit seyn, welche unsere begüterten Mainzer hiezu bewegen! Man weiß, wie hemmend und schmerzlich für einen Künstler die Aussicht in eine trübe Zukunft ist! Nicht Jedem, am wenigsten dem Familienvater, gibt die Kunst so viel Frohsinn, Ruhe und Befriedigung, daß sie mit Gleichmuth auf die Zeit hinblicken können, wo Unfähigkeit an die Stelle von physischer und künstlerischer Kraft tritt. Diesen sind Anstalten, wie unser Orchester-Pensionsfond, leuchtende Sterne auf dem nur zu oft düsteren Lebenspfade! Die für den Künstler so schädliche, quälende und lähmende Sorge für die Zukunft wird durch sie doch wenigstens einigermaßen entfernt! — Um diesem Pensionsfond sicheres Gedeihen zu verschaffen, zugleich auch, um dem Publikum Gelegenheit zu geben, gegen einen ehrbaren Künstlerkreis, dessen einzelne Glieder ihre Jugend und ihre Kräfte seinem Vergnügen gewidmet haben, auf die einfachste Weise sich dankbar zu zeigen, hat man seit noch nicht langer Zeit die Anordnung getroffen, daß von der Direktion des Orchesters zum Vortheil des Pensionsfonds jährlich eine Reihe trefflicher Concerte veranstaltet und die Freunde der Anstalt zur Subscription auf die jedesmalige Reihe dieser Concerte eingeladen werden sollten. Der Erfolg bewies, wie richtig man calculirte, wenn man auf das Wohlwollen des Publikums für das Unternehmen zählte. Fast alle begüterten Einwohner, besonders aus den höheren Klassen, unterzeichnen für diese Concerte, und der große Casinosaal ist jedesmal von einem ausgesuchten Kreise wohlwollender und kunstsinniger Menschen angefüllt. In diesem Jahre fanden bereits zwei dieser Concerte Statt. Das Programm war jedesmal musterhaft ausgestattet. —

In unserem Kunstverein ist der Beschluß gefaßt worden, daß von nun an jährlich eine große Kunstausstellung nebst Verlosung Statt

haben soll, ähnlich denjenigen, welche in andern großen Städten schon seit Jahren mit so großem Vortheil veranstaltet werden. Man wird bei diesem Unternehmen um so mehr auf die Theilnahme der auswärtigen Künstler zählen können, da der Debit der Loose (Actien) voraussichtlich bedeutend werden wird, wodurch den Künstlern die Aussicht eröffnet ist, Vieles von den eingesandten Kunstwerken zu verkaufen, da der Verein das Vorzüglichste der Ausstellung für die Verlosung an sich zieht. Dieses Unternehmen ist geeignet, unsern Kunstverein seinem vorgesteckten Ziele näher zu bringen. Was auch bisher in diesem Institute Anerkennenswerthes geleistet wurde, so bezog sich doch die meiste Thätigkeit nur auf das Gebiet der Literatur. Die Kunst selbst erhielt nur die Ausbeute des vaterstädtischen Kunstfleißes, was für einen Verein, in dem ein so bedeutungsvolles Streben herrscht, von keinem Belang ist.

Der Charfreitag und der erste Osterabend boten uns würdige Kunstgenüsse. An dem erstgenannten Feste executirte unsere Liedertafel das herrliche Oratorium von Graun, den „Tod Jesu“, im hiesigen Dome, und eine unzählige Menschenmenge erfreute dieses von einer Dilettanten-Gesellschaft meisterhaft vorgeführte Kunstwerk! Am ersten Osterabend aber veranstaltete Herr Ehlers, Professor der Deklamation und des Gesangs, ein Concert spirituel.

Dieser Tage wurde das Geburtsfest Kaiser Ferdinands von Oestreich vom hiesigen Militär, besonders von den östreichischen Truppen, gefeiert. Eine glänzende Nachtmusik vor der Wohnung des Generals, Freiherrn v. Piret, leitete das Fest ein; eine ungeheure Menschenmasse war dabei versammelt, herbeigelockt von der herrlichen Militärmusik! Morgens war feierlicher Gottesdienst in der St. Peterskirche, dem ein Theil des Militärs und Viele aus dem Civilstande beiwohnten, besonders aber alle höheren Behörden der Stadt. Bei den Haupt-Momenten dieses von unserm Bischof, Dr. Kaiser, gehaltenen Gottesdienstes wurde von den auf dem großen Platze vor der Kirche aufgestellten Truppen Kanonenschüsse abgefeuert, was die Wirkung der Feier sehr imposant machte. Nach der Kirche defilirten die Truppen unter Musik und Hurrah vor der gesammten Generalität, und unser Publikum ergötzte sich an diesem schönen Schauspiele! Mittags gab General v. Piret ein prachtvolles Diner, wo die herzlichsten Toaste von Militär- und Civilbehörden für des Kaisers Wohl ausgebracht wurden. Auch die gemeinen Soldaten wurden an diesem Tage festlich bewirthet! —

Die Bühne zeigt so wenig wie der diesjährige winterliche Frühling frisches Leben; die Lethargie in der Natur scheint sich auch auf die Bretter fortgepflanzt zu haben! Keine erwärmende kräftige Sonne; dafür auch kein erwärmendes kräftiges Drama! Das ist ein Glück für unsern Direktor! Wäre der Frühling so himmlisch, wie wir ihn sonst am Rheine zu sehen gewohnt sind, Niemand brächte ein so ärmliches Repertoir in's Theater! So aber müssen wir doch die unleidlich kühlen Frühlingsabende tödten; dazu ist es am Ende gut genug! Doch, um nicht ungerecht zu seyn, muß ich sagen, daß die Oper wenigstens das Ihrige thut! Da haben wir dieser Tage eine glänzende Vorstellung des Don Juan gesehen, worin nicht weniger als vier Mannheimer Künstler mitwirkten. Meyerbeers „Kreuzritter“ wurden seit Kurzem einige Male sehr gut gegeben, wodurch sich diese schöne Oper bei uns das Bürgerrecht erworben hat. Ein trefflicher Tenorist aus Karlsruhe, Herr Abler, der jetzt unserer Oper angehört, gewährt unsern Musikfreunden lang entbehrte Genüsse. Mad. Fischer aus Karlsruhe wird in den nächsten Tagen ihre Gastrollen bei uns beginnen, und wir werden dadurch wieder eine Zeit lang die klassischen Opern Mozarts, Beethovens und Webers zu hören bekommen. — Alles das zusammengenommen, gibt ein Facit, das die Opernfreunde wenigstens befriedigen muß, wenn auch die Freunde des Drama's darben müssen! —

Literatur.

Fouinet, Verfasser der Strega und des verschütteten Dorfes, hat ein neues Buch unter dem Titel die Todten-Caravane herausgegeben, das der Idee und der Form nach ganz orientalisch genannt werden darf. Statt der Vorrede schickt der Verfasser eine rasche, aber glänzende Notiz über den Styl der Orientalen und ihre verschiedenen Idiome voraus, die Byron einst so sehr bedauerte, nicht gekannt zu haben. Fouinet hat den Vorzug vor Byron, daß er sie nicht nur kennt, sondern sehr schöne Effekte aus dieser Kenntniß zu ziehen wußte, die ihm dazu diente, sein Buch mit einem glänzenden poetischen Schmucke zu bekleiden. Schon aus den Motto's, die Fouinet über seine Capitel setzt, kann man abnehmen, wie sehr er in der orientalischen Literatur bewan-

dert ist. Sie sind aus Saadi, Muhamed, Hafiz, Ferdussi und Andern entlehnt. Mehr aber noch als diese Ueberschriften beweist der Styl des Romans, daß er diese Dichter studirt habe.

Hamid ist der Führer der Todten-Caravane; er sammelt auf seinen Wanderschaften die Leichname, die er zu ihrer letzten Wohnung bringt. Er hat sich dieser religiösen Sendung ergeben, um begangene Verbrechen abzubüßen. Hamid ist aus einem Geschlechte der Verfluchten; von seinem Vater verflucht, wurde er Räuberhauptmann und entführte ein junges Mädchen, und nach fünfzehn Jahren entführt man ihm sein Kind, seine Leila, eine liebliche Rose, die er endlich todt wiederfindet. Dies ist die Haupthandlung. Wer aber könnte alle Episoden zählen, womit diese Geschichte durchwebt ist! Wir gehen von den lieblichsten Bildern zu den schrecklichsten Scenen über, von dem Rosenfeste zu Tauris zu der Besichtigung der Köpfe in Sultanieh. Bald schreibt ein Liebender ein Gahsel im Schatten der Palmen, bald lassen kaukasische Mädchen im Mondscheine ihre Blicke auf das kaspische Meer schweifen. Hier erleben wir blutige Dramen, die der Yataghan oder die Schnur zu Ende bringt. Das ganze Buch charakterisirt am Besten sein Titelmotto: »Lüste des Harems, Hinrichtungen, Köpfe voll duftender Salben, Köpfe voll Blut, Orient!«

Kunst.

Aus Rom erfuhren wir kürzlich Nachrichten über die große Arbeit, welche Herr Sigalon auf Befehl der französischen Regierung daselbst unternommen hat, um das berühmte Fresco-Gemälde von Michel Angelo, das jüngste Gericht, zu copiren. Es sind bereits zwei Jahre, daß dieser ausgezeichnete Künstler, sich mit diesem ungeheuern Werke beschäftigt, und er wird noch drei bis vier Jahre damit zu thun haben. Sigalon empfängt 70,000 Fr. und nach Lösung seiner Aufgabe eine Lebensrente von 3000 Fr. auf das große Buch. Der Künstler hat aber dafür außer einem sechsjährigen Aufenthalt in Rom sämmtliche Kosten zu tragen, die sehr bedeutend sind. So mußte er z. B. ein riesenhaftes Gerüste zu seinem Zwecke in der sixtinischen Capelle aufschlagen lassen, welches jedesmal bei festlichen Ceremonien weggenommen werden muß, was sich an diesem Ort häufig wiederholt. Die Copie wird ein Unbedeutendes kleiner als das Original werden. Sie ist für die Capelle der königlichen Schule der schönen Künste in Paris bestimmt.

Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem.

Oelgemälde von E. Bendemann.

Wir geben hier eine ausführliche Beschreibung dieses bedeutenden Werkes nach dem Kugler'schen Museum:

Es ist ein großes, längliches Gemälde, die Figuren über Lebensgröße. Der Vordergrund ist, wenn wir die Lokalität recht verstanden haben, die Anhöhe des Berges Moriah, auf dem die Trümmer des gestürzten Tempels liegen. Zur Rechten, jenseits des Thales, sieht man die zerstörten, verbrannten, rauchenden Ruinen der Stadt, die sich malerisch über einander emporheben; zur Linken, in weiterer Ferne, neben einzelnen noch stehenden Theilen der Vorbauten des Tempels hin, erblickt man die Burg Davids auf Zion mit einigen mächtigen Mauerthürmen. Auf dem Vorgrunde, vielleicht dem Vorhofe des Tempels, haben sich Einige des unglücklichen Volkes, die dem Schwerte des Feindes und der Hungersnoth entronnen sind, versammelt. In der Mitte, auf den Trümmern des heiligen Gebäudes, sitzt der Prophet, dessen Bußpredigten und Warnungen sein Volk verachtete, der dasselbe aber in seinem endlich angebrochenen Elend nicht zu verlassen vermochte; in schmerzlichen Gedanken stützt er sein Haupt in die Hand. Zur Rechten neben ihm sitzt ein junger Krieger, dem das Blut aus tiefer Brustwunde herabfließt, im Momente des Verscheidens; ein Knabe, vielleicht der jüngere Bruder, der vor ihm kniet, richtet ihm bange das Haupt empor. Weiter zur Rechten, etwas tiefer im Bilde, tragen ein Mädchen und ein Knabe den Leichnam eines Greises, ihres Vaters, mit ängstlicher Vorsicht von der Anhöhe hinab. Diese Seite stellt die Sorge und das Leid der Jüngeren um die Aelteren dar, die linke Seite enthält das Gegentheil. Hier sitzt zunächst neben dem Propheten eine bejahrte Frau, das Haupt verhüllt, und neben ihr ein junges Mädchen, das sich in ähnlicher Geberde an sie anlehnt, beide im tiefsten Schmerze um ein Kind, das, ausgestreckt, bleich und todt zu ihren Füßen liegt. Dann, der äußersten Gruppe zur Rechten entsprechend, sieht man ein junges Weib, welches in Hast und Verzweiflung, den schlafenden, nahrungsbedürftigen Knaben in den Armen, zu den

Uebrigen emporeilt. Vortrefflich ist demnach die räumliche Oekonomie des Ganzen eingerichtet. Als bedeutsamer Mittelpunkt, hoch sitzend, in großartiger Entfaltung einer mächtigen Gestalt, der Prophet; zu seinen beiden Seiten zwei nahe zusammengerückte Gruppen, die mit der mittleren Gestalt ein geschlossenes, harmonisches Ganze bilden, dann die beiden äußeren Gruppen, welche den Zusammenhang und die Beziehung desselben zu dem allgemeinen Unheil, welches die Stadt betroffen, nach beiden Seiten fortführen. In verschiedener Weise sind hier die innigsten Bande der Familie, welche den Menschen an den Menschen knüpfen, dargestellt, aber alle entweder schon zerrissen durch das furchtbare Verhängniß oder dem Momente ihrer Auflösung nahe. Eine jede Gruppe ist nur mit ihrem eigenen Grame beschäftigt, aber instinctartig fühlen sie sich wiederum zu einander geführt; ohne Bewußtseyn ihrer Handlung drängen sie sich um die eine Gestalt zusammen, die allein nicht das eigene Leid, sondern das noch viel gewaltigere des Volkes und Vaterlandes fühlt, die es vermag, über das allgemeine Unglück nachzusinnen, es in Worte zu fassen, und durch das Wort der Klage zu den Worten des Gebetes sich hindurchzuringen. So bildet sich auch, ebenso wie die einzelnen Gruppen räumlich zu einem Ganzen geordnet sind, im inneren Gedanken des Bildes, trotz der Isolirung im Thun der Einzelnen, ein großartiges Ganze, welches von den verschiedenen Seiten her nach dem Einen Mittelpunkte zusammengezogen wird.

Wenden wir uns nunmehr zu einer nähern Betrachtung der einzelnen Gestalten. Der Prophet, imponirend zwar durch Gestalt und Bewegung, erscheint in den einfachsten Gewändern, ohne alle diejenigen Abzeichen, welche etwa einen Mächtigen oder Vornehmen in ihm erkennen ließen: die Herrschaft der Großen ist gestürzt, der Trost und die Hoffnung des Volkes kann nur aus dem Volke selbst gewonnen werden. Ein Mantel von dunkelbraunrother Farbe ist um seine Kniee geschlagen und deutet in dem grandiosen Zuge der Falten, die von dem rechten, auf einen Marmorblock gestützten Beine zu dem ausgestreckten linken niederfließen, auf den Adel und die Majestät seiner Bewegungen. Die gesenkte rechte Hand hält eine Schriftrolle; die linke stützt, wie bereits bemerkt, das Haupt. Die Scheitel ist kahl und nur von wenigen grauen Locken umspielt; ein grauer Bart, in der Mitte gespalten, fließt auf die Brust herab. Das Gesicht ist etwas geneigt; auf der Stirn wühlen alle Gedanken des Jammers, alle Schmerzen des bittersten Mitgefühles; man sieht, es ist nicht ein einzelner Klageton, der, wie bei den übrigen, sein Gemüth durchklingt; hier jagt eine Empfindung die andere, aufgeregt strömt das Blut durch seine Adern, man fühlt es, wie die Pulse der Schläfe an seinen Fingern, die er gegen die Stirn preßt, klopfen. Noch ein Moment, und er wird sich erheben aus diesem gewaltsamen Ringen und wird jenen Klagegesang anstimmen, der durch lange Jahrtausende her bis zu unseren Ohren erklungen ist.

Was nun ferner, die dem Jeremias benachbarten Gruppen anbetrifft, so erregt zunächst jene zur Linken, die Mutter mit dem jüngeren Mädchen, welche den Tod des Kindes beweinen, unser besonderes Interesse. Wie in dem Kopfe und in der ganzen Gestalt des Propheten der Schmerz am lautesten spricht, so ist er in der Mutter ganz stumm geworden, ganz in das Innere zurückgedrängt. In sich zusammengebückt, das Haupt im Schooße verbergend, sitzt sie da; aber diese Stellung ist um so ergreifender, als wir auch so noch die edelste, wenn schon etwas bejahrte Gestalt, die würdigsten, feierlichst gemessenen Linien der Gewandung vor uns sehen. In rührendem Contrast liegt die Tochter neben ihr; sie schlingt ihren Arm durch den der Mutter und bedeckt mit der andern Hand das Gesicht; sie möchte gern dem Schweigen der Mutter gleich thun und wie diese zur Sammlung des Schmerzes kommen. Die wenigen Körpertheile, die sich in dieser Stellung enthüllen, erblühen noch im holdesten Reize der Jugend. — Der sterbende Krieger, auf der andern Seite, ist nackt, nur mit einem Schurze bekleidet; er zeigt edle, jugendlich athletische Formen, aber sie sinken gebrochen zusammen; die fahle Farbe des Todes mischt sich unter das kräftige bräunliche Incarnat seiner Glieder. Vor ihm liegt das Schwert, mit dem er gestritten, noch von dem Blut der Feinde geröthet. Auch der Knabe, der ihm das Haupt emporrichtet, ist halbnackt und reizend schön in Form und Farbe; Bangigkeit und Entsetzen malen sich auf seinen Zügen.

Aeußerst zart und innig ist die Gruppe zur äußersten Rechten; besonders die Jungfrau, die den Leichnam des Vaters zu den Häupten, ihre Hände, über dessen Brust gekreuzt, trägt; es ist bereits in einer andern Kritik des Bildes sehr richtig bemerkt worden, daß sie die kindliche Pflicht noch mit derselben schönen jungfräulichen Schüchternheit übe, wie wenn sie den Körper eines Schlafenden trage; und doch fehlt es auch ihrem Antlitz keineswegs an dem vor-

waltenden Zuge des inneren Leidens; der kräftige Knabe, der die Füße des Gestorbenen trägt, blickt vorsichtig bang nach den Schritten der höher stehenden, schwerer tragenden Schwester zurück. — Alles andere Interesse aber schweigt, wenn wir uns endlich der Gruppe zur äußersten Linken zuwenden. Entsetzt, in dumpfer bewußtloser Angst, flüchtet jenes junge Weib, das den reizenden, vor Mattigkeit eingeschlafenen Knaben im Arme trägt, zu den Uebrigen empor. Sie hat Furchtbares gelitten; die Blässe eines namenlosen Grauens ist über diese schönen Glieder, über Gesicht, Schultern und Hände, ausgegossen. Ihr Auge hat keine Thränen mehr, halb gebrochen starrt es, wie das Auge eines Wahnsinnigen, vor sich hin, sie sieht nicht, welchen Weg ihre Füße sie führen. Das bitterste Leiden liegt um diesen lechzend geöffneten Mund; es ist jener unergründliche Zug des Schmerzes, wo die Winkel des Mundes sich nicht senken, sondern die Erinnerung an das holde Lächeln beibehalten, das in glücklicheren Tagen alle Leidenschaft der Liebe zu erwecken wußte. Es spielt wie ein geheimer Zauber um diese wunderbaren Züge; sie gemahnten mich an das Antlitz der Rondanini'schen Meduse, in dem auch Lust, Schmerz und Grauen des Wahnsinns, wenn freilich in ganz anderer Weise, gemischt sind. Ach! dies Weib wird sinken, ehe noch das schöne Kind, das sie an sich preßt, verschmachtet ist; hilflos wird dann der Knabe das Loos des kleinen Gespielen theilen, zu dem sich sein Arm bereits, wie vorahnend, niedersenkt.

Der Himmel, der sich über dieser Scene des Unterganges wölbt, ist blau und wolkenlos, — derselbe Himmel, der lange Jahrtausende über der Erde steht, und Winter und Frühling, Zerstörung und neu aufkeimendes Leben unter sich hinwandeln sah. Diese reine, ewige Klarheit bildet den ergreifendsten und erhebendsten Contrast zu dem Gegenstande des Bildes, besser, als er durch dunkle Wolkenzüge und hastige Effekte von Glut und Flammen zu erreichen gewesen wäre. Ein helles Tageslicht ist über alle Gestalten ausgegossen und dient vornehmlich dazu, die großartige Ruhe des Ganzen zu erhöhen. Freilich war dies keine der leichtesten Aufgaben für den Künstler, aber mit größter Meisterschaft ist gerade diese Gesammt-Wirkung erreicht. Ueberhaupt sind hier alle wohlfeileren Mittel contrastirender Farben und Töne verschmäht, und mit jener tizianischen Sicherheit des Pinsels lichte Körper auf ähnlich lichtem Grunde modellirt. Die Pinselführung ist leicht, breit und frei; die Carnation, wenigstens in einzelnen und zwar den bedeutendsten Theilen, höchst vollkommen.

Die Trümmer des Tempels sind mit einer, meist sehr glücklichen Divination in jenem syrisch-ägyptischen Style gehalten, den wir in den Formen des salomonischen Tempels voraussetzen müssen. Den nächsten Vorgrund bildet ein aufgerissener Mosaikfußboden, unter dessen Schutt man einige Stücke der Holzdecke oder der Thüren bemerkt, deren einstige Vergoldung matt aufblinkt. Auch diese Gegenstände sind höchst meisterlich behandelt, jedoch keineswegs in jener genreartigen Weise, die das Auge des Beschauers von dem Hauptgegenstande ablenken könnte. Von den landschaftlichen Theilen im Hintergrunde wurde bemerkt, daß sie näher zu stehen erschienen, als nach ihren Dimensionen zu schließen seyn dürfte. Doch ist auf diese Bemerkung wohl zu entgegnen, daß der Maler hierin den eigenthümlichen Effekten der reineren südlichen Luft, welche allerdings die Entfernungen für unser an nordische Nebel gewöhntes Auge scheinbar verringern, gefolgt seyn möge; jedenfalls ist indeß auch die Behandlung dieser Gegenstände an sich so vorzüglich, wie wir es in den Leistungen der Düsseldorfer Schule gewohnt sind, und ebenfalls dem Hauptgegenstande glücklich untergeordnet.

Das Gemälde ist im Auftrage Sr. K. H. des Kronprinzen von Preußen gemalt worden. Wir hoffen, daß eine gediegene Nachbildung im Kupferstich oder Steindruck bald auch entfernteren Kreisen die Bekanntschaft mit dieser großartigen Composition, den Genuß und die Erbauung an derselben verstatten, und denen, die das Bild bereits gesehen, eine wünschenswerthe Erinnerung geben werde.

F. K.

Musik.

Paris. Das letzte Concert des Conservatoriums für die gegenwärtige Saison war eines der brillantesten. Die Symphonie aus C moll, ein Chor eines Unbekannten aus dem sechszehnten Jahrhundert, Fragmente aus dem ersten Akte der Iphigenie auf Tauris und die Ouverture zu Egmont wurde mit einer hohen Vollendung aufgeführt. Zwei Solosachen wurden in dieser Sitzung zwischen die Meisterwerke eingeschoben, und wenn man nun schon weiß, was man an und für sich von solchen Kunststücken zu erwarten hat, so kann man daraus abnehmen, was sie in dieser Umgebung für eine Wirkung herbrachten. Das erste war ein Hornsolo, auf

einem neuen Horne, an dem der Mechanismus zu bewundern war, aber immer nur Mechanismus und nichts weiter. Die Mehrzahl unserer Virtuosen erheben sich nicht höher. Das zweite Solo war à l'Espagnole für die Hoboe, à l'Espagnole deßhalb, weil es mit einer Castagnette und einem Triangel begleitet wurde; eine verwirrte Composition. In der That, die Instrumental-Componisten dieser Art wissen nicht mehr, welchem Heiligen sie sich ergeben sollen. Die italienischen Formen sind abgenutzt, und man muß neue erfinden, aber erfinden ist nicht leicht. Eine Arie mit Chor aus der Oper „Lara", die ein junger Componist, Herr von Ruolz, kürzlich in Neapel aufführen ließ, hat sehr gefallen. Obgleich er der italienischen Schule huldigt, was den Gesang betrifft, so hat er doch seiner Instrumentation einen warmen, kräftigen Charakter ertheilt. Lully sang diese Arie mit dem zärtlichsten Ausdruck, den man an ihm kennt.

Theater.

Eine neue komische Oper ist ein zu guter Fund in jetziger Zeit, als daß man nicht auf Alles aufmerksam seyn sollte, was hie und da in diesem Genre auftaucht. Vor Kurzem wurde die Oper Sarah, mit Musik von Grisar, in Paris aufgeführt, die großes Glück machte. Der Stoff ist aus der Chronik von Canongate von Walter Scott entlehnt. Der Componist hat sich bereits durch mehre Romanzen, namentlich durch eine unter dem Titel „la folle" ausgezeichnet. Alle Frauen von Gefühl gefallen sich darin, la folle zu singen. Sie entfalten dabei die ganze Gewalt eines leidenschaftlichen Herzens, und ihre dramatischen Stellungen beim Vortrage dieser Romanze, ihre verwirrten Blicke und ihre oft groteske Pantomime verfehlen niemals ihre Wirkung auf gewisse Liebhaber. Der Schluß war nach unsern heutigen Begriffen ganz natürlich, daß, wer eine hübsche Romanze gemacht hat, auch eine Oper machen müsse, als wenn man sagen wollte, dem ist eine Charade gelungen, folglich kann er ein Trauerspiel dichten. Allein diese Kleinigkeiten erfordern kein Studium und nur einige Geschicklichkeit. Sarah ist in der That nur eine Romanze in zwei Akten, ein sogenanntes Album, worin Romanzen, Balladen, Walzer isolirt figuriren, und sich sogar in den Ensemble-Stücken trotz Präludien und Coden bemerkbar machen. Es fehlt der Musik an angenehmen Melodien nicht, aber an Plan und Zeichnung. Der Componist hat noch nicht die Erfahrung von den Resultaten, die man aus dem Orchester ziehen soll. Seine Accompagnements der Singstimme sind zu schwerfällig, und seine Glanzeffekte haben nicht genug Kraft.

Obgleich die Romanze das Unbedeutendste ist, was ein Musiker schaffen kann, und man bei einiger Uebung wohl seine sechs Dutzend Romanzen im Jahre macht, so ist es doch verdienstlich, eine gute Romanze zu schreiben. Es ist aber sonderbar, zu sehen, daß ein sonst guter Romanzen-Componist, wenn er es unternimmt, eine Oper zu schreiben, in seinen Theater-Romanzen nichts Ausgezeichnetes zu Markte bringt. Bei Grisar ist dies indeß nicht der Fall. Wir finden Einiges dieser Gattung in seiner Oper, das ausgezeichnet zu werden verdient. Ein Sopran und drei Tenore ist das Personal, welches die komische Oper dem Componisten bieten konnte. Er mußte sich hienach mit seiner Musik richten, obgleich diese Zusammenstellung bizarr genannt werden muß und ein ärmliches und mageres Resultat hervorbringt.

So berichtet ungefähr Castil Blaze über diese Oper; wir können für unsere Leser sein Urtheil nur im Auszuge geben. Die Thatsache kann er jedoch nicht wegläugnen, daß Sarah oder die Wahnsinnige von Glencoe einen ganz ungewöhnlichen Succeß erhalten hat.

Poetischer Zweikampf.

Den 10. Mai hat Luigi Cicconi den Handschuh aufgehoben, den ihm der französische Improvisator Pradel hingeworfen hatte; er hat diesen Kampf wacker bestanden, indem er eine italienische Tragödie vor einem beinahe gänzlich französischen Auditorium improvisirte. Von italienischen Notabilitäten war Niemand als die Fürstin Belgiojoso gegenwärtig, die ihrem landsmännischen Poeta scemporaneo den Zoll ihres Beifalls persönlich abtrug. Alle Dichterinnen von Paris waren gegenwärtig, allein die Herren fehlten, bis auf Lamartine, der nachdenkend hinter einer Säule zuhörte. Der Schauplatz war auf dem Stadthause. Der Sekretär der erwählten Jury zog die Zettel aus der Urne und las die Namen mit fester Stimme vor. Als er den Namen Fiesque aussprach, entstand ein Gemurmel in der Versammlung, weil man glaubte, es sey damit Fieschi gemeint. Cäsar Borgia wurde gewählt. Cicconi, der zuerst improvisiren sollte, entfernte sich einen Augenblick, um sich

zu sammeln, während eine junge Dame auf der Harfe präludirte. Nach dem Gebrauche der Pistrucci und der Sgricci hatte Luigi Cicconi sich in das Costüm des Tasso geworfen. Sein Wuchs ist elegant und sein von einem schwarzen Barte eingefaßtes Gesicht sehr ausdrucksvoll. Er wählte in dem Leben Cäsar Borgia's den Moment, wo er seinen Bruder ermorden läßt, weil er gleich ihm seine Schwester Lucretia liebt. Seine Personen sind:

Cesare Borgia.
Giulio Borgio, suo fratello.
Arnaldo, loro amico.
Pietro, confidente.
Lucrezia, sorella dei Borgia.
Anna, ancella di Lucrezia.

Der italienische Dichter nimmt an, daß die beiden Borgia nicht wissen, daß Lucretia ihre Schwester sey. Arnaldo, ein Günstling des Papstes Alexander IV., treibt aus einem politischen Grunde die Brüder zum Aeußersten, und ermordet endlich Julius auf den Befehl Cäsars. Aber Cäsar ergreifen Gewissensbisse; er folgt mit Lucretia Arnaldo an das Ufer der Tiber, um den Mord zu verhindern, allein zu spät. Cäsar erfährt an seines Bruders Leiche, daß Lucretia seine Schwester sey, und ihre Liebe ein Verbrechen gewesen.

Luigi Cicconi zeigte schöne Momente in seiner Improvisation. Arnaldo der Verräther ist energisch gezeichnet, doch gelangen ihm die zarten und anmuthigen Schilderungen besser, als die tragischen Effekte. Seine Improvisation wurde mit lebhaftem Beifall begrüßt.

Eugen von Pradel, welcher während der Ziehung des Stoffes sich schon in ein anstoßendes Gemach begeben hatte, um sich nicht im Voraus darauf vorbereiten zu können, erschien jetzt auf der Estrade. Seine Kleidung bestand in dem üblichen Frack und Pantalons; er hatte nur die Halsbinde abgelegt. Er nannte nachstehende Personen als Träger seines Drama:

César Borgia.
Jean Borgia, son frère ainé.
Le cardinal Adrien Corneto, leur ami commun.
Julio, confident du cardinal.
Dona Valonzia, mère des Borgia.
Lucrèce, soeur des Borgia.

Die Handlung Pradels ist ein wenig complicirter. Bei ihm wissen die Brüder, daß sie ihre Schwester lieben. Cäsar rühmt sich sogar dessen und ruft ihr zu:

Lucrèce, ma Lucrèce, ah! quel heureux moment!
Je me croyais ton frère, et je suis ton amant!

Jean Borgia verheimlicht so wenig seine Liebe, daß er den Cardinal und seinen eigenen Bruder zu seinen Vertrauten wählt. Cäsar gibt Befehl, Jean zu ermorden, und vergiftet sich selbst, allein der Cardinal Corneto gibt ihm ein Gegengift in dem Augenblick, als man den sterbenden Jean Borgia hereinträgt. Pradel hat die Mutter der Borgia ganz in seine Handlung zu verflechten vergessen. Ein größerer Fehler ist aber, daß Lucretia beinahe eine Null ist, die nur einige Verse auf die Liebes-Erklärung Cäsars erwidert. Das ganze Interesse concentrirt sich in dem Cardinal, welcher den beiden Brüdern in guten Ausdrücken Sermone hält. Im Ganzen muß man Pradel die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich ziemlich gut aus der Affaire zog, obgleich er die schwierigere Partie hatte, da das Improvisiren in keiner Sprache leichter ist, als in der italienischen.

Unerachtet des ihnen gespendeten Beifalls müssen beide Herrn sich jedoch nicht einbilden, Trauerspiele improvisirt zu haben. Sie lieferten abermals den Beweis, daß diese Kunst sich nur auf Sonette und andere Reimereien anwenden lasse.

Aus der Gesellschaft.

Die Morgenfeste werden nunmehr in der hohen Fashion in Paris sehr beliebt; die Frau Gräfin von Appony war die erste, die zu einem solchen eine Menge von Tänzern comme il faut in ihren Garten einlud. So bald es das Wetter erlaubt, wird das Fest der Wohlthätigkeit unter dem Patronate der Aristokratie in Tivoli stattfinden. Auch der Conseil-Präsident war Willens, dem St. Philippstag und zugleich dem Frühlinge zu Ehren ein Morgenfest in der Villa Orsini zu geben, allein die Einladungen, welche zum Theil schon an die großen Notabilitäten des Hofes und der Diplomatie erlassen waren, wurden zurückgenommen. Es hatte in den Tuilerien und der großen Welt keinen angenehmen Eindruck gemacht, daß der Minister in dieser ernsten Zeit in diese heitere Sitte einstimmen wollte, und selbst Talleyrand soll seinen Schüler nicht mit Epigrammen verschont haben, über die Sucht, sich von solchen Neuerungen hinreißen zu lassen.

— Zur Zeit der polnischen Insurrection wurde ein junger Pole, Namens B., durch das Vertrauen seiner Mitbürger mit bedeutenden Staatsämtern bekleidet. In Folge dieser mußte er, nachdem das Waffenglück sich gegen Polen entschieden, sein Vaterland verlassen. Er floh nach Paris, begleitet von seiner jungen Gemahlin. Hier aber sah er sich bald von häuslichem Kummer belastet. Eine Scheidung war unausbleiblich, und die junge Frau bezog vor Kurzem dasselbe Hotel garni, in welchem sie mit ihrem Manne zur Zeit der Ankunft in der Hauptstadt abgestiegen war. Hier lernte die junge Polin einen Studenten der Medicin kennen, und knüpfte eine vertrauliche Verbindung mit ihm an. Vor einigen Tagen erklärte dieser ihr, daß er das Verhältniß aufgeben müsse, und ging aus, um sich nach einer andern Wohnung umzusehen. Als er wieder nach Hause kam, war Madame B. in großer Bewegung. Sie versuchte noch einmal, jedoch vergeblich, ihren Geliebten wieder zu versöhnen, und wie kein Ausweg dazu mehr möglich schien, erklärte sie ihm, in seinen Effekten, worunter verschiedene Arzneimittel zu Experimenten befindlich waren, ein Stück Arsenik gefunden zu haben, womit sie sich vergiftet. Anfangs glaubte der Student, sie wolle ihn nur in Schrecken setzen. Bald aber zeigten die Symptome, daß sie die Wahrheit gesprochen hatte. Alle Bemühungen der Kunst waren umsonst und sie gab unter furchtbaren Qualen ihren Geist auf. Sie war erst dreiundzwanzig Jahre alt. Die polnischen Flüchtlinge haben eine Collecte veranstaltet, um ihrer unglücklichen Landsmännin ein bescheidenes Denkmal zu errichten.

Eine neue Sündfluth.

Weder Damm noch Cordon kann vor dem Schwalle der täglichen Zeitblätter schützen. Es ist eine Geißel, deren Keim Guttenberg gelegt hat, die sich nun dem Papier verbindet und die abonnable Materie angreift. Bald wird jeder Mensch sein eigenes Journal haben. Vergebens wird man an die Thüren klopfen, um sich einen Abonnenten zu erobern, um Ankündigungen zu rekrutiren, denn überall wird man die Antwort erhalten: »Danke schön, ich habe mein Journal, und ich kündige mich selbst an.« Bald wird man nicht mehr sagen, diese Stadt hat so und so viel Einwohner, sondern so und so viel Journalisten, und in den Zeitungen wird man lesen: »Meine Frau ist heute von einem frischen und gesunden Journalisten entbunden worden; die Mutter und der Schriftsteller befinden sich den Umständen nach wohl.«

Scherz bei Seite, diese Zeit ist nicht mehr fern. Unter den neugeborenen Kindlein findet man Dorf-, Bauern-, Garten-, Obst-, Frucht-, Pferde-, Blumen- und Schneider-Zeitungen. Bald werden wir ein Journal der Eheleute, der Hagestolzen und der Greise haben. Magazine für Säuglinge, Wickelkinder und kleine Schlingel, die schon ihre Zähne bekommen haben, werden auch nicht ausbleiben. Da wird man wenigstens sagen können, daß die Abonnenten anbeißen. Und wenn wir endlich für alle Alter, alle Specialitäten, alle Categorien versorgt seyn werden, so werden wir auf neue Titel sinnen, z. B. die Pantalons-Zeitung, das Halsbinden-Journal, der Frack-Anzeiger, das Hut-Journal, der Arm-Courier, der Bein-Bote und die Fuß-Revue. Die Zeitungen werden uns über den Kopf wachsen; wir werden uns vergebens in die Eingeweide der Erde flüchten, denn auch hier müssen wir bald einem Journal der Bergleute und einer Steinkohlen-Zeitung begegnen. Die Erde in der That wird keinen Ausweg, dieser journalistischen Epidemie zu entgehen, zeigen; man wird den Himmel bitten müssen, uns in den Mond zu versetzen, aber auch da finden wir vielleicht ein Journal, das uns mit den Entdeckungen bekannt macht, die man auf dem Planeten »Erde« gemacht hat, und zugleich die Beschreibung der Originale, die man daselbst auf dem Cap der guten Hoffnung gesehen haben will.

Marsch der Galeerenkette und ihre Ankunft in Toulon.

Nach vier und zwanzigtägigem Marsche erreichten die Galeerensclaven, welche den 9. April von Bicêtre abgegangen waren, 168 an der Zahl, den Hafen von Toulon, am 2. Mai. Diese Reise wurde theils zu Lande, theils zu Wasser gemacht. In Chalons sur Saone schiffte man sie ein und ließ sie von einem Dampfschiffe nach Lyon bringen. Von hier gingen sie die Rhone abwärts bis Avignon, wo sie am 25. April wieder ausgeschifft wurden. Nach einem Rasttage setzten sie dann ihre Reise zu Lande wieder fort. In Toulon wurden diese Unglücklichen dem Souspräfecten übergeben, der sie seinerseits an den Commissär des Bagno ablieferte. Die Aerzte des Bagno untersuchten sie sogleich und dann wurden ihnen die Eisen

abgenommen. Die Nieten, welche jedes Halseisen schließen, wurden mit Hilfe eines Meißels aufgebogen und dann die Eisen abgenommen. Die älteren Galeerensclaven, welche das Amt der Schließer verrichten, legten nun um einen oder den andern Fuß der Ankömmlinge die Schellen, welche sie, so lange ihre Strafe dauert, behalten müssen. Nachdem dies geschehen war, wurden die Sträflinge entkleidet, und in ungeheuren Kufen mit warmem Wasser untergetaucht, worin etwas Schwefelsäure gegossen war. Die Temperatur des Wassers wird mit Hilfe von roth glühenden Eisenstangen erhalten. Nachdem sie aus dem Bade kamen, wurden sie mit der Livree des Bagno bekleidet, welche in einem Hemde von starker Leinwand besteht, aus eben solchen weiten Pantalons für den Sommer, die für den Winter aus gelber Wolle gemacht sind, einen langen Ueberwurf aus rother Wolle, eine Mütze von gleicher Farbe und groben Schuhen von gelbem Leder. So bekleidet schifft man sie in demselben Augenblicke ein, und führt sie auf einem entmasteten Schiffe nach der Rhede, um Quarantaine zu halten und von den Beschwerlichkeiten ihres Marsches auszuruhen, bevor man sie nach ihren Fähigkeiten zu den verschiedenen Arbeiten verwendet, zu denen sie bestimmt sind. Hierauf nahm man die genauesten Signalements auf, und besorgte die Aufnahme der früher einmal entwischten Gefangenen und derer, die zum zweiten Mal zum Bagno verurtheilt waren. Die Ersteren erhalten zwei gelbe Aermel in ihren rothen Ueberwurf; die Letzteren einen einzigen Aermel von derselben Farbe. Der Kragen ist gelb und mitten auf dem Rücken ist der Buchstabe P von gelber Wolle eingenäht, um die Direktion des Hafens (Port) anzuzeigen.

Alle Kleidungsstücke ohne Ausnahme, welche die Gefangenen bei ihrer Ankunft trugen, wurden verbrannt. Dies ist eine sehr nothwendige Sanitäts-Maßregel.

Der Regierungs-Commissär und der Commandant der Escorte gaben den Gefangenen das beste Zeugniß, und erklärten, daß sie nicht ein einiges Mal eine Strafe wegen Ungehorsam zu verhängen hatten. Die Gefangenen hingegen dankten für die milde Weise, womit man sie auf dem Marsche behandelte; nur eine Handlung des entsetzlichsten Zorns hatte während der Schifffahrt stattgefunden. Zwei Galeerensclaven, die neben einander saßen, geriethen einer Kleinigkeit wegen in Streit, der bald in Schläge ausartete. Der Eine von ihnen, ein wilder Kerl, warf sich dabei schäumend vor Wuth auf den Andern, packte ihn mit den Zähnen an der Oberlippe, riß sie ihm weg, und verschlang sie in Gegenwart seiner Unglücksgefährten, deren Abscheu sich laut äußerte. Die Wunde war gefährlich und verursachte eine heftige Verblutung. Es gelang der Sorge des Arztes, den Armen zu retten, allein er wird stets entstellt bleiben. Auch sollen einige Versuche zum Entweichen vorgekommen seyn, die aber stets durch die Wachsamkeit des Offiziers vereitelt wurden, der nämlich schuldig ist, für jeden entflohenen Galeerensclaven 3000 Fr. zu entrichten.

Lustige Gerichtshändel.

— Auf jeden Fall, meine Herren Richter, steckt die Politik darunter, und ich will Ihnen die Geschichte ganz umständlich erzählen. Das Gouvernement mag nachher sehen, was es dabei zu thun hat.

Nach diesem Präambulum, welches der Kläger mit geheimnißvoller Miene und halber Stimme vorträgt, erklärt er sich bereit, zu schwören, die Wahrheit sagen zu wollen.

Der Präsident. Sprechen Sie.

Der Kläger. Es war auf den Schlag zehn Uhr, zehn Uhr und ein halb des Abends, als ich auf dem Boulevard einer Art von Individuum begegne, das spanisch oder englisch kauderwelschte; ich konnte es nicht unterscheiden, da ich nur französisch verstehe. Dieser Mensch fragt mich, wo ich wohne; ich declarire die Straße Mouffetard; hierauf declarirt mein Portugiese, daß er auch nach jener Seite wolle, und fordert von mir, daß ich ihn führe. Das scheint mir zweideutig, denn es machte mir gleich den Effect, als sey er ein Feind der Regierung. Aber schon gut, denk' ich. Wir gehen durch die Straße Vivienne, steigen in das Palais royal hinunter, schwenken uns in die Straße St. Honoré....

D. Pr. So kommt nur gleich zur Straße Mouffetard.

D. Kl. Gleich, gleich! Vorerst werfen wir uns in die Straße du Coq, gehen durch den Louvre nach dem Queue....

D. Pr. Schon gut, und so kommt Ihr nach der Straße Mouffetard.

D. Kl. O nein, noch lange nicht. Wir wenden uns nach der Straße Dauphine, und kommen so nach dem Odeonsplatz. Hier kommt nun eine Straße, deren Namen ich nicht weiß. (Er wendet sich nach den Zuhörern:) He, sage doch

einmal, Lagrou, weißt Du den Namen von jener Straße?

Lagrou. Straße Racine.

D. Kl. Straße Racine, richtig. Hierauf drehen wir uns wieder . . . .

D. Pr. Das gehört Alles nicht hieher; was hat sich in der Straße Mouffetard zugetragen?

D. Kl. Es scheint mir, daß ich, da ich geschworen habe, die Wahrheit zu sagen, den Richtern durchaus nichts verbergen darf; doch da Sie es so haben wollen, so bin ich meinetwegen schon in der Straße Mouffetard. Hier bietet mir mein Portugiese seine Kette, seine Uhr, seine Ringe an, und wofür? für nichts. Ich sage Ihnen, meine Herren Richter, für nichts, und er spricht mir vom spanischen Gouvernement, von Napoleon und eine Menge dummes Zeug, das einen mehr oder minder politischen Anstrich hat. Und nun in dem Augenblick, als ich ihm sehr höflich sage, er möchte mich. . . . Um Vergebung, meine Herren, aber da ich geschworen habe, die reine Wahrheit zu sagen, ist es meine Pflicht, den Ausdruck zu wiederholen —

D. Pr. Das ist nicht nöthig.

D. Kl. Schon gut, ich verstehe. Ich sage ihm also, er möchte mich — in Ruhe lassen — da bringt mir dieser schändliche Bösewicht einen Stoß in die Gurgel bei, ich weiß nicht, mit welchem Instrumente, aber ich fühle plötzlich, daß mein Leichnam in den Rinnstein fällt, von Blut gebadet. Ich hatte zwei tiefe Löcher in der Gurgel, die während drei Tagen und drei Nächten das Blut wie ein Wasserwerk in die Höhe warfen. Wenn ich ihnen jetzt aber sagen soll, warum der Schurke mich ermordet, so wüßte ich es nicht. Aber gewiß bin ich, daß darunter Politik verborgen ist, und daß er mich für einen Minister oder Polizei-Agenten gehalten hat. Das ist der Casus. Ich muß auch noch sagen, daß der Polizei-Commissär, der den Delinquenten sogleich besuchte, ihn nicht arretirt hat, und da Sie sehen, daß Sie ihn heute nicht vor Gericht sehen, so ist das ein Beweis, daß die Politik darunter steckt.

In der That war der geheimnißvolle Angeklagte, der nach den eingezogenen Erkundigungen Thornwick heißen soll, nicht erschienen, und wurde in Abwesenheit zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt.

Vermischtes.

Scribe ist nach Italien gereist. Man versichert, daß dieser fruchtbare Schriftsteller sich einige Zeit in Venedig aufhalten wolle, um die letzte Hand an ein Werk zu legen, das zum Schauplatze die Lagunen und zur Hauptperson einen Dogen hat.

— Die Nachricht von dem Tode Napoleons wurde im Jahr 1821 auf eine höchst effektvolle Weise in Paris bekannt. Die Zeitungen in London hatten noch nichts davon gemeldet, und das Publikum wußte noch nichts von diesem traurigen Ereigniß. In der Deputirtenkammer erlaubte sich ein Mitglied der Rechten in fast beleidigenden Ausdrücken von dem Kaiser und dem Kaiserreich zu sprechen. „Schweigen Sie," rief ihm von der Bank zur Linken Casimir Perier zu, „schweigen Sie, Napoleon ist todt!" Diese Worte, welche mit einem Tone lebhafter Ueberzeugung ausgesprochen wurden, erregten in der Versammlung eine dumpfe Betäubung. Man umgab den Deputirten der Opposition. Er zeigte seine Privat-Correspondenz. Der Inhalt der Briefe ließ keinen Zweifel übrig. Die Zeichen einer schmerzhaften Trauer waren allgemein, und selbst die Feinde der Kaiserzeit wichen dem Gefühle des Bedauerns, das bald ganz Frankreich ergriffen hatte.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Eine Scene aus dem beliebten neuen Vaudeville: „Les Chansons de Desaugier." (Porträt der Dejazet und Levassors.)
2) Original-Modekupfer aus Paris.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 8. 25. Mai. 1836.

Kunst.

In der letzten Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins in Berlin las Hofrath Förster einen Aufsatz: „des Jeremias Klagelied über Jerusalem und die Rezensenten,“ in welchem dem großartigen Bilde Bendemanns die gerechteste Anerkennung zu Theil wird.

Neuere Dichter.

In der Baier'schen Landbötin hat Herr Wilhelm Seydell, Braupraktikant aus Pommern, „das Lied vom Baier'schen Bier“ gesungen, das eine Nachahmung der Schiller'schen Glocke seyn soll. Unter Anderem heißt es darin:

Herein, herein,
Ihr Knechte schließt den Reih'n!
Reif ist nun das Bier zum Fassen,
Länger dürfen wir nicht passen;
Schwingt die Schaffel
Um die Wette,
In der Reihe langer Kette
Laßt ihn wandern,
Von dem Einen zu dem Andern,
Und stimmet zur Arbeit heitern Gang,
Einen fröhlichen herzlichen Braugesang.

Nun folgt der Gesang der Brauknechte, der so anfängt:

Fröhlich und mit emsigem Streben,
Ohne Sorgen, ohne Harm,
Wandeln wir so froh durch's Leben,
Mit dem Maaßkrug unter'm Arm u. s. w.

In ihrem nächsten Blatte theilt nun die Landbötin folgendes sogenannte Impromptu mit:

Nach Schiller's Liede von der Glocke
Liest man vom bairisch Bier und Bocke,
Gehüllt in Schiller's Glockenrocke,
Metrirt mit Bier- und Bockesstocke,
Zwei Liedel fein gereimt.
Doch Glocke tönt nicht gleichen Klang,
Manch G'läute machet angst und bang,
Ein andres währt wohl gar zu lang,
Der Schiller hat'n recht guten Sang!
Habt's Beide gut gemeint!

Zebedäa Bockzipfel,
geb. Biersackel.

Ueber feinen Scherz geht einmal nichts! — würde ein Norddeutscher sagen.

Notiz für Reisende.

Die Laibacher Zeitung vom 3. Mai publizirt Folgendes: „Der von Sr. Majestät dem Kaiser allergnädigst bewilligte Bau eines Unterstandshauses auf dem Naßfelder-Tauern, dem hohen Uebergangsrücken zwischen Oberkärnthen und Salzburg, ist nunmehr zum Schutze und zur Beherbergung von Reisenden bereits vollkommen hergestellt. Dieses gegenwärtig unter der Aufsicht und Pachtung des Simon Noisternig, Wirthes in der Mallnitz, stehende, und an der Spitze des besagten Tauerngebirges nächst der Gränze zwischen Kärnthen und Salzburg angebrachte Gebäude, welches aus einer Vorlaube mit Küche und zwei heitzbaren Gemächern, nebst einem kleinen Gewölbe, Keller und Stalle besteht, wird für die Zeit vom 1. Mai bis letzten Oktober jeden Jahres offen gehalten, und auf Kosten des gedachten Pächters zur Beherbergung der Reisenden nach Verhältniß des Raumes stets mit 2 bis 3 ordentlichen Betten, für ärmere Passanten aber mit einem gemeinschaftlichen Lager aus reinem Stroh mit Decken, und der sonstigen zur Unterkunft der Reisenden nothwendigsten Einrichtung versehen seyn. Zur mehren Sicherheit der Reisenden ist der Pächter dieses Unterstandshauses auch gehalten, vom Anfange bis zur Spitze des Tauern kärthnerischer Seite den Saumschlag im stets gangbaren Stande zu erhalten, an solchem, um Reisende vor Verirrungen zu

sichern, lange, festeingesetzte Stangen als Wegweiser aufzurichten und zu unterhalten, so wie zum gleichen Zwecke der Reisenden zur Abendszeit und bei Ungewitter beim Hause an einem aus der Ferne schon bemerkbaren Orte eine brennende Laterne aufzustellen. Eben so hat besagter Pächter die Verbindlichkeit, zur nöthigen Hülfeleistung und Bedienung für Reisende, für die Zeit vom 1. Mai bis letzten Oktober jeden Jahres, einen Wächter und einen Knecht bei diesem Hause aufzustellen, und durch selbe zur Abendszeit oder bei ungestümer Witterung an beiden Tauernrücken nach den ankommenden oder verirrten Reisenden nachsehen zu lassen, überdieß auch den ärmern Passanten die allernothwendigste Verpflegung unentgeldlich zu verabfolgen. An dem Unterstandshause selbst wird eine Glocke angebracht, welche der Wächter bei stürmischem und neblichtem Wetter zu wiederholten Malen zu läuten angewiesen ist, um den etwa verirrten Reisenden ihr Zurechtfinden möglichst dadurch zu erleichtern.

Das Unterstandshaus wird mit Ende Oktober jeden Jahres, jedoch nur so geschlossen, daß es von Reisenden geöffnet, und von selben Zutritt in das Gemach für ärmere Passanten und die Küche gefunden werden könne, und es ist nebstbei dafür gesorgt, daß in dem Tauernhause stets ein den Unterstandsuchenden zugänglicher Vorrath von Brennholz, ein Feuerzeug und einige Töpfe vorhanden seyn werden.

Wir glauben, daß es bei unsern Lesern besonderes Interesse finden wird, diese durch das k. k. illyrische Landesgubernium mittelst des Villacher k. k. Kreisamtes in Ausführung gebrachten Vorkehrungen zu ihrer Kenntniß zu bringen."

Thierquälerei.

Der Baierische Volksfreund enthält Folgendes: Empörend ist es, wenn man im Schooße der Civilisation oft Handlungen sieht, welche jedes sittliche Gefühl verläugnen, und auf eine grobe Art verletzen.

In mehren hiesigen Gast- und Privathäusern kann man sehen, wie man den Tauben, um sie für entmenschte Kehlen etwas schmackhafter zu machen, lebendig heißen Essig in den Hals gießt, sie sodann am Schnabel zubindet, und so auf dem Boden das Leben unter schrecklichen Konvulsionen krampfhaft auswüthen läßt, welches dann dieselben auf „Wildart" zurichten heißt.

Weiter kann man auf dem Fischmarkte sehen, wie nicht minder unmenschliche Harpyen von Fischverkäuferinnen, die die Fische aus dem Wasserbecken nehmen und ihnen lebendig den Rückgrat durchschneiden der ganzen Länge nach, weil es ihnen zu viel Mühe macht, das Thier durch ein Paar Schläge zum Tode zu fördern, und es so einem scheußlich qualvollen Ende zu entziehen.

Theater.

Griseldis, das ruhmgekrönte Wiener Trauerspiel gefiel in München. Mad. Dahn zeichnete sich in der Titelrolle vortheilhaft aus.

— Dem. Faßmann von München gefiel bei ihrem ersten Auftreten als Donna Anna in Berlin. Man nennt ihre Erscheinung imposant; eine schöne Gestalt, eine volle, reine Stimme, die sich besonders durch edle Charakteristik des Tones auszeichnet. In der Folge der Darstellung verlor der Ausdruck etwas an Kraft, ohne jedoch der Gesammtwirkung Eintrag zu thun.

— Man schreibt aus Breslau: Gastspiel der Madame Schröder-Devrient. Vorgestern schloß Madame Schröder-Devrient ihr Gastspiel auf der hiesigen Bühne als Romeo. Die Künstlerin hat diese Rolle in den zwei kurzen Perioden ihres Aufenthaltes in Breslau neun Mal, bei doppelten Preisen, gedrängt vollen Häusern, und unter enthusiastischem Beifalle gespielt, der namentlich diesmal gar kein Ende finden wollte. Ein Jubel, wie vorgestern, dürfte im Theater wohl nicht erhört worden seyn. Sogar unsere Damen in den Logen stimmten ein, und auch am Schlusse der Oper, als der verehrte Gast gerufen und ihm Kränze geworfen wurden, schloß sich das Logen-Publikum theilnehmend der Auszeichnung an. Das sonst gewöhnliche Bravo-Brüllen wurde durch oft minutenlanges Händeklatschen vertreten, — ein Beweis, daß sich in diesen Gastdarstellungen das gebildete Publikum ungleich zahlreicher versammelt, als sonst gewöhnlich. Die scheidende Künstlerin war von der großen Theilnahme des Publikums sichtbar ergriffen, sie dankte mit einfachen und herzlichen Worten, indem sie den Grund ihres (statt nach 10, schon nach 7 Rollen) abgebrochenen

Gastspieles — anhaltendere Unpäßlichkeit — zur Rechtfertigung nannte.

Anekdoten.

Bei einer Visitation, die der verstorbene Ober-Consistorialrath Zöllner in Berlin hielt, legte der Schulmeister den Kindern unter Andern die Frage vor: „Wo liegt die Welt?“ Zöllner stutzte, gestand sich, nach seiner Versicherung, daß er nicht im Stande sey, sie zu beantworten, und war daher sehr gespannt darauf, wie sie beantwortet werden würde. Aber die liebe Dorfjugend besann sich nicht lange; einstimmig schrien alle Kinder: „Im Argen.“

— Bei einer andern Visitation fragte der Schul-Inspektor einen Knaben: „In welchem Buche wurdest Du bei der Taufe geschrieben?“ Der Knabe, der die Antwort: „In's Buch des Lebens“ vergessen hatte, sann einige Augenblicke nach und sagte dann mit sehr ernstem Gesichte: „In die Conscriptions-Liste.“ (Freischütz.)

Allerlei.

Die Nürnberger feiern in diesem Jahre das hundertjährige Erinnerungsfest an Grübel's, des ehrenwerthen Stadtflaschners und Volksdichters Geburt.

— In einem Frankfurter Blatt liest man eine Correspondenz aus Würzburg, welche ganz spezielle Nachrichten aus Wien bringt. So heißt es zum Beispiel darin: Vorzüglich interessant soll es gewesen seyn, den berühmten Strauß an der Spitze von fünfzig ausgezeichneten Musikern zu erblicken, die zu einer Abtheilung des Bürgermilitärs gehörten. Ueberhaupt hatte jede Abtheilung des Bürgermilitärs eine vortreffliche Musik und stets einen gefeierten Compositeur zum Direktor, so daß hier nur das Ausgezeichnetste producirt wurde. Wer übrigens weiß, mit welcher Pracht das Frohnleichnamsfest in Wien gefeiert wird, der kann sich nach diesen Erzählungen einen Begriff machen, mit welchem Glanz dasselbe in diesem Jahr umgeben seyn wird, wenn es vom Wetter begünstigt ist. Und das erfährt man aus Würzburg! Eben so lesen wir aus Amsterdam russische Nachrichten, und englische Berichte aus Triest. — Der gerade Weg der Beste! —

— Engländer und Franzosen schreiben die Fremdwörter, wie sie aussprechen. Der Engländer hörte z. B. auf Neuholland ein Thier Kängäruh nennen, und schrieb es daher nach seiner Orthographie Kangaroo, und so Andre. Bei uns verlangt man aber, daß wir die Aussprache aller Nationen studiren. Neulich lasen wir im Leipziger Tagblatte: Condor (lies Cundur). Ei, warum schreibt der Mann nicht gleich so?

— In Breslau gab man kürzlich: „Die Befreiung Deutschlands“ als Melorama (!)

— Man schreibt von der Leipziger Messe: Die besondere Aufmerksamkeit des Publikums zog eine reiche russische Jüdin auf sich, die zu ihrem sonst nicht sehr zu empfehlenden Alltagskleide bei ihrem täglichen Handel und Wandel einen mit vielen Reihen prachtvoller Perlen besetzten Kopfputz trug, den ein Berliner Juwelier auf 6000 Thaler schätzte. Wenn dieser Umstand vielleicht unbedeutend erscheint, so gibt er doch einen Maßstab für die Mittel, mit welchen diese Handelsleute auf der Messe erscheinen.

— Herr Th. v. Z., Druckherr in Mainz, sagte vor ein Paar Tagen zu L., seinem Setzer: „Sie sind jetzt 78 Jahre alt, haben treu und fleißig bei mir und meinem Vater gearbeitet — ich dächte, Sie ruheten jetzt einmal aus, behalten aber für Ihre Lebzeit, ohne zu arbeiten, Ihre volle Besoldung.“ — Schön und nachahmungswerth!

— Man liest in Berliner Blättern: Eröffnete Concurrenz um den von der Michael Beer'schen Stiftung ausgesetzten Preis. Der zu München am 22. März 1833 verstorbene dramatische Schriftsteller Michael Beer aus Berlin hat durch testamentarische Verfügung ein bedeutendes Kapital zu einer von Sr. Majestät dem König Allergnädigst genehmigten Stiftung ausgesetzt, um unbemittelten Malern und Bildhauern jüdischer Religion den Aufenthalt in Italien zur Ausbildung in ihrer Kunst durch Gewährung eines Stipendiums zu erleichtern, welches dem Sieger einer jährlich stattfindenden Preis-Bewerbung zu Theil wird, mit deren Veranstaltung die Königl. Akademie der Künste nach dem Wunsch des Stifters Allerhöchsten Ortes beauftragt worden ist. Demgemäß macht dieselbe hierdurch bekannt, daß die diesjährige Concurrenz um den Michael Beer'schen Preis für Werke der Geschichts-Malerei bestimmt ist, allein unabhängig bleibt von der für dasselbe

Fach bereits anderweitig begonnenen Bewerbung. Die Wahl des darzustellenden Gegenstandes überläßt die Akademie für diesen Fall dem eigenen Ermessen der Concurrenten; doch müssen die Bilder ganze Figuren enthalten, akademische Studien aus denselben ersichtlich seyn, eine Höhe von 3 Fuß, eine Breite von circa 2⅓ bis 2½ Fuß haben, und in Oel ausgeführt seyn. Der Termin der Ablieferung der Gemälde an die Akademie ist der 29. September d. J., und muß jedes mit folgenden Attesten versehen seyn: 1) daß der namentlich zu bezeichnende Concurrent sich zur jüdischen Religion bekennt, ein Alter von 22 Jahren erreicht hat und Zögling einer Deutschen Kunst-Akademie ist; 2) daß das eingesandte Gemälde von ihm selbst erfunden und ohne fremde Beihilfe von ihm ausgeführt worden ist. Die so beglaubigten Bilder werden in die diesjährige Kunst-Ausstellung der Akademie aufgenommen, jedoch ohne Nennung ihrer Urheber. Die Zuerkennung des Preises erfolgt vor Ende Oktobers d. J., und besteht derselbe in einem Reise-Stipendium von 500 Rthlrn. auf Ein Jahr, welches jedoch unter Umständen verlängert oder auch dem Stipendiaten nach Verlauf eines halben Jahres entzogen werden kann. Die Transport-Kosten für die mit den vorgeschriebenen Attesten versehenen Gemälde übernimmt das Kuratorium der Michael Beer'schen Stiftung; die nicht zulassungsfähigen Arbeiten werden auf Kosten der Einsender zurückgeschickt.

Berlin, den 26. April 1836.

Königliche Akademie der Künste.

(gez.) Dr. G. Schadow, Direktor.

Hamburg, 28. April. Dem Herrn Dr. Riesser, der mit seiner Familie für immer unsere Stadt verläßt, um sich im Churfürstenthum Hessen niederzulassen, haben die hiesigen Israeliten gestern eine goldene Denkmünze — von Loos in Berlin verfertigt, Zeichnung von Professor Oppenheim in Frankfurt — überreicht, und demselben ein glänzendes Abschiedsfest gegeben. Der Eindruck, den diese Feier bei allen Anwesenden hervorgebracht, war unbeschreiblich; jeder fühlte, was die jüdische Gemeinde an Dr. Riesser verliert. Dieses Gefühl der Wehmuth gab dem Feste eine besondere Feierlichkeit und einen Ernst, der noch gehoben wurde durch folgende Worte, welche Dr. Riesser auf einen, auf seine Gesundheit gleich beim Beginn der Tafel ausgebrachten Toast erwiderte: „Meine Herren! dem Danke gegen Sie sollte mein erstes Wort, das ich zu Ihnen rede, gewidmet seyn. Doch ist es mir, als hätte ich noch einen andern Dank zu bringen, und zugleich ein Versäumniß gut zu machen, über das ich freilich am wenigsten klagen darf, weil Ihre Liebe zu mir deren Ursache ist. Ihre Güte hat meiner eher gedacht, als der guten Sache, der ich Alles, was ich bin, der ich Ihre Liebe, der ich das Wohlwollen so vieler Edlen, der ich dieses schöne Fest verdanke. In der That, meine Herren, ich verdanke der guten Sache, der Gewissensfreiheit, bisher weit mehr, als sie mir verdankt, und es muß noch viel geschehen, bis die Rechnung des Dankes nur zwischen uns ausgeglichen ist. Möge mein glückliches Loos, mein heiteres, blumenbekränztes Märtyrerthum, Manchem eine Lehre seyn, daß man, auch ohne Schaden für das eigene Wohlseyn, auf manches äußere Gut, welches der herrschende Glaube sich vorbehalten hat, verzichten kann und höhere Güter in dem Kampfe für eine heilige Sache gewinnen. Wie gesagt, es ziemt mir nicht, die verletzte Rangordnung zwischen der Freiheit und ihrem Verehrer, zwischen der Göttin und ihrem Anbeter zu tadeln, da Ihre Liebe zu mir die Quelle der Verletzung ist. Erlauben Sie mir, dieselbe gut zu machen so viel an mir liegt, indem ich Sie bitte, mit mir in den folgenden Toast einzustimmen, der unsere ganze heutige Feier zusammen faßt: „Politische und religiöse Freiheit über den ganzen Erdkreis; die bürgerliche Gleichstellung der Juden in unserem ganzen deutschen Vaterland!“ Mit Enthusiasmus stimmten alle Anwesenden in diesen Toast ein, und belebte diese ernste und würdevolle Stimmung das ganze Fest, das bis spät in die Nacht dauerte. In sehr herzlichen Worten forderte Dr. Riesser die Gesellschaft auf, dem Herrn Professor Oppenheim in Frankfurt ein Lebehoch zu bringen, was auch mit Lebhaftigkeit geschah.

Auflösung der Charade in Nr. 7: Aufruhr.

Don Carlos in Navarra.

Spaniens Verfall. — Ursachen des Kampfes. — Don Carlos. — Der Baron de los Valles. — Henningsen. — Zumalacarreguy. — Stimmung der insurgirten Provinzen. — Die beiden Ximenes. — Merino, Pfarrer und General. — El Pastor. — Moulet, der Dragoner. — Cordova. — Iriarte. — Rodil. — Gemälde der beiden Armeen. — Spanische Offiziere. — Gebirgskrieg. — Die Erwartungen der Völker. *)

Grausame Bürgerkriege und keine Resultate; heftige Leidenschaften und wenig große Männer; mitten in einer blutigen Verwirrung einige erhabene Opfer; hitzige, aufgeregte, unbändige Massen und keine feste Nationalität; fortwährender Umsturz des Bestehenden und wenig große Charaktere; dieß ist das Bild Spaniens seit dreißig Jahren; desselben Spaniens, das früher der alten Welt Gesetze vorgeschrieben und die neue erobert und civilisirt hat. Jetzt eine Macht dritten Ranges, verdankt dasselbe doch nur fremdem Golde und fremden Truppen seine schwache Unabhängigkeit. Sein Verfall, wie der von Portugal, schreibt sich von seinem glorreichsten Siege und von dem Mißbrauche her, den es von diesem gemacht hat.

Das eine wie das andere dieser Länder gründete jenseits des Weltmeers unermeßliche Colonien, und zog aus den denselben auferlegten Monopolen seine Schätze. Stolz auf diesen, dem Volk unfruchtbaren Reichthum, den der König unter seine Günstlinge vertheilte, ließen Spanien und Portugal dem Adel eine Gewalt ohne Verantwortung, und die gefährliche und verderbliche Befugniß, Gunst und Stellen an den Meistbietenden zu verkaufen. Der Ueberfluß der Aristokratie vermehrte sich auf Kosten des Volkes, dessen Kraft in seinen Quellen vertrocknete, und das seine, mit Macht und Reichthum überladenen Gebieter sich von Generation zu Generation mehr und mehr entnerven sah. Zu der physischen Herabwürdigung, der Folge von zügellosen Leidenschaften, Trägheit und Ausschweifungen, gesellte sich nun auch die geistige, genährt durch das Inquisitionstribunal. Die Wissenschaft geächtet; die Erziehung der Großen auf derselben niedrigen Stufe, wie die der dienenden Klasse und Sklaven; die Masse durch

*) Vergl. I. Bd. 1835. S. 481.

Bannstrahlen der Kirche eingeschreckt; jede Prüfung strenge verboten; der Gedanke gefesselt; der Ideenaustausch wie ein Verbrechen angesehen, dieß Alles mußte wohl die beiden obenerwähnten Länder in eine tiefe Apathie zurückwerfen. Einige lebhafte Geister bewegten sich in einem engen Kreise kleiner, niedriger Ränke und Hofintriguen, die ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, und sie keine Tugend ausüben, keinem Gebrechen abhelfen und keinem Mißbrauche steuern ließen.

Diese letzte und traurige Zuflucht war natürlich den Landleuten nicht geblieben. Sie bebauten ihre ererbten Grundstücke maschinenmäßig, gewöhnt, die Herren des Landes und die Inhaber der Monopole mit Ehrfurcht zu betrachten. Durch die Sorgen für ihr beschränktes Leben, durch die Ausübung ihrer häuslichen und religiösen Pflichten ganz in Anspruch genommen, unterthänig und keine Blöße gebend gegenüber der eifersüchtigen Wachsamkeit der Priester, und keine andere Lage verlangend, bewahrten sie ungeachtet ihrer Unwissenheit und ihres Aberglaubens die Reinheit und Kraft ihrer Seele. Sinnliche Vergnügungen und die Intriguen der Höfe hatten diese einfachen und kräftigen Leute noch nicht verdorben. Wenn sie der Ehrgeiz stachelte, und der Lärm und die Wechselfälle des Krieges oder abenteuerliche Kühnheit sie aufregten, so suchten sie doch nur die Gefahren auf offener Landstraße und den Ruhm der Guerilla's; höher erhob sich ihr Ehrgeiz nicht.

Uebrigens fanden (und das ist zum Verwundern) diese beiden Klassen, die eine, demoralisirt durch Reichthum, Ehre und Genüsse, die andere, glücklich unter ihrem herrlichen Himmel und bei derjenigen Art von Unabhängigkeit, die ihr, wofern sie nur zur Messe ging, eingeräumt wurde, ihre Lage gleich gut und beneidenswerth. Welchen Grund zur Klage hatte man also? Wenn es Mißbräuche gab, so mußte man sie der schlechten Verwaltung Einzelner, aber nicht dem Systeme zuschreiben. Selbst als die große europäische Bewegung anfing, die uns heute noch aufregt, hatte das zufriedene, wenn auch nicht glückliche, Spanien nichts weniger als revolutionäre Gesinnungen. Es ist lächerlich, den Kindern der alten spanisch-gothischen Monarchie die neuen belgischen und französischen Constitutionen als Muster aufzustellen, zu vergessen, daß die Repräsentativ-Versammlungen den Spaniern ursprünglich angehören, deren Cortes andern Völkern zum Muster dienten. Es ist lächerlich, andere, unverträgliche Nationalitäten in diesen alten unabhängigen Körper einführen zu wollen. Die Theorien von Freiheit, welche aufgestellt wurden, und oft von denen selbst kaum verstanden werden, die sie lehren, fanden bei der Majorität des Volkes Widerwillen. Die Folge hievon ist ein Krieg voll Schrecken und Erbitterung, und eine unversöhnliche Insurrektion, genährt durch den Thronprätendenten Don Carlos und von einem großen Theil des Volks mit Enthusiasmus ergriffen, welche auch die Mönche unterstützen, und die offenbar zum Ziele hat, die monarchische und absolute Regierung wieder einzusetzen.

Mitten in Europa, im Angesichte der Civilisation, ist ein Krieg der Wilden ausgebrochen, er ist noch nicht zu Ende und wird von Tag zu Tag barbarischer geführt. Es scheint, Spanien sey ein Land,

wo Tollheit und Ehrgeiz ihren Streit ausmachen, und das ein solch' erstaunliches Schauspiel darbiete, daß mehre, den politischen Leidenschaften sonst fremde Menschen blos aus Neugierde gekommen seyen, um sich in den Wirrwar zu werfen und um etwas Ungewöhnliches zu sehen.

Franzosen, Engländer, Amerikaner, der größte Theil ohne Enthusiasmus und Liebe für Don Carlos oder die Königin, und ohne politischen Glauben; Abenteurer aus Langeweile und Neugierde kamen und stellten sich unter die Fahnen. Einer, der Oberst Badcock, wurde von der englischen Regierung beauftragt, einen genauen Bericht über den Volksgeist und die Bewegung in Spanien abzustatten; der andere, ein Amerikaner, des Handels überdrüssig, bot dem stürmischen Spanien Trotz, wie ein Meer dem Sturmwind. Ein Franzose, vom Kriegsgeschrei angezogen, verließ Bearn und stellte sich unter die Fahnen Zumalacarreguy's. Als Lord Elliot und der Oberst Gurwood sich am 24. April 1835 zu diesem Insurgentenchef begaben, erstaunten sie, unter den Mitgliedern seines Generalstabs einen jungen Engländer Namens Henningsen anzutreffen, ausgezeichnet durch seine Schönheit, durch die Anmuth seiner Manieren, durch die Leichtigkeit seines Vortrags und den Umfang seiner Kenntnisse. Er sprach mehre Sprachen, und seine Unterhaltung beurkundete einen, selbst bei den besterzogenen Menschen seltenen Geist. Im Jahre 1834 hatte er sich als Freiwilliger unter die Carlisten aufnehmen lassen; durch die ausgezeichnetste Tapferkeit erwarb er sich von Stufe zu Stufe seinen Grad, und erhielt in Folge eines tapfern Reiterangriffs unter seinem Befehle den Orden des heiligen Ferdinand, aus den eigenen Händen Don Carlos. Zumalacarreguy flößte ihm den lebhaftesten Enthusiasmus ein, nach dessen Tode aber verließ er die Armee, nicht als ob er die Sache Don Carlos als verloren angesehen, sondern, wie er in seinen Memoiren sagt; „weil dieser Chef des Soldaten erste Liebe war, welche, einmal verwittwet, durch nichts mehr im Herzen ersetzt werden kann.“ Die Memoiren dieses jungen Enthusiasten liefern uns die interessantesten Belege über diesen Krieg, und wir entlehnen aus denselben, so wie aus den Erzählungen mehrer anderer Reisenden, einige Charakterzüge, welche die Geschichte später sammeln wird.

Es ist gegenwärtig eine Zeit, in der Jedermann für die Oeffentlichkeit schreibt. Die Unternehmung Don Carlos, seine Ränke, seine Flucht, sind in dem, in Frankreich erschienenen, von dem Baron de los Valles, seinem innigsten Vertrauten, verfaßten Werke auf die klarste Weise dargestellt. Dieß ist eine von denjenigen Personen, welche die politische Bewegung aus ihrem Dunkel hervorzieht, und die sich mehr oder weniger gewandt in ihrer Benützung zeigen. Sein wahrer Name oder vielmehr sein früherer ist Aguet de Saint-Sauveur. Er ergriff die militärische Laufbahn, trat in die französische Garde, hatte einige Unfälle, versuchte sein Glück wieder herzustellen, indem er eine Reise nach Meriko, Peru, Canada und in die vereinigten Staaten machte, kehrte wieder zu seinem Posten zurück, wo die Julirevolution ihn traf, erlitt durch die Polizei der neuen Regierung Verfolgungen, und begab sich nach Spanien, wo die Königin Christine ihn günstig

aufnahm und ihm selbst eine Stelle bei ihren Truppen anbot. Der legitimen Sache jedoch getreu, bot er seine Dienste Don Miguel an, die dieser aber ablehnte; er setzte seinen Kreuzzug zu Gunsten der Legitimität fort, und nahm endlich die Parthie von Don Carlos, des Feindes und Mitbewerbers derselben Christine, die ihn so wohlwollend empfangen hatte.

Er begleitete Don Carlos, als dieser verkleidet durch Frankreich nach Spanien reiste, und erhielt von ihm den Titel als Baron de los Valles; hierauf hatte er die Kühnheit, nach Frankreich zurückzukehren, wo die Polizei sich seiner bemächtigte und ihn eine geraume Zeit im Gefängniß behielt, und hier, während seines Aufenthaltes in Sainte-Pelagie war es, wo er seine Memoiren schrieb. Wenn er, ein neuer Sancho eines neuen Don-Quichotte, nicht so amusant ist wie sein Vorgänger, so ist er doch vielleicht so wahrhaft als jener.

Er rühmte sich, Talleyrand überlistet zu haben, dieß ist nach seiner Behauptung die schönste That, auf welche ein Mann von Ehre stolz seyn kann. Falsche Pässe und falsche Namen beförderten das Unternehmen der Flüchtlinge: der Baron de los Valles gab eine Reise nach Hamburg vor, und ließ sich durch den Gesandten einen Paß visiren, welcher auf jene Stadt ausgestellt war. Der alte Gesandte ging, wenn man dem Erzähler glauben darf, in die Schlinge, und ich hatte die ausgezeichnete Ehre, fährt de Saint-Aguet fort, Herrn v. Talleyrand anzuführen.

Es wäre nicht zum Erstaunen, wenn Talleyrand absichtlich in die Falle gegangen wäre. Er läßt sich auch überlisten, wenn er es für zweckmäßig hält. Wir finden später den Baron de los Valles mitten unter blutigen Scenen, deren Anstifter der Prätendent ist, dessen Befehle jener mit merkwürdiger Kaltblütigkeit ausführt, und wobei er die Verantwortlichkeit eines barbarischen Vertilgungskriegs ohne Gewissensbisse übernimmt.

Das Landvolk in Spanien, die weltliche und Klostergeistlichkeit, die kleinen Edelleute unterstützen Don Carlos und beten ihn an, obgleich er wenig Verdienste hat und beschränkten Geistes ist. Doch fehlen ihm nicht Muth und Entschlossenheit. Kaum hatte Ferdinand auf dem Todtenbette seinen Bruder vom Throne ausgeschlossen und die junge Isabella für diesen bestimmt, so brach die Insurrektion aus. Der Liberalismus fand eifrige Vertheidiger am Handelstande, dessen gierige Thätigkeit sich jedem Fortschritt günstig zeigt. Die Vornehmen und Großen des Reichs, der aufgeklärteste, aber auch verdorbenste Theil der Nation, schloßen sich demselben an. Der Hof, stets um Gunst buhlend, die Armee, stets dem angehörend, der die Kasse in Händen hat, das Material, die Festungen und der Kriegsbedarf, kurz die physische Macht, waren in den Händen Christinens. Hier reelle Macht: Geld und Eisen; auf der andern Seite die Macht des Willens und der moralischen Stärke.

Es fehlte an großen Namen und tüchtigen Generalen, wenn man Santos-Ladron und Armencha ausnehmen will, unter welche sich die Insurgenten hätten reihen können. Der Pfarrer Merino wiegelte zwar eine enthusiastische Masse im nördlichen Castilien auf, allein die Sache

Don Carlos schien verzweifelt zu stehen, bis der Oberste Thomas Zumalacarreguy, ein armer Edelmann von altem Geschlechte, mit zweihundert Pfund Sterling in der Tasche, sein verfallenes Haus verließ. Mehr brauchte er nicht, um Navarra und die baskischen Provinzen zu insurgiren. Die Gegend war gut gewählt. Er bildete ein Corps von achthundert Mann, schlug mit denselben nach einander die sechs Corps, welche ihm entgegen gestellt wurden, wobei fast alle alten Soldaten der Königin auf dem Schlachtfelde blieben, und fiel in dem Augenblick, wo seine Sache auf dem Punkte schien, über alle Hindernisse zu siegen. Er hinterließ dem Prätendenten die Souveränität über Navarra und die baskischen Provinzen und ein trefflich eingeübtes Corps, gewöhnt, die Bürgermilizen der Königin und die fünf und zwanzig tausend Mann regulärer Truppen, welche noch im Felde stehen, zu schlagen.

Dieser neue „Viriathes“ ist vielleicht der einzige große Mann, welchen das neuere Spanien hervorbrachte. In ihm vereinigten sich die Leidenschaften, Fehler, Tugenden und Laster der spanischen Nationalität in einem ungewöhnlichen Grade. Er benützte die Lehrjahre, welche er unter Wellington zubrachte, und die Erinnerungen an die Schlachtfelder, wo er Soult und Massena manövriren sah. Die Muße in der Garnison war dem Studium der Taktik gewidmet, und nichts konnte ihn hievon ablenken. So kam endlich der Augenblick, wo dieser Guerilla oder eigentlich Banditen-Chef seine erworbenen und angeborenen Eigenschaften vor den Augen Europa's entwickeln konnte.

Henningsen entwirft von demselben ein viel genaueres Portrait, als die französischen und englichen Journale: „Als ich ihn zum ersten Male sah,“ sagt er, „war ich erstaunt über seinen kräftigen, untersetzten Wuchs. Seine breite Schultern, seine etwas gebückte Haltung, die zamana oder der schwarze Pelz, in welchen er tief eingehüllt war, ließen seinen von Natur nicht großen Wuchs noch kleiner erscheinen. Seine ganz südliche Physiognomie drückte Thätigkeit und Energie aus. Das Kinn, dem Napoleons etwas ähnlich, zeigte den Charakter von Festigkeit und Gewalt; er hatte starke Backenknochen, eine hohe und offene Stirne, rauhen Bart, bewegliche Lippen, graue und glänzende Augen unter dichten Augenbrauen, eine krumme Nase, gleich dem Schnabel eines Raubvogels; der obere Theil des Gesichts erinnerte unwillkührlich an die Büsten, die man von Hannibal hat. Seine Haare waren schwarzbraun, Backenbart und Schnurrbart vereinigten sich.

„Ich glaubte immer in ihm einen Helden der Vorzeit zu sehen, und die zerlumpten Wilden, die ihm folgten, waren ihres Chefs nicht unwürdig. Tugenden und Laster schienen bei ihm aus einer Zeit herzustammen, wo man für Alles einen größeren Maßstab hatte. Seine außerordentliche Heftigkeit veranlaßte ihn zu Vergehen, und in der Hitze der Leidenschaft, die er nicht bezähmte, gab er grausame Befehle. Wenn die Hitze vorüber war, ergriff ihn Reue, und oft machte er sich über seinen Jähzorn Vorwürfe, wenn er Offiziere, die unter seinen Befehlen standen, beleidigt hatte. Einige derselben verdankten ihre höheren Grade diesem Jähzorn, die er wieder dafür besänftigen und entschädigen wollte. Obgleich er weder das Blut noch die Kräfte seiner Untergebenen sparte, die er durch Eilmärsche erschöpfte, so war er

doch von seinen Soldaten angebetet. Ohne Kleidung, ohne Sold, ohne Lebensmittel würden diese ihrem Vetter Thomas (Tio Tomas), wie sie ihn nannten, bis an das Ende der Welt gefolgt seyn. Schrecken und Anhänglichkeit, Furcht und Enthusiasmus begleiteten ihn überall hin. Ehe ich ihn kannte, erwartete ich einen unwissenden und fanatischen Chef zu finden, den einige glückliche Erfolge begünstigt hätten, nicht aber den seltsamen Helden, den ich antraf. Es genügte, ihn zu sehen, um den Enthusiasmus seiner Soldaten für ihn zu theilen. Als ein Anhänger von Don Carlos hatte ich den Widerwillen überwunden, den mir sein General hätte einflößen können. Und wenn Don Carlos unterlegen wäre, wenn er seine eigene Sache aufgegeben hätte, ich wäre doch für ihn dem Banditen-Chef gefolgt. Zumalacarreguy, der Barbar, hatte mein Herz erobert.

„Die gewöhnliche Strenge seines Gesichts und seiner Worte, sein harter und barscher Ton, seine lakonischen Befehle und die finstere Melancholie seines Blicks mußten ihm ein wildes Ansehen geben. Ich sah ihn nie lächeln, als wenn Kugeln um ihn fielen. Wenn solch' ein Kugelregen denen, die ihm folgten, zu stark schien, so wendete er sich um und betrachtete sie mit einem eigenen Ausdruck, den man, wenn man will, Lächeln nennen kann. Fortwährend den Tod vor Augen und von Gefahren bedroht, mußte er sehen, wie einer nach dem andern seiner Anhänger fiel, er mußte blutige Repressalien gebrauchen, zahllose Entbehrungen dulden, von Wald zu Wald, von Höhle zu Höhle sich treiben lassen, auf Schnee und unter Regen, wie unter den brennenden Strahlen der Sonne bivouacquiren, wie hätte er da seinen wahren Charakter nicht gegen einen künstlichen und wilden vertauschen sollen? Mußte er da nicht dem wilden Thiere ähnlich werden, das sich im Walde vertheidigt? Seine Keckheit war eigentlich Tollkühnheit. Aus Politik schon mußte er um jeden Preis sich das Vertrauen seiner Untergebenen erwerben, aber er setzte sein Leben durch zahlreiche und wiederholte Unbesonnenheiten auf's Spiel. Als er, von einer tödtlichen Kugel getroffen, fiel, so stimmte Jedermann überein, daß es eigentlich ein Wunder zu nennen sey, wie er so lange Zeit dem Tod, dem er ohne Unterlaß getrotzt, habe entgehen können. Waren seine Truppen einem Angriff gewichen, so versammelte er sie wieder, hielt sie auf ihrem Rückzuge an, und warf sich mit ihnen, auf seinem Schimmel reitend, den Jedermann kannte, und dessen Farbe dem feindlichen Artilleriefeuer zum Ziele diente, auf's Neue dem Feind entgegen.

„Von dem Augenblicke an, wo er die Sache des Don Carlos ergriff und den Versuch machte, sie aus ihrem Verfall zu erheben, war sein ganzer Ehrgeiz, waren alle seine Wünsche diesem Ziele allein geheiligt. Er liebte den Ruhm, nach Gold fragte er wenig. Nachdem ihm drei Provinzen Contributionen und den Sold seiner Truppen auf zwei Jahre zahlen mußten, starb er mitten in seinen Triumphen und hinterließ als Eigenthum acht und vierzig Pfund Sterling und einige Pferde. Probledo, sein Barbier, eine Art von militärischem Spaßmacher, war viel reicher als er. Die Landleute kannten die Schwäche Zumalacarreguy's, auch drängte sich stets ein großer Haufen Armer

um ihn, denen er das Geld an den Kopf warf, indem er seine Taschen leerte und ihnen zurief:

„Nehmt, nehmt; wenn Ihr Alles habt, werdet Ihr mich in Ruhe lassen."

Einst waren einige Offiziere genöthigt, einige Ausgaben, die er auf einem Kaffeehause gemacht hatte, für ihn zu bestreiten. Seine Frau warf ihm oft diese unkluge Verschwendung vor. „Je mehr wir geben," erwiderte er ihr, „je mehr handeln wir Gott ähnlich."

Der blutdürstigste Romanschreiber kann keine entsetzlicheren und wilderen Auftritte erfinden, als dieser Kampf darbietet. Folgender Zug bezeichnet den Charakter Zumalacarreguy's. Ende August 1834 erfuhr derselbe, daß ein Bataillon Urbanos, Leute, aus den Reihen einer Miliz im Süden hergeschickt, in einem Dorfe auf der Gränze von Navarra sich festgesetzt habe, daß dasselbe Contributionen erhebe, die Klöster plündere, die Bauern brandschatze und tödte, wer sich widersetze. Es kamen Deputationen von Bauern, die um Rache schrien und um Befreiung von dieser Last baten. „Ich werde mich stets," sagte mir ein alter Carlist, „einer alten Bäuerin erinnern, deren Sohn kurz zuvor füsilirt worden war, wie sie sich dem General näherte, mit verwirrten Blicken, und die energischen Worte zu ihm sprach: „Gottes Fluch auf alle Eure Häupter, wenn Ihr als Feiglinge zurückkehrt und nur einen dieser negros am Leben lasset."

Der Feind war indessen überlegen und Zumalacarreguy hätte auf die so lebhaft gewünschte Rache verzichten müssen, wenn nicht ein alter Schmuggler, Namens Ximenes, von seinem jüngeren Sohn begleitet, sich erboten hätte, die carlistische Truppe auf einem sichern, nur ihm bekannten Nebenwege zu führen. Das Detachement setzte sich, geführt von den beiden Ximenes, in Marsch, und erreichte den Ort, wo die Urbanos sich in der Kirche verschanzt hatten. Aber wie groß war das Erstaunen des Führers, als er erfuhr, daß sein ältester Sohn die feindliche Abtheilung befehlige. Dieser Vorfall hemmte jedoch keinen Augenblick die Bewegungen der Belagerer. Man zog die beiden Kanonen, aus denen die ganze Artillerie bestand, vor die Kirchthüren und ließ sie augenblicklich spielen. Die Thüren wurden eingeschossen, und die Carlisten, welche bei dieser Belagerung nur drei Mann verloren hatten, drangen ein. Die ganze Garnison, mit Ausnahme von vier Soldaten, die augenblicklich niedergemetzelt wurden, hatte sich in den Kirchthurm zurückgezogen, wo sie Alles tüchtig verrammelt und die Treppe abgebrochen hatte. In diesem Augenblicke kam der Baron de los Valles, von Don Carlos abgesendet, an, und man berathschlagte nun, was zu thun sey. Die Christinos wurden aufgefordert, sich zu ergeben, weigerten sich aber hartnäckig. Den alten massiven Thurm zu unterminiren, hätte zu viel Zeit erfordert, auch war zu befürchten, daß man durch die Ankunft einiger Colonnen regulärer Truppen wieder verjagt werde. Es wurde daher beschlossen, Feuer anzulegen, und so wurden Holz, Werg, Ziegenschläuche voll Branntwein und anderer Brennstoff im Innern der Kirche unten am Thurm zusammengeschleppt. Der Baron de los Valles übernahm es, das Brennmaterial anzuzünden. Die Belagerten, welche auf Entsatz vor Tagesanbruch sicher

hofften, machten sich über die Carlisten lustig und riefen: „Bergdiebe, Pfaffenkinder, Rebellen! Ihr werdet Euch bald wie Feige aus dem Staube machen, unsere Colonnen rücken vor."

Die Nacht brach an, man hörte nicht auf, das Feuer zu schüren, und die Colonnen Christinens zeigten sich nicht. Von Zeit zu Zeit erschienen einige schon durch den Rauch geschwärzte Köpfe an den Oeffnungen des Thurmes, um der brennenden Atmosphäre zu entgehen, die man nicht mehr einathmen konnte; jedoch alsbald bestrafte eine Kugel solche unüberlegte Erscheinung. Die Glocken stürzten, eine nach der andern, herab; man hörte die Explosion der Patronenpakete. Da bot man den Belagerten an, die Weiber und Kinder herauszulassen, sie schlugen es jedoch ab. Hin und wieder hörte man schwere Seufzer, von unerträglichen Leiden erpreßt. So verging die Nacht. Gegen sechs Uhr Morgens hörte man einige Weiber mit schwacher Stimme rufen: „viva el Rey!" und der Commandant des Thurmes fragte, ob man ihnen Quartier geben wolle? Man antwortete ihm: „Nein, die Männer haben keines zu hoffen."

„Ist es Zumalacarreguy, der uns belagert?"

„Ja, er ist's."

„Wo ist er?"

„A qui estay! Hier bin ich!" antwortete derselbe, indem er (er war kurz vorher selbst angekommen) um die Kirchenecke herumging, und sich den Belagerten höchst unvorsichtig näherte, denn schon ein gewöhnlicher Schütze hätte auf solch' kurzen Abstand und mit großer Sicherheit ihn auf's Korn nehmen können. Der junge Ximenes benützte jedoch diese Gelegenheit nicht und fuhr fort zu parlamentiren.

„Wir können den Rauch und die Hitze nicht länger aushalten und wollen uns ergeben. Wird man uns die Tröstungen der Religion vor unserem Tode zugestehen?"

„Die Carlisten haben dieß nie versagt, aber macht Euch keine Hoffnung auf Gnade."

Man legte Leitern an den Thurm, der seit zwölf Stunden unten brannte, ohne daß jedoch das Kirchendach Feuer gefangen hätte. Einige Christinos, welche wohl sahen, daß für sie keine Hoffnung auf Rettung mehr sey, vertheidigten sich noch und tödteten einige Carlisten, welche ihnen die Waffen abgefordert hatten. Man stieß sie auf der Stelle mit dem Bajonet nieder. Der Rest der Garnison, entstellt durch den Rauch und halb verbrannt, ergab sich ohne Widerstand, und mußte über das Kirchendach herabsteigen; sie sahen furchtbar aus, waren verstümmelt und schienen aus der Hölle zu kommen.

Als der Commandant Ximenes und sein Lieutenant, ein alter Schulmeister, vor Zumalacarreguy geführt wurden, fragte sie dieser, ob die Garnison durchaus nach ihren Befehlen gehandelt habe; der Commandant stockte, aber der Schulmeister antwortete mit fester Stimme: „Ja, sie handelten nach unseren Befehlen."

Der Commandant behauptete: er habe sich nur ergeben, weil man ihm Quartier versprochen habe.

„Dieß ist nicht wahr," rief der General hastig; „mit wem sprach ich vorhin?"

„Mit mir," sagte der Lieutenant.

„Sagtet Ihr dem Commandanten, ich habe Euch Quartier geboten?"

„Nein, ich sagte ihm, Ihr habet uns das Leben abgesprochen, und wir wären Beide da oben umgekommen, denn der Rauch wurde unerträglich."

Dieser Schulmeister, der sich so tapfer bewies, war ein Mann von Mittelgröße, hatte ein offenes, einnehmendes Gesicht, und bewies in jeder Beziehung männliche Standhaftigkeit. Der junge Ximenes, welcher einige Zeichen von Schwäche gab, war ein äußerst kräftiger Mann, von wildem Aussehen, dessen breite Schultern die „zamarra" bedeckte.

„Habt Ihr etwas zu Eurer Vertheidigung zu sagen?" fragte sie Zumalacarreguy.

„Ich," sagte der Lieutenant, „bitte nicht um Gnade, und glaube auch nicht, daß man mir Pardon geben würde. Indessen könntet Ihr leicht etwas Schlimmeres thun, als mir das Leben schenken, denn ich bin weder für die Königin, noch für Don Carlos eingenommen; wo der Zufall mich hingeführt, der Partei habe ich gedient, und meine Schuldigkeit habe ich gethan; hätte mich der Zufall auf die andere Partei verschlagen, so hätte ich mich eben so benommen. Wollt Ihr es mit mir versuchen und mich leben lassen, so will ich als Soldat dem König dienen; soll ich erschossen werden, so gedenke ich als Soldat zu sterben."

Zumalacarreguy schien ergriffen und antwortete nichts.

„Und was habt Ihr zu sagen?" fragte er Lorenzo Ximenes.

„Bedenkt," rief dieser in weinerlichem Tone, „daß mein Vater und mein Bruder Don Carlos dienen."

„Wäre Euer Vater und Euer Bruder gefangen worden," sagte der General mit Verachtung, „Euer Verrath hätte ihre Treue nicht gedeckt."

Der General gab einen Wink, sie abzuführen. Der Schulmeister hatte eine Papier-Cigarre in der Hand, denn die Spanier rauchen beständig und zu jeder Zeit, und sah sich nach Feuer um. Da nahm der General seine eigene Zigarre aus dem Mund und reichte sie ihm, die seinige damit anzuzünden. Als sich der Gefangene derselben bedient hatte, gab er sie Zumalacarreguy zurück, indem er sich achtungsvoll vor ihm neigte. Der General war sichtbar sehr für ihn eingenommen, er sah ihm mit seinem eigenthümlichen, scharfen, durchdringenden Blicke nach und murmelte vor sich hin: „Schade um den Burschen."

Indessen war das Schicksal der Garnison schon bestimmt, und der General begnügte sich, ihr einen Beichtvater zu senden.

„Ich stand," erzählt ein carlistischer Freiwilliger, „als Schildwache vor der Thüre Lorenzos, als man den alten Schmuggler, seinen Vater, zum Besuch ankündigte. Alle, die anwesend waren, konnten sich eines unwillkührlichen Schauders nicht erwehren; der Vater hatte als Führer gedient, er war es, der seinen Sohn tödtete. Ich glaube, diesen zwar sehr bejahrten, aber noch kräftigen und gesunden Mann noch zu sehen, wie er hereintrat; er hatte graue Haare, war von untersetztem Wuchse

und von scharfen Zügen. Er hatte Don Carlos sein Vermögen und die Ruhe seines Alters zum Opfer gebracht, und nun mußte er seinen ältesten, stets geliebtesten Sohn zum Tode verurtheilt sehen, mit dem Bewußtseyn, selbst mehr als jeder andere dazu beigetragen zu haben; dieß war eine Scene, das Herz zu brechen. Als er in das Zimmer trat, warf sich ihm sein Sohn zu Füßen, große Thränen stürzten aus den Augen des Greises. Sie lagen einander plötzlich in den Armen, und traten dann in den Alkov und besprachen sich lange Zeit über Familienangelegenheiten und über Anordnungen, die nach Lorenzo's Tode folgen sollten. Erst am Ende dieser ernsten Unterredung sprach der Sohn von der Möglichkeit, Gnade zu erhalten. Als der Vater Abschied nahm, hörten wir deutlich, wie der Sohn fragte: „Es ist also keine Hoffnung?"

— Pidelo usted a Dios, da mußt Du Gott bitten, erwiderte der alte Mann, indem er sich aus den Armen seines Sohnes riß.

„Den alten Ximenes sah ich seitdem oft; er hat sich aber sehr verändert, auf seiner Stirne lagert beständig eine düstere Wolke, doch dient er fortwährend mit dem alten Eifer der Partei, die er ergriffen."

Neben Zumalacarreguy muß man den kriegerischen Pfarrer von Castilien, Merino, stellen, gleich uneigennützig und unerbittlich wie jener. Ein wahres Musterbild eines Guerilla-Chefs. Wilder als Zumalacarreguy, klein von Statur, in allen militärischen Exercitien geübt, zwei und sechszig Jahre alt, ein Schäfer in seiner Jugend und der Sohn eines solchen, brachte er seine Kindheit in Villado zu, erhielt in der Armenanstalt daselbst einigen Unterricht, sodann von einem alten Geistlichen, der sich für ihn interessirte, und seine weitere Erziehung übernahm. In weniger als sechs Monaten empfing Merino die Weihe und wurde Pfarrer in seinem Dorfe. Im Kriege gegen Napoleon wiegelte er seine ganze Umgegend auf, von den unermeßlichen Summen, die durch seine Hände gingen, eignete er sich nicht das Geringste zu, und erhielt nach beendigtem Kriege, zur Belohnung seiner außerordentlichen Dienste, den Titel als Brigadegeneral, der sich freilich sonderbar neben seinem geistlichen Charakter ausnahm.

Der Pfarrer-Brigadegeneral spart Menschenblut nicht besonders. „Wir würden in diesem Augenblicke unsern Marsch auf Madrid nehmen," sagte Zumalacarreguy, „wenn wir alle die Mannschaft hätten, welche der Pfarrer verlor." Merino's Anzug ist mehr kirchlich als militärisch. Ein langer Cavalleriesäbel, um seinen schwarzen Rock geschnallt, contrastirt sonderbar mit seinem runden Hut mit breiten Krämpen. Sein einziger Luxus besteht in schönen Pferden und prächtigem Reitzeug. Zwei ausgezeichnet schöne Rappen wurden besonders dressirt, stets neben einander zu gehen. Bei allen seinen Unternehmungen werden sie, beide gesattelt und gezäumt, mitgeführt. Das Pferd, welches nicht geritten wird, geht denselben Schritt wie jenes, auf welchem Merino reitet, und richtet sich ganz nach demselben. Glaubt der Brigadegeneral, daß eines seiner Pferde ermüdet sey, so springt er auf das andere und setzt seinen Weg fort. Er führt eine ungeheure Büchse mit sich, eine furchtbare Waffe, die, mit Kugeln und gehacktem Blei geladen, durch eine Oeffnung sich entladet, deren

Durchmesser sechsmal größer ist, als der Lauf unten an der Schwanzschraube. Diese tragbare Kanone würde dem den Arm abschlagen, der sie losschießt, wenn Merino nicht die Vorsicht anwendete, den Kolben unter den Arm zu nehmen, und ihm mit starker Hand einen Gegendruck zu geben. Die Christinos empfanden schon öfters die Wirkungen dieser Büchse. Einst suchte ein gewisser Oberst Mayos, ein wahrer Athlete und alter Guerilla, der die Gegend gut kannte und in jeder Beziehung würdig war, sich mit dem Pfarrer einzulassen, mit ihm zusammenzutreffen. Sie hatten sich kaum in's Auge gefaßt, als die Büchse Merinos den Tod auf jenen schleuderte.

Merino hat einen Bedienten, der nun bald dreißig Jahre bei ihm ist, dieser allein kennt den Ort, den sich sein Gebieter jeden Abend zur Ruhe erwählt. Die Bauern sind fest überzeugt, daß der Pfarrer von Gott die besondere Gnade erhalten habe, keines Schlafes zu bedürfen. Das Wahre ist, daß seine Landsleute ihm ein schreckliches Mißtrauen eingeflößt haben, und daß er die Gewohnheit hat, in Wäldern, Grotten und unter Ruinen zu schlafen. Ein Mensch, der niemals raucht und keinen Wein trinkt, ist ein solcher nicht ein Halbgott? Einfach und patriarchalisch in seinen Gewohnheiten, hat er wenig Bedürfnisse und wenig Laster; aber seine unbarmherzige Wildheit hat sich nie verläugnet. Jeder Gefangene, der in seine Hände fällt, geht sicher dem Tode entgegen.

Dergleichen Generalen kann man nur solche Menschen mit Erfolg entgegen stellen, die eben so hart und unbarmherzig sind, wie ihre Feinde. Der furchtbarste Chef der constitutionellen Armee der Königin Christine ist Jauregny, oder nach spanischer Aussprache Haorighie; er war, wie Merino, in seiner Jugend ein Schäfer, ist in den Pyrenäen geboren und versteht den Gebirgskrieg hinlänglich. Der große Kampf der Spanier gegen Napoleon zog ihn aus seiner Dunkelheit: El Pastor, so nennt man ihn wegen seines Ursprungs und seiner früheren Beschäftigung, sammelte einige Bergbewohner, griff französische Zufuhren an, machte mehrmals bedeutende Beute, fand dieses Handwerk angenehm, und setzte den Hirtenstab bei Seite, um von nun an nicht mehr Heerden, sondern Menschen zur Schlachtbank zu führen. Seine Talente entwickelten sich mehr und mehr während des Unabhängigkeitskriegs, und sein Ruf kam dem von Mina gleich. Vielleicht glaubte er auch, bei der constitutionellen Regierung eher seinen Weg zu machen. Lebhaft ergriff er die neuen Ideen, als aber Ferdinand wieder auf den Thron stieg, mußte er ein Asyl in Frankreich suchen, wo sein Liberalismus sich erweiterte; er wurde im Jahre 1834 durch die junge Königin zurückberufen, zum Divisionsgeneral ernannt und mit dem Commando in der Provinz Guipuzcoa beauftragt.

Diese Anstellung gefiel ihm ausnehmend wohl; er kannte die Sprache, die Sitten, die Gewohnheiten, die Vorurtheile seiner Mitbürger. Der Kriegsschauplatz war der Schauplatz seiner früheren Unternehmungen gewesen, er war mit jeder Bergschlucht, mit jedem Engpaß der Pyrenäen vertraut. Er ist jetzt ein Mann von fünf und vierzig Jahren, von dickem Aussehen und etwas breiter Physiognomie. Man könnte ihn für einen englischen Alderman halten. Der berühmte

Fallstaff scheint ihm zum Modell gedient zu haben, wenn man seinen dicken Bauch, mit dem Kriegerschwert umgürtet, vor Augen hat. Er hat eine breite, offene, schöne Stirne und einen lebhaften freien Blick; der untere Theil seines Gesichts ist durch die energische Strenge seines Ausdrucks merkwürdig; im Uebrigen ist dasselbe freundlich, offen und drückt fast immer gute Laune aus. Er trägt eine dunkelblaue Uniform ohne Epauletts (die höheren spanischen Offiziere tragen deren keine), aber mit Verzierungen und Stickereien überladen. „Ich bekenne, sagt ein Reisender, daß seine Stiefel für mich ein Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung waren, und habe nie begreifen können, auf welche Art sie sich an das Bein anpaßten. Seine weiten Beinkleider verloren sich in dieser riesenhaften Fußbekleidung, welche die Knie bedeckte, und sich an den Waden und dem Knie genau anschloß.“ Dieser muthige, thätige und zu neuen Gefechten stets bereite Mann hat mehr das Aussehen eines wohlgenährten Land-Edelmannes, der gewohnt ist, seine Gäste gut zu empfangen, als eines Offiziers leichter Truppen und eines früheren Guerilla-Chefs.

Ungeachtet seines jetzigen Ranges behielt er die Einfachheit seiner Manieren und die Anhänglichkeit an seine Verwandte, die ihre Stellung im gesellschaftlichen Leben beibehalten haben. „Ich sah ihn,“ erzählt Oberst Badcock, „auf dem Balkon eines Hauses stehen, das er in Tolosa bewohnte, wie er sich vertraulich mit zwei Rothmützen, seinen Vettern, simpeln Soldaten, unterhielt, die eben so heiter schienen, wie ihr General und Vetter El Pastor. Diese beiden Rothmützen trugen keine Strümpfe, ihre Beinkleider gingen nur bis an das Knie, und man konnte die kräftige Muskulatur ihrer riesenhaften Beine betrachten, was jedoch ihren vornehmen, ganz mit Stickereien bedeckten Verwandten nicht abhielt, über die Späße seiner Vetter aus vollem Halse zu lachen und ihre guten Einfälle mit ähnlichen zu erwidern. El Pastor's Strenge ist nicht ganz so grausam, wie die seiner wilden Feinde, ohne Zweifel verdankt man diesen Grad von Civilisation seinem Aufenthalte in Frankreich. Doch ist die Mäßigung, deren er sich rühmt, weit entfernt von einer Nachsicht, die übrigens auch die Angelegenheiten seiner Sache compromittiren könnte. Einer seiner alten Freunde, Ortsvorstand einer kleinen Stadt, hatte sich in Verbindung mit Don Carlos gesetzt, intriguirte zu dessen Gunsten und benachrichtigte ihn von allen Bewegungen der Armee der Königin. Jauregui erfuhr dieses Spioniren, begab sich sogleich zu dem Ortsvorstand, schloß sich mit ihm ein, zeigte ihm die Beweise seiner Verrätherei, und sagte zu ihm: „In Berücksichtigung unserer früheren Freundschaft verzeihe ich Dir dieses einmal, aber komm nicht wieder so, ich habe meine Pflichten, und in Zukunft werde ich allein nach ihnen handeln. Nimm Dich daher in Acht.“ Der Anhänger des Don Carlos hätte diese Warnung beherzigen sollen, aber er rechnete zu sehr auf das gute Herz und die wohlwollenden Erinnerungen El Pastor's. Ein ungetreuer Bote überlieferte diesem einen neuen Brief des Ortsvorstandes an den Prätendenten; Jauregui hielt Wort, übergab den Schuldigen einem Martialgericht, das ihn zum Tode verurtheilte, und so wurde er sogleich erschossen.“

In seinem Privatleben ist dieser Guerillachef ein äußerst angenehmer Mann. Seine Gutherzigkeit und Popularität sind sichere Stützen seiner Macht und seines Ansehens. Rodil erhält weder durch Drohungen noch Gold so genaue Nachweisungen, wie sie sich Jaureguy umsonst verschafft; er zählt selbst Freunde unter den Carlistischen Reihen, und die Bauern, welche alle Generale Christinens lebendig verbrennen würden, machen zu Gunsten des alten Schäfers der Pyrenäen, ihres Mitbürgers, eine Ausnahme. Er ist allgemein geliebt, ausgenommen in der Armee Rodil's, wo die Offiziere, denen seine Ueberlegenheit nicht entgeht, sich stellen, den sogenannten kleinen Krieg, wie man ihn im Gebirge führt, zu verachten, und militärisch gelehrte Phrasen im Munde führen. Wenn man sie hört, könnte nur ein Professor der Geometrie einen guten General abgeben. Indessen werden sie bei jeder Gelegenheit geschlagen, während „der Hirte“ oft den Sieg davon trägt.

„Ich war mehr als einmal,“ sagt Oberst Badcock, „einer soldatischen Freimüthigkeit Zeuge, die Jaureguy alle Ehre macht. Ich wurde zu einem gewissen Moulet, einem alten Dragoner der kaiserlich französischen Armee einquartirt, der während des Unabhängigkeitskriegs zwei Mal Gelegenheit hatte, seinen Gegner Jaureguy Stirn gegen Stirn, und das Pistol in der Hand zu sehen. Auf dem Rückzuge der Franzosen, welcher auf die Schlacht von Vittoria folgte, begab sich Moulet, der bei der Nachhut war, in ein kleines, an der Straße gelegenes Wirthshaus, um einige Flaschen Porto zu trinken. Er wurde von ungefähr zwölf Mann der spanischen Reiterei, an deren Spitze sich El Pastor befand, überfallen. „Franzos,“ rief dieser, „ergib Dich, ich gebe Dir Pardon!“ — „Spanferkel,“ erwiderte artig der Franzose, der die zierlichen Ausdrücke der spanischen Sprache nach und nach gelernt hatte, „nehm' mich, wenn Du kannst,“ schoß sein Pistol gegen sie ab, gab dem Pferde beide Sporen, und entkam unter einem Kugelregen, den ihm Jaureguy und seine Leute nachsendeten. Bei einer andern Gelegenheit sahen diese beiden Helden sich noch näher, und Jaureguy hatte Zeit, sich die Gesichtszüge dieses kampflustigen Dragoners in's Gedächtniß zu prägen. Als der Krieg beendigt war, faßte Moulet Neigung für eine junge Andalusierin, nahm sie zur Frau und nährte sich mit ihr in Tolosa als Schirmfabrikant; seit der Zeit verflossen mehr als zehn Jahre. Eines Tags hielt Jaureguy, der unterdeß General geworden war, bei Tolosa Revue über seine Truppen, und erkannte unter dem Haufen der Zuschauer das sonnverbrannte Gesicht desselben Dragoners, mit welchem er, das Pistol in der Hand, Bekanntschaft gemacht hatte. Vergnügt, diese kriegerische Physiognomie wieder zu sehen, die ihn an eine schöne Zeit erinnerte, ging er gerade auf Moulet zu, stieg vom Pferde, reichte ihm die Hand, ließ ihn zum großen Verdruß der Offiziere seines Stabs, lauter Hidalgos, zu sich auf den Rasen sitzen, und unterhielt sich mit ihm länger als zwei Stunden über frühere Feldzüge. Moulet hatte sich später über einen Stabsoffizier, der bei ihm im Quartier lag, zu beschweren; er wendete sich an Jaureguy, der ihm augenblicklich sein Recht widerfahren ließ, und jenem Offizier sein Benehmen strenge verwies.“

Jaureguy hat ein Corps leichter Truppen von ungefähr achthundert

Mann gebildet, bestimmt, sich den Bewegungen der Carlisten entgegen zu stellen und ihrer entschiedenen Ueberlegenheit das Gleichgewicht zu halten, welche sie der Schnelligkeit ihrer Bewegungen in dem Gebirgskrieg verdanken. Der größte Theil dieser achthundert Mann, genannt Chapel-Gorris (Rothmützen, von der Farbe ihrer baskischen Mützen) besteht aus Abenteurern und Deserteurs, Franzosen oder Basken, angelockt durch einen hohen Sold, von sechs Realen täglich, eine sehr große Bezahlung in einem Lande wie Spanien, wo man wenig Bedürfnisse hat, und diese leicht zu befriedigen sind. Die Königin muß wohl nicht sehr auf die Treue der vier Provinzen zählen, da sie denen einen solch' hohen Preis anbietet, die ihre Sache unterstützen sollen. Die Chapel-Gorris haben übrigens schmutzige, geflickte Uniformen, eine grüne Jacke, einen, mit einer Schnalle befestigten Gürtel, wo die Patronen stecken, und ein sehr leichtes Gewehr nebst Riemen.

Gegenwärtig führt Cordova das Commando über die Truppen der Königin in Navarra. Er flößt wenig Vertrauen ein, und die Handlungen seines früheren Lebens scheinen den Verdacht seiner Mitbürger zu rechtfertigen. Er war ein Werkzeug des Königs Ferdinand, als dieser, nachdem er die Constitution angenommen, Allem aufbot, sie wieder umzustoßen. Cordova, welcher damals Cavallerieoffizier war, veranstaltete mit Bewilligung des Königs eine militärische Revolte gegen die Constitution. Am bestimmten Tage begab er sich an der Spitze einiger, von ihm erkauften Soldaten auf den Schloßplatz, wo er sie aus allen Kräften rufen ließ: „Es lebe der absolute König!" Diese künstliche Revolte hatte nicht ganz den gewünschten Erfolg. Die übrigen Truppen marschirten, statt sich mit dem kleinen Detachement zu vereinigen, gegen dasselbe, das sich zwar muthig vertheidigte, aber zu schwach war, und von den Vertheidigern der Constitution zurückgeschlagen wurde. Als Ferdinand auf dem Balkon erschien, und bemerkte, welche Wendung die Sache genommen hatte, fürchtete er, seine Mitschuld könne an den Tag kommen, und er des Verraths bezüchtigt werden. Er schrie daher aus Leibeskräften: „a ellos, auf sie! stoßt sie nieder, diese Rebellen, schont keinen von ihnen." Cordova, der treue Agent seines Gebieters, ließ diese Soldaten, welche er zur Revolte verleitet hatte, niedermetzeln, und Ferdinand sah dieser schrecklichen Metzelei, der Frucht des schändlichsten Verraths, den man sich denken kann, zu. In Betreff der Treulosigkeit hatte indeß Ferdinand schon hinlängliche Proben abgelegt. Man weiß, durch welche Hinterlist er seinen alten, sehr geliebten Pagen Torrijos in der Hoffnung einer Aussöhnung erhielt, man kennt auch die lakonische Depesche, von der eigenen Hand des Monarchen geschrieben, als er erfuhr, daß derselbe in die Falle gegangen war: Que los fusilan. Jo, el Rey. Man füsilire ihn! Ich, der König.

Die Armee der Königin hat ihren Orestes und Pylades, ihren Damon und Pythias, zwei unzertrennliche Generale, deren Freundschaft zum Sprichwort wurde: die Generale Bedoya und Iriarte; man kann sich keine zwei unähnlichere Freunde denken. Don Ramon Gomez Bedoya, acht und dreißig Jahr alt, gilt für den schönsten Mann in der Armee. Er ist von großem Wuchse, edler Physiognomie, hat eine

hohe, weiße Stirne und ist einer von denjenigen Menschen, auf welche Gott selbst das Siegel eines unvertilgbaren Adels eingeprägt zu haben scheint. Freimüthig, liebenswürdig, heiter, kriegerisch, von seinen Freunden, und wenn das Gerücht nicht lügt, auch von deren Gattinnen geliebt, die nicht weniger fähig sind, seine Verdienste zu würdigen, muß man ihn mitten unter diesen zerlumpten Uniformen, blühend von Gesundheit, in seiner herrlichen, reich mit Gold gestickten Uniform sehen. Sein dreieckiger, mit einer goldenen Schleife geschmückter Hut, mit der fast leichtfertigen Art der Adjutanten Bonapartes gegen das Ohr aufgesetzt, scheint auf einige Ansprüche zu deuten. Die Ziererei eines dandy verwandelte sich in wahrhaft militärische Liebenswürdigkeit, und Jedermann sprach mit Zuneigung von Bedoya.

Don Firmin Iriarte, sein Freund, scheint durch den Contrast seinen Werth erheben zu sollen: „Sie bewohnten dasselbe Zimmer mit einander, als ich sie kennen lernte," sagt ein Offizier, welchem wir dieß nacherzählen, „und es gewährt ein eigenes Vergnügen, diese so ungleichen Personen in einem Rahmen zugleich zu sehen. Don Firmin Iriarte, ein Mann von fünfzig Jahren und untersetzter Statur, mit breiten Schultern und von starken Knochen, mit finsteren, mißtrauischen Augen, und buschigen Augenbrauen, trug einen großen Tschako von Wachstuch und einen geschmacklosen Frack, der offenbar keine Ansprüche auf Eleganz machte. Ein guter, tapferer Offizier, von anerkannter Rechtschaffenheit, war er doch von Jedermann verabscheut, und man nannte seinen Namen nicht, ohne ihn mit beschimpfenden Beiwörtern zu begleiten. Mein Erstaunen über diese Ungerechtigkeit verlor sich, nachdem ich eine halbe Stunde im Zimmer dieser beiden Unzertrennlichen zugebracht hatte. Bedoya hatte sein Bett rechts auf der Seite der Straße stehen, das von Iriarte stand links gegen den Hof zu. Ich bewohnte ein kleines Kabinet, durch dessen offene Thüre ich in dieses Zimmer sehen konnte, und öfters ging einer oder der andere an meiner Thüre vorüber. Bedoya unterließ bei diesem Wandel nicht, mich mit einem anmuthigen Lächeln zu grüßen, während sein Kamerad mit hängendem Kopfe, wie ein Stier, der zu stoßen im Begriff ist, sich vor meinen Augen zu einem fortwährenden Angriff zu rüsten schien. Spanien ist das Land, wo äußerliche Höflichkeit noch die meiste Gewalt ausübt, und das systematisch unhöfliche Benehmen Iriarte's hat diesem General mehr Feinde gemacht, als alle Todsünden es hätten thun können.

Vervollständigen wir diese Gallerie historischer Personen, indem wir das Porträt Rodil's skiziren, einer der Generale en chef der Armee der Königin. Er ist zwei und vierzig Jahre alt und ein sehr schöner Mann von hagerem Wuchse, mit fast römischer Gesichtsbildung, erhabener Stirne und sehr gut gezeichneten Gesichtszügen. Sein Blick ist stolz und kalt, der Ausdruck seines Gesichtes strenge. Der untere Theil desselben ist plump, und scheint einen Mangel an Energie, vermischt jedoch mit großer passiver Entschlossenheit, auszudrücken, einen der besonderen und unvollkommenen Charaktere, wie sie die Geschichte der Menschheit darbietet. Rodil ist ein Muster derjenigen Menschen, die auf ihrem Posten sterben, ohne eine Miene zu verziehen, aber die von selbst nicht einen einzigen Schritt thun, um ihren Feind zu schlagen.

Mit mehr Orden, Kreuze und Bänder geschmückt, als alle vornehmen Spanier zusammen genommen, trägt er doch nur auf seinem blauen, reich gestickten Kleide einen einzigen Stern. Gewöhnlich reitet er auf einem Maulthiere. Eitel auf seine militärischen Talente, die er jedoch übertreibt, hält er sich für den Napoleon seiner Zeit, und trägt wie dieser einen kleinen dreieckigen Hut.

Die Armee, welche Rodil als Chef dem Namen nach commandirt, bestand aus 35,000 Mann; von welchen 15,000 in verschiedenen Garnisonen lagen, und 20,000 im Felde standen. In der That befehligte er nur die dritte und fünfte Division, welche unter den Generalen Cordova und Bedoya standen. Die erste Division, unter den Befehlen des Generals Espartero, besetzte Biscaya, die zweite unter Lorenzo Navarra, und die vierte unter den Befehlen Jauregui's Guipuzcoa.

„Als ich zum erstenmale die Truppen der Königin sah, so erstaunte ich über ihre häßliche Ausrüstung; ich konnte mich nicht an die schlecht gemachte Kleidung von grobem Tuche, an diese Krieger ohne Strümpfe, ohne Tornister, ohne Schuhe gewöhnen; an alle die Unregelmäßigkeiten, welche ich in Gedanken mit unsern prächtigen, glänzenden und auf's Genaueste übereinstimmenden Uniformen verglich. Als ich jedoch die Truppen näher betrachtete, erkannte ich, daß die physischen Kräfte der Soldaten und ihre natürliche Energie nur guter Führer bedürfe, um den Sieg zu erlangen. Ihre persönliche Schönheit ist bemerkenswerth, besonders bei den Offizieren. Man bleibt unwillkührlich stehen, um diese ausdrucksvollen Gesichter, diese feinen Züge, diese hohen Stirnen, ihr edles Aussehen, ihre düster schwarzen Augen, ihre Augenbrauen und Schnurrbärte, schwarz wie Ebenholz und von so zarter Form, daß man glauben sollte, ein Künstler habe sie gezeichnet, zu sehen. Bei diesem Anblicke ist man versucht, zu glauben, daß eine große geistige Entwicklung unsere Bewunderung rechtfertigen werde; man täuscht sich. Durch den Einfluß schlechter Institutionen ist die Unwissenheit bei ihnen eingewurzelt; ihre Vorurtheile sind größer geworden, die Moralität wurde untergraben, der Verstand zurückgehalten, und die schlecht geleitete Nationaleitelkeit hat nur eine schwülstige Großsprecherei und ein Geschwätz über Wahrheitsliebe erzeugt, auf die man nie rechnen kann, und die, statt sicherer Beweise, übertriebene Redensarten und Versicherungen gibt.

„Einer dieser Offiziere, mit welchem ich mich auf dem Platze Villa Franca erging, behauptete ganz ernstlich, daß Wellington im Jahr 1815 die Absicht gehabt habe, mit seiner Armee die französische Republik wieder herzustellen. Mehre Zuhörer traten dieser Ansicht bei, und lachten mir in's Gesicht, als ich es versuchte, ihnen die unläugbaren Thaten unserer Zeit begreiflich zu machen. Ich will nicht behaupten, daß sie nicht tapfer seyen, allein nachdem ich einigen ihrer Gefechte beigewohnt habe, die mehre Stunden dauerten, und wobei am Ende jeder Theil ungefähr fünf Tode und sechs Verwundete zählte, ist es unmöglich zu glauben, daß blutigere Resultate des Kriegs viel Reiz für sie hätten. Das ist ein Krieg der Condottieri, wie er im Mittelalter gebräuchlich war. Die Soldaten haben Muth; und welche Truppen haben ihn nicht? Die Italiener bei der Armee Napoleons, die Cipayen in

Indien, beweisen, daß gute Offiziere unerläßlich sind, und daß selbst diejenigen Völker, die wegen ihres Muths in schlechtem Rufe stehen, sich gut schlagen, wenn sie nur gut geführt werden.

„Die leichte Reiterei ist nicht schlecht equipirt; allein die Infanterie ist in einem beklagenswerthen Zustande: graue, geflickte Mäntel voll Löcher, ungeheuer weite, zerlumpte Pantalons, oberhalb des Knies befestigt, so daß man das nackte Bein sehen kann, das ist die Uniform des Fußvolks der Königin. Wer Schuhe besitzt, darf sich glücklich schätzen. Die meisten haben nur Sandalen, und Strümpfe scheinen verpönt zu seyn. Die am meisten Begünstigten tragen Kamaschen, es sind aber nur wenige. Einige haben am rechten Fuß eine Sandale und am linken einen Schuh. Auch hinken die meisten, und sehen, wie sie mit ihren, mit Bandagen umwickelten Füßen fortkommen. Diese schlechte militärische Administration bemerkt man am wenigsten unter den Truppen, welche Jaureguy befehligt; er gibt sich alle Mühe, seine Kräfte zu einem Feldzug dieser Art, und in einem Gebirgsland, zweckmäßig anwenden zu können; nur zwanzig Maulthiere folgen seinem Armee-Corps, während die Divisionen von Bedoya und Cordova, die aus siebentausend dreihundert Mann Infanterie und dreihundert Mann Reiterei bestehen, dreihundert solcher Thiere nach sich schleppen. Ihre Artillerie will nichts bedeuten; aus zwei kleinen Kanonen, die jede durch ein einziges Maulthier gezogen werden, besteht das ganze Geschütz erwähnter Generale.

„Der größere Theil der Offiziere unter Rodil war im Jahr 1835 schon vorgerückten Alters, ihre ersten Waffenthaten schreiben sich von dem spanischen Unabhängigkeitskriege her, und einige von ihnen waren längere Zeit als Gefangene in Frankreich. Schon aus Interesse und Dankbarkeit mußte man diese alten Vertheidiger der constitutionellen Sache anstellen, allein die Zeit hat ihre alte Energie gebrochen, sie sind nur noch Schatten, ohne Kraft und ohne Thätigkeit. Aus Rücksicht für ihr Alter ist selbst den Subaltern-Offizieren das Reiten gestattet, da aber der größere Theil arm ist, und sich nur ein Pferd halten kann, so muß das arme Thier den Herrn und seine ganze Bagage tragen. Ein solcher Offizier bietet einen komischen Anblick dar, wenn er mit seinen Bündeln einherreitet, wie die alten Bäuerinnen, wenn sie ihre Eier auf den Markt bringen. Viele Offiziere unter den Christinos sind mit Decorationen geschmückt, man behauptet, mehre derselben hätten eine Decoration als Entschädigung für ihre Gefangenschaft in Frankreich erhalten. Das hieße sich auf militärischen Ruhm und Ehre schlecht verstehen. Die Lage eines Gefangenen verdient Mitleiden, aber keine Belohnung. Soll der ein Zeichen des Sieges tragen, der bei einer Truppe stand, die unglücklicherweise geschlagen wurde? *)

Das Armeecorps der Carlisten wäre an Zahl dem der Königin überlegen gewesen, wenn es jenem nicht an Waffen gefehlt hätte, und

*) Ein militärischer Orden soll kein Siegeszeichen, sondern der Lohn der Tapferkeit seyn, und es gehört oft weit mehr Muth dazu, sich dem siegenden Feinde, wenn auch nur auf eine Zeit lang, zu widersetzen, als den Fliehenden zu verfolgen. Anm. des Uebersetzers.

wenn die Todesstrafe, welche jedem augenblicklich zuerkannt wurde, der sich unter die Fahnen der Carlisten stellte, nicht bei dem Volke eine künstliche Einstimmigkeit zu Gunsten der neuen Constitution hervorgebracht hätte. Vierzehntausend Mann standen unter Zumalacarreguy, Eraso und Zavala. Guibelaldi, Hurisso und andere Chefs commandirten zwei oder drei Corps von tausend oder zwölfhundert Mann jeder; zahlreiche Guerillabanden endlich, in den Dörfern zerstreut, schnitten jede Verbindung ab, legten sich in den Hinterhalt und unterstützten auf diese Art die Sache des Prätendenten wirksam. Seit dem Beginn des Jahres 1835 haben sich die Streitkräfte der Carlisten noch vermehrt, und ihre Kühnheit wuchs. Anfangs begnügten sich die Guerillas mit diesem Scharmützelkrieg, der ihnen zur Zeit Napoleons so gute Dienste geleistet hatte, indem sie die Vorposten überfielen, Zufuhren angriffen, Couriere abfingen, und die Feinde auf verschiedene und vereinzelte Punkte lockten, und ihnen dann so viele Leute tödteten, als sie konnten; allein der Erfolg machte sie kühner, und sie zeigten sich zwar nicht im freien Felde, aber auf hohen Felsen, von wo aus sie die Fuß- und Kreuzwege beherrschten, wenn Christineus Truppen sich daselbst in ein Gefecht einließen. Von da aus tödteten sie dieselben ohne Schonung. Die Armee der Königin verlor auf diese Art mehr als hundert Offiziere jeden Grads. Endlich nahmen sie die Taktik an, von welcher Napoleon lange Zeit einen so glänzenden Gebrauch gemacht hatte, sie erschienen plötzlich auf Punkten, wo sie am wenigsten erwartet wurden, und vernichteten den auch überlegenen Feind; auf diese Art wurde die Vorwache von Quesada und die von Lorenzo, so zu sagen, mit einem einzigen Schlag aufgerieben.

Von Beginn des Feldzugs an waren die Combinationen der Carlisten denen der Armee der Königin überlegen. Sie kannten das Terrain besser, ertrugen Strapazen leichter, und wurden durch ihre Spione besser bedient. Der größte Theil bestand aus Schmugglern und Hirten, war an das Bergleben gewöhnt, passirte ohne Mühe durch fast unzugängliche Schluchten, kletterte mit der Leichtigkeit einer Gemse auf fast senkrechte Felsen, scheute keine Anstrengung, und so hatten sie unermeßliche Vortheile. Verfolgt von den Christinos und auf dem Punkte, von denselben eingeschlossen zu werden, ließ Zumalacarreguy einst seine Leute täglich fünfzig Meilen machen. Die Garde du Corps von Don Carlos, welchen Jaureguy einst nachsetzte, machten sechzig Meilen in vier und zwanzig Stunden. Als sie am Ziele ihres Eilmarsches anlangten, kam ihnen El Pastor von Neuem auf die Fersen, und sie mußten wieder umkehren. Erschöpft von Strapazen, weigerten sich in Tolosa die Soldaten der Königin, weiter zu marschiren; nun wurden die Truppen der Garnison aufgeboten, die Verfolgung fortzusetzen. Allein trotz eines solch' langen und weiten Marsches ließen sich Don Carlos Veteranen auch von diesen frischen Truppen nicht einholen. Nach Verfluß von zwei Stunden mußten Letztere auf den glänzenden Fang, den sie sich versprochen hatten, Verzicht leisten, und in die Stadt zurückkehren.

Aber nicht nur Energie und Beweglichkeit, welche man hauptsächlich bei diesen Rebellen findet, sind ihre einzigen Vortheile. Sind sie

von Strapazen ermüdet, so finden sie in den Hütten der Landleute ein sicheres Asyl und sorgsame Pflege. Die Christinos dagegen können nicht einen einzigen Soldaten zurücklassen, ohne ihn dem Dolch der Meuchelmörder Preis zu geben. Dadurch muß man sich die Schnelligkeit der Bewegungen Jener erklären, mit welcher die unvermeidliche Langsamkeit ihrer Gegner so sehr contrastirt. „Selbst in der Provinz Guipuzcoa, wo die Rebellion keinen so heftigen Charakter angenommen hat, sah ich,“ sagt Herr Boyd, „einige Soldaten der Nachwache anhalten, um ihren Durst zu stillen, indem sie das Wasser aus einem Bache schöpften; allein die ganze Nachwache machte Halt, aus Furcht, die Zurückbleibenden könnten durch einen Ueberfall aus dem nahgelegenen Gehölze fallen. Die constitutionelle Armee ist demnach genöthigt, geschlossen zu marschiren, und den Einwohnern stets zu mißtrauen. Nur schwer kann sie errungene Vortheile benützen. Hat sie gesiegt, so sieht sie ihre Feinde zerstreut fliehen, welche so zu sagen nach allen Richtungen hinfliegen, wie der Spreu im Winde, und sich in Höhlen, Gebüschen und Gehölzen verstecken. Wie wäre es möglich, daß reguläre Truppen mit ihrer Bagage diesen Leuten auf der Ferse folgen, welche leicht wie Gemsen auf Felsen klettern, und die sich in ihren wilden Einöden alsbald wieder zusammen finden, und vier und zwanzig Stunden nach der Niederlage, furchtbarer als zuvor, wieder erscheinen. So lange die Carlisten-Chefs die vier Provinzen nicht verlassen, die sie besetzt halten, kann man sie als unüberwindlich betrachten, und die Verlängerung des Kriegs ist für sich allein schon ein Triumph für Don Carlos.“

Für die Carlisten ist es nicht schwer, in Verbindung mit einander zu stehen. Ohne Mühe ziehen sie die nöthigen Erkundigungen ein, welche die Christinos sich nicht verschaffen können, die eine feindliche Bevölkerung unaufhörlich zu täuschen sucht, und deren Communicationen gewöhnlich unterbrochen sind. Rodil wurde oft durch seine Spione hintergangen, denen er doch eine Unze Gold für eine einzige Nachricht bezahlte. Die Adjutanten, welche an detachirte Truppen Befehle zu überbringen haben, können nur langsam, und bei Tage, von einer starken Escorte begleitet, sich auf den Weg machen, und oft wird eine solche angegriffen und geschlagen, obgleich sie aus hundert und fünfzig bis zweihundert Mann bestehen. Wie kann man bei solcher Lage der Dinge, aus einer guten Stellung Nutzen ziehen, eine Schlappe wieder gut machen, Vortheil aus einem Siege erlangen?

Alle diese Schwierigkeiten, alle diese materiellen Hindernisse, welche den Christinos begegneten, sind Mittel des Erfolges für die Carlisten. Seit dem Beginn des Feldzugs sind die Bauern der vier Provinzen freiwillige und unentgeldliche Spione und unermüdliche Boten der Carlisten. Ihre Geistlichen haben ihnen bei Strafe der ewigen Verdammniß anbefohlen, der Sache Don Carlos nach allen ihren Kräften zu dienen, und die Befehle seiner Generale gelangen mit der Schnelligkeit des Blitzes an Ort und Stelle. Ein Bauer, der mit der kostbaren Botschaft beauftragt ist, fliegt wie ein Pfeil damit fort und hält nicht eher an, als bis er sich erschöpft fühlt. Nun übergibt er sie dem ersten besten Landmann, der ihm begegnet, der gleichfalls mit forteilt, und

so kann ein Brief durch fünf bis sechs Hände laufen, bis er an seinem Bestimmungsort ankommt, und macht auf diese Art sechszehn Meilen in der Stunde. Solch' außerordentliche Schnelligkeit gestattet den Carlisten, alle ihre Bewegungen zu verabreden, und die Truppen der Königin zu überfallen, die sodann genöthigt sind, einzeln und mit geschlossenen Gliedern sich zu schlagen. Ein von Zumalacarreguy organisirtes Corps leichter Truppen ist besonders beauftragt, den Marsch der Christinos zu beobachten, und mit Hilfe verabredeter Signale von den genommenen Stellungen und von drohenden Gefahren Nachricht zu geben. Wenn die Bewohner einer Stadt sich durch Beweise von Anhänglichkeit an Don Carlos der Rache der Constitutionellen ausgesetzt haben, so klettern die obenerwähnten leichten Truppen von ihren Felsen, um die Annäherung der regulären Truppen anzuzeigen; sobald man sie bemerkt, werden Lärmstangen angezündet, und die ganze Bevölkerung hat nun hinlänglich Zeit, sich in die Wälder zu flüchten.

Alle Festungen, welche im Besitze der Königin sind, mit Ausnahme derer von Pampeluna und St. Sebastian würden sich nicht gegen zwei Kanonen von starkem Kaliber halten können. Villa Franca, Tolosa, Bergana, Eybar werden durch Anhöhen beherrscht, von welchen aus man sie heftig beschießen könnte. Allein da sie mehr als sechszehntausend Mann Besatzung erfordern, und die Carlisten sie in einer Art fortwährendem Blokadestand erhalten, so haben diese recht, sich ihrer nicht zu bemächtigen.

Die Interessen der Basken und Navarresen, ihre Erinnerungen, ihre Abneigung, ihr Aberglaube, alles dieß vereinigt sich, gegen die Königin sich zu bewaffnen. Für ihre Geistlichen und deren Rechte würden sie bis in den Tod kämpfen. Ich spreche hier nicht vom mittäglichen Spanien, wo sich die Interessen der Mehrzahl jetzt auf die Seite der Königin zu neigen scheinen, wo aber mehr als sechszigtausend Klostergeistliche sich befinden, die alle die Sache des Don Carlos wie ihre eigene betrachten. Vom ersten Augenblicke an, wo sie auf einen möglichen Erfolg rechnen könnten, würden sie ihren Einfluß zu Gunsten der Legitimität benützen.

Im Norden Spaniens verhehlen die Landbewohner ihre Gesinnungen nicht. Um sich einen Begriff von diesen Gesinnungen zu machen, deren Aeußerung die barbarischen Urtheilssprüche der Martialgerichte kaum unterdrücken konnte, muß man den Bericht eines englischen, bei der Armee der Königin Christine angestellten Offiziers, mit der Erzählung des Obersten Henningsen, welcher unter Zumalacarreguy diente, vergleichen. „Wenn wir in ein Dorf einrückten," sagt ersterer, „drückten die Vorübergehenden ihre Mützen in die Augen und ihre gerunzelte Stirne und ihre wilden Blicke gaben uns die Freundschaft, die sie für uns hegten, deutlich zu erkennen. Nicht ein Wort des Grußes empfing uns. Nichts war schwieriger, als sich die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen: „Sie hätten nichts," sagten sie, „der Krieg hätte ihnen Alles geraubt." Ihre Hand zuckte fast unwillkührlich nach dem Messer, das an ihrem Gürtel steckt. Jede ihrer Geberden schien eine Beleidigung, und unsere Soldaten, aufgebracht über diese fortwährende eingewurzelte Feindseligkeit, reizten sie dadurch, daß sie die constitu-

tionelle Hymne aus voller Brust sangen. Diese gegenseitigen Beleidigungen erzeugten eine entsetzliche Wuth, welche sich nur in ihrem Blute kühlte."

Das finstere Stillschweigen der baskischen Dorfbewohrer und ihrer feindseligen Aufnahme der Christinos contrastirt auffallend mit ihrem herzlichen Empfange der Carlisten. „Die Einwohner," sagt Oberst Henningsen, „schienen trunken vor Freude, bei unserer Ankunft. Die Glocken läuteten, alle Frauen des Dorfes kamen uns in ihren Sonntagskleidern truppenweise entgegen, ihre Augen strahlten von Enthusiasmus und sie überhäuften uns mit Fragen über ihre Männer, Geliebten, Väter, Söhne und Brüder; sie boten uns Wein, Chocolade, Erfrischungen aller Art an, und zogen uns an unsern Rockschößen, um uns zu zwingen, vom Pferde zu steigen. Aus allen Fenstern winkten sie uns mit Tüchern zu, ein Blumenregen fiel auf uns herab, nie gab es einen vollständigeren und ausdrucksvolleren Volksempfang."

Ein solcher Geist herrscht allgemein in den vier, im Aufstand begriffenen Provinzen. Und ob nun der Oheim oder die Nichte am Ende den Thron von Spanien behaupten werden, so zweifeln wir doch sehr, daß die Sache der wahren Freiheit durch den Erfolg des einen oder der andern gewinnen wird. Die Jahrbücher der Geschichte dieses schrecklichen Kampfes werden den Völkern die traurige Lehre aufbewahren, wie groß und weiterstreckend der Einfluß schlechter Institutionen, und wie schwierig es ist, tiefeingewurzelte Uebel zu heilen.

(Quarterly-Review.)



Das Abenteuer in St. Martin Lentosca.

Seit lange schon wünschte ich, St. Martin Lentosca zu kennen, welches man mir als ein Zauberland, mitten im Gebirge, geschildert hatte. Ich wollte seine reine Luft athmen, seine Tannenwälder sehen, seine Cascaden und alle jene schönen Plätze, von denen man mir eine so reizende Schilderung gemacht hatte. Auf der andern Seite aber verhehlte man mir auch nicht die Abgründe und Felsen, die ich auf der Straße dahin antreffen würde; allein meine Gesundheit, die ich mir von dem dortigen Aufenthalte zu verbessern versprach, und die Neugierde ließ mich über die Beschwerlichkeiten hinwegsehen, und meine Abreise wurde beschlossen.

Den 3. Juni 1834 um vier Uhr Morgens verließ ich Nizza in meinem Cabriolet, indem ich stets dem Bache Paglion folgte, und drei Stunden später hatte ich bereits L'Escarene erreicht. Während dieser kurzen Zeit war das Klima gänzlich verändert. Ich war von Nebel eingehüllt und erblickte in der Ferne den Himmel von Nizza in seiner vollkommenen Reinheit. Dieses Schauspiel ist permanent. Ein Wall von Bergen verhindert die Wolken, dieses Erdenparadies zu erreichen. Nizza sieht beständig Stürme, Regen und Ungewitter sich auf dem Kamm der Berge entladen, die seinen Horizont begränzen.

In L'Escarene machte man mir noch eine fürchterlichere Schilderung von dem Wege nach St. Martin. Man sprach von Abgründen, aus denen mich Niemand herausziehen könnte, wenn ich das Unglück haben sollte, hinein zu stürzen. Auch sprach man von einer Epidemie, die in St. Martin herrschte, und die Maulthiertreiber forderten einen unmäßigen Preis, um mich hinzubringen. Nachdem ich so während zweier Tage alle Hirngespinnste und wirkliche Hindernisse bekämpft hatte, reiste ich wirklich um drei Uhr Morgens nach St. Martin ab. Ich ritt auf einem guten Maulthier und mein Führer Flaminius, ein starker großer Mann mit festem Schritt und kriegerischer Haltung, flößte mir Vertrauen und Muth ein. Ich sehnte mich, zu den Abgründen zu kommen, und war gewiß, daß Flaminius mich nicht stecken lassen würde.

Wir richteten uns nach Luceram, einem kleinen Flecken zwei Stunden von L'Escarene. Die Straße bis hieher war gut und breit; sie hätte sogar mit leichter Ausbesserung für Wagen dienen können.

Ich beschäftigte mich mit den schönen Aussichten, die sich bei jedem Schritte vor meinen Blicken eröffneten. Der Anfang entsprach nicht den schrecklichen Schilderungen, und ich fing an, mich auf Uebertreibungen gefaßt zu machen. So gelangte ich, wie durch einen schönen Traum, nach Luceram, einem kleinen Orte von fünf= bis sechshundert Seelen, der in der Tiefe eines malerischen Thales liegt. Hierauf mußten wir eine Stunde einen sehr steilen Weg gleich einer Treppe hinansteigen. Nachdem wir ihn zurückgelegt, kletterten wir einen schlüpfrigen Felsen hinan, auf dem die Hufe des Maulthiers nicht haften konnten, und nach vielen Mühen und Gefahren gelangten wir zu dem Gipfel eines Berges, La Colla genannt. Hier empfing uns plötzlich ein Eiswind, der uns sehr übel bekommen konnte, indem wir noch vor wenig Augenblicken auf dem Abhang des Felsens von glühender Sonnenhitze versengt worden waren.

Nachdem ich eine Viertelstunde auf dem Plateau dieses Berges fortgeritten war, gewöhnte ich mich an diese neue Temperatur, und betrachtete die imposante Scene, die mich umgab. Nie war mir die Natur so groß und majestätisch erschienen. Ein ungeheures Thal mit Wiesen und Olivenwäldern erstreckte sich bis an den Fuß der Alpenkette, deren Gipfel mit Schnee bedeckt war. Ich wollte hier ein wenig ruhen, um das schöne Schauspiel mit Muße zu betrachten, allein Flaminius, der mein Entzücken nicht theilte, bat mich, diese Eisgegend so bald als möglich zu verlassen.

Die Straße führte nun auf einen Steg, zwei bis drei Fuß breit, in den Felsen am Abhange des Berges gehauen. Dieser Steg wurde manchmal so schmal, daß das Maulthier, um sich nicht an den Felsen zu stoßen, genöthigt war, über dem Abgrund zu hängen, allein es zog sich dabei mit einer bewundernswerthen Geschicklichkeit aus dem Handel. Dieses verwünschte Maulthier schien ordentlich die Gefahr herauszufordern, denn es ging immer am Rande der Abgründe. Umsonst war das Schlagen und Schreien meines Führers, das Thier folgte nicht, und hielt mich immer zwischen dem Himmel und grundlosen Schluchten. Oft wurde der Weg so steil, daß das Maulthier auf allen Vieren hinabrutschte; dann hat man nichts Besseres zu thun, als die Augen zu schließen und ihm sein Leben zu vertrauen, denn wollte man es lenken, so würde es die Spur verloren haben, wohin ihn sein Instinkt leitet, und man würde sich der Gefahr aussetzen, hinabzustürzen.

Von Zeit zu Zeit erblickt man Kreuze, welche die zahlreichen Unglücksfälle bezeichnen, die den Reisenden auf dieser gefahrvollen Straße begegnet sind. Mein Führer erzählte mir die Geschichte jedes Kreuzes mit allen Umständen, und versäumte nicht, stets den Namen, die Eigenschaft und die Moralität der Verunglückten hinzuzufügen. Es beruhigte mich keineswegs der Gedanke, daß ein Fehltritt meines Maulthiers mich in das Register dieses traurigen Berichterstatters einschreiben könnte. Er vollendete seine schreckliche Gallerie, indem er mir in einem tiefen Abgrunde zwei Maulthiere zeigte, die erst kürzlich mit ihrer ganzen Last hinabgestürzt waren.

Jetzt kam ich an den beschwerlichsten Theil der Straße, der mich

für den Moment in eine augenscheinliche Gefahr setzte. Beim Umwenden um eine Ecke zeigte sich plötzlich vor mir und zu beiden Seiten ein Abgrund. Ich sah unter den Füßen des Thieres keinen Boden mehr, und glaubte in der Luft zu schweben. Das Maulthier mußte sich herumdrehen, um den neuen Weg zu suchen, der hier einen Winkel bildete. Würde mein Pegasus um ein Paar Zolle bei seiner Wendung sich verrechnet haben, so läge ich in den Eingeweiden der Erde begraben.

Nach fünfstündigem, sehr ermüdendem Marsche erreichten wir Lentosca, einen kleinen Flecken an einem reißenden Bache, von beholzten Bergen umgeben. Hier machten wir Halt. Der Wirth beeilte sich, mir ein gutes Diner zu bereiten, obgleich ich ihm sagte, daß ich keinen Hunger hätte und nur der Ruhe bedürfe. Nachdem er mich trefflich aufgenommen und gefüttert, fragte er mich, ob ich ernstlich daran dächte, nach St. Martin Lentosca zu reisen, und dort mein Leben auf das Spiel zu setzen, da die Pest bereits die Hälfte der Bevölkerung weggerafft hätte. Er bat mich, vier oder fünf Tage bei ihm zu bleiben, bis hoffentlich beruhigendere Nachrichten angekommen seyn würden. Dieser Rath war zwar gut, allein der Eigennutz war mit im Spiele. Ich dankte daher dem Wirthe für das Interesse, das er an meiner Gesundheit nahm, und machte mich auf den Weg. Nach zweistündigem Marsche längs dem Wildbache, der ungefähr 200 Fuß unter uns dahin brauste, kamen wir nach Rocca Biliere, welches amphitheatralisch auf dem Abhang eines Berges liegt, der eine reiche Aussicht und die schönste Vegetation zeigte. Ich blieb hier einen Augenblick, um mich über die Epidemie von St. Martin Lentosca aufzuklären. Ein Arzt, den ich zufällig fand, beruhigte mich, indem er mir sagte, daß die Krankheit, die mehre Opfer hingerafft, bereits ihrem Erlöschen nahe sey, daß es jedoch klug wäre, einige Tage zu warten. Hiezu konnte ich mich jedoch nicht entschließen, und machte mich wieder auf den Weg. Mein Führer wäre gern zurückgeblieben, und um mich dazu zu bestimmen, sagte er, daß ein Ungewitter uns entgegen ziehe, und daß wir unterwegs keinen Schutz finden würden. Ich erwiderte ihm, daß er nicht mehr davon zu besorgen hätte, als ich, und daß wir weiter müßten. Dieser Entschluß schien Flaminius nicht recht zu seyn. Er ließ mich voraus reiten und blieb fünfzig Schritte zurück, sich weder um mich noch um sein Thier bekümmernd. Ich rief ihm einige Worte in seinem Patois zu, die geeignet waren, seine Nationalehre zu stacheln. Dies brachte eine elektrische Wirkung auf ihn hervor, und er war wieder der Alte.

Das Ungewitter, dem wir entgegen zogen, war nun da. Der Donner rollte unaufhörlich hinter den Bergen, deren Gipfel in schwarzen Flor gehüllt waren, aus dem unzählige Blitze schoßen. Mit einem Male löste sich eine dicke Wolke von dieser Scene ab, und wir wurden ganz und gar durchnäßt. Wir zogen jetzt mitten durch den Gießbach zwischen zwei Reihen von Bergen von einer bedeutenden Höhe. Als ich diese ungeheuern Massen mit den Augen maß, betrachtete ich mich wie ein Atom, und fand es lächerlich, daß dieses kleine Wesen noch seinem Führer befehlen konnte, und zugleich den Raisonneur und Bewunderer machte. Nach zwei und einer halben Stunde eines sehr

beschwerlichen Marsches auf einem felsigten Boden, wo der Weg nicht mehr vorgezeichnet war, erhoben wir uns plötzlich auf einen kleinen steilen Felsen, der uns alsbald wieder zweihundert Fuß über den Gießbach versetzte, von wo wir St. Martin Lentosca auf einer Erhöhung beim Zusammenflusse zweier Bäche entdeckten, von schönen Bergen beherrscht, die mit Fichten- und Castanienwäldern bedeckt waren.

Indem ich meinen Einzug hielt, wurde ich von einem kleinen Haufen schwarzer und schmutziger Einwohner auf das Unangenehmste überrascht. Ich war müde und durchnäßt; meine erste Sorge war daher, mir eine gute Wohnung zu verschaffen. Ich empfahl Flaminius, mich in das beste Wirthshaus zu führen, und nachdem er eine sehr steile Straße emporgeklettert, hielt er vor einem schwarzen Hause, dessen Anblick mich mit Grausen erfüllte. Dieß war der Gasthof. Der Wirth sagte mir, daß er nur eine Stube zu meiner Disposition habe, und ließ mich hinführen. Beim Eintritt wurde ich von dem Anblick des scheußlichsten Elends und der empörendsten Unreinlichkeit ergriffen. Bald entdeckte ich in Mauern und Möbeln Schaaren von Insekten, die mir jede Ruhe zu rauben drohten. Bei diesem Anblick verlor ich meinen Muth und eilte fort, um für jeden Preis mir ein besseres Quartier zu suchen. Allein meine Bemühungen blieben unnütz: ich mußte zurückkehren. Während meines kurzen Ausflugs begegnete ich überall finstern Blicken. Die Leute betrachteten mich aufmerksam und folgten mir mit den Augen, bis ich wieder in den Gasthof getreten war. Mir war es klar, daß sie mich für verdächtig hielten. Ich trat in mein Zimmer, betrübt über die häßlichen Gegenstände, die mich umgaben, erschöpft von der Reise, und erfüllt von den schwärzesten Vorgefühlen.

Diese Ereignisse empfingen mich in St. Martin; allein dennoch hielt ich es für nöthig, eine gute Fassung zu zeigen, und mit einem freundlichen Gesicht forderte ich von dem Koch mein Mittagessen. Er verstand aber kein Wort französisch, und ich gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß ich einen Eierkuchen wollte. Ai, ai, erwiderte er mir, und nach einer Viertelstunde brachte er mir meinen Stock. Nach drei ähnlichen Quiproquo's sah ich die Unmöglichkeit ein, hier zu essen zu bekommen, machte mich über meinen Reisevorrath her, und versparte meinen Heißhunger bis zur Table d'Hote am andern Tage. Ich sollte als Stubengenossen einen Richter und seinen Schreiber, einen Assessor und einen Magister erhalten. Diese Nachricht war mir eben so angenehm als unerwartet, weil ich doch nun hoffen durfte, mit einigen civilisirten Menschen in diesem Land zusammen zu kommen. Nach meinem frugalen Mahl ging ich aus, und durchstrich das Städtchen nach allen Richtungen, um es kennen zu lernen. Dieselben Blicke, dieselbe Neugierde empfingen mich überall. Man folgte mir, man zählte meine Schritte, man lief zusammen, man flüsterte. Ich konnte nicht mehr daran zweifeln, daß ich mich unter der Aufsicht der Polizei befände, denn die gemeine Neugier ist von der Spionerei gut zu unterscheiden. Ich ging daher in meine Herberge zurück, erfüllt von der lebhaftesten Unruhe. Um 8 Uhr Abends zog ich mich in mein Zimmer zurück, welches der Wirth mir wohnlicher zu machen versprochen hatte;

allein nachdem ich Mauern, Möbel und Bett besichtigt, ward es mir deutlich, daß mich die ekelhaften Insekten nicht schlafen lassen würden. Da mir aber in dem Augenblick keine Wahl übrig blieb, so stellte ich den Tisch in die Mitte der Stube, und war eben im Begriff, mich darauf zu legen, als an meiner Thür geflüstert und endlich angeklopft wurde. — Zu wem will man? — Zu dem Fremden? — Was will man von ihm? — Oeffnet! wird draußen geschrien. Ich öffne, und sehe mich zweien Carabiniers gegenüber — die Gendarmen in Piemont, von Kopf bis zu den Füßen bewaffnet. Euern Paß! schrie mir der Brigadier zu. — Hier ist er.

Nachdem er ihn von einem Ende zum andern gelesen, ließ er ein wildes Gelächter erschallen, und ich sah an seiner zufriedenen Miene, daß er einen guten Fang zu machen glaubte: — Ihr seyd, sagte er zu mir, ein Uebertreter der Gesetze. Euer Paß ist nicht vom Gouverneur visirt, Ihr seyd nie in Nizza gewesen, Ihr seyd ein Vagabund und Schleichhändler, und ich arretire Euch. Oeffnet mir Eure Effekten; her mit dem Rasirzeug; was macht Ihr mit dem Messer? gebt mir Eure Brieftasche und diese Scheere.

Mein Paß war vollkommen in der Ordnung, schon in Escarene hatten ihn die Carabiniers besichtigt; ich war also der Gegenstand einer gemeinen Chikane.

Ueberrascht von dieser plötzlichen Erscheinung, so wie von diesen beleidigenden Worten, schwieg ich still, und überlegte, ob ich diesem Menschen antworten sollte, wie er es verdiente. Allein meine Vernunft gab mir einen bessern Rath; ich befand mich seiner Discretion übergeben, und er konnte auf mich eine unbegränzte Autorität ausüben; daher war es nöthig, ihn nicht zu reizen. Ich antwortete ihm kurz und ohne Zorn auf alle seine Fragen, und sagte ihm mit Ruhe, daß er im Irrthume sey, daß ich seit zwei Jahren in Nizza wohne, und daß ich ihm in dieser Stadt wohl an zehn Personen nennen könnte, die für mich jede Bürgschaft zu leisten erbötig seyn würden.

Bei diesen Worten wurde er wüthend und ergoß sich in einen Strom von Schmähungen, indem er dabei eine drohende Stellung annahm. Ich sah wohl ein, daß dieser feige Mensch mich zu irgend einem Zornausbruche bringen wollte, um eine gerechte Klage gegen mich erheben zu können. Allein ich hütete mich wohl, ihm diese Genugthuung zu geben; ich stellte seiner Heftigkeit Mäßigung entgegen; meine Höflichkeit setzte ihn in Verlegenheit, und er fuhr fort in der Durchsuchung meiner Effekten. Alles wurde durchgesehen, bis auf die Falten und Nähte meiner Hemden. Man betastete mich vom Kopf bis zu den Füßen; meine Papiere wurden aus der Brieftasche genommen und mit einer großen Gier gelesen, aber alle diese Nachforschungen gaben kein Resultat. Der getäuschte Brigadier nahm ein Protokoll auf, und befahl mir, ihm zu folgen, indem er und der andere Carabinier mich begleiteten. Dieser Letztere war ein junger Mann von sehr angenehmem Aeußeren, der im Stillen die barbarische Aufführung seines Chefs zu mißbilligen schien. Seine glückliche Physiognomie deutete auf menschlichere Gefühle. Ich hoffte von ihm auf eine Er-

leichterung des mich erwartenden Schicksals; er aber übertraf alle meine Hoffnungen und wurde mir ein Freund.

Von dem Wirthshause brachte man mich unter Bedeckung nach dem Posten der Carabiniers. Eine zahlreiche und zerlumpte Volksmasse hatte sich auf unserm Weg versammelt und folgte uns nach dem Gefängniß. Der Brigadier ließ mich durch mehre Gänge gehen, an deren Ende er mir eine Thür öffnete. „Hier werdet Ihr bleiben,“ sagte er zu mir, „bis daß ich Erkundigung über Euch eingezogen habe, um Euch in Freiheit setzen zu können oder nach Nizza zu escortiren. Morgen sollt Ihr die Gefangenen-Ration erhalten, Wassersuppe und ein Stück Brod.“

Ich wollte ihm hier einige Bemerkungen machen, daß ich den Tag über große Mühseligkeiten ausgestanden und ihn daher bäte, mich mit weniger Strenge zu behandeln. „Diesen Abend,“ sprach er, „werdet Ihr Wasser bekommen. Fordert nicht mehr, sonst laß' ich Euch an jenen Ring anketten, der dort in der Mauer ist.“ Und indem er dieses sagte, warf er die Thür zu, schob zwei schwere Riegel vor, und ich war im Finstern.

Das Erste, was mich in meinem Kerker ergriff, war eine vergiftete Stickluft, die mich schon nach kurzer Zeit in einen ohnmächtigen Zustand versetzte. Ich athmete mit vollen Zügen, um nicht zu ersticken, und ich athmete nichts als faulen Moderdunst. Es herrschte undurchdringliche Finsterniß. Ein Lager aus einigen Brettern und ein Paar Strohbünde nahmen fast den ganzen Raum ein, und ich konnte mich nicht bewegen, ohne auf unreinliche Gegenstände zu stoßen. Kaum lag ich eine halbe Stunde auf diesem Lager, als ich mich schon von Ungeziefer überdeckt fühlte. Der Mangel an Luft, die Fäulniß, die Feuchtigkeit, die mir bis auf das Hemd drang, die Unruhe, das Grausen über meine Lage, gaben mir die Gewißheit, daß dieser Kerker nach zwei Tagen schon mein Grab seyn würde.

Ich zählte bereits acht Stunden mitten unter diesen schrecklichen Qualen, die mich endlich so erschöpften, daß mich ein Schlummer anwandelte, der mich auf einen Augenblick allen Schmerzen entrückte. Das Geräusch der Riegel und das Oeffnen der Thür erweckten mich, und ich erblickte den Brigadier, der, ohne ein Wort zu sprechen, in den Kerker sah.

„Herr Brigadier,“ sprach ich, „lassen Sie mich um Gotteswillen frische Luft schöpfen. Sie sind Schuld an meinem Tod, wenn Sie mich hier eingesperrt halten. Lassen Sie den Arzt kommen, er möge Ihnen sagen, ob ich lüge.“

Der Mensch war wahrscheinlich nur gekommen, um nachzusehen, ob ich ihm nicht entwischt sey. Er antwortete mir nicht ein Wort, warf die Thür zu und schloß sie wieder.

Ungefähr eine Stunde später öffnete sich die Thür auf's Neue; allein ich wußte nicht, ob ich mich darüber zu freuen hätte, so sehr fürchtete ich den Anblick jenes Tigers. Wie groß war aber meine Ueberraschung, als ich die sanften Züge, die heitere und offene Miene des Carabiniers entdeckte, zu dem ich vorigen Tages so viel Zutrauen geschöpft hatte. Er nahte sich mir mit Theilnahme und bat mich, ihm

Alles zu vertrauen. Dies war mein lebhaftester Wunsch und mein dringendes Bedürfniß. Ich machte ihm eine energische Schilderung meiner Leiden, sagte ihm, daß meine Gesundheit die größte Schonung verlange, und daß ein längerer Aufenthalt in diesem Kerker meinen Tod unausbleiblich zur Folge haben würde. „Ich fühle, wie sehr Ihre Lage beunruhigend ist,“ sagte mir dieser junge Mann mit bewegter Stimme. „Ich habe bei dem Brigadier alle Mittel angewandt, ihn zu besänftigen, und erlangte endlich von ihm die Erlaubniß, Ihnen während der Zeit Ihrer Haft ein Zimmer abtreten zu dürfen.“

Bei diesen Worten fühlte ich einen lindernden Balsam sich durch meine Adern ergießen. Man muß zu diesem Grad von physischen und moralischen Leiden getrieben worden seyn, um die Wirkung einer solchen Nachricht ganz empfinden zu können, und ich wußte ja, daß sobald ich dem Gouverneur nach Nizza geschrieben hätte, sogleich der Befehl ankommen würde, mich in Freiheit zu setzen. Als ich dem jungen Carabinier danken wollte, erstickten Thränen meine Stimme, und ich konnte nur noch durch Zeichen sprechen. Er war mir beim Aufstehen behülflich, nahm meine Effekten, und sagte mir, daß ich ihm folgen solle. Nachdem ich verschiedene Corridors zurückgelegt hatte, trat ich in ein schönes luftiges Zimmer mit der Aussicht auf das Feld. Der Brigadier erschien und verlangte für dieses Zimmer fünf Franken des Tags. Obgleich mir die Miethe etwas theuer schien, so war doch die Rückerinnerung an den so eben erst verlassenen Kerker so frisch in mir, daß ich sogleich einwilligte.

Mein Erstes war, an den Gouverneur zu schreiben, um ihn von meiner Lage zu unterrichten. Iturbide, der junge Carabinier, der sich für mich interessirte, that Alles, um meine schnellste Befreiung in's Werk zu setzen. Er verschaffte mir einen Boten, der meine Depeschen an Ort und Stelle und die Antwort zu überbringen versprach. Dieser Mann begehrte zehn Franken, von denen ich ihm fünf vorausgeben mußte.

Die Finsterniß des Kerkers hatte meine Augen in einen solchen Zustand versetzt, daß ich mehr als eine Stunde brauchte, um das Tageslicht ertragen zu können, das mich gleich Blitzen in finsterer Nacht blendete. Um halb zwölf brachte mir der Kerkermeister die Wassersuppe und ein Stück schwarzes Brod. Iturbide, der zugegen war, machte den Vorschlag, mir aus dem Wirthshause ein Essen zu besorgen. Ich schlug natürlich voll Freuden ein, und, Dank seinen Bemühungen, ich konnte mich mit einer guten Schnitte gebratenen Kalbfleisches und Austern von trefflichem Geschmack restauriren. Iturbide gab sich fortwährend alle Mühe, meinen Wünschen zuvorzukommen und meinen Zustand nicht nur erträglich, sondern selbst angenehm zu machen. Ich werde nie die Anhänglichkeit dieses jungen, eben so gutmüthigen, als uneigennützigen Menschen vergessen. Er setzte sich selbst durch sein Beginnen der Gefahr aus, denn er mußte alle seine kleinen Dienste den Blicken des Brigadiers entziehen, der sich von Rechtswegen verbunden glaubte, diese barbarischen Maßregeln gegen mich zu ergreifen. Ueberdieß sprach auch Iturbide französisch;

eine weitere Annehmlichkeit für mich. Ich bediente mich seiner mehrmals als Dolmetscher.

Andern Tags empfing ich den Besuch von drei Carabiniers, dem Gefäll-Einnehmer der Stadt und dem Arzte. Von dem Augenblick an, daß mein Bote abgefertigt war, der mir unmittelbaren, vollkommenen Gebrauch meiner Freiheit überbringen sollte, unterhielt ich mich sehr gut und ließ mir nichts abgehen.

Einer dieser Carabiniers sah die Sache jedoch nicht aus dem Gesichtspunkte an. Nach seiner Meinung würde der Gouverneur Befehl ertheilen, mich von Brigade zu Brigade an Händen und Füßen gebunden zu escortiren. Er behauptete, daß dieser Gebrauch für alle Welt bestehe, und daß man zu meinen Gunsten keine Ausnahme machen würde. Obgleich ich nicht auf eine solche erniedrigende Behandlung von Seiten des Gouverneurs, der mich persönlich kannte, gefaßt war, so sprach doch dieser Mann mit einer solchen Bestimmtheit, daß es ihm wirklich gelang, die Ausbrüche meiner Freude zu hemmen.

Indem ich meine Depeschen erwartete, betrachtete ich meine neue Wohnung, die es verdient, beschrieben zu werden. Es war ein Zimmer von sechszehn Fuß Länge und fünfzehn Fuß Breite; die Wände waren von blendender Weiße. Iturbide hatte darauf eine Einfassung von blauen Blumen gemalt, die einen sehr angenehmen Eindruck machten. Zu Häupten seines Betts hingen Kerzen, ein Rosenkranz und zwei kleine Bilder der Jungfrau. Die Möbel, der Boden, so wie das ganze Zimmer waren von einer bewundernswerthen Reinlichkeit. Hätten nicht die im Winkel aufgestellten Waffen die Blicke auf sich gezogen, so würde ich eher geglaubt haben, in der Zelle eines Karthäusers als in der Stube eines Carabiniers zu seyn. Das Fenster öffnete sich nach einem langen Balkon, auf welchem ich spazieren gehen durfte, und von dem ich die Aussicht auf eine fruchtbare Landschaft hatte. Achtzig Fuß unter diesem Balkon badet ein Wildbach die Mauern des Gefängnisses und stürzt sich schäumend über Felsen.

Ich erwachte am andern Morgen mit Ungeduld, weil ich noch immer nicht meinen Boten ankommen sah, der nach meiner Berechnung schon in der Nacht hätte eingetroffen seyn müssen. Ein Carabinier erschien, mir einen guten Morgen wünschend und mir eröffnend, daß der Mensch, dem ich meinen Brief übergeben, ein Trunkenbold sey, der nicht eher nach Hause kehren würde, bis daß er alles von mir erhaltene Geld ausgegeben hätte. Ich schenkte ihm keinen großen Glauben, denn es war derselbe, der sich Abends vorher mit dem Gedanken geschmeichelt hatte, mich schwer gefesselt nach Nizza zu transportiren.

Die Stunden floßen mir langsam dahin, indem ich auf meine Depeschen wartete. Endlich um halb ein Uhr, als ich mit Iturbide auf dem Balkon sprach, hörte ich eine Donnerstimme vom Corridor her: „Ihr seyd frei!“ und zugleich erschien mein Bote mit zwei Briefen des Gouverneurs, den einen an die Carabiniers, den andern an mich. Der ganze Posten versammelte sich. Die Befehle der Regierung wurden mit lauter Stimme vorgelesen, und ich in Freiheit gesetzt. Ich werde es nicht versuchen, hier meine Freude, die ich empfand, zu

beschreiben. Ich will nur sagen, daß sie eben so groß war, als der Schmerz über die schlechte Behandlung, die ich erduldet hatte, und der Mißmuth der Carabiniers, als sie mich ihren Händen entrissen sahen, und als einen Freund des Gouverneurs erkannten, den sie fürchten. Alle diese Menschen fielen mir fast zu Füßen; sie überhäuften mich mit Schmeichelworten und suchten um jeden Preis die Tyrannei, die sie ausgeübt, wieder gut zu machen. Der Brigadier vor Allen war der Geschmeidigste und Bestürzteste. Iturbide allein veränderte sich nicht, und behielt bis zum Ende seinen schönen Carakter, indem er hartnäckig ein kleines Andenken zurückwies, das ich ihm geben wollte. Während diese Leute sich in Complimenten überboten, packte ich zusammen und nahm Abschied von ihnen, indem ich Iturbide die Hand dabei schüttelte. Der Einnehmer kam sogleich herbei, um mir in seinem guten Hause eine Wohnung anzubieten. In Allem hatte ich drei Tage im Kerker zugebracht.

Beweis, dass Napoleon nie existirt hat.

(Eine kleine, sehr originelle Broschüre liegt vor uns, worin ein Unbekannter durch die bizarrsten, aber auch zugleich geistreichsten Raisonnements zu beweisen sucht, daß Napoleon nur eine Allegorie sey. Wir geben hier einen Auszug dieser Broschüre, welche in Agen erschienen ist.)

Napoleon Bonaparte, von dem man so viel gesprochen und geschrieben, hat niemals existirt. Er ist nur eine allegorische Person; er ist die personifizirte Sonne, und diese Annahme wird richtig seyn, wenn wir beweisen, daß Alles, was man von Napoleon dem Großen bekannt gemacht hat, von dem großen Tagesgestirne entlehnt ist.

Wir wollen einmal summarisch betrachten, was man uns von diesem merkwürdigen Manne erzählt.

Man sagt uns, er heiße Napoleon Bonaparte, er sey auf einer Insel des mittelländischen Meeres geboren, seine Mutter heiße Lätitia, er habe drei Schwestern und vier Brüder gehabt, von denen drei Könige gewesen, er habe zwei Frauen gehabt, deren eine ihm einen Sohn geboren, unter ihm haben sechszehn Marschälle seines Reichs gestanden, von denen zwölf im Dienste waren, ferner daß er eine große Revolution beendigt, daß er im Mittage gesiegt habe und in Mitternacht unterlegen sey, daß er endlich nach einer Regierung von zwölf Jahren, die er, aus dem Morgen kommend, begonnen, durch sein Verschwinden in den westlichen Meeren beendigt habe. Es bleibt nach diesem nur darzuthun, ob diese verschiedenen Partikularitäten von der Sonne entlehnt sind, und wir hoffen, daß Jeder, der dieses liest, davon überzeugt seyn wird.

Zuerst wird ein Jeder wissen, daß die Sonne von den Poeten Apollo genannt wird; der Unterschied zwischen Napoleon und Apollo ist aber nicht sehr groß. Er wird aber noch geringer, wenn man zu der ursprünglichen Bedeutung dieser Namen zurückgeht. Es ist ausgemacht, daß das Wort Apollo Vertilger heißt, und es scheint, daß die Griechen diesen Namen der Sonne beilegten, wegen des Uebels, welches sie ihnen vor Troja zufügte, wo ein Theil ihres Heeres durch die außerordentliche Hitze und die dadurch entstehenden Krankheiten aufgerieben wurde, wegen der Beleidigung, die Agamemnon dem Sonnenpriester zugefügt hatte, wie man es zu Anfang der Iliade Homer's

lesen kann. Die glänzende Einbildungskraft der griechischen Dichter verwandelte die Strahlen des Gestirns in glühende Pfeile, welche der erzürnte Gott nach allen Seiten hin versendete, und die Alles vernichtet haben würden, wenn man nicht, um seinen Zorn zu besänftigen, Chryseis, der Tochter des Opferpriesters, die Freiheit geschenkt hätte. Wahrscheinlich damals und aus diesem Grunde wurde die Sonne Apollo benannt; aber abgesehen von diesem Umstande, welcher dem Gestirne diesen Namen zulegte, so ist es ausgemacht, daß er Vertilger bedeute. Uebrigens ist Apollo dasselbe wie Apoleon. Sie werden abgeleitet von Apolluo, *Απολλυω* oder Apoleo, *Απολεω*, zwei griechische Zeitwörter, welche verderben, tödten, vertilgen bedeuten. Wenn nun der vorgebliche Held unseres Jahrhunderts Apoleon geheißen hätte, so würde er mit der Sonne einerlei Namen geführt und auch die ganze Bedeutung desselben erfüllt haben, denn man beschreibt ihn uns als den größten Menschenvertilger, der jemals gelebt. Jene Person heißt aber Napoleon, und folglich finden wir hier noch einen Anfangsbuchstaben, den wir in dem Namen der Sonne vermissen. Selbst eine Sylbe ist mehr darin; denn nach den Inschriften, die man überall in der Hauptstadt findet, soll dieser vorgebliche Held Neapoleon geheißen haben, wie man es deutlich auf der Vendomssäule sieht. Diese Sylbe mehr ändert aber nichts an der Sache; diese Sylbe ist griechisch, wie der ganze Name, und im Griechischen ist Ne oder Nai (*νη*, *ναι*) die größte Bejahung, die man mit dem Wort wahrhaftig wieder geben kann. Daraus folgt nun, daß Neapoleon der wahrhaftige Apollo oder der wahrhaftige Vertilger heißt; mithin ist er die wahrhaftige Sonne.

Was soll man aber von seinem andern Namen sagen? In welcher Beziehung steht das Wort Bonaparte mit dem Tagesgestirn? Es fällt nicht sogleich auf, aber man begreift leicht, daß, wenn Bonaparte so viel bedeutet, als ein gutes Theil, hier von Etwas die Rede seyn muß, welches zwei Theile hat, ein gutes und ein schlimmes; ein Etwas, das sich übrigens auf die Sonne Napoleon bezieht. Nichts bezieht sich aber unmittelbarer auf die Sonne, als die Wirkungen ihrer täglichen Revolution. Diese Wirkungen sind der Tag und die Nacht, das Licht und die Finsterniß; das Licht, welches ihre Anwesenheit hervorbringt, und die Finsterniß, die aus ihrer Abwesenheit entsteht. Dies ist eine Allegorie, die von den Persern entlehnt wurde; das Reich des Ormuzd und Ariman; das Reich des Lichts und der Finsterniß, der guten und bösen Geister. Und diesen letztern, den Geistern des Bösen und der Finsterniß, opferte man sonst mit dem Ausspruche: Abi in malam partem. Wenn nun durch mala parte die Finsterniß bezeichnet wird, so darf nicht bezweifelt werden, daß bona parte das Licht bedeute. Es ist der Tag als Gegensatz zur Nacht; und es ist nicht zu zweifeln, daß dieser Name in Beziehung zur Sonne stehe, besonders wenn man ihn dem Napoleon beigesellt sieht, welches die Sonne selbst bedeutet, wie wir so eben bewiesen haben.

Nach der griechischen Mythologie wurde Apollo auf einer Insel des mittelländischen Meeres, Delos, geboren; auch soll Napoleon auf einer Insel des mittelländischen Meeres geboren worden seyn, und

man hat mit Absicht Corsika gewählt, weil Corsika's Lage zu Frankreich der Lage von Delos zu Griechenland gleich ist, wo Apollo seine Haupttempel und Orakel besaß.

Es ist war, daß Pausanias dem Apollo den Titel einer ägyptischen Gottheit beilegt; um aber eine ägyptische Gottheit zu seyn, ist es nöthig, in Aegypten geboren zu werden; es genügte, in jenem Lande für einen Gott erkannt zu werden, und dieß nur allein hat uns Pausanius sagen wollen. Er wollte uns zu verstehen geben, daß die Aegyptier ihn anbeteten, und auch dieses setzt eine Beziehung mehr zwischen Napoleon und der Sonne fest; denn man sagt, daß in Aegypten Napoleon als ein überirdisches Wesen anerkannt wurde, als ein Freund Muhameds, und daß er dort Huldigungen empfing, die an Anbetung grenzten.

Man behauptet, daß seine Mutter Lätitia geheißen worden, aber mit dem Namen Lätitia, welches Freude bedeutet, hat man die Morgenröthe bezeichnen wollen, deren wachsendes Licht alle Wesen mit Freude erfüllt; die Morgenröthe, welche der Welt die Sonne gebiert, wie die Dichter sagen, indem sie ihr mit Rosenfingern die Pforten des Ostens öffnet.

Auch ist noch merkwürdig, daß nach der griechischen Mythologie die Mutter Apollo's Leto hieß. Wenn nun aber die Römer aus Leto, der Mutter Apollo's und Diana's, Latone machten, so hat man in unserem Jahrhundert vorgezogen, Lätitia daraus zu machen, als das Substantiv des Zeitworts laetor, oder des ungewöhnlichen laeto, welches so viel sagen will, als Freude einflößen. Es ist also ausgemacht, daß diese Lätitia gleich ihrem Sohne der griechischen Mythologie entlehnt ist.

Nach dem, was man uns erzählt, hatte dieser Sohn der Lätitia drei Schwestern, und es ist unzweifelhaft, daß diese drei Schwestern die drei Grazien sind, welche mit den Musen, ihren Begleiterinnen, die Zierde und den Schmuck am Hofe ihres Bruders Apollo bildeten.

Man sagt weiter, daß dieser moderne Apollo vier Brüder hatte. Dies sind die vier Jahreszeiten, wie wir sogleich beweisen werden. Von den vier Brüdern Napoleons waren drei Könige, und dieß sind der Frühling, der über die Blumen herrscht, der Sommer, der über die Erndte herrscht, und der Herbst, der über die Früchte herrscht. Und wie diese drei Jahreszeiten ganz von dem mächtigen Einflusse der Sonne abhängen, so erzählt man uns auch, daß die drei Brüder Napoleons ihre Würden von ihm hatten und nur durch ihn regierten. Und wenn man hinzufügt, daß von den vier Brüdern Napoleons einer nicht König gewesen, so ist es, weil von den vier Jahreszeiten eine über nichts herrscht, nämlich der Winter.

Wenn man aber, um unsere Parallele zu durchkreuzen, behaupten wollte, daß der Winter nicht ohne Herrschaft sey, und ihm vielleicht die traurige über Reif und Schnee zuerkennen wollte, so wird unsere Antwort gleich fertig seyn: dieß wollte man, werden wir sagen, uns durch die lächerliche Herrschaft andeuten, womit, wie es heißt, dieser Bruder Napoleons nach dem Sturze seiner Familie bekleidet

wurde, eine Herrschaft, die man mit dem Dorf Canino verbunden, weil Canino von Cani kommt, welches sagen will, die weißen Haare des kalten Alters, welches wieder an den Winter erinnert; denn nach unsern Poeten sind die Wälder der Haarschmuck unserer Hügel, und wenn der Winter sie mit Reif bedeckt, so sind es die weißen Haare der hinfälligen Natur im Greisenalter des Jahres,

Cum gelidus crescit canis in montibus humor.

Mithin ist der vorgebliche Fürst von Canino nichts anders, als der personifizirte Winter; der Winter, welcher beginnt, wenn von den drei schönen Jahreszeiten nichts mehr übrig ist, und wenn die Sonne am entferntesten von unseren Gegenden steht, die von den stürmenden Kindern des Nordens verwüstet werden, ein Name, den die Dichter den Winden geben, welche aus jenen Gegenden kommen, unsere Fluren entfärben und mit Weiß bedecken. Dieses hat den Stoff zu dem fabelhaften Einbruche der nordischen Völker in Frankreich geliehen, wo sie eine mehrfarbige Fahne, welche das Land verschönert haben soll, weggenommen haben, um eine weiße dafür mitzubringen, die nach der Entfernung des fabelhaften Napoleon das ganze Land bedeckte. Es wäre jedoch unnütz, zu wiederholen, daß dieses nur ein Emblem des Winters ist, den die Nordwinde uns bringen, statt der heitern Farben, welche die Sonne in unsern Gegenden erblühen läßt, bevor sie sich von uns entfernt. Alles dieses sind Dinge, deren Analogie mit den geistreichen, in unserem Jahrhundert erfundenen Fabeln man leicht einsehen wird.

Nach eben diesen Fabeln hatte Napoleon zwei Frauen, und eben so viele werden auch der Sonne beigelegt. Diese beiden Frauen der Sonne waren der Mond und die Erde; der Mond nach den Griechen (Plutarch bezeugt es) und die Erde nach den Aegyptiern. Mit dem bemerkenswerthen Unterschied, daß die Sonne von dem Monde keine Nachkommenschaft hat, aber mit der Erde einen einzigen Sohn, den kleinen Horus, den Sohn des Osiris und der Isis, oder dem Monde und der Erde. Es ist eine ägyptische Allegorie, daß der kleine Horus von der durch die Sonne befruchteten Erde geboren wird, und die Früchte des Ackerbaus versinnlicht, und eben so hat man die Geburt des vorgeblichen Sohnes Napoleons auf den 20. März verlegt, das Frühlings-Aequinoctium, weil im Frühling die Produkte des Ackerbaus ihre große Entwicklung beginnen.

Man sagt, daß Napoleon eine zerstörende Geißel vernichtete, welche Frankreich erdrückte, und die man die Hydra der Revolution nannte. Eine Hydra ist aber eine Schlange, die Gattung kommt dabei nicht in's Spiel, besonders wenn es sich um eine Fabel handelt. Dieses ist die Schlange Python, ein ungeheurer Drache, der Griechenland verwüstete, und den Apollo noch in der Wiege erstickte. Darum heißt es auch, daß Napoleon seine Regierung damit begann, indem er die französische Revolution erstickte, die eben so chimärisch, wie alles Uebrige ist; denn man sieht wohl ein, daß Revolution von dem lateinischen Worte revolvo herrührt, welches die Lage einer um sich selbst zusammengerollten Schlange andeutet, und nichts weiter.

Der berühmte Held des neunzehnten Jahrhunderts hatte, wie es heißt, zwölf Marschälle seines Reichs an der Spitze seiner Heere und vier außer Thätigkeit. Diese zwölf ersteren sind nun wohl verstanden die zwölf Zeichen des Thierkreises, die unter den Befehlen der Sonne Napoleon wandeln, und deren jeder eine Division des unzählbaren Sternenheeres commandiren, welches in zwölf Theile getheilt ist, die mit den zwölf Zeichen correspondiren. Dieses sind die zwölf Marschälle, welche nach unsern fabelhaften Chroniken in Dienst-Aktivität unter dem Kaiser Napoleon standen; und die vier andern sind wahrscheinlich die vier Cardinalpunkte, die unbeweglich inmitten der allgemeinen Bewegung sehr wohl die Nichtaktivität repräsentiren können, von der gesprochen wird. Also sind diese Marschälle eben so rein symbolische Wesen, die eben so wenig Realität haben, als ihr Oberhaupt.

Man erzählt uns, daß dieses Oberhaupt mit seinen stattlichen Heeren glorreich den Mittag durchzogen habe, und als er damit in den Norden vorgedrungen sey, sich nicht habe halten können. Auch dieses charakterisirt vollkommen die Bahn der Sonne.

Die Sonne, wie man weiß, herrscht uneingeschränkt im Süden, wie man es vom Kaiser Napoleon erzählt. Was aber bemerkenswerth ist, ist, daß nach dem Frühlings-Aequinoctium die Sonne sich vom Aequator entfernt, um die nördlichen Regionen zu erreichen. Aber nach drei Monaten, während welcher sie nach diesen Gegenden hinzieht, erreicht sie den nördlichen Wendekreis, der sie zum Rückzuge zwingt. Sie muß nach dem Süden zurück, indem sie dem Zeichen des Krebses folgt, der deßhalb diesen Namen erhielt, um den rückgängigen Marsch der Sonne zu bezeichnen. Und hierauf baute man die imaginäre Expedition Napoleons nach dem Norden, nach Moskau, und den schmachvollen Rückzug, der ihre Folge gewesen seyn soll.

Also ist Alles, was man uns von dem Glück und Unglück dieses seltenen Kriegers erzählt, nur Anspielung auf den Sonnenlauf.

Endlich, und dieses bedarf keiner Erklärung, geht die Sonne im Osten auf und im Westen nieder, wie Jedermann weiß. Für solche aber, die an den Ufern wohnen, scheint die Sonne des Morgens aus den östlichen Meeren zu steigen, und sich Abends in die westlichen zu tauchen. So beschreiben uns auch die Dichter dieses Schauspiel, und das müssen wir darunter verstehen, wenn man uns erzählt, daß Napoleon aus dem Meer des Ostens stieg (Aegypten), um über Frankreich zu regieren; und daß er in den Meeren des Westens verschwand, nach einer Regierung von zwölf Jahren, welche nichts anderes sind, als die zwölf Stunden des Tages, die zwölf Stunden, während welcher die Sonne an dem Horizonte scheint.

„Il n'a regné qu'un jour," sagt der Verfasser der neuen Messeniennen, indem er von Napoleon spricht, und die Art, wie er seine Erhebung beschreibt, seinen Niedergang und sein Verschwinden, beweist, daß dieser treffliche Dichter gleich uns nur in Napoleon das Bild der Sonne sieht; und es ist auch nichts anderes; dieß beweist sein Name, der Name seiner Mutter, seine drei Schwestern, seine vier Brüder, seine zwei Frauen, sein Sohn, seine Marschälle und seine Heldenthaten; dieß beweist der Ort seiner Geburt, die Gegend,

aus welcher er kam, um den Lauf seiner Herrschaft zu beginnen, die Zeit, die er darauf verwendete, die Gegenden, über welche er herrschte, der Punkt, wo sein Glück sich brach, und die Region, wo er den Blicken entschwand, bleich und entkrönt, wie der Dichter Delavigne sich ausdrückt.

Hierdurch ist es also bewiesen, daß der vorgebliche Held unseres Jahrhunderts nichts als eine allegorische Person sey, deren Attribute von der Sonne entlehnt sind, folglich hat Napoleon Bonaparte, von dem man so viel berichtet, nicht einmal existirt, und der Irrthum so vieler Menschen rührt blos von dem Quiproquo her, daß sie die Mythologie des neunzehnten Jahrhunderts für eine Geschichte genommen haben.

Wir hätten auch noch, um unsere Folgerung zu unterstützen, eine große Anzahl königlicher Ordonnanzen anführen können, deren Daten offenbar der Regierung des vorgeblichen Napoleon entgegen laufen. Wir haben aber unsere Gründe, hievon keinen Gebrauch zu machen.



Die Todtenwache.

Volksgebrauch in Lothringen.

Wer nie recht müde gewesen ist, weiß nicht, was ausruhen heißt. Mich treibt es oft hinaus, wenn es in dem Herzen zu wild tobt, wenn ich an den fernen Vater, die treue Schwester, die todte Mutter und an all' die gestorbenen Hoffnungen denke. Und draußen in den stillen Wäldern, in den ernsten Thälern, wo die Natur einen Gottesdienst ordnet, der die Tempel überflüssig macht, suchte und fand ich mitunter den Trost, den selbst die Stimme des Freundes nicht zu geben wußte. Oft aber waren auch der große Altar der Gottheit, der in dem Weltall schwebt und Erde heißt, die ewige, nie erlöschende Opferflamme, die am Himmelszelte leuchtet und belebt, ohne Wirkung. Es tobte zu wild in dem trostleeren Herzen, und wenn der Sturm sich legte, trat wohl das öde verzweiflungsvolle Wogen des Meeres ein, das gefährlicher als der Sturm selbst, den letzten Mast der Hoffnung zu brechen droht. Dann lief ich oft so lange, bis die müden Glieder mir den Dienst versagten, und Ruhe forderten. Und ich ruhte aus, und fand Beruhigung.

An einem solchen Tage hatte mich der Sturm weit weg von der Landstraße verschlagen, und ich kehrte Abends spät in dem ärmlichen Wirthshause eines Dörfchens ein, dessen Name ein deutscher Geograph vergebens auf der Landkarte von Lothringen suchen würde, wenn ich ihn auch nicht vergessen hätte. Es liegt dasselbe in einem engen Thale, und Ruhe dürfte es heißen, denn diese herrschte rings umher, als ob nie ein gestörter Friede seine Wohnung hier aufgeschlagen hätte.

Ich trat in das Wirthshaus, das einzige im ganzen Dorfe, und fragte, ob ich hier übernachten könne. Eine alte Frau, die am Heerde stand, bewillkommte mich, und wir wurden bald einig, da ich nichts als ein Stück Fleisch und ein Nachtlager verlangte. Müde und abgespannt warf ich mich in einen Armstuhl, und erwartete, gedankenlos die Stube und das Geräthe musternd, mein Abendmahl.

Ich hatte ein paar Männer schweigend durch das Zimmer gehen gesehen, ohne weiter auf sie geachtet zu haben. Eine Frau, die jetzt zu jener Thüre herein und zur andern hinausschlich, als ob Alter oder Unglück ihre Kraft gebrochen, machte mich aufmerksamer. Es herrschte eine Stille in dem ganzen Hause, die mir allmählig die Brust zusammenschnürte, wie die Ahnung eines nahen Unglückes. Mir wurde unheimlich unter diesen schweigsamen Menschen, denn das Schweigen ist unnatürlich. Ich fühle mich unter Bauern nie wohl, wenn sie nicht alle nöthigen Fragen über: Woher des Landes? Wohin? und Warum? an mich richten; und ich war bereits etwa eine Stunde in dem Hause, ohne daß ein einziger Mensch mich mit einer überflüssigen Frage gewürdigt hätte.

Endlich brachte mir die alte Frau mein Abendessen. In ihrem feuerleeren Auge lag eine große, schwere Thräne, und auf ihrem Gesichte stand geschrieben: „der Tod ist bei uns eingekehrt!“ Ich las und verstand die nicht zu erkennenden Züge auf den ersten Blick, und hatte eine Antwort ohne gefragt zu haben.

Der Hunger — seit dem Morgen hatte ich nichts mehr gegessen — behauptete trotz der Aufregung, die jene Beobachtung in mir hervorgerufen, sein Recht, und ich aß. Käse und Brod waren der zweite Auftrag, den mir dieselbe alte Frau vorsetzte. Ich weiß nicht, ob ich recht that, aber ich fragte sie jetzt, wer im Hause gestorben sey.

Die Frage war ein Anstoß an ein gefülltes Gefäße. Sie hatte ihr Herz getroffen und bewegt, und so flossen ihre Augen sogleich über. Schwere Thränen rollten die gefurchten Wangen hinab, als sie mir sagte: „Sie wissen also nicht, daß unsere Angele gestorben ist?“ — Die arme gute Alte! wohl wußte ich bereits, daß der Tod hier eingekehrt, aber, daß er ihre Enkelin, das einzige Kind ihrer Tochter, die Hoffnung, die Freude des ganzen Hauses mit seiner kalten Hand berührt, all' das mußte sie mir erst erzählen, so viel es ihr die stürmischen Thränen und ihr Schluchzen erlaubten. Ich weinte mit ihr, um die arme Angele, denn ihr Schmerz war groß, und der Kummer ist ansteckend. — Ich weiß nicht mehr, was ich sagte, um sie zu trösten, aber wie stets trostreiche Worte, sie schienen den Schmerz zu mäßigen, ohne ihn brechen zu können; und die arme Alte weinte nur größere Thränen.

Wie müde ich auch war, ich fühlte kaum das Bedürfniß der Ruhe; und lange stand ich an dem kleinen offenen Fenster, das auf den Kirchhof sah, wo man ein neues Grab grub. — „Warum muß so oft der Tod die suchen, die in Hoffnung wie die Rose ihre ersten Knospen entfalten, und die schonen, für die der Frühling keine Blüthen und der Herbst keine Frucht mehr hat? Warum ging er an dieser Alten, auf die er ein verfallenes Recht hatte, vorüber, und nahm jenes Kind, dessen Wechsel nicht abgelaufen war? Warum nahm er die Hoffnung, so Vieler, und schonte mich, dem keine Hoffnung, kein Vaterland, keine Geliebte mehr blieb?“

Ich nahm endlich das Licht, und ließ mir meine Schlafstelle anweisen, denn die Natur forderte ihren Zoll, der Schlaf mahnte an die große Schuld, die ich einst seinem Bruder zahlen werde.

Ich hatte kaum eine Weile in meinem Bette gelegen — jenes Zwischenreich von Schlaf und Wachen, Träumen und Denken umschwebte mich — als ich Weinen und Schluchzen im Nebenzimmer hörte. Die abgerissenen Worte, die bis zu mir drangen, gehörten jenen kleinen und feinen Stimmen an, die sonst nur Lust und Freude der Unschuld lallen. Es mußten mehre Kinder seyn, denn ich hörte viele kleine Stimmen durcheinander in den einzelnen Worten, die unter Weinen und Schluchzen bis zu mir gelangten. Woher diese Kinder? Hatte mir doch die Großmutter gesagt, daß Angele das einzige Kind des Hauses sey. — Die Weinenden neben mir waren so wenig laut, daß ich über dem Auskleiden und dem Niederlegen nichts von ihnen vernommen hatte, und auch jetzt, nachdem ich einmal auf sie aufmerksam

geworden, unterbrach das, was ich mit lauschendem Ohre vernahm, kaum die öde Stille des Hauses. Ich habe das Meer im Sturm gesehen, und habe die vom Winde zerbrochenen Hilferufe der Strandenden gehört; aber es hatte mich dies furchtbare Schauspiel nicht so tief ergriffen, als das leise Murmeln des Kummers, von den abgerissenen Abschiedsworten jener Kinder durchzuckt.

Ich bemerkte bald, daß der Schimmer eines trüben Lichtes durch ein Fenster über meinem Bette in meine Stube drang, und als jene kleinen Stimmchen immer fortlispelten, und gewaltiger in mir tobten als der Sturm des gepeitschten Meeres, trieb mich endlich Unruhe, Neugierde, Mitleiden oder sonst ein unbestimmtes ungenanntes Gefühl aufzustehen, und durch jenes Fenster in die Stube neben mir hineinzuschauen.

Nie wurde mein Inneres so tief ergriffen, als durch das, was ich hier sah. In einer kleinen Stube, matt erleuchtet durch eine ärmliche Oellampe, lag die todte Angele auf dem Bette ihrer Eltern, und eilf Mädchen und drei Knaben knieten im Kreise herum, und beteten, und weinten und schluchzten. Die Mutter, eine junge Frau, die ich bereits gesehen hatte, saß und lag halb auf dem Bette, ihr Gesicht in die Leichentücher gehüllt, und ich sah nur wie die Brust sich krampfhaft mit jedem Athemzuge bewegte.

Nie habe ich ein himmlischeres Kind, als diese todte Angele gesehen. Sie war ein Engel, bleich und schön, und sie ruhte in ihrem Brautschmucke, in welchem sie dem Versprochenen Alles Lebenden morgen in die kleine bretterne Brautkammer folgen sollte, lächelnd und friedevoll, als ob ihr letzter Wunsch erfüllt, ihre höchste Sehnsucht befriedigt sey. Diese Welt hatte keinen Kummer mehr für sie, kein Ereigniß mehr, das eine Hoffnung zu zerstören im Stande war.

Und neben ihr und um sie die kleinen Brautführer, die Todtenwächter. Die Todte, das Bild der tiefen Ruhe, der befriedigten Seligkeit, die Lebenden, das Bild des zerrissenen Friedens, der zerstörten Hoffnung. Und diese und jene in dem Alter des Lebens, wo man noch keine Hoffnung auszusprechen gewagt, sie kaum geahndet, nie erkannt. Nur ein Knabe mit schwarzem Lockenhaar und selbst unter Thränen glühendem Auge, schien beinahe mehr als ein Kind zu seyn; er schluchzte stärker als die andern und wusch sich die Thränen mit dem Leichentuche aus den Augen, und lallte immer fort: Meine Angele, meine Angele! O! es war sein erster Kummer, zum erstenmale pochte sein Herz in einem Gefühle, für das er noch keinen Namen kannte. Es war sein erster Schmerz, das zeigte sein glückliches Gesicht selbst unter den rollenden Thränen. — O! wäre es sein letzter! Vielleicht bleibt ihm die öde Leere, die, wie ein ausgebranntes Feuer unschädlich für den Nachbarn, ihn in der Menschen Augen glücklich machen würde; vielleicht glimmt es unter der Asche fort, und schlägt dereinst wieder in Flammen auf, ihn zerstörend. Das ist des Menschen Schicksal: Leere Oede oder wildes Zerstören! In der Brautkammer erst findet er Ruhe, wie die friedenlächelnde Angele.

Ich hatte wohl eine halbe Stunde gestanden und zugeschaut, und mitgeweint. Es mochte Mitternacht seyn. Da öffnete sich die Thüre,

der Großvater trat herein, und setzte eine Schüssel auf den Tisch und lud die Kleinen zum Essen ein. In der Schüssel dampfte eine Reis-suppe. Die Kinder reihten sich um den Tisch, und die Großmutter, stille weinend, reichte Jedem seinen Theil hin. Nur die Mutter blieb auf dem Bette liegen, und schien vom Schlummer dem Schmerze entrissen zu seyn, denn ich sah nicht mehr das Zucken ihres Leibes. Jener schwarze Knabe aber, zweimal von der Großmutter aufgefordert, seine Suppe zu nehmen, blieb in derselben Stellung, mit dem Leichentuche stets die fließenden Thränen abwischend, und sein herzbrechendes: Meine Angele! schluchzend.

Aber tiefer als der wilde Kummer jenes Knaben, der schlummernde Schmerz einer Mutter, ergriff es mich, wenn ich jene Kinder ansah, die um den Tisch gereiht saßen, auf dem ihre Lieblingsspeise stand, die sie mit ihren rollenden Thränen salzten. Es war das sprechendste Bild des Menschenlebens, wo der Kummer und das Bedürfniß an dem gespreiteten Tische der Natur sitzen, auf dem die Lieblingsspeise steht, wie sie ein Gott geschaffen, und die der Gast mit dem bittern Salze seiner Menschenschwäche und Menschenelendigkeit verderben muß.

Endlich war das Mahl zu Ende. Nun knieten Alle wieder hin, und auch die Großmutter warf sich auf's Knie, und sie begann ein Gebet unter Thränen, und die Kinder beteten nach für die arme Seele des todten Engels. Das Herz wurde mir zu groß, zu voll. Es lief über, ich sah nichts mehr durch den Nebel der Thränen, und sank wie jene Kleinen auf meine Knie und betete, aber beim Himmel nicht für die Seele jenes Engels. Ich weiß nicht, wofür ich betete, aber vielleicht nur einmal, an der Seite eines andern Engels, habe ich lebendiger eines Gottes gedacht. Ich hatte nicht mehr Kraft genug, mich wieder zu erheben, und länger den zerreißenden Schmerz der Kinder mit anzusehen. Ich legte mich nieder und schlief endlich ein; und träumte einen wüsten, öden Traum, der nur hier und dort durch das Aufblitzen der Züge des todten Engels, in welchem ich jenen lebenden Engel meines schönsten Jugendtraumes wieder zu erkennen glaubte, auf Augenblicke lichter wurde.

Es war spät, als mich die Glockentöne der nahen Kirche weckten. Ich zog mich an und kam eben an dem Kirchhofe vorbei, als man die Leiche Angeles in die Erde legte. Ob der Same wohl keimen und dereinst Früchte tragen wird? — Der schwarze Knabe aber stand neben seiner Schwester, sein schönes Haupt in ihre Schürze gehüllt, und ich sah, wie er bei jeder Scholle, die hohl auf den Sarg fiel, zusammenfuhr, als ob er die Uhr der Ewigkeit schlagen höre.

Ich wanderte weiter in trüben Gedanken, und erst als der schöne Frühlingstag in einem Walde, der die Kirchthurmspitze des Dörfchens verbarg, mir das Blut rascher durch die Adern trieb, vergaß ich auf Augenblicke Angele und den weinenden schwarzen Knaben. —

In Nancy erzählte man mir später, als ich zufällig von jener Nacht sprach, daß ich gesehen, was man bei dem Tode jedes Kindes in vielen Dörfern des Arondissements Remiremont sehen könne, denn dort sey es ein alter Brauch, die Gespielen des Gestorbenen zu seiner Leichenwache zu versammeln. — (Aus dem Tagebuch eines Müßigen.)



Feuilleton.

Bemerkungen über die Kunst-Ausstellung in Stuttgart im Mai 1836.

Während die Industrie in Würtemberg seit der letzten Ausstellung vor drei Jahren sichtbar in vielen Theilen bedeutende Fortschritte in Solidität, Geschmack und neuen Fabrikationen gemacht hat, können wir dieß von der Kunst nicht sagen. Das Vorrücken war sehr personell. Wir sahen daneben Stillstände, ja einige Rückschritte. Möchten diese letztere nur scheinbare seyn, wie der Lauf einiger Planeten. Es trifft sich nämlich zuweilen beim Künstler, daß er über gewissen Bestrebungen eine Zeit lang seine Einheit verliert, sie jedoch später wieder gewinnt.

Man darf an unsere Kunst nicht den Maßstab von München, Dresden, Berlin, Düsseldorf rc. anlegen. Wir haben keine Kunstakademie und keine Gallerie. Jener bedürfen wir nicht; das entschiedene Talent mag sich auswärts ausbilden. Einer Kunst-Sammlung, Gemälde-Sammlung, — Versammlung möchten wir sagen, da wahrscheinlich das Beste der Ludwigsburger Gallerie mit allmählichen neuen Ankäufen in einigen Jahren eine solche bilden wird, — harren wir noch entgegen. — Unsere Maler und Kunst-Zöglinge sehen also wenig Gemälde. Wie wäre einem Gelehrten ohne Bücher zu Muthe? — Sie sehen aus Schüchternheit, Eigensinn, Selbstbewußtseyn rc. nicht einmal diejenigen, die ihnen wohl zugänglich wären, und gewöhnlich sind hierin die Kunstfreunde weit eifriger und spürnasiger.

Alle Kunst hebt sich an Aufmunterung und Wetteifer. Von höhern Orts her ist allerdings das Augenmerk auf die inländischen Talente gerichtet; die übrigen Großen und Reichen könnten aber mehr thun; die Meisten wollen nur Dekoration, und hiebei eine gewisse Gleichförmigkeit, die durch Kupferstiche und Lithographien leichter zu erlangen ist. Der Kunstverein kauft ziemlich viel und bezahlt für manche Bilder das Doppelte und Dreifache ihres Kunstmarktpreises; dabei hat er über die Seltenheit des Anerbietens gelungener Werke zu klagen.

Dieß scheint dem Obigen zu widersprechen; wir verstehen aber unter »Aufmunterung« eine im ganzen Lande rege Liebe zu Gemälden;

eine allgemeine Nachfrage nach Bildern für Kirchen, Kapellen, Schlösser, große Häuser, eine verbreitete Sammlerlust ꝛc.

Der Wetteifer, welcher die Alten und die Meister der Zeit der wiederauflebenden Künste so groß gemacht, fehlt in unserm Lande. Unsere Künstler arbeiten sporadisch, einsiedlerisch, Jeder in seiner Kunstgattung, seiner Manier; — Keiner hält und hebt sich am Andern. Kein imponirender Meister erweckt, befeuert, leitet, berichtigt die Kunstzöglinge.

Dieß soll nun keine Klage seyn, denn erzwingen soll man nichts und die Kunstschule bereitet Manches für die Zukunft vor. Es soll nur gesagt seyn, daß es, und warum es so ist, wie es ist. Wie überall, so ist auch bei uns mancher Künstler ein ursprünglicher Dilettant, der sich später der Kunst ganz widmete und nun darin seine Lust und seinen Lohn findet. Einige davon haben die Schule fleißig, ja trefflich nachgeholt, die Natur sorgfältig studirt, die besten Muster der frühern Zeiten sich zum Vorbild genommen und sich einen Namen gemacht, so daß sie, wie Göthe und Schiller, den „Herrn" vor demselben wegbrachten, was ja immer der Wunsch des Dichters und Künstlers ist. Welche Schwierigkeiten überwindet nicht die wahre Neigung! und was vollbringt nicht der Mensch in wohlangewandten Stunden! — unter den Gebildeten der sittlich Gute immer, wo nicht das Meiste, doch gewiß das Beste, Dauerndste.

Schon oft habe ich die Bemerkung gemacht, wie auch den Künstler, ja sogar den Techniker, Hochmuth, Eigendünkel, Neid, Habsucht, gemeine Denkungsart verhindern, das Rechte, das Schöne zu schaffen, etwas Tiefes hervorzubringen, und wie Fehler des Gemüths, des Naturells, in gleichem Grade auch Mängel des Kunstwerks werden. Beim Dichter und Philosophen versteht sich das wohl von selbst. Da ist denn die Altklugheit und Arroganz unserer Jugend ein rechter Hemmschuh des Fortschritts; denn wer sich in jungen Jahren schon über die Alten erhebt, sich an ihre vermeintlichen oder wirklichen Fehler hängt, sich fertig glaubt, der ist wohl für die Kunst, die unendlich breite, tiefe, unergründliche, verloren, wie ein junger Dichterling für die Poesie, wenn er die größten Genien seiner Nation gering schätzt.

Von „Skulpturwerken" finden wir Weniges. Bei uns ruft, den Verhältnissen des Landes und der Zeit angemessen, keine fortwährende großartige Baulust die bildnerische Thätigkeit hervor, sondern nur eine gelegentliche. Mehre imposante öffentliche Bauten sind im Plane und werden auch auf die Bildhauerei günstig einfließen.

Professor Weitbrecht, der den Geist der Alten auf moderne Gegenstände sinnig überzutragen weiß, wie er auf der Villa des Rosensteins bewährt hat, stellte dießmal nur eine schlanke, mit Reliefs verzierte „Vase" aus; Bildhauer Wagner die „Büste" des tapfern Widerhold in Gyps, „Amor und Psyche," Reliefs in cararischem Marmor. Die Kunstschule rief durch Preisaufgabe ein größeres Relief: „Kunst und Wissenschaft ꝛc." hervor. Von kleinern Werken sahen wir: „Geschnittene Steine" von Hofgraveur Hirsch und zwei Ulmer Künstlern: Lindenmaier und Stütz; vom Erstern auch „Figuren auf Trinkgläsern;" „Münzen" von Dietelbach in Stetten.

Der kunstreiche Silberarbeiter Sick hat schon mehre „Pokale" mit getriebenen Figuren, Weih- und Preisgeschenke, geliefert.

In unserer Zeit, wo so vieles geprägt und abgegossen wird, wo man sich mit Copien begnügt, wenn sie nur zieren, muß man immer froh seyn, wenn ein Talent sich in dieser schwierigen Kunst zu Darstellung selbstständiger, einziger Werke entschließt.

Wir gehen zu den „Gemälden." Eine bunte Mannichfaltigkeit! Ja fürwahr sehr bunt! Die Farbe ist des Malers Element und sein größter Feind. Es muß schwer seyn, ihre Gewalt zu brechen, ihr Schreien zu dämpfen. Unsere Zeit ist es hier wieder, die solchem Kunstbestreben nicht günstig ist, denn sie provozirt in allen Lebens-Sphären das Schreiende, Insolente, Derbe. Sie liebt und lobt ganze Maßregeln und Farben. Man sehe die Moden; man lese die Dichtungen, die Journale, man höre die junge Welt. —

— Darüber ist nur Eine Stimme, daß unter den „historischen Gemälden" die drei Bilder des Hofmalers Gegenbaur das Schönste sind, nicht nur, was die Ausstellung hat, sondern überhaupt, was seit langer Zeit bei uns gemalt worden. „Herkules und Omphale" ist nach neuerer Erfindung ein transportables Freskogemälde, jedoch so enkaustirt, daß es einem Oelbild ähnlich erscheint. Der Gegensatz der männlichen Kraft und zarten Weiblichkeit in Formen, Inkarnat, Stellung und Ausdruck wirkt entschieden und reizt zu wiederholtem Anschauen. Wir haben noch kein Bild von diesem Meister gesehen, das mit einer solchen Energie und tüchtigen Sattheit gemacht gewesen wäre. Fast noch mehr, als die Hauptfiguren, zeigen die Amoretten Meisterschaft

und erinnern gewiß jeden Kunstfreund an das Beste, was er auch von früherer Kunst gesehen.

„Venus auf dem Ruhebette löst sich die Sandalen ab." — Hier ist das Körperliche, das Sinnliche so schön und vergeistigt, daß wohl auch verschämte jungfräuliche Augen den Blick auf dieser holden Natur ruhen lassen dürften. In der Kunstausstellung fordert freilich die conventionelle Decenz, daß dieß nur von unserm Geschlecht unumwunden, von dem andern aber höchstens verstohlen geschehe. In diesem Bild ist Alles bis auf die Umgebungen und Beiwerke vom reinsten Schönheitsgefühl und edelsten Geschmack diktirt. — Was bei Titian bekanntlich nicht oft der Fall war, in Gegenbaurs Bildern sind auch die Köpfe höchst anmuthig, liebenswürdig, ohne durch einen Ausdruck der Lüsternheit uns verboten zu reizen.

Ein kleineres Bild: „die sich schmückende Venus" ziehen Einige in Beziehung auf das Colorit der größern noch vor. Auch hier ist wieder ein wunderschöner Amor, dessen Fleisch in leisem Contrast mit dem der Göttin steht.

Von Eberhard v. Wächter sehen wir ebenfalls drei Bilder. Bei diesem ältern Meister fordert die Hochachtung, daß wir an die Leistungen seiner Blüthezeit, an das Beste, was er gemacht, zurückdenken, und auch in seinen jetzigen Leistungen Spuren seines klassischen Geistes wahrzunehmen uns bemühen. Bruckmann gab ein kleines liebliches „Bild nach Theokrit." Etwas mehr Haltung möchte man dem jugendlichen Körper wünschen. Strecker stellte sechs Bilder aus. Talent und noch mehr Fleiß verbergen sich nicht. Strecker ist ein denkender, unterrichteter junger Mann, auch Lehrer in seiner Kunst. Er beobachtet die Natur, er ahmt sie oft mit ängstlicher Sorgfalt nach. Aber seine Kunstfertigkeiten stehen nicht immer in Harmonie zu Erschaffung eines schönen Ganzen, einer pittoresken Einheit. Verdiente irgend ein Künstler ein weiter bildendes Element, ein solches, das ihn aus sich selbst und seiner Eigenthümlichkeit heraus- und in eine freiere Kraft hineinzöge, so wäre er es. Kaltenmarkts „Judas" hat Etwas von Streckers Art, nur ist die Farbe noch mehr sein Feind, als Jenes, der sie im Fleischton ꝛc. oft sehr wohl zu bändigen weiß, und überhaupt Manches hat, um was ihn Andere beneiden.

Die „Portrait-Maler" sind am meisten die Sklaven der conventionellen Welt und Zeit. Doch ist auch wieder Jeder, der sich malen läßt, dem Vermögen des Künstlers als Leibeigener hingegeben. Unter den ausgestellten Bildnissen tritt das eines stark gebräunten „Schultheißen" von Professor Dieterich hervor. Es ist wohl das Bestmodellirte und gewiß sehr wahr betont, obwohl die menschliche Haut einen schwer nachahmlichen Mattschimmer und nicht den Oelglanz hat. Dieterich impastirt sehr stark, und behauptet, nur dadurch lassen sich gewisse Natur-Effekte erreichen.

Bilder thun dann einander gegenseitig Eintrag, wenn die Gegensätze der Behandlung und der Intention, z. B. hell und dunkel, vertrieben und keck, modern und antik, lüstern und fromm, sehr nahe an einander gerückt werden, während die Nachbarschaft und Abwechslung verschiedener Kunstgattungen, z. B. Schlachtenbild und Stillleben ꝛc. dem Sinne wohl thut. — Stirnbrand lieferte sechs Bildnisse, von denen der „Mann mit der Brille" das gelungenste seyn mag. Hofmaler Morff, ein älterer Meister, ist noch gewissenhafter im Wiedergeben der individuellsten Züge und des Charakters seines Originals, in Nachahmung des Teints namentlich; beim Vollblut wünschten wir ihm oft einige Milderung. Von Gutekunst gefiel namentlich ein „männliches Portrait." Pilgram und Schabet sind junge, hoffnungsvolle Künstler; Lang gab unter drei „Pastellgemälden" ein sehr gelungenes nach Velasquez.

Der Miniaturmaler Holder findet verdiente Anerkennung. Er machte seine Studien neben der Natur an den berühmtesten Bildnissen der Münchner, Dresdner und Pariser Gallerie und läßt sich alles in seinen Bereich kommende Künstlerische zum Besten dienen. Seine „Portraits" sind sehr treu, sinnig aufgefaßt, sorgfältig ausgeführt, malerisch dargestellt, und halten die Nähe seiner überraschend schönen „Nachbilder der ältern Meister" wohl aus.

Die „Landschaftmaler" haben sich zum Theil sehr gut gehalten. Rumohr tadelt die Künstler, die zu weit nach stoffartig schönen Gegenden suchen, da es hier mehr auf die Form der Darstellung ankomme. Tyrol, Schweiz, Italien ꝛc. können allerdings auf Abwege führen, indem das Objektive das Kunstvermögen überbietet. Wir wollen vor Allem Erde und Himmel, Nähe und Ferne, Licht und Wärme, Charakter des Festen und Flüssigen, Leichtigkeit und leise Abstufungen, wohlthuende Harmonie, sey die Landschaft nun heroisch, romantisch oder idyllisch. Die Natur ist selten geradezu pittoresk, bald zu grau, bald zu bunt; oft fehlt ein Hauptfaktor, oft ist sie überfüllt. Wir wollen im Gemälde Poesie, Musik. Diese liegen im Gemüth, in der Auffassung, Abrundung

des Künstlers und sind in der Darstellung die höchste Blüthe, von seiner Künstlerhand uns dargereicht.

Es sind nicht immer die besten Landschaften, die sogleich dem Blick Alles klar und taghell darlegen. Auch wollen wir keine Täuschung, wie im Panorama; das Bild soll, wenn unser äußeres Auge erst mit seinem Halbdunkel vertraut geworden, unser inneres leise in die Natur hineinziehen. Wenn wir noch an Farbe denken, so hat die Kunst ihre Wette verloren.

Auf die Staffage ist möglichste Sorgfalt zu verwenden; aber nicht jeder Landschafter ist ein guter Thier- und Menschenmaler. Die größten Meister, Claude, Wynants, Both rc. ließen die Figuren von Andern malen. Oft findet der einseitige Ton einer Landschaft in der anmuthig colorirten Staffage seinen wohlthuenden Gegensatz. Eine röthliche oder bläuliche Jacke kann einem ganzen Tableau die Totalität der Harmonie geben, wie ein Ton in der Musik.

Von Professor Steinkopf ist ein Bild: „Albano“ ausgestellt. Sein schönstes sahen wir während der Anwesenheit der Naturforscher im Herbst 1834. Emilie Reinbeck, geb. Hartmann, ist eine sinnige und gewandte Dilettantin. Büttgen hat in ein paar „Winterlandschaften,“ besonders in der beim „Mondschein,“ noch mehr Kunst bewährt, als in dem sonst schönen „Florenz,“ wo der Fleiß in den Bäumen der Leichtigkeit Eintrag thut. Der „Wasserfall von Fohr ist von wirksamem Effekt, doch schien mir das Unendliche von Wolken und Wasser noch mehr Naturtreue zu erheischen. Majer gab „italienische und wildromantische Donau-Gegenden.“ Der Ernst, der diesen tüchtigen, denkenden Künstler bei seinen Naturforschungen begleitet, ist auch in seinen Bildern oft mit einer gewissen Strenge ausgedrückt. Heinzmann, ein berühmter Porzellainmaler in München, verräth diese Kunst auch in seinen Oelgemälden, obwohl diese sonst in jeder Beziehung trefflich erfunden werden. Sein „Kuffstein,“ sein „Partenkirchen“ rc. sind wahre Augenweiden. — Dörr, bekannt als kunstreicher Transparent-Maler, ist als solcher an die Lichtwirkung und deren Bedingtheit durch den Schatten gewiesen, was nun auch seinen Landschaften in Oel zu gut kommt. Er ist hierin glücklich; man findet sich von der heitern Klarheit seiner „Neckar-, Alb-, Rhein- und Schweizer-Gegenden“ angezogen. Wasser, Wiese, Fels, Vegetation, Staffage rc. Alles ist höchst wahr, natürlich, frei; blos seinen Vorgrund-Bäumen wünscht man tüchtigere Massen, dem Laubholz mehr als dem Nadelholz. — Caroline Ulrich gab eine größere „Schweizer Seegegend“ mit guter Ferne, so auch Hofmaler Müller. Braungart, Baier, Groß müssen auch erwähnt werden. Seyffer, Emminger, Stahl bewährten Meisterschaft in „Aquarell-Gemälden.“ — Ein Künstler schien uns eine doppelte Unmöglichkeit gewagt zu haben, nämlich: den Meister Claude ohne Kunstfertigkeit nachzuahmen, und Berge rc. zu malen, die geologisch rein unmöglich sind. — Ein motivirtes Urtheil setzt immer einen Gegenstand voraus, der von Schule und einer bestimmten Richtung zeugt. Es gibt aber Werke, die nicht unter dem Lob, sondern selbst unter dem Tadel sind.

Wir gehen zu den „Genre-Gemälden,“ und finden manches Brave von Danner, Ebersberg, Göser, Gutekunst, Leibnitz, Räher, Pflug, Sauter, Stotz, A. Wagner; doch eigentlichen Anspruch scheint nur ein Bild von Kaltenmoser in München zu machen. Es sind „zwei Tyroler Wildschützen auf dem Gebirge.“ Dieses Bild ist aber so sorgfältig bis in's kleine Getheil der Büchsenschlösser, Hutschnallen, Knöpfe rc. gemalt, daß es den Beschauer beängstigt. Es fehlt die Niederländische Genialität, und die Wirkung des Ganzen entspricht dieser Mühe im Einzelnen nicht. Es ist rein atomistisch und ganz ohne die erfreuende Dynamik der Natur behandelt. Hier wäre die Hälfte mehr als das Ganze gewesen.

Von „Glasschmelzmalereien“ hat Sauterleute das Portrait des „Erasmus“ nach A. Dürer, Friedr. Bührlen des „Dürers Portrait“ und „vier Apostel“ nach Holzschnitten von ihm und eine „Verkündigung“ eingesandt.

Ein junger Künstler, Nördlinger, debütirte mit einem sehr gelungenen Kupferstich nach dem schönsten Portrait von Edelink, den „Philipp v. Champagne“ darstellend. Weng lieferte vier „Radirungen.“ — Die „Lithographien“ von Kaufmann, Wölfle und Emminger gehören zu den Besten, was würtembergische Künstler bisher gemacht. — Mauch schickte drei Blätter: „Chorstühle im Münster in Ulm,“ getuschte „Handzeichnungen,“ zu einem Werk über den Dom bestimmt, ein. Sie sind sehr sorgfältig gemacht, und zeigen, vielleicht schaubarer als das Werk selbst, welcher Reichthum von Idee, welcher edle Geschmack dem alten Jörg Sürlin ingewohnt. Der Entwurf zu einer Kirchhof-Kapelle von Leins, die architektonischen Zeichnungen von Zeller verdienen auch Erwähnung.

Wenn wir einen Rückblick in den Kunstsaal werfen, und die verschiedenen Bestrebungen gesammt in's Auge fassen, so möchten wir namentlich den jüngern Talenten, die oft sichtbar nur aus dem Herzen malen, zurufen: Natur! und meisterliche Vorbilder! — Den Gereifteren aber Jean Pauls besten Wunsch: Liebe Leute! habt vor Allem Genie! und wieder Genie! das Weitere gibt sich.

Dem Publikum soll eine Kunstausstellung zur Geschmacksbildung dienen. Wohl! Es ist leicht herauszufinden, was ganz musterhaft und ganz stümperhaft ist. Das sehen die Kinder. Das Mittlere aber zu würdigen, sein Gutes, seine Mängel zu erkennen, ist schwerer. Es liegen diese meistens in der Form; das Publikum geht aber auf das Stoffartige los. Es sieht sich hinein, es sieht sich heraus; die eigentliche Kunst- und Geschmacksbildung ist eine Sache von langer Hand. Doch — es geht kein Eindruck ganz verloren.

Nachtrag. — Es sind noch einige Bilder nachgekommen: Von Prof. Dietrich: „häusliche Scene", lebensgroße Figuren, ein naiver, idyllischer Einfall. Der Großvater guckt ganz gebückt gleichsam durch den Laden heraus, die Tochter hält ihr Kind über ihm, auf seinem Rücken. Es spielt mit seiner Puppe; ein Zeisig hängt an der Wand. Man suche keine symbolische Bedeutung darin. Es will bloß sagen, was es zeigt. Die Gestalten machen auf keine plastische Schönheit Anspruch, aber sie sind sehr schön gemalt und heben einander gegenseitig. Der Inkarnat ist von besonderer Wahrheit und Frische, und interessant ist die Vergleichung mit den benachbarten Bildern von Gegenbaur.

Eine „Neapolitanische Landschaft" von Louis Majer ist heiter und warm. — Ein „Diogenes" von Philipp Müller hat in den Händen Aehnlichkeit mit Honthorst, nicht aber im Gesicht. — Ein „Porträt" von Bohn, derzeit in Paris, lebensgroßes Brustbild, erscheint zu sehr schwarz in schwarz gemalt. Etwas von weißer Drapperie und ein anders betonter Hintergrund hätten das sonst von tüchtiger Schule zeugende Bild erfreulicher gemacht. — Ein kleines Bild von Thouret d. J., „ein Burgthor", bewährt das Talent des jungen Künstlers, der noch nicht lange in Oel malt. — Von Pflug sind zwei „ländliche Scenen" nachgekommen, gut componirt, reich an charakteristischen Figuren, aber weniger kräftig colorirt, als eine ebenfalls nachgekommene „wahrsagende Zigeunerin" von Göser.

* — *

Dolch und Maske. *)

Schon seit mehren Wochen schwebte eine Streitsache bei dem Stuttgarter Theater, die allerdings einige Sensation im Theaterpublikum für den Augenblick erregte, jetzt aber ausgeglichen zu seyn scheint. Wir würden derselben in diesen Blättern nicht erwähnen, wenn uns nicht entstellte Referate an verschiedenen Orten darüber zu Gesicht gekommen wären, die auf mancherlei Weise veranlaßt zu seyn scheinen. So finden wir in der Berl. Zeit. von Voß unter'm 7. Mai aus Frankfurt die Meldung:

„Nach öffentlichen Mittheilungen hat Seydelmann in Stuttgart um seinen Abschied nachgesucht, und dieses Faktum wird folgender Maßen motivirt: Gegen Seydelmann sollte in einer auswärtigen (nicht Stuttgarter) Theaterzeitung ein auch in persönlicher Beziehung äußerst verletzender Aufsatz erscheinen. Seydelmann erfuhr es, bevor das Manuscript abgesendet wurde, und forschte dem Verfasser nach. Es erwies sich, daß der Schauspieler Moritz die Materialien zu dem verletzenden Aufsatz geliefert, und die übrigen Mitglieder der Stuttgarter Bühne sollen darauf erklärt haben, mit Moritz nicht mehr auftreten zu wollen. Durch höhere Einschreitung und Vermittlung kam aber eine Art Versöhnung zu Stande, und die Sache hätte sich vielleicht beigelegt, wäre Seydelmann nicht das Manuscript des Aufsatzes zu Gesicht gekommen. Von dem Inhalt desselben wurde er aber so ergriffen, daß er von einer Versöhnung nichts wissen wollte, sondern um seinen Abschied ansuchte. Man ist natürlich nun sehr auf den Ausgang dieser Sache gespannt."

Wir ändern diese Mittheilung auf folgende Weise, der Wahrheit gemäß, ab:

Gegen Herrn Seydelmann und den Herrn Intendanten des Hoftheaters sollte in der Bäuerleschen Theaterzeitung ein in persönlicher Beziehung äußerst verletzender Aufsatz erscheinen. Dieser Aufsatz wurde von dem Verfasser seinem Freunde, einem bisher bekannten Gegner Seydelmanns, zur Absendung übergeben, kam jedoch sonderbarer Weise im Original in Seydelmann's Hände. Der Verfasser, der Seydelmann sogleich genannt wurde, und mit dem Theater und seinen Beamten und Mitgliedern im freundlichsten Vernehmen stand, wurde vor den Intendanten beschieden, und soll hier Herrn Moritz als denjenigen bezeichnet

*) Symbole der Schauspielkunst.

haben, der ihm das Material zu seinem Pasquille gegeben. Herr Moritz befand sich damals in Paris und konnte sich nicht vertheidigen. Nach seiner Zurückkunft wurde durch höhere Einschreitung und Vermittelung die Sache förmlich beigelegt, Seydelmann und Moritz verständigten sich, und Letzterer gab eine Erklärung: „worin er die Aussage, die der Verf. jenes Aufsatzes gemacht haben soll, als sey Moritz dessen Veranlasser, als Lüge, und die Verbreiter derselben als Verläumder bezeichnete.“ Ein von ihm eingereichtes Entlassungsgesuch wurde unter der für ihn schmeichelhaftesten Anerkennung nicht angenommen, und es konnte hier von einer Art von Versöhnung eben so wenig die Rede seyn, als davon, daß nach derselben erst das Manuscript Herrn Seydelmann zu Gesichte kam, worauf dieser sein nachheriges Entlassungs-Gesuch gegründet haben sollte. Dessenungeachtet aber reichte er es wirklich sofort ein, und erklärte, mit Herrn Moritz nicht mehr spielen zu wollen. Inzwischen wurde dieser auch von dem Verfasser des Aufsatzes vor Gericht belangt, um ihm Genugthuung wegen der Bezeichnung „Lüge“ zu geben, aber zugleich sagte er aus: „Den Schauspieler Moritz weder als Mitwisser, noch als Mitarbeiter, noch auch als Veranlasser jenes Aufsatzes angeben zu können, da dieser nichts weiter gethan, als daß er ihm schon vor einem halben Jahre etwa erzählt habe, wie der Regisseur Seydelmann die Rollen zu besetzen pflege. Nun, dieses Verbrechen dürfte in der That nicht so hoch anzurechnen seyn! denn wo wären die Künstler, die nicht über Rollenbesetzungen gern ihre Glossen machten? Diese Aussage vor Gericht scheint nunmehr die Anklage gegen Herrn Moritz ganz entkräftet zu haben, und wir können Allen denen, die besonderes Interesse in Deutschland daran haben dürften, Hrn. Seydelmann permanent in Stuttgart zu wissen, die Trostesworte zurufen, daß er uns bleiben wird. Alle, die sich hier dafür interessiren, haben bereits die triftigste Beruhigung darüber erhalten, denn er spielte mit Moritz in dem während des Streites lang hin- und hergeworfenen „Oheim“, und in Clavigo jenen Carlos, der — nach seiner eigenen Aussage — stets eine wirkliche Zuneigung für seinen Freund Clavigo bei ihm vorausbedingt. Er spielte ihn ohne alle Störung, eben so meisterhaft als je, und Moritz war Clavigo.

Wir behalten uns vor, diesen Vorfall als Beitrag zur Geschichte des Recensenten-Unwesens an einem andern, geeignetern Orte umständlich mit Belegen zu geben, und begnügen uns hier mit dieser kurzen Andeutung im Interesse beider betheiligten Künstler.

Theater.

Ein großes Werk in fünf Akten, unter dem Titel Stradella, wird in der großen Oper nach Notre Dame de Paris erscheinen. Den Componisten kennt man noch nicht. — Mlle. Taglioni wird in einem neuen Ballet nach ihrer Genesung zum ersten Mal auftreten, welches den Titel „das Blumenthal“ führt, dessen letzte Decoration von hinreißendem Effekte seyn soll. — In der komischen Oper geht es mit den Proben eines neuen Werkes von Monpou rasch voran. Auch Halevy beschäftigt sich mit einer neuen Partitur in drei Akten. — Ein in Italien ausgebildeter französischer Sänger Dupré sollte von der großen Oper für 70,000 Fr. jährlich engagirt werden; allein die Unterhandlungen zerschlugen sich plötzlich.

— Mehr als Alles, was die Pariser Musikfreunde in freudiger Perspective haben, erregt das neue Werk von Onslow die Erwartung, welches zu Anfang des nächsten Winters aufgeführt werden soll. Die Handlung des Stücks begibt sich 1588, sechszehn Jahre nach der Bartholomäusnacht, als Heinrich I., Prinz von Condé, vergiftet starb; eine Zeit galanter, religiöser, politischer Kämpfe.

— **Italienische Oper.** Für die laufende Stagione sind am Theater von Bergamo die Damen Judith und Ernestine Grisi, die Tenoristen David und Rubini, dann der Baß Zucconi engagirt. Zur Aufführung wurden vorläufig die Opern „Norma“ und der „Pirat“ bestimmt, in deren ersterer David, Rubini aber im „Piraten“ singen wird. Man verspricht sich eine glänzende Saison von diesem Künstlervereine, welcher von dem Publikum um so günstiger aufgenommen werden dürfte, nachdem sowohl David als Rubini geborene Bergamasken sind. Der Erstere, obwohl ziemlich fühlbar über die Glanzperiode seines Kunst-Vermögens hinaus, soll dennoch durch Kühnheit und treffliche Methode auch jetzt noch eine interessante Erscheinung seyn.

Die Dampfmünze.

Vor ein Paar Tagen fand in Paris ein merkwürdiger Versuch statt.

Wenig Leute wissen, wie Münzen geprägt werden; was man aber noch weniger weiß, ist, daß die bis jetzt hiezu angewandten mechanischen Operationen noch sehr plumper Art sind. Nun existirt mitten in Südamerika, mitten in dem Lande der Vulkane und der Bergwerke, eine junge Republik, die noch keine Münze hat, obgleich ihr Territorium das reichste der Welt ist. Diese Republik hat einen Bevollmächtigten nach Frankreich gesandt, um eine Maschine zum Schlagen der Piaster verfertigen zu lassen; allein sie forderte dabei, daß der Dampf, diese bewegende Kraft der neuen Völker, bei der Construction angewandt werde, und die französischen Mechaniker waren gezwungen worden, für Bolivia Das zu thun, was sie wahrscheinlich nicht so bald für Frankreich gethan haben würden. Am letzten Samstage probirte man diese Dampfmaschine der Republik Bolivia in Gegenwart einer sehr eleganten Versammlung und einer von Herrn Arago präsidirten Commission des Instituts. Die Damen schienen sehr ungeduldig, nicht nur zu sehen, sondern auch zu berühren die republikanischen Stücke von hundert Franken, welche hier für Rechnung des emancipirten Amerika's geschlagen werden. Die Furcht vor einer Explosion hatte keinen Neugierigen abgehalten. Aber leider gelang die Sache nicht vollkommen. Eine zu schwache Feder wurde von der Dampfkraft gesprengt und das Prägen der Münze von Bolivia plötzlich unterbrochen. Der Versuch soll bald wieder gemacht werden, und es wäre dann wahrlich unbegreiflich, wenn die französische Verwaltung sich nicht gleichfalls die Dampfmünzen aneignen würde.

Ein Selbstmord.

Die Ueberschwemmung der Seine in Paris hatte auf dem Quai der elysäischen Felder eine zahlreiche Menge Neugieriger hingezogen. Eine Dame in Trauer und mit vieler Sorgfalt gekleidet fand sich auch daselbst ein, und betrachtete eine Zeit lang das Tosen des Wassers mit einer Art von stillem Wahnsinn. Plötzlich steigt sie auf die Brustwehr und stürzt sich in den Fluß, ehe die überraschten Zuschauer es verhindern konnten. Auf das Geschrei der Anwesenden läuft ein junger Handwerker herbei, als die Dame eben von dem Strome fortgerissen wurde. Obgleich ein gewisser Tod ihn zu erwarten scheint, zögert er keinen Augenblick, stürzt sich der Dame nach, taucht unter, und erfaßt sie glücklich. Allein umsonst kämpft er gegen die heftige Strömung. Er wird mit seiner Last unter eine Masse schwimmenden Holzes hingerissen, und es gelingt ihm nur mit großer Mühe, sich selbst wieder daraus hervorzuarbeiten, jedoch die Person, für die er so großmüthig sein Leben der Gefahr aussetzte, ist verschwunden. Inzwischen nähern sich Schiffer in einem Kahn, und erreichen endlich die Stelle. Sie suchen mit Vorsicht und verkünden mit Freudengeschrei, daß sie die Verunglückte haben. Sie ziehen sie aus dem Wasser und bringen sie schnell an's Ufer unter dem allgemeinen Zuruf mehrer tausend Zuschauer, die mit einer ängstlichen Begierde diesem Ereigniß beigewohnt haben. Der herbeigerufene Arzt versuchte jedes Mittel zur Wiederbelebung, und zeigte auch einige Hoffnung, da die Unglückliche sich noch bewegte. Allein bald wurde ihr Körper steif und kalt. Die gewählte Kleidung dieser Dame schien anzudeuten, daß sie der vornehmeren Klasse der Gesellschaft angehörte. Da man jedoch kein näheres Zeichen vorfand, so wurde sie nach der Morgue gebracht. Hier fand bald eine rührende Scene statt. Eine ehrenwerth bekannte Familie des höhern Handelsstandes suchte seit dem Morgen eines seiner theuersten Mitglieder und fand es endlich als Leiche an diesem Ort des trostlosen Schreckens wieder. Die Verzweiflung der Unglücklichen war aus dem Schmerze über den Tod ihres heißgeliebten Gatten entstanden. Die Familie hat dem wackern Handwerker 500 Franken gesendet.

Spitzbuben in London.

James Grey, ein Bauer aus Essex, hatte seine Hammel in London verkauft, und dafür eine Note von fünf Pfund Sterling und 22 Sovereigns erhalten. Er trug sein Kapital in einer ledernen Brieftasche mit einem Stahlschlosse, die er in eine Seitentasche gesteckt hatte. Auf dem Wege gesellen sich zwei Individuen in Bauernkleidung zu ihm, deren Jargon dem seinigen ähnlich ist. Diese Menschen überreden ihn, daß sie seine Vettern seyen und laden ihn zum Essen ein. Er nimmt es an. Am Schlusse der Mahlzeit zieht James Grey seine Börse und läßt seine Banknote und sein Gold sehen. Du bist wohl nicht gescheidt, sagt einer der Beiden; hier bezahlen wir. Wenn wir aber über den Strand gehen, und Du willst uns mit einer Bowle Punsch regaliren, so soll es Dir unbenommen seyn. James Grey findet den Vorschlag annehmbar. Aber,

fängt einer der vermeintlichen Vettern an, das ist doch unvorsichtig von Dir, daß Du eine volle Börse so offen zur Schau trägst. — Ich knöpfe meine Tasche zu und bin unbesorgt. — Der Knopf thut nichts zur Sache, sagte der Vetter, indem er ihn beim Kragen nahm. Merk' einmal auf, wie leicht ich Dir die Börse wegnehmen und wieder einstecken kann. Wäre das ein Anderer, so hätte er Dich schon bestohlen. Es gibt nur ein Mittel, sich gegen die Spitzbuben zu sichern, das ist, die Tasche mit Nadeln zuzustecken, und das macht man so.

Sie verlassen das Wirthshaus, und bald sieht sich der ehrliche James Grey von seinen Gefährten verlassen. Er schöpft Argwohn, reißt ein Dutzend Nadeln heraus und findet statt seines Portefeuilles ein ähnliches mit etwas Kupfergeld und einem Wisch Papier.

Der naive Dieb.

Herr Handley, Sollicitator bei dem Kanzleihof in London, hatte einen Schreiber, der kürzlich mit einer Summe von 700 Pfund St. (ungefähr 8,400 Gulden), die er ihm aus der Kasse genommen, verschwunden ist. Da ihm mehr an der Bestrafung des Schuldigen lag, als an der Erlangung der Summe, so bot er 500 Pfund oder 6000 Gulden einem Jeden, der ihm zu der Entdeckung des Thäters behülflich seyn würde. Allein alle Nachforschungen waren fruchtlos und die ganze Angelegenheit fast vergessen, als Herr Handley dem Lord Mayor folgenden Brief übergab, den er von seinem Schreiber so eben erhalten hatte:

„Geliebter und verehrter Herr Handley! Sie werden hier eingeschlossen Bankbillets im Belaufe von 200 Pfund Sterling finden, welche mit der versprochenen Belohnung von 500 Pf. St. die ganze Summe ausmachen, die ich aus Ihrer Kasse entwendet habe. Entschuldigen Sie meine Verirrung oder vielmehr meinen Wahnsinn, denn ich hatte meinen Kopf nicht bei mir, als ich diesen Jugendstreich verübte. Ich habe nie gesucht, mich zu verbergen. Ich habe die öffentlichen Orte, die Theater und Caffeehäuser besucht, und in wenigen Tagen 100 Pf. St. verschwendet. Es werden mir nach Erstattung der 200 Pf. ungefähr noch 80 Pf. verbleiben, womit ich mich, wenn's Gott gefällig ist, nach den vereinigten Staaten begeben werde. Dort hoffe ich aus den Kenntnissen Nutzen zu ziehen, die ich bei Ihnen erlangt habe, und treu dem Grundsatze: Jus suum cuique werde ich Ihnen den Betrag der Belohnung, die ich jedoch nach Ihrer Bekanntmachung ehrlich verdient zu haben wähne, in bessern Zeiten zurücksenden. Sie sollen sie erhalten, sobald ich mir durch meine Thätigkeit das Doppelte dieser Summe verdient haben werde. Ihr Geneigter und Ergebener

(ohne Unterschrift).

Der Lord Mayor erklärte diesen Brief als von einem Wahnsinnigen geschrieben, und befahl, die Verfolgung gegen ihn fortzusetzen, damit die Geschworenen im Stande seyen, über den Zustand seines Kopfes zu entscheiden.

Vermischtes.

Die bekannte Schriftstellerin, Delphine Gay, jetzige Frau von Girardin, hat ein neues Werk herausgegeben, das den seltsamen Titel führt „La Canne de Mr. de Balzac." Bekanntlich hat Balzac's Stock vor einiger Zeit großes Aufsehen in Paris gemacht.

— Bei Gelegenheit der neuen Oper von Dem. Bertin, deren Faust früher schon durchfiel, machte man in Paris den Witz, daß der neue Chant Bertin (Chambertin) nicht sehr berauschend sey.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Aeltere und neuere Schiffsbaukunst. Welch' ein Unterschied zwischen dem schwerfälligen Coloß von 1660, und der graziösen Leichtigkeit von 1835!

2) Das Lied vom „armen Klosterfräulein."

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 9. 1. Juni. 1836.

Neuere Dichter.

Madame Dahn, die Schauspielerin, wurde in München auf diese Weise angesungen:

Nicht folg' ich träumend meinen aufgeregten Sinnen
Denn tief und warm erbebt noch mein Gefühl
Enteilet auch des Augenblick's Genuß von hinnen —
So schau ich bleibend doch Dein hohes Spiel.
Wir waren willenlos nur Deine Instrumente,
In welche Du so zart als innig griffst. (!)
Und fühlten eines Meisters kunstgeübte Hände,
Als Du des Herzens Ton herauf in's Leben rief'st.
Des Herzens Ton — er schwamm dahin in Thränen —
Sie sagten, Deine Kunst — ist nicht ein eitles Wähnen. (?)
Und wie des Dichters Inn'res geist'ges Leben,
Des Wortes Kraft, den Ton und die Gestaltung leih't,
So hast Du beides klar und treu gegeben
Und uns in's Heiligthum der Dichtung eingeweiht.
Vernimm daher den Dank! ich spend' ihn gern dem wahren Schönen
Du hast den hehren Hochgenuß des Geistes mir gewährt
Und ihn entführt zum heil'gen Haine der Kamönen
Wo er im Liebesdrang Dich! würd'ge Priesterin verehrt!!!! — —

— Demoiselle Pixis, die Sängerin, wurde in Hamburg folgendermaßen angesungen:

Freundlich war in schönen Stunden,
Oft Dein edler Geist geschäftig,
Töne holder Kunst umwunden
Uns zu spenden liebekräftig.

Reichlich wie in goldnen Rahmen
Liebe Bilder wir umfassen,
Und die zarten, wundersamen,
Nie doch zu beschauen lassen:

Also Romeo, Amine,
Lockten mit der Wahrheit Klängen,
Ob Syrene, Fee, Undine?
Aus des Südens heitren Gängen;

Nicht im Glanze holder Gaben
Die Natur dem Busen spendet,
Kunst nur will die Kränze haben,
Die so Schönes uns gesendet.

Charitinnen sonder Gleichen
Nahmen Dich in ihre Mitte,
Ideale, schönste Zeichen,
Allverschwistert jedem Tritte.

Immer lieblich, zart und eben
Füllten sich der Bühne Kreise,
Aber aller Wahrheit Weben
Schloß sich nur durch Deine Weise;

Lächelnd Blick und leises Walten
So in Wonne, so in Wehe,
Künstlich bildend zu gestalten
Auf der Breter ernster Höhe.

Liebliche, und doch so ferne
Suchen Dich nunmehr die Blicke,
Leuchtend bleiben jene Sterne,
Ach, nur nicht zum schönsten Glücke!

Ach! Ade! mit heitren Kränzen
Schwebst Du uns auf Sonnenhöhen,
So Dein Kommen, so Dein Glänzen
Ließ sich nur im Traume sehen! —

Im Hamburger Freischützen fragt Jemand an, ob dies Gedicht etwa ein sogenannter Rösselsprung seyn soll.

Gusikov.

Gusikov, der von Wien und Berlin aus berühmte, der mit seinen Zauberstäbchen dem Stroh und Holz bewundernswürdige Töne entlockt, ist in Hamburg angekommen, gehört worden und — hat gesiegt. Am Abend des 12ten, zwischen den Akten von „Lüge und Wahrheit" und am Schlusse, hat Gusikov glänzend dargethan, daß sein Ruf keine Lüge, sondern eine schöne Wahrheit sey.

Dem Vernehmen nach wird derselbe im Verfolge seiner ferneren Leistungen in Hamburg, für deren öftere Wiederholung sich die Wünsche Aller aussprechen, auch das Tonstück vortragen, das Fürst Metternich, der den Mann und sein Instrument so lieb gewann, in mehren Lektionen von ihm erlernte, und mit kindlicher Freude den Seinigen vorspielte.

Theatralisches.

Ueber Bauernfelds Lustspiel: „Der literarische Salon," erfahren wir aus Berlin Folgendes:

„Dieß Stück konnte in Wien einige Aufregung veranlassen, weil ein Repräsentant der Art von Journalistik, die Herr Bauernfeld persifirt, eben dort seine Stadien durchmacht; wenigstens läßt sich nur dadurch das Schicksal, welches dieß Lustspiel in der Kaiserstadt hatte, erklären, ist auch so erklärt worden. Es gäbe zwar noch einen andern Grund, indem offenbar derjenige Theil des Publikums, welcher in der „ungeheuren Ironie" und den Wortspielereien ohne Ende das Heil aller Unterhaltung findet, oder noch ärger nur durch Bosheiten der Schmähsucht zum Vergnügen an der Literatur aufgekitzelt werden kann, gleichfalls persifirt wird; ein solcher Grund liegt aber just so fern als die Selbstkenntniß. Der Geschmack für dergleichen hat sich bei uns müde jagen lassen, und die sich getroffen fühlen könnten, wurden wieder unschuldig durch das glückliche Vergessen, in welchem Alles, was von gestern, ihnen heut nichts mehr werth; die Sünde von vorgestern ihnen übermorgen nicht erinnerlich ist. So trat jene Richtung bei uns allmählig in die Chronik hinüber, und einzelne Nachzügeleien werden der Schwindsucht nicht entgehen. Aus diesen kurzen Andeutungen erhellt, daß man hier unbefangen in den literarischen Salon hineinschaute; wie denn überhaupt ein großer Theil unseres Publikums auch ohne dergleichen Hinweisungen von dem Treiben der literarisch Miserablen Kenntniß genug hat, um selbst dann noch nicht außer dem Verständniß zu bleiben, wenn jene journalistische Buben- und Bettelhaftigkeit tiefer erfaßt und angegriffen worden wäre, als es hier geschieht. Der Verfasser hat noch lange nicht das Aergste benutzt, was freilich mit in der Scheu liegen mag, die jeder Schriftsteller von Ehre, sey er Dramatiker oder Journalist, vor derlei Krebsschäden hegt. Herr Bauernfeld gab, wie er immer thut, nur eine leichte Handlung, deren Erfindung ihn nicht sehr bemüht haben kann; seine Gestalten streifen auch da an Karrikatur, wo er es nicht bezweckt; dagegen hat er auch denselben rasch bewegten Dialog und die gute Laune, womit er öfter schon sein Publikum festhielt. Der Contrast des Besseren ist zwar ebenfalls schwach gezeichnet, dennoch macht er Wirkung. Ueber die Darstellung wüßte Referent durchaus nur Lobenswerthes zu sagen; sie war bis in das Geringfügigste vortrefflich und hielt sich zugleich da, wo Persönlichkeiten sehr nahe liegen, in so weit indifferent, daß man eine Gattung, nicht den Einzelnen sah."

— Die deutschen Schauspieler haben neulich ihr Lob im Gesellschafter auf eine eben nicht feine Weise singen hören. „Die Herren Schauspieler — heißt es dort — haben in der Regel eine Meinung von sich, die sie durchaus gar nicht knauserig zuschneiden. Dabei haben sie eine ganz absonderliche Natur. Sollen sie nur einen Gran Tadel hinunter schlucken, so schreien sie gleich Gift, Mord und Todtschlag, dagegen fürchten sie sich durchaus nicht vor einem ganzen Tische voll Schüsseln mit Lob; sie essen sich durch alle, lecken sie sogar ab und sind im Stande, am Ende der überreichen Mahlzeit noch zu fragen: „Ist keine Schüssel mehr da!" Dieser Lobhunger ohne die geringsten Verdauungs-Beschwerden ist bei keinem andern Stande so anzutreffen, aber die Schauspieler sind wahre Haifische im Lobfressen!" —

Meloramatisches.

Wir erzählten schon, daß man in Breslau „die Befreiung Deutschlands" als Melorama aufgeführt habe. Unsere Leser wußten wahrscheinlich nicht, was sie von dieser neuen Art von Schauspiel denken sollten, und wir selbst wußten eben so wenig davon. Hier geben wir nun eine Beschreibung dieser großartigen Feierlichkeit nach einem Breslauer Blatte:

So haben wir am Freitag Abend im ehemaligen Guerra'schen Circus binnen zwei und einer halben Stunde

die verhängnißvollen Jahre 1813, 1814 und 1815 nochmals durchlebt, ohne Schmerzen, ohne Angst, ohne Wunden — voll Genuß und erhebender Phantasien von einer verflossenen, thatkräftigen und bedeutsamen Zeit. Während das Auge träumend auf eine recht sinnvoll gewählte Dekoration der Orchesterbühne schaute, auf alle die umschlingenden Guirlanden, die Orangeriebäume, zwischen deren dunkelgrünen Blättern rothe Flämmchen gleich goldenen Früchten hervorblitzten, verlor sich das Ohr in einen musikalischen Irrgarten, wo sich Altes und Neues, Heroisches und Komisches, Kirchliches und Schlacht-Getöne nur zu bunt an einander reibte. Gleichsam ein Bild jener aufgeregten Zeit, wo Alles chaotisch in vulkanischer Gährung durcheinander wogte und dennoch durch ein Band, durch die Liebe zum gedrückten Vaterlande, vereint wurde, so mischten sich in diesem Tongemälde Reminiscenzen aus den verschiedensten Opern, alte und neue Melodien, Volkslieder und Choräle, bis sich Alles im Jubel zum Preise des Königs der Könige für die glücklich vorüber geführte Zeit, und im Erguß der wärmsten Liebe für den ritterlichen Herrscher Preußens harmonisch auflöste. — Aubers Ouverture zu den Falschmünzern eröffnete das Melorama, — eine kurze, rauschende Introduktion — und recht überraschend folgte die schöne Melodie des Kirchenliedes: „Wie schön leuchtet der Morgenstern,“ gleichsam die Morgenröthe des anbrechenden Befreiungstages verkündend. Da schmetterte plötzlich in die einfach ländlichen Melodien und in die melancholischen Töne des Alpenhornes die Kriegsdrommete, auffordernd zum Kampfe und als Scheideruf für liebende Herzen. Das Orchester spielte bekannte Abschiedslieder: „Schöne Minka ich muß scheiden ꝛc.“ „Der Krieger muß in blutigen Kampf hinaus,“ u. a. m., während ein recht brav vorgetragenes Violin-Solo in Begleitung des Violoncello den Schmerz der Trennenden ausmalte. Aus dem musikalischen Opern-Ragout wogte feierlich der Akt der Truppen-Einsegnung und in ihm besonders der heroische Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ hervor; er bezeichnete recht treffend die eigentliche Schutzwehr eines Kriegsheeres, das Vertrauen auf den Höchsten vereint mit der Liebe zum König, und machte eine tief ergreifende, erhebende Wirkung. — Den zweiten Theil des Melorama's eröffneten die Ausmärsche der Truppen; man hörte preußische und österreichische Kriegslieder, den wildbewegten Schlachtgesang der Russen und den sich in tragenden Molltönen bewegenden Nationalgesang der Kosaken, und endlich gaben schmetternde Fanfaren von Seiten der verbündeten Heere und der Franzosen die Signale zur Schlacht. Ein wahrhaft groteskes Tongemälde lieferte das Gebet der Verbündeten vor der Schlacht. Das Orchester bewegte sich langsam in feierlich-erhebenden Melodien, dazwischen tönten Signalschüsse, Trommelwirbel und das Schmettern der Hörner und Trompeten, gleichsam als durchbrauste den erhabenen Dom des Herrn das dumpfe Rollen eines aufsteigenden, verheerenden Gewitters. Endlich beginnt der Sturm, die Schlacht bricht los und — Referent legt die Feder nieder, weil er eben so wenig eine Schlacht beschreiben als die Musik dieses gräßlichen Schaudergemäldes darstellen kann. Weit lieber, mit wahrer Erhebung, hörte Verf. das herrliche „Herr Gott, dich loben wir“ und dann das folgende bekannte „Heil Dir im Siegerkranz,“ welches piano beginnend allmählig bis zum stärksten Fortissimo anwuchs; während dessen der königliche Adler mit dem Namenszuge F. W. III. über der Bühne sichtbar wurde. —

Kurioses Abonnement.

Zur Nachricht. Es ist nun die erste Abtheilung des fünften Gottesackers in so weit mit Gräbern einfach besetzt, daß demnächst die zwischen den Gräbern bis jetzt freigelassenen Grabstellen belegt werden sollen. In dessen Folge werden diejenigen resp. Einwohner, welche die nächsten Plätze bei jenen Gräbern sich vorzubehalten wünschen, hiermit ergebenst ersucht, solches bei dem Unterzeichneten anmelden und die Plätze selbst lösen zu lassen. Zugleich wird die Erneuerung der auf dem zweiten, dritten und vierten Gottesacker verfallenden Grabstellen andurch in Erinnerung gebracht.

Leipzig, den 7. Mai 1836.

Gerlach, Todtengräber.

Korrespondententreue.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß viele Korrespondenten in Paris über

die dortigen Tages-Erscheinungen in Kunst, Literatur u. s. w. nur nach Hörensagen referiren. Hier ist ein Beispiel unter Vielen aus einem Wiener Blatte:

„Die neueste Neuigkeit ist „I Briganti," Musik von Mercadante, einem der ersten italienischen Meister; sie wurde hier in vier Wochen geschrieben, und in drei Wochen einstudirt. Eine solche Eile hat ihren Grund; der Direktor der italienischen Oper ist gehalten, im Laufe der Saison zum wenigsten zwei neue Werke aufführen zu lassen, und die Saison ging zu Ende. Soll ich Ihnen nun die Duo's, die Trio's und Cavatinen anführen, die besonders angesprochen haben? Wozu würde es nützen? Es scheint mir unglaublich, daß eine Partitur von solchem Umfange, von solcher Kraft innerhalb eines so kurzen Zeitraumes sollte zu Ende gebracht worden seyn. Wie der Italiener das Schiller'sche Drama verarbeitet hat, weiß ich nicht recht zu erklären, ich hab's selbst nicht verstanden; es ist ja auch wenig daran gelegen, wer sieht nach dem Faden, der die Perlen zum Collier oder die Rosen zum Kranze bindet." — Muß man hier nicht fragen: Was ist der langen Worte kurzer Sinn? Ist des Italieners Arbeit wirklich so schwer zu verstehen? Ist Mercadante's Musik wirklich so unübertrefflich? —

Bock-Noth.

Man schreibt aus München: Im heurigen Jahre wird unglaublich mehr Bock getrunken, ja sogar in's fernste Ausland versendet, als in frühern Jahren. Er ist auch unstreitig um viel gehaltreicher und besser. Wie es heißt, wird, obwohl bedeutend mehr eingesotten wurde, noch in dieser Woche bis Frohnleichnam ausgesetzt werden.

Naturmerkwürdigkeit.

In dem Dorfe Gothmann, eine Viertelstunde von Boitzenburg, lebt der blindgeborne Sohn eines armen Tagelöhners, der dadurch besonders merkwürdig bleibt, daß er einen überall unauslöschlichen Durst empfindet, ohne dabei eben über einen ungebührlichen innern Brand zu klagen. Wasser ist sein liebstes Getränk, und ohne sich zu überladen, trinkt er vielmehr gemächlich den Tag über zwei bis drei Eimer davon aus. Tritt der merkwürdige Durst bei ihm ein, so ist es, wenn er ihn länger aushalten muß, ihm vollends gleichgültig, welcherlei Flüssigkeit er hinuntergießt; er ist zufrieden, wie er selbst sagt, wenn er nur etwas Dünnes hat. So haben seine Eltern und er selbst erzählt, daß er in seinem zehnten Jahre einmal eine ganze Flasche Branntwein und das andere Mal eine Kruke mit Thran, und das ohne sonderlichen Schaden ausgeleert habe. Jetzt zählt dieser merkwürdige Knabe eilf Jahre. Er hat gute Geistesgaben und besonders vielen Sinn für die Musik. Sollten hier die Behörden nicht zutreten, den armen Eltern eine so drückende Bürde abzunehmen und für die Bildung des Unglücklichen zu sorgen? Die Aerzte können dieß Phänomen übrigens nicht erklären.

Allerlei.

Die künstliche Mineralwasseranstalt des Herrn Dr. Struve begnügt sich nicht mehr damit, europäische Brunnen nachzuahmen, in ihren neuesten Ankündigungen finden wir sogar den „Narzan vom Kaukasus." Das nenn' ich den Patienten eine weite Reise ersparen!

— Die Hannöver'sche Posaune berichtet: Unser Kapellmeister Marschner ist in Coppenhagen mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen worden. Die ersten Künstler und Dilettanten empfingen ihn, als er in der Hauptstadt landete. Ein Trauerfall in der Familie des Hrn. Kirnheimer (der Darsteller des Hans Heiling), hat die Proben und Aufführung dieser Oper verzögert. Inzwischen veranstaltete die königliche Hoftheater-Intendanz ein Concert zum Benefize Marschner's im Hoftheater, welches am 1. Mai bei überfülltem Hause Statt fand; die Einnahme betrug 640 Rb. Thaler. In diesem Concerte wurden mehre Compositionen aus Marschner's Schloß am Aetna vorgetragen. Madame Marschner sang eine Arie von Bellini und La Danza von Rossini. Der Beifall war stürmisch. Zum 5. d. ist Marschner bei Sr. Maj. dem Könige und zum 7. beim Prinzen Christian eingeladen. Spätestens am 13. Mai wird Hans Heiling, unter der Leitung des Componisten in Scene gehen, und am 14. wiederholt werden. Am 19. oder 20. trifft Marschner bei uns wieder ein.

Das grosse Musikfest in Heidelberg.

Zu den heitersten Festen unseres schönen Vaterlandes gehören unstreitig die Musikfeste. Man hat sie jetzt von der kolossalsten Art bis zu solchen hinab, wo nur lustige und ernste Lieder aus starken Männerkehlen im Chorus erschallen. Während ich mich auf der staubigen Straße nach Ludwigsburg ziehen ließ, um Händel's Maccabäer von 600 Musikern auf dem Heidelberger Schloß aufführen zu hören, zogen Andere, nicht minder froh erwartend, die grünen Höhen nach Göppingen hinan, um dem dortigen Liederfeste beizuwohnen. Und so hallt's und schallt's überall; bei uns, im kleinen Lande Würtemberg, liest man täglich von den Zusammenkünften der Liedertafeln und Liederkränze, am Rheine gestalten sich die größeren Feste, und berühmte Namen nehmen daran thätig Theil, und im Norden von Deutschland, wo Alles mit größerem Ernst und strengerer Gewichtigkeit behandelt wird, werden die bedeutendsten Anstrengungen gemacht, diese Kunstgenüsse zu hoher Vollendung zu erheben. Wer zweifelt noch an den Wirkungen eines langen Friedens auf Kunst und Wissenschaft, wenn er dieses Nomadisiren von Künstlern und Gelehrten betrachtet, die Kreuz und Quer, viele, viele Meilen weit; hier Aerzte- und Naturforscher-Versammlungen, dort Historiker-Vereine; hier Musikfeste, dort Ausstellungen der bildenden Kunst! Und so geht's Jahr ein und aus, und immer werden deren mehr, und immer wächst die Theilnahme daran!

Wie die Alten zu ihren Spielen, zu ihren theatralischen Vorstellungen aus dem ganzen Lande herbeizogen, so sehen wir es auch in unserer Zeit. Nur das macht einen Unterschied, daß bis jetzt die theatralische Kunst ganz davon ausgeschlossen geblieben; ob dieß nicht auch für ihre tiefe Gesunkenheit zeugt? ob sich hierin nicht deutlich der Sinn ausspricht: das Volk betrachte das Comödienspiel nicht wie ein Fest? Ich wünschte, daß die Herren Schauspieler von A — Z einmal ein großes dramatisches Scheibenschießen veranstalteten — und

comédie monstre — um diesen Wahn zu widerlegen, oder wenigstens die Meinung hierüber zu berichtigen.

Diese Versammlungen, wobei Kunst oder Wissenschaft präsidiren, die ein geläuterter Sinn beherrscht, die einen edeln Genuß gewähren, woran ganz Deutschland mit freudigem Herzen Theil nimmt, scheinen mir für unsere Zeit als die eigentlichsten Volksfeste gelten zu können. Die Zusammenläufe des müßigen Pöbels, des sonntägigen Handwerkers an gewissen, jährlich wiederkehrenden Gedächtnißtagen haben ihren geschichtlichen Werth und sind als Curiosa wohl in Ehren zu halten, doch dürfen sie wahrlich keine größern Ansprüche machen, und es ist lächerlich, ihnen eine Bedeutung einräumen zu wollen, die sie längst verloren haben; noch weniger kann dieß aber bei modernen, flitternden Aufzügen der Fall seyn, wie sie die Zeit entstehen sah; diese mögen höchstens Volksbelustigungen für diese oder jene Stadt genannt werden, zu Festen des deutschen Volkes werden sie nie erhoben werden.

Als ich von Neckargmünd in das schön bewaldete Thal hinabfuhr, das sich in die Bergstraße mündet, zeigte sich mir schon deutlich die Nähe des Festes. Geputzte Landleute zogen des Weges, auch städtisch gekleidete Fußgänger mischten sich darein, und es war mir Leid, den Staub, den die Wagenzüge erregten, sich auf die saubern Stücke des sonntägigen Zeuges unhöflich lagern zu sehen.

So wie man sich dem Rheine nähert, nimmt mit der Landschaft auch der Bewohner den eigenthümlichen Charakter an. Die Ufer des Rheins sind nur auf einer kleinen Strecke von hoher malerischer Schönheit; die Landschaft ist aber immer heiter und lustig. Wir haben tiefer im Lande reichere Fülle von Aus- und Ansichten; viele Gegenden überströmen davon; Wein- und Laubhügel, deren anmuthige Wellenform sich in die lieblichsten Thäler öffnet, worin weiße, reinliche Wohnungen, freundliche Gotteshäuser, reich bestellte Aecker, Frucht- und Obstbäume, das ganze Land ein Garten, und die Bewohner treu ehrliche Leute, emsiger, tugendhafter Art, von guter Schulbildung, fromm und wacker, im vollsten Sinne. Auch sie haben ihre Tage, wo sie tanzen und trinken, wo sie herzinnig sich freuen mögen, aber man sieht es ihnen nicht an. Am Rheine ist alles lauter, sinnlicher, es sind Feste, wobei die Lustigkeit die Hauptsache macht, und der Ernst stets leer ausgeht.

Ich werde den Eindruck nie vergessen, den eine Weinlese in einem kleinen, sehr anmuthig gelegenen, würtembergischen Dorfe auf mich machte, als ich eben aus Tyrol von den lustigsten Kirchweihen herkam. Und das war im schönen Herbste 1834, wo des Himmels Segen diese Berge befruchtet hatte, und der Nektar in rothen Strömen den Kel-

ternden Bäbchen aus den zerrissenen Stiefeln troff. Die Leute freuten sich allerdings, sie tanzten und sangen und ließen es an nichts fehlen; aber es riß den Fremden, der eben keinen Wein in der Gegend machte, und keinen besondern Antheil nehmen konnte, nicht mit sich fort; die Freude war nicht ansteckend; sie freuten sich eben in ihrer Weise. Und das war 1834, wie hätte ich es erst gefunden, wenn ein Mißjahr gewesen wäre!

Man kann mit Niemanden darüber rechten, daß er seine Freude so oder so äußere, aber man kann wohl von dem Eindrucke sprechen, den die Aeußerungen der Freude Anderer auf unser Gemüth hervorbringen, und es ist wohl anzunehmen, daß man je fremder, desto unbefangener ist. Wenn bei solchen Gelegenheiten eine höhere ernste Weihe schweben soll, so kann ich das keineswegs unlobenswerth finden; aber ein Feiertag ist kein Volksfest, und man sey nicht der falschen Meinung, daß ein solches, in seiner buntesten Lustigkeit, nicht auch erheben könne. Wer ohnedieß sehr zum Ernste hinneigt, mag mit einigem Stolze darauf herabsehen, wie ursprünglich heitere Feste, der dankbaren Erinnerung, den Segnungen des Friedens, großen Erscheinungen im Leben geweiht, sich in solche umgestalten, die nur eine andächtige und religiöse Sammlung aufkommen lassen, aber man vergesse darüber nicht, daß es wahrhaft beseligend ist, mit frohen Menschen froh zu seyn.

Wer wird es mir wohl übel nehmen, wenn ich hier dem Rheine vor Allem das Wort rede? Der Rhein ist ja unser Aller Kleinod, welcher Deutsche freute sich nicht, ihn wiederzusehen? wer wohnte nicht gern an seinen Ufern? wer stände nicht gern mit seinen heitern Bewohnern im Verkehr? Wenn ich einen wahrhaft durch und durch lustigen Deutschen traf, so war es gewiß „ä Rheinländer", wie er selbst mit Stolz sagte. „Mir Rheinländer sind ä lustig's Volk!" Das ist ihnen unbenommen, und dabei sind sie nicht minder ehrenwerth, als irgend ein anderer deutscher Stamm.

Als wir Heidelberg zwischen seinen grünen Bergen wahrnehmen konnten, ward die Straße immer belebter. An beiden Seiten standen Reihen von Menschen und machten Spalier. Sie waren hinausgezogen, um uns zu empfangen, und guckten in die Wagen, als ob sie Freunde erwarteten, die sie sich gleich herausholen wollten. Der Neckar war mit Gondeln und kleinen Nachen besät, die mit Menschen überfüllt waren. Ueberall wurde geschossen; Berge und Wasser dampften und hallten vom Knallen wieder. Im Wirthshause sprangen uns lachend die Kellner entgegen, um uns mit den andern Wagen fortzuschicken, aber wir hatten bereits Zimmer bestellt. Wer kein Unterkommen fand,

konnte Abends nach Mannheim oder nach einem andern nahen Orte fahren, um dort zu übernachten; auch im Freien die Mainacht zuzubringen, war so unglücklich gerade nicht. Das Wetter war himmlisch; Oberon und Titania mochten in dieser Nacht wohl ihr Spiel treiben.

Die Straßen waren mit Wagenburgen angefüllt, die Laden geschlossen, die Handwerke feierten; die Aufführung des Händel'schen Oratoriums war für die ganze Stadt zu einem Festtage geworden! Auf dem Platze vor dem Museum fanden Volksbelustigungen statt; Maibäume, mats de cocagne, kletternde Bursche, um die angehängten Preise zu erobern, Schaukeln, andere Uebungen und Spiele. Wir gingen zur Ruine, wo eben die Generalprobe beendigt war. Oben in dem bekannten Bier- und Kaffeehause wurde an mehren Tischen gespeist. Obgleich wir Plätze bestellt hatten, konnten wir doch nicht mehr unterkommen; der Andrang war zu groß und der Wirth, nicht daran gewöhnt, hatte den Kopf verloren. „Wenn wir uns behelfen wollten, so könnte wohl an einem Seitentische Rath geschafft werden," wurde uns als Trost zugerufen; allein ich verstehe mich in solchen Fällen schlecht auf's Behelfen, und liebe nicht, mich mit dem Abhub einer solch' gemischten Wirthstafel füttern zu lassen; ich zog es daher vor, in der Mittagsglut zum baden'schen Hof wieder hinabzuziehen, und wie Fallstaff den Boden mit meinem Fette zu spicken.

Im baden'schen Hof waren an 300 Menschen lustig und guter Dinge die Kreuz und Quer an Tafeln gereiht, und harrten der wohlschmeckenden Dinge, die da kommen sollten; nur ein Mann war darunter, der nicht lustig aussah, als er uns erblickte, das war der Wirth, und auch wir machten bald gar traurige Gesichter. Es war nicht möglich, uns zu placiren. Wir hatten beim Weggehen gesagt, daß wir nicht im Hotel speisen würden, und dafür mußten wir gestraft werden. Aber hungrig, nach dieser Ermüdung, im Angesichte duftender Schüsseln, während Alles sich anschickte, zu schneiden, zu löffeln, zu kosten, zu schlürfen, zu trinken, während die Musikanten schon die Geigen stimmten, um die Suppe mit Strauß zu begleiten, und Kinder mit angefüllten Körben Blumensträuße zwischen die Couverts legten; welche tantalische Qual! Das Alter ist mürrisch und hart; die Jugend zeigt sich weicher. Der Sohn des Hauses erschien uns wie ein Engel der Erlösung, als wir eben uns zu Kutschern und Bedienten herablassen wollten, um einige kalte Speisen zu uns zu nehmen. Er hatte im Zimmer, wo angerichtet wurde, ein Tischchen ganz artig servirt, und dort durften wir Platz nehmen. Wir saßen hier luftig und breit, während Alle an der großen Tafel über Hitze und Enge klagten, und genoßen noch den Vortheil, immer zuerst bedient zu werden und uns selbst vorlegen zu

können, während man dort darauf warten mußte, was der Nachbar auf der Schüssel ließ, und ganz der Discretion oft sehr indiscreter Kellner überantwortet war.

Der erste Kanonenschuß donnerte bereits von der Höhe über die Stadt hin, als Zeichen zur Versammlung der Musiker, und noch ließen wir es uns wohl beim Nachtisch und Champagner seyn. Ein lieber Gast hatte sich eingestellt, Spindler, und das war denn ein gar angenehmes Zusammentreffen. Vor dem dritten Schusse, der das Zeichen zum Anfange geben sollte, waren wir jedoch schon auf dem Wege und kamen zur rechten Zeit in dem innern Schloßhofe an. Welch' ein überraschender Anblick bot sich uns hier dar; welch' ein Contrast der reizendsten Art! Der Schloßhof mit dem imposanten Mauerwerke war mit baden'schen Fahnen auf das Schönste pavoisirt; aus allen Erkern, von allen Höhen flatterten sie roth und gelb in die heitere Luft hinein, die von keinem Wölkchen getrübt wurde. Der schönste Theil der Ruine — nach Osten — war besonders reich dekorirt, und aus den vielen Fenstern drängten sich Damen und Herrn, in der buntesten Sommertracht und in so großer Zahl, daß Vorkehrungen getroffen werden mußten, um Unglück zu verhüten. Hie und da soll das morsche Mauerwerk bereits einige Steine zur Tiefe geschickt haben. Auf der verwitterten Hauptrampe standen Sessel in Reihen, worauf vornehme Welt ihren Platz nahm. Die Bevölkerung dieses Theiles der Ruine war einem Mährchen zu vergleichen und machte einen wunderbaren Eindruck.

Nun aber der eigentliche Schloßhof! Bank an Bank und darauf Kopf an Kopf, ein ungeheures Parterre, wie es kein Concert der Welt aufweisen kann, dann rings umher als Einfassung junge Welt, auf Gerüsten, Trümmerhaufen und Bäumen; besonders herrlich nahm sich der alte Baum in der Mitte aus, dem Orchester gegenüber, der bis zur Spitze seiner Krone mit Menschen angefüllt war. Das Orchester war in dem ältesten Theile des Schlosses angebracht, nach Westen hin, wo ein uraltes Erker mit leeren Fensterhöhlen trauernd auf die Stätte der Verwüstung herabschaut. Heute war dieser Ausdruck der Trauer verschwunden; aus den Fensterhöhlen flatterten ebenfalls Fahnen, und auf den Zinnen rings umher waren sie siegend aufgepflanzt; das Orchester erhob sich im weiten Amphitheater, das die versammelten 5—600 Musiker bequem fassen konnte. An der Spitze, weit hinausgebaut, war das Pult des Haupt-Dirigenten, des Musik-Direktors der Universität, Herrn Louis Hetsch, der sich um Anordnung sowohl als Ausführung ein großes Verdienst erworben. Reiche Festons von Grün und Blumen, durchzogen mit Draperien aus Gelb und

Roth, schmückten diesen Theil der Ruine auf die festlichste Weise. — Dieser freundlich erhebende Anblick gewann noch bedeutend durch die Reihen weiß gekleideter Mädchen und Frauen, die als Sängerinnen den vordern Theil der Orchesterbühne einnahmen, und den finstern Theil derselben, die schwarz gekleideten Herren, unsern Augen entzogen.

Alle hier zu nennen, die gekommen waren von fern und nah, das Fest zu verherrlichen, wird man uns hoffentlich erlassen, obgleich es uns leicht wäre, da ein halber Bogen, in zwei Columnen eng bedruckt, uns die Namen alle nennt.

Da waren Meister und Jünger aus Darmstadt, Carlsruhe, Mannheim, Speyer, Worms, Frankfurt, Kreuznach, Durlach, Mainz, Homburg und aus den freundlichen Orten der nahen Bergstraße herbeigekommen, um das heimische Corps Heidelbergs auf harmonische Weise zu verstärken. Ja, einen Musiker nennt sogar das Verzeichniß, der aus Boston gekommen war, wahrscheinlich nicht eigends zum Musikfeste, doch freundlich daran Theil nehmend; dieß war Herr Harbordt mit seinem Violoncell.

Die Solostimmen versahen zum Theil die Mitglieder des Mannheimer Theaters. Mad. Pirscher den ersten Sopran, Fräulein Gerwerl Alt, Herr Oehrlein Baß; außerdem sangen Fräulein C. und J. Wagner von Heidelberg Sopran-Solo, und die Herren Batz und Deppe von Heidelberg den Tenor. Die Kapellen von Mannheim, Darmstadt und Carlsruhe wurden von ihren ausgezeichnetsten Mitgliedern repräsentirt, und Strauß, Lachner, Mangold, Pechatscheck waren nicht zu Hause geblieben. Die Stuttgarter Künstler, von denen Einige nicht wenig Lust hatten, sich ihren Kunstkollegen beizugesellen, wurden durch eine Operndarstellung von der Ausführung dieses schönen Vorhabens abgehalten. Man hatte sie erwartet, und Alles fragte nach ihrem würdigen Führer Lindpaintner, dessen treffliche Instrumentirung des Oratoriums seine Abwesenheit jeden Augenblick in schmerzliche Erinnerung brachte.

Obgleich die Proben des Judas Maccabäus bereits von Herrn Hetsch im Februar begonnen wurden, so konnte doch die Masse fremder Künstler nur die zwei letzten mitmachen, und es war daher bewundernswerth, wie trefflich und ineinandergreifend die Aufführung war. Herr Hetsch, der erst seit Kurzem seinem Amte vorsteht, hat hiermit ein Probestück seines unermüdlichen Fleißes, so wie eines ungewöhnlichen Talents an den Tag gelegt.

Die Sonne brannte heftig und nur mit Mühe wurde noch für unsere Damen ein Sitz gefunden; wir Männer mußten stehen. Auch ward der Genuß zu sehr durch die pittoreske Umgebung und andere

Außendinge gestört. Die Sänger des Waldes hatten sich auch, gleich ihren Collegen aus Darmstadt, Mannheim u. s. w. von allen Bergen rings umher eingestellt, und saßen zwitschernd und trällernd auf Zweigen und Aesten. Besonders auffallend war es, daß sie vorzugsweise den Gesang der Madame Pirscher accompagnirten, was zwar nicht streng im Takt und richtiger Tonart geschah, aber doch einen lieblichen Effekt hervorbrachte. Diese Sängerin mag es als ein Compliment betrachten, daß die gefiederten Sänger, worunter wahrlich keine kleine Anzahl von Nachtigallen war, etwas Analoges in ihren Stimmen fanden, was sie zum Wetteifer herausforderte.

Solche Abziehung der Aufmerksamkeit duldet aber ein so strenges Werk, wie der Judas Maccabäus, keineswegs. Wir waren eigentlich viel mehr zu heitern Scherzen aufgelegt, als zum Anhören dieser hehren Fugen, und mit halbem Ohre hören und dazu schwatzen, halte ich für Profanation. So sehr ich mich zu sammeln suchte, die rechte Stimmung wollte sich nicht finden lassen; der winterliche Concertsaal, die dumpfe Kirche, das sind Orte, die zu solchen Genüssen vorbereiten; hier ziehe ich mich in mich selbst zurück, vergesse Alles um mich her, und bin ganz Ohr; aber nicht so in diesem grünen Tempel des Frühlings, umragt von der malerischen Ruine, die an diesem Tage auch noch so lenzlich, festlich und freundlich war, und die Sinne auf ganz eigenthümliche Weise fesselte. Ein Stück, von Hörnern ausgeführt, eine sogenannte Harmonie, und wir dazu ungenirt im Grase gelagert, das würden wir mehr goutirt haben, und solcher Genuß wurde uns auch schon an dieser Stelle zum Oeftern zu Theil und verfehlte nie den günstigsten Eindruck. Auch Spindler war dieser Meinung, unsere Begleitung stimmte ein, und wir durchzogen bereits mit vielen Gleichgesinnten die duftigen Gänge, der Höhe zu, als das Oratorium noch nicht zur Hälfte gediehen war.

Am Abend war Ball im Museum; man begab sich erst spät dahin; so labend war das Freie nach Sonnenuntergang. Auf dem Balle suchten die Menschen wieder Staub und Hitze, während es draußen so himmlisch war; überall herrschte Lust und Leben; alle Fenster waren offen, und aus den Wirthshäusern schallten Tänze und Lieder. Die Nacht war herrlich; der Neckar floß ruhig durch die Brücke; der Sternenhimmel prangte in vollster Glorie; oben Sterne, unten Sterne, die der Fluß abspiegelte; man schwebte dazwischen selig wie im Himmel. Ich spazierte auf der Brücke Stunden lang hin und her; dieß war eigentlich mein köstlichster Genuß des schönen Festes.

Die kurze Nacht war bald vorüber; der Tag graute kaum, und schon zogen die schläfrigen Kutscher ihre Pferde aus dem Stall und

legten sie vor die Wagen. In allen Häusern ward es lebendig; schöne Kinder mit halb verschlafenen, verdrießlichen Gesichtern stiegen ein; wie gern wären sie noch geblieben! aber der Vater mußte an's Geschäft zurück, der improvisirte Feiertag durch doppelte Thätigkeit eingebracht werden. Die Kutscher zogen in ununterbrochener Reihe nach allen Richtungen zu den Thoren hinaus, und bald war die Stadt wieder still und leer — still und leer, wie es ihre Gewohnheit ist. Ein trübseliger Abstand! Kleine Städtchen machen, nachdem ich ein Fest darin durchlebte, den traurigsten Eindruck auf mich.

Auch ich machte mich auf den Weg und fuhr nach Mannheim hinüber. Hier war es wieder überall voll, kein Nachtquartier zu haben, und wir mußten noch denselben Abend nach Heidelberg zurück. Man gab Robert den Teufel, den die Mannheimer über Alles erhoben — das heißt, ihre Aufführung desselben — Aufführung und Ausführung, Decoration und Gesang, Alles sollte vortrefflich seyn! Für den Fremden, zufällig Hergereisten war nichts daran zu loben. Zum Glück war der Abend so schön und Mannheim hat einen Hofgarten und einen Rheindamm, die in der That viel besser sind, als sein Theater, und da kann man sich — aus diesem vertrieben — bald wieder auf das Angenehmste zurechtsetzen.

A. L.

Kronstadt, Peterhof und Gatschina im Juli 1835. *)

Kronstadt.

Der Herzog von Nassau, den der Kaiser mit Vertrauen und Freundschaft beehrt, traf während des Schulmanövers der Garde-Infanterie am 4. Juli in Zarskoje-Sélo ein.

Nach diesem Manöver fuhren wir noch Nachts nach Peterhof, dem von Peter dem Großen gebauten und eingerichteten Sommerpalaste. Es war sein Lieblingsaufenthalt, von wo aus er die Arbeiten zu Kronstadt leitete. Hier in Peterhof findet man die kleinen Pavillons, die er bewohnte und welche noch die Möbel, die einfachen Services und die Kleidungen — gleich Reliquien — enthalten, die er im Gebrauch hatte.

Ich empfand auch hier wieder das andächtige Gefühl, welches mich immer beim Anblick von Gegenständen durchdringt, die mit der Persönlichkeit eines großen Menschen, mit dessen Wirken und dessen Gewohnheiten in unmittelbarer Berührung standen. Es war dasselbe Gefühl der Andacht, was mich in den Wohnzimmern Friedrich's II. zu hohem Denken erhob, als ich das Erstemal in Sanssouci war.

Am 6ten führte uns der Kaiser auf einem Dampfschiffe nach Kronstadt, diesem merkwürdigen Kriegshafen, der Schöpfung Peter's I.

Die Zerstörungen, welche die große Ueberschwemmung vor mehren Jahren angerichtet, wurden nicht nur wieder hergestellt, sondern die neuen Arbeiten sind so solid in Granit aufgeführt, daß sie gegen die Wuth der Elemente gesichert sind.

Der Kaiser Nicolaus fand besonders bei der Marine und in allen dahin einschlagenden Etablissements unvollendete Arbeiten bei seiner Thronbesteigung. Die Kriege gegen Napoleon hatten Alexander nicht erlaubt, diesem Zweige des öffentlichen Dienstes alle Aufmerksamkeit zu widmen, die er für Rußland, welches durch seine Anlehnung an das baltische und an das schwarze Meer, von der Natur der Dinge und seiner Lage die Aufforderung hat, seine Marine zu entwickeln,

*) Aus dem so eben erschienenen interessanten Werke des General-Lieutenants, Grafen von Bismark: „Die Kais. russische Kriegsmacht im Jahre 1835 oder meine Reise nach St. Petersburg."

haben muß. Auch machte die Verbindung mit England (welches in seiner isolirten Lage die Allianz mit Rußland suchte), während jener Epoche der Napoleon'schen Kriege, die Marine weniger dringend.

Diese Verhältnisse haben aber seither eine ganz veränderte Stellung erhalten. Der Kaiser Nicolaus nahm mithin den Grundgedanken Peter I. wieder auf, welcher Rußland seinen Antheil an dem großen Weltmarkte mittelst einer Marine vorzubereiten und zu sichern suchte.

Die Wasser-Communikationen, — jene Weltkanäle, welche die Natur bei den Säulen des Herkules, den Dardanellen, dem Sund ꝛc. geschaffen hat, — sind vorhanden; sie dürfen nur benützt werden. Nicolaus scheint nicht nur zu dieser Benützung, sondern auch dazu entschlossen, dabei keine Einsprache zu gestatten, und dasjenige für Rußland in Anspruch zu nehmen, was die Vorsehung ihm zugewiesen hat.

Der Kaiser Nicolaus fand die Aufgabe mithin gegeben, die angefangenen Arbeiten Peter des Großen in dieser Richtung fortzusetzen, und er hat es mit wahrhafter Größe gethan.

In weniger denn zehn Jahren hat der Kaiser zwei Flotten in Kronstadt und in Sebastopol gebaut, welche Rußland in der Reihe der Seemächte seinen Rang geben. Kolossale Arbeiten wurden aufgeführt, diese Flotten sowohl gegen feindliche Anfälle, als gegen die Stürme der Elemente auf zwei leicht aufgeregten Meeren im Innern der Häfen sicher zu stellen. Permanente Magazine wurden erbaut, die Armirungsgegenstände der Flotten aufzubewahren. Die Stadt und der Hafen von Kronstadt sind durch ein System fortifikatorischer Arbeiten geschützt, die mit einer Sorgfalt ausgeführt wurden, als gälte es, sie in einer Kunstausstellung zur Schau zu bringen. Es erstaunt den Geist, diese Schöpfungen, die ein weithinsehendes System wundervoll verbindet, zu betrachten.

Drei Divisionen Linienschiffe ersten Rangs zu neun Schiffen, zusammen also sieben und zwanzig Linienschiffe, mit Fregatten, Corvetten und dem übrigen Gefolge circa achtzig Segel, sind in Kronstadt völlig armirt, bemannt und mit allem versehen, um jedes Frühjahr in See zu gehen. Die Stärke der Flotte in Sebastopol ist mir unbekannt. Zum Transport von Truppen verwendet, können diese Flotten nach jedem Punkte des baltischen Meeres so wie des Bosphorus in kurzer Zeit eine Armee versetzen, wie man erst diesen Sommer gesehen hat bei Danzig, so wie vor ebenfalls nicht langer Zeit bei Konstantinopel.

Dieß erleichtert die Beweglichkeit der russischen Heere, die auf verschiedenen Punkten der Welt mittelst dieser Flotten erscheinen können.

Einen schönen Anblick gewährt es, wenn die ganze Flotte in Parade aufgestellt ist, und der Kaiser sie en revue passirt, wie dieses am 15. Juli statt hatte. Die Linienschiffe bilden dann, vor Anker liegend, eine Linie; wovon rechts die Fregatten, links in einer dritten Linie sich die kleinern Kriegsschiffe befinden.

Der Kaiser, von seinem Stabe umgeben, Alles in militärischer Galla, fährt auf einem elegant gebauten Dampfschiffe die Linie des ersten Ranges hinab. Beim Vorbeifahren an der Festung und den Forts salutiren diese, so wie später jedes Schiff einzeln, wenn der

Kaiser sich nähert. Die Besatzung steht unter den Waffen, die Matrosen an ihren Plätzen auf den Masten. Die Musik spielt, während sämmtliche Mannschaft den gewöhnlichen Zuruf abgibt.

Am Ende der ersten Linie ließ der Kaiser das Dampfschiff wenden, und fuhr die zweite Linie bis zum Admiralsschiff wieder hinauf. Hier angekommen, ließ der Kaiser seine Flagge aufziehen, worauf die ganze Flotte mit allen Festungswerken und Forts, den großen Kaisergruß abgab, durch dreimaliges Abfeuern sämmtlicher Geschütze; ein in der That imposanter Moment.

Wir bestiegen hierauf das Admiralschiff und noch mehre andere Linienschiffe, die innere Einrichtung, die Ordnung, die Reinlichkeit, die Magazine rc. zu besichtigen. Auch in der Marinetaktik, so wie in allen Zweigen des Seedienstes hat der Kaiser eine bis dahin für unausführbar gehaltene Disciplinar-Ordnung und taktische Einheit mit dem besten Erfolge eingeführt.

Wir waren im Ganzen dreimal in Kronstadt, besuchten die Kasernen und wohnten einigen See-Schießübungen bei. Der Kaiser, mit seiner Zeit haushälterisch umgehend, arbeitete mit dem Kriegsminister oder Marineminister auf der Hinfahrt. Während des Zurückfahrens aßen wir jedesmal auf dem Verdeck des Dampfschiffes zu Mittag und kamen gegen Abend nach Peterhof zurück. So auch am 6. Juli, welches der Vorabend des Geburtstages des Kaisers war.

Als ich in meine Zimmer im Corps de logis des Schlosses trat, fand ich das große Band des St. Annen-Ordens als eine feine Aufmerksamkeit, womit der Kaiser mich am Abend seines Geburtstages gnädig überraschte.

Der Hof versammelte sich um acht Uhr zu einem kleinen Balle, wo der Kaiser die Glückwünsche für den morgenden Tag entgegennahm.

Am 7ten, dem Geburtstage selbst, war Kirche und Wachtparade der Garde zu Pferd, in deren Uniform der Kaiser erschien, die ihm bei seiner auffallend schönen und brillanten Kriegergestalt ganz vorzüglich steht. Großes Diner in Galla, jedoch weder Toast noch Kanonendonner, oder sonst irgend ein äußeres Gepränge. Abends großer Ball in Monplaisir, einem Pavillon neben dem Hause Peter des Großen, am Strande des Meerbusens.

Dieser Ball war eine seltene Vereinigung schöner weiblicher Gestalten, mit eleganten Formen und graciöser Haltung. Ein Ball wirkt auf uns Männer, wie ein Strahl der Frühlingssonne, welcher erwärmt, erheitert, und — trifft man dabei geistige Unterhaltung — auch stärkt, belebt und schöne Gedanken zum Aufblühen bringt. Sey es das Gefühl der schnell verschwindenden jugendlichen Blüthe, sey es angeborne Gabe, der sprühende Funke geistiger Jovialität leuchtet aus den glühenden Augen und erhebt die schöne, durchsichtige Haut. Die üppige Taille mit den feinsten Wendungen des schön geformten Körpers setzt der Contretanz und die Mazurka in die vortheilhafteste Stellung. Perlen und Diamanten sind zwar eine schöne Zugabe, vermögen aber das positiv Schöne und dessen Zauber nicht zu verherrlichen.

Auch an schönen Männern ist großer Reichthum.

Die russischen Männer haben größtentheils einen zartgebauten

Kopf mit angenehmen und feinen Gesichtern. Die Augen, wenn auch nicht immer vom reinsten Wasser, zeigen schlaue Klugheit und um den Mund liegt ein feiner beredter Zug der Kunst des Schweigens. Den Formenbau des Körpers, die schöne kräftige Haltung trägt die gut gemachte Uniform besonders hervor. Geist und Bildung vollenden.

Peterhof.

Das Leben in Peterhof ist ganz einfach. Außer an Sonn- und Festtagen bleibt man den ganzen Tag, und selbst an der Tafel, im Militäroberrocke und Lagermütze. — Den Morgen hat man für sich. Abends werden Parthien nach dem englischen Park, nach Strelna, nach Oranienbaum oder andern kaiserlichen Besitzungen in der Nähe gemacht, oder Cavalcaden, um den Thee irgendwo zu nehmen; oder der Hof versammelt sich zum Tanze, zum Spiel ꝛc., bald im Schlosse, bald in einem der Pavillons im Parke. Ueberall ist bei diesen muntern Versammlungen animirende Militärmusik.

Die Kaiserin macht bei diesen Parthien mit einer natürlichen Anmuth die Wirthin, und versteht es, der ihr angebornen graziösen Lieblichkeit durch eigenes Darreichen einer Tasse Thee oder einer Frucht, einen erhöhten Reiz zu geben. Ihr ganzes Wesen ist ungezwungene geistreiche Heiterkeit, und je länger man sie beobachtet, desto mehr steigt die Ehrfurcht und die Ergebenheit, mit der man sich zu ihr hingezogen fühlt.

Der Kaiser ist bei allen diesen Vereinigungen nicht nur sehr unbefangen und zuvorkommend, sondern zugleich sehr heiter und gibt der Unterhaltung einen leichten und allgemeinen Takt, oder mischt sich in die Gesellschaftsspiele mit der ihm eigenen muntern Laune. Besser, leichter und klarer zu sprechen, als der Kaiser, ist nicht möglich, und er übt einen wahren Zauber auf diejenigen, die ihm zuhören. Auch zeigt sich die größte Anhänglichkeit für seine Person unter denen, die ihm näher stehen.

Der Hof in Peterhof ist ein wahrer Familienzirkel, wo Jeder wie zu Hause sich befindet und wo nichts von jener Etikette zu bemerken ist, die man dem kaiserlichen Hofe im Auslande unterstellt.

Der Kaiser und die Kaiserin wohnen nicht im Schlosse, sondern mit ihren Kindern, die einfach und natürlich erzogen werden, in einem nach gothischem Geschmacke gebauten Hause im Park, Alexandra genannt, mit einer überraschenden Aussicht auf den Meerbusen.

Der Thronfolger, ein groß und schön gewachsener junger Prinz, hat jedoch bereits eine eigene geschmackvolle Wohnung nach Art eines abgeschlossenen Schweizerhofes, von der ein Fußweg in einem kleinen romantischen Thale, welches man hier gar nicht vermuthet, zur Wohnung seiner Eltern führt.

Ueberall hat ein guter Geschmack das Elegante mit Einfachheit zu ordnen gewußt, und sich dadurch einen angenehmen Eindruck gesichert.

Einige Tage vorher bezogen die Cadetten ein Lager nahe bei Peterhof. Am 11. Juli, als am Tage Peter und Paul, wurden sämmt-

liche Cadetten an langen Tafeln im Garten von Peterhof bewirthet, welches einen heitern schönen Anblick gewährte. Der Kaiser war hier mitten unter den Cadetten, wie ein Vater unter seinen Kindern.

An demselben Tage, Abends 7 Uhr, vereinigte sich der Hof in Alexandra, von wo aus eine Cavalcade gemacht, und wo man sich im Pavillon Monplaisir wieder zusammen fand.

Am Sonntag den 12. Juli war der Vorabend des Geburtstages der Kaiserin. Zuerst Wachtparade, hierauf Kirche. — Nichts ist schöner und erhebender, als der Gesang eines griechischen Gottesdienstes. Der katholische Ritus mit Instrumentalmusik verliert gegen die Vocalmusik des griechischen Ritus.

Am 13. Juli war das Geburtsfest der Kaiserin. Das Regiment Chevalier-Garde bezog die Wache. Die Wachtparaden erhalten dadurch ein besonderes Interesse, daß abwechselnd von verschiedenen Regimentern ein Offizier, ein Unteroffizier, ein Karabinier oder Schütze, und ein Reiter ordonanzmäßig zu Pferde ausrücken und Reitübungen machen. Ein General commandirt die zu machenden einzelnen Reitübungen, welche sehr gut ausgeführt werden. Einzelne Tscherkessen machen hier auch ihre Schießübungen in voller Carriere. Diese Reitübungen haben den bestimmt ausgesprochenen Zweck, die Reitkunst zu erheben und die ritterliche Kunstfertigkeit der Reiterei in Ansehen zu erhalten.

Mittags nahm die Kaiserin die Glückwünsche an, wobei man die Ehre genoß, ihre schöne Hand küssen zu dürfen. Der Hof, bei dieser Gelegenheit in großer Galla, überrascht durch Zahl, Glanz, Reichthum und Pracht.

Abends war jenes Illuminations- und Volksfest, welches, obgleich schon oft beschrieben, dennoch Jeden erstaunt, der es sieht.

Bei diesem Feste sieht man von den entferntesten Völkerschaften in ihren Nationaltrachten Repräsentanten, wobei sich die kaukasischen Sultane, armenische Fürsten und Häuptlinge der Kalmucken im schönsten, reichsten Costüme, oft mit den kostbarsten Steinen besetzt, präsentiren. Hier auch prangen die Damen der höheren Stände mit dem reichsten Schmucke an Juwelen und Perlen. Aber auch die Kaufmannsfrauen erscheinen in ihrer Nationaltracht mit Diamanten und Perlen. Viele tausend der Letztern finden sich oft an der Mütze, die einen schönen Kopfputz gibt, wovon gewöhnlich ein shawlartiges Tuch weit über den Rücken herunter hängt. Ein Kleid von reichem seidenen Stoff in Form eines Oberrocks, mit Tressen besetzt, farbige Strümpfe, häufig roth, und gelbe Pantoffeln, machen mit Diamanten, Ohrgehängen und Schnallen das Uebrige des Anzugs. Schminke ersetzt bei dieser Klasse die Frische der Natur.

Das Fest von Peterhof hat einen Weltruf. Und in der That, noch jetzt, da ich dieses schreibe und es in mein Gedächtniß zurückrufe, beschäftigt es meine Einbildungskraft durch den unbeschreiblichen Eindruck, den das Ganze, so wie das Einzelne, auf mich machte. Was Natur und Kunst, sinnig verbunden, leisten, und geschmack- und prachtvoll geordnet, wirken können, reißt hier zur Bewunderung, zum Erstaunen hin.

Eine unzählbare Menge Menschen aus allen Ständen vereinigt dieses Volksfest in Peterhof. Das bunteste Gemisch von Menschen, die sich unterhalten wollen, füllt die breiten Alleen und Gänge des Parkes.

In Rußland, wo der Sommer kurz ist, will Alles von dieser kurzen Zeit seinen Theil mit Wucher wegnehmen, und an der Kapitalsumme seines Vergnügens nichts verlieren. Auf das Fest von Peterhof pränumerirt die Bevölkerung von St. Petersburg und der ganzen Umgegend. Jeder Einzelne will seinen Pränumerationspreis gewinnen. Daher dieses Gedränge zu dem Feste, wo an 30,000 Equipagen sich zusammenfinden, und Tausende von Menschen zu Wasser anlanden.

Das Fest selbst fängt mit einem Maskenball im Schlosse Abends 8 Uhr an. Es werden lange Zeit vorher so viele Billets ausgetheilt, als die Zimmer Menschen fassen können. Alle diese Menschen sind nun in Maskencostümen ohne Masken. Die Herren des Hofes, die Offiziere, das diplomatische Corps 2c. tragen Domino's über der Uniform. Damen haben auch ohne Maskenzeichen Eintritt, und die des Hofes sind in gewöhnlichem Ballanzug. Sobald der Hof erscheint, spielen die Musikchöre, die in verschiedenen Sälen aufgestellt sind, Polonaisen. Der Kaiser tanzt mit mehren Damen bis gegen 10 Uhr, worauf er durch Raketen das Zeichen zum Anzünden der Illumination geben läßt. Mit feenartiger Schnelligkeit brennt Alles gleichsam auf einmal, und der Schein von vielen hunderttausend Lampen, welche alle Theile des Parkes erhellen, macht einen wunderbaren Eindruck. Dreitausend Menschen sind blos zum Anzünden der Lampen angestellt.

Die Wasserkünste, welche in vielfachen Formen sprudeln, theils mit Marmor, theils mit vergoldeten Statuen besetzt, erhalten durch das flimmernde Feuer einen magischen Schein. Aus den Fenstern des Schlosses hat man den besten Ueberblick des Ganzen. Ein anderes Bassin, in dessen Mitte auf Granitblöcken eine colossale Statue Simson's, wie er den Löwen zerreißt, in vergoldeter Bronce einen großen Effekt macht, ist gerade vor uns. Simson schreitet kraftvoll vor, und sich auf den vorgesetzten Fuß stemmend, faßt er den an ihm hinauf gesprungenen Löwen im Rachen, drückt ihn zurück und steht im Begriff, ihn auseinander zu reißen. Diese Statue ist nicht ohne plastische Schönheit, besonders was die Anatomie des Rückens und der Schenkel betrifft. Aus dem Rachen des Löwen springt die große Fontaine. Am Rande des Bassins sind vergoldete Tritonen, welche Wasser nach der Hauptfontaine spritzen. Das Ganze ist schön arrangirt und macht eine gute Wirkung; doppelt schön in dieser Beleuchtung, wo die vergoldete Statue des Simson oder Herkules sich wundervoll hervorhebt.

Die herumtreibende Menschenmenge zeigt malerische Gruppen um die plätschernde, lichtstrahlende Fontaine, welche brillantene Lichtsäulen von Wasser und rückstrahlenden Wellen fortwährend und strahlend wiederholt. Die vergoldeten Figuren machen in diesem Feuer die schönste Wirkung.

Aus diesem großen Bassin, nach dem Meere hin, zieht sich in gerader Linie mit dem Portal des Schlosses ein Kanal für die kaiserlichen Böte 2c. Ueber diesem Kanal stehen in schönen Formen abwech-

selnde Bogen, an deren Ende, d. h. am Hafen, eine ungeheure Sonne mit dem Namenszuge der Kaiserin funkelt. Im Vordergrunde erblickt man große Wasserglocken, von innen beleuchtet und Wasserfälle, welche sich über Tausende von Lampen herabstürzen. Alles dieses sieht man aus den Fenstern des Schlosses und wird in ein dumpfes Erstaunen versetzt.

Sobald die Illumination im Gange war und wir uns von dem ersten überraschenden Eindrucke erholt hatten, setzte man sich zum Souper. Umgeben von einer großen Menschenmasse aus allen Ständen, wird servirt, und es ist kein Beispiel vorhanden, daß auch nur je eine silberne Gabel gefehlt habe.

Nach Aufhebung der Abendtafel, d. h. nach Mitternacht, fuhren wir, nehmlich der ganze Hof, Herren und Damen, auf einigen dreißig sogenannten Linien- oder Doppel-Drotschken, je mit vier Marstallspferden bespannt, — gleichsam ein Zauberzug — durch die Alleen des Parks, der eine halbe Quadratmeile groß ist und die schönsten Baumgruppen enthält. Eine solche Linie faßt acht bis zehn Personen, wobei auf bunte Reihen Bedacht genommen wird. Man hatte hier, wie überall, sehr gut für mich gesorgt.

Der Park hat in einzelnen Parthien noch hohe Hecken nach altholländischem Geschmacke, welche mit Arabesken in ganzen und Halb-Sonnen erleuchtet sind; was bei der Perspektive der Alleen und der Menge von größeren und kleineren Wasserkünsten einen wunderbaren Effekt macht. Die Terassen, die Bassins, die Wasserkünste, dabei die unzählbare Menschenmasse, die hinter den Bäumen wogt, Alles dringt auf das beobachtende Auge ein und gibt ihm eine Art von Schmerz, von dem es sich nur erholt, indem es sich zu den schönen Nachbarinnen wendet, mit denen das Drotschkenglück zusammengeführt hat.

Der Zug blieb im Schritt. So sehr aber auch die Damen, die das fast schon mehr als einmal gesehen hatten, zu unterhalten sich bemühten, das trunkene Auge war mit Spannung beschäftigt, die so schnell wechselnden Gegenstände aufzufassen, ohne jedoch irgendwo einen Ruhepunkt zu finden. Das Gemüth, den widersprechendsten Eindrücken hingegeben, welchselte Empfindungen, wie Gegenstände. Eine Ueberraschung übertrifft die andere.

Im untern Garten nimmt das Zauberische der Beleuchtung unter dem Wasser, die zu Feuerströmen gewordenen Wasserstürze mit ihrem tausendförmigen Farbenspiel, an Mannigfaltigkeit zu.

Am Ende dieser Hauptallee fuhren wir um einen großen Weiher in ovaler Form, dessen Beleuchtung feenartig imponirt. Die Ufer sind mit Rhomboidenformen besetzt, die ihr volles Licht auf den ruhigen glatten Wasserspiegel werfen, der es verschönert zurückstrahlt; man glaubt den Palast der Thetis durch Zauberei hierher versetzt. Kleinere Illuminationsparthien, Grotten, Tempel, Pyramiden ꝛc. überraschten bei jeder Wendung der Alleen. Bei mehren dieser Gruppen sind Chöre jener Hornmusik versteckt, welche man nur in Rußland findet, und die ihre Molltöne erklingen lassen, ohne daß man sie sieht, Töne und Melodien, welche dem gespannten Gemüth in Mitte dieses fröhlichen Taumels einen melancholischen Anflug geben.

Das fröhliche Summen der Menge, wovon einzelne Gruppen sich in die dunkeln Theile hinter dem düstern Grün hoher Baumwände verlieren, macht dabei eine wunderliche Gegenwirkung. Ob die Gärten der Armida mehr Abwechslung gehabt, prachtvoller gewesen, oder überhaupt sich zu einer Vergleichung eignen, bleibt natürlich unentschieden. Die Gegenwart aber hat für das Fest von Peterhof nichts zum Vergleich, denn die merkantilische Tendenz unseres Zeitalters will für das Vergnügen des Volkes keine Ausgaben bewilligen.

Als unser Prachtzug an dem Strande des Meerbusens erschien, brannte die dort vor Anker gelegte Uebungs-Escadre der Seecadetten ein Feuerwerk ab, und illuminirte ihre Schiffe, welches wieder ein neuer, einzig schöner Anblick ist.

Bei diesem Feste bleibt zu bemerken: die Abwesenheit der Polizei. Und doch keine Unordnung. Nachdem einige Tage nach dem Feste die Gerüste weggenommen waren, blieb außer etwas zertretenem Rasen keine Spur von der Anwesenheit einer so großen Menschenmenge zurück.

Unsere Fahrt, ähnlich einem Zauberopernzuge, endete um 2 Uhr Morgens. Einige Herren gingen noch zu Fuße in das Gewühl zurück; ich aber ging im Vollgenusse des Erlebten, wenn gleich ein wenig betäubt, voll von Gedanken und Bildern in meine Appartements. Es war mir, als hätte ich eines jener Wundermährchen aus Tausend und Einer Nacht gesehen und erlebt.

Gatschina.

Am 17. Juli war Morgens ein Corps- oder Schul-Manöver des ganzen Gardecorps, jedoch ebenfalls ohne Disposition; es wurden mithin weder eingeübte noch vorgeschriebene Evolutionen gemacht, sondern alle Bewegungen waren frei und wurden an Ort und Stelle improvisirt. Die Generale und höheren Offiziere lernen auf diese Art die Praktik der Manövrirkunst, wie sie solches im Kriege, wo Alles unvorbereitet ihnen entgegentritt, nöthig haben; und an der Leichtigkeit, womit die Manöver sich folgen und entwickeln, ist zu bemerken, daß sie erst im Augenblicke der Ausführung aus dem Geiste frei hervortreten.

Die Kaiserin gab am Schlusse des Corpsmanövers ein mittelst einer Feldküche schnell bereitetes Frühstück unter einem Zelte, und Abends einen Thee auf ihrer romantisch gelegenen Schweizerei des Duderberges. Nachts fuhr ich nach St. Petersburg, wo ich des andern Tages beim sardinischen Gesandten Marquis Simonetti bei einem jener Diners war, auf welche in großen Residenzen oft so viel Gewicht gelegt wird.

Ich durchstreifte die Boutiken der Stadt, die zum Theil sehr elegant sind. Beim Kaufen ist es gut, wenn der Fremde sich begleiten läßt, denn der russische Kaufmann benützt gerne seinen Vortheil, wie anderswo auch, des Fremden Unkenntniß der Sprache, der Preise und der Verhältnisse. Peter der Große wollte daher auch keine Juden aufnehmen, indem er gesagt haben soll: „Ich kenne meine Russen.“ Dieß ließe sich in vielen andern Ländern mit eben so viel Recht in Beziehung auf Handelsleute sagen.

Das Theater in einer großen Stadt zu besuchen, gehört in den Kreis, den ein Reisender zu durchwandern hat. Ich habe also diesen Circus auch durchwandert, um die architektonische Schönheit, wie die bequeme und elegante innere Einrichtung der Theatergebäude zu bemerken. Nicht nur ist in den Logen, abweichend von den meisten Städten Europa's, die sich durch Enge und Unbequemlichkeit nicht vortheilhaft auszeichnen, für bequeme Sitze gesorgt, sondern auch das Parterre hat, statt der Bänke, numerirte comfortable Lehnsessel, wo man für fünf Rubel Banko (zwei und einen halben Gulden rheinisch) einen bequemen Sitz findet.

Für Gesang und Tanz haben die Russen entschiedenes Talent. Doch wird die deutsche Oper sehr hoch gestellt. Das Ballet aber kann mit einem französischen in Vergleich treten. Das Alexander-Theater zeichnet sich durch Größe und Pracht aus; das Michaelowskische durch Freundlichkeit und Eleganz. Der Großherzoglich badische Hofsänger, Herr Haitzinger, vom Carlsruher Theater, war mit seiner Frau anwesend, und beide entzückten durch ihren Gesang und Spiel.

Am 19. Juli traf ich den Hof in Gatschina, welches zwei und vierzig Werste oder sechs deutsche Meilen von St. Petersburg liegt, jenem schönen Schlosse, wo die Kaiserin Marie, Gemahlin des Kaisers Paul und Mutter des Kaisers Nicolaus, wie des Kaisers Alexander, mehre Jahre residirt hat. Eine freundliche Stadt gleichen Namens, wo Abtheilungen der Garde ihre Garnison haben, gibt dieser Residenz ein erhöhtes Interesse. Der Park ist ein Buchenhain und läßt begreifen, wie die Kaiserin, zurückgezogen von der Welt, hier in philosophischer Einsamkeit der Erziehung ihrer jüngern Kinder leben und dem schönen Beruf einer tugendhaften Mutter sich widmen konnte.

Das Wasser in den weitläufigen Seen des Parks hat das Seltene, ganz rein und klar zu seyn, so daß man bis auf den Grund sehen kann.

Die französische Schauspieler-Gesellschaft, welche in St. Petersburg Anstellung und einige gute Mitglieder hat, führte Abends kleine Piecen im Schloßtheater auf, worauf an kleinen Tischen zu Nacht gespeist und mit muntern Spielen jeder Tag ungemein heiter beschlossen wurde. Das Schloß Gatschina hat für diesen Zweck einen merkwürdigen Saal, der die Vorbereitungen zu mehren solcher Spiele enthält, welches Alles sehr sinnreich, unter andern auch ein Duodez-Rutschberg angelegt ist, der zu den komischesten Scenen Anlaß gibt.

Das Interessanteste im Schlosse war mir übrigens ein Waffenlabyrinth, welches die seltensten Waffen, besonders orientalischer Abstammung, enthält.

Der Eingang zum Schlosse hat einen fortificatorischen Terrain-Abschnitt, der mit altem Cabinetsgeschütz, seltenen Stücken, garnirt, ein grandios-martialisches Ansehen gibt.

Das Schloß ist sehr ausgedehnt, und bildet mit zwei Flügelvierecken eine der größten Residenzen, die mit ihren Wasser- und Park-Parthieen, Fasanerien und Thiergarten ꝛc. des Mannigfaltigen Vieles enthält.

Drei magnetische Versuche.

(Wir geben hier einen Artikel aus der France littéraire, den der Verfasser Alfons Esquiros mit folgenden Worten einleitet: »Es handelt sich hier nicht von einer Reise in den Mond als Fortsetzung der nach Herschel benannten Visionen, sondern es sind erlebte Gefühle und erlangte Thatsachen. Der diese Zeilen schreibt, versteckt sich weder hinter einen großen Namen, noch hinter Anonymität. Er erzählt getreulich wieder Phänomene, deren Veranlasser und Zeuge er zu gleicher Zeit war. Diese Phänomene wurden nicht in einer idealen Welt beobachtet; sie haben zu Paris stattgefunden; sie wurden mit Augen und Händen begriffen und werden wahrscheinlich noch zu öfteren Malen sich begegnen lassen. Der Verfasser dieses Artikels ist Willens, bald eine Theorie des Magnetismus bekannt zu machen; er legt hier diese Thatsachen als Grundlage nieder.«)

I.

Der Tag war im Abnehmen. Eine Dame, bei der ich mich befand, beklagte sich über heftigen Kopfschmerz. Um uns schwamm seit einigen Minuten eine unbestimmte farblose Unterhaltung; ich zog sie nach und nach auf das Terrain des Magnetismus. Zuerst stellte man meinen Erzählungen einen spöttischen Zweifel, doch nur schwach und furchtsam, entgegen, der mir leicht zu entwaffnen schien. Endlich nach einigen Einwänden willigte die Dame ein, mir zum Subjekt zu dienen. Ich ergriff diese Gelegenheit mit vollem Herzen. Von nun an gab es nichts als verbissenes Lachen und mißtrauische oder neugierige Blicke um mich her. Ich ließ mich aber dadurch nicht abhalten, auf mein Subjekt eine Folge einförmiger Zeichen hinzurichten. Bald sah man die Dame blaß werden und die Augen schließen. „Ach, mein Gott," rief sie, indem sie sich vergebens anstrengte, sie zu öffnen. „Ich glaube, daß ich blind werde!" — Nach und nach hörte die Bewegung auf, der Hauch wurde schwächer, die Hände weißer, die Lippen versuchten vergebens, einige Worte hervorzubringen; dann blieben sie unbeweglich. Nach einer Viertelstunde schien sie fest zu schlafen. Das Gefühl selbst schien erloschen; das Geräusch, das man um uns her machte, erreichte ihr Ohr nicht mehr, und der Schein einer Lampe fiel wirkungslos auf ihre geschlossenen Augenlieder. Ich begann meine Fragen:

„Schlafen Sie?"

Meine Frage brauchte einige Sekunden, um bis zu ihr zu gelangen; dann antwortete sie: „Ja!"

Die Stimme war bewegt; der Kopf neigte sich nach vorn; der Körper blieb unbeweglich. Es zeigten sich oberflächliche Symptome des Todes.

„Befinden Sie sich wohl?“

„Ja, ich bin glücklich.“

„Was empfinden Sie?“

„Ich fühle es, wie Oel, Wein und Feuer in meinen Adern. Ich kann mich nur so ausdrücken, denn sonst würden Sie mich nicht verstehen.“

„Was sehen Sie?“

„Ich sehe Sie alle um mich versammelt. Dem. A. lacht. Sie sehen mich voll Erstaunen an.“

„Womit sehen Sie? Ihre Augen sind geschlossen.“

„Ich weiß es nicht, aber ich sehe.“

Ich zeigte ihr zwei Briefe und fragte:

„An wen ist die Adresse?“

„An Herrn M.“

„Und diese?“

„An Herrn C.“

Dieß war richtig.

„Könnten Sie durch diese Mauer sehen?“

„O gewiß.“

Ich bat Jemand, in das neben anstoßende Zimmer zu gehen und irgend etwas zu thun, was ihm in den Kopf käme. Die Person that es, nachdem sie die Thür hinter sich geschlossen.

„Was thut jetzt Herr E.?“

„Er berührt den zerbrochenen Spiegel.“

Herr E. kam zurück und gestand, daß er es gethan.

„Wie viel Uhr ist es?“

„Sieben drei Viertel und zwei Minuten.“

Es war genau so viel.

Eine junge Dame legte ihre Hand auf die der Somnambule.

„Ah,“ ruft diese, „dies ist Dem. A., die mich anrührt.“

Ich bat drei Personen, im Nebenzimmer sich einige Haare abzuschneiden, und übergab sie der Somnambule, welche sie langsam und überlegend befühlt.

„Ach, das sind die Haare von Herrn E., diese von Ihrem Bruder, diese von Alfons. Sie sind viel weicher.“

Sie hatte sich nicht getäuscht. Hierauf schien sie in tiefes Nachdenken versunken, aus dem ich sie nur mit Mühe erweckte. Meine Stimme erreichte sie nicht mehr.

„Woran denken Sie?“

Nach einigen Augenblicken sagte sie: „Magnetisiren Sie mich noch stärker, damit ich besser sehe.“

„Woran denken Sie?“

„Ich denke an die Frau Gräfin von St. S.“

„Beschäftigt sie sich immer mit Eugeniens Sache?“

„Sie kann es nicht; ihr Gemahl ist krank, sehr krank. Ich sehe sie in größter Besorgniß.“

Dieß brachte in der Gesellschaft eine Bewegung der Ueberraschung und des Zweifels hervor. Niemand wußte, daß der General von St. S. krank sey. Die Dame wußte vor ihrem magnetischen Schlummer ebenso wenig davon, wie jeder Andere.

„Was fehlt ihm?“

„Ich erblicke ihn aufgeschwollen. Die Aerzte verordnen ihm Dampfbäder; allein das ist nicht gut.“

„Kennen Sie ein wirksameres Mittel?“

„Er sollte ein Decoct aus Blättern der schwarzen Johannisbeere trinken. Er ist gefährlich krank.“

Einige Tage später ließ ein Schreiben der Frau von St. S. keinen Zweifel mehr über die Aussage der Somnambule. Das von ihr angegebene Mittel ward nicht befolgt, und der General starb.

„Wo sehen Sie das Alles?“

„Ich sehe nicht unmittelbar. Es ist etwas, das mir es sagt; es ist ein Gedanke, der mich umfängt. Ich sehe in diesem Gedanken.“

Hier kam mir ein Bibelvers in's Gedächtniß, der sich auf diesen Mittelzustand bezog. Unter dem Einflusse dieser Erinnerung wagte ich einige Fragen.

„Verstehen Sie diesen Gedanken vollkommen?“

„O, ich bin weit davon entfernt. Er ist zu umfassend.“

„Das, was Sie davon begreifen, scheint es Ihnen klar, wahrhaft, untrüglich?“

„Ja. Wenn der Mensch im Zustande des Wachens sich ihm nicht hingibt, so geschieht es, weil er vom Geräusch und der Bewegung betäubt ist.“

„Sollte der Gedanke, der Sie umgibt und zu Ihnen spricht, nicht Gott seyn?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wohlan! Sammeln Sie sich. Versuchen Sie es, mir zu antworten.“

„Vielleicht.“

Hier versank die Dame wieder in Stillschweigen und Träumen. Dann schien sie daraus zu erwachen und sagte:

„Ich sehe nun, was Gott ist: Das Glück liegt in dieser geheimen und tiefen Anschauung.“

Durch meine Fragen gedrängt, versinkt die Somnambule noch einmal in hartnäckiges Verstummen. Dann sagt sie: „Der Wille Gottes ist sehr stark. Man kann nichts wider ihn unternehmen. Neulich wollten Sie ihm Gewalt authun und hatten Unrecht. Man muß Alles an sich kommen lassen.“

Dieser Vorwurf traf mich richtig. Ich allein verstand den Sinn davon und konnte nur allein die Genauigkeit ihrer Angabe bewundern. Die Somnambule fuhr von sich selbst fort:

„Wenn man Dinge sucht, wie ich sie sehe, so denkt man an nichts mehr, was auf der Erde ist .... Doch hört mich an! Dieß ist wahr: Der Mensch kann nicht aus sich selbst glücklich seyn. Gott

muß sich darein mischen. Die, welche ohne ihn glücklich sind, sind es nur zufällig und oberflächlich."

Bald machte sich die Aufmerksamkeit der Somnambule von diesen ernsten Ideen los, und wandte sich zu den Personen, welche sie umgaben.

„Sie stehen Alle, das muß Sie müde machen."

„Leiden Sie?"

„Nein! Stechen Sie mich mit einer Nadel in die Hand, ich fühle es nicht."

Sie war wirklich unempfindlich, und forderte den Schmerz mit einer Art von Stolz heraus.

„Stechen Sie tiefer, sag' ich! Sie thun mir nicht weh."

Inzwischen waren alle Zweifel vor diesen Beweisen gesunken. Ich hörte um mich tausend Fragen, von denen ich ein Paar der Somnambule vorlegte.

„Könnten Sie in diesem Zustande sticken oder schreiben?"

„Ja wohl; aber ich will heute nicht, ich bin müde."

Man sprach damals von einer französischen Intervention in Spanien. Jemand, den diese Nachricht interessirte, bat mich, die Somnambule darüber zu befragen.

„Die Intervention wird nicht Statt haben," sagte sie.

„Warum?"

„Louis Philipp will nicht. Ich sehe ihn in seinem Salon, wie er mit den Großwürden spricht. Er erhitzt sich. Er verwirft sie. Ich sage Ihnen, sie wird nicht Statt finden."

Der Schlummer dauerte jetzt drei Viertelstunden. Ich fragte die Somnambule: „Wann wollen Sie aufgeweckt werden?"

„Sogleich."

Bei ihrem Erwachen glaubte die Dame einen tiefen Traum gehabt zu haben, der ihr jedoch entfallen war. Sie befand sich besser; sie wußte nichts von Allem, was sie gesprochen; aber es war ihr von dem Schlummer ein sanfter und harmonischer Eindruck zurückgeblieben.

2.

Den 12. August 1835 befanden wir uns in St. Maur auf einer grünen Insel. Der Himmel war blau; die Sonne schoß ihre glühenden Strahlen auf die Pappeln und Weiden am Ufer der Marne. Zu unsern Füßen rollte der Fluß seine schlammigen Gewässer in seinem Bette von Thon. Auf dem linken Ufer waren Dörfer, Kirchthürme, Hügel; uns gegenüber erhob sich ein modernes Schloß. Auf dem rechten Ufer ganz unten warf die alte Brücke von St. Maur ihren Schatten auf Wellen und Rasen. Um uns herrschte Stille, Ruhe und Einsamkeit. Wir setzten uns in's Gras im Schatten eines alten Baumes.

Hier machte ich meinen zweiten magnetischen Versuch mit demselben Subjekte. Es waren zwei Zeugen zugegen.

„Schlafen Sie? Wie befinden Sie sich?“

„Sehr wohl.“

„Wo sind Sie?“

„Im Freien.“

„Wie viel Uhr ist es?“

„Ein Uhr und ein halb.“

Die Somnambule schien seit einiger Zeit auf ferne Stimmen zu horchen.

„Ach,“ sagte sie, „ich höre meinen Bruder, der von mir spricht. Er ist bei Dem. D. zum Frühstück. Wie viel Gutes sagt er doch von mir. Er hat mich stets geliebt.“

Dieser Bruder hatte auf einige Tage eine Reise nach Epernay gemacht. Bei seiner Rückkehr sagte ihm die Somnambule, welcher ich das Bülletin unserer Versuche mitgetheilt hatte: „Den 12. August um zwei Uhr frühstücktest Du bei Dem. D. und sprachst dort von mir.“ Er war höchlich überrascht und gestand, daß dieß die Wahrheit sey.

„Wie glücklich bin ich,“ fuhr sie fort. „Dieser Wind erfrischt und durchdringt mich. Man erstickt in Paris. Ich fühle mich neu belebt.“

„Was bekommt Ihnen am Besten?“

„Frische Luft und Sonnenwärme. Ich werde heute noch besser und weiter sehen können.“

Die Luft hatte in der That die Durchsichtigkeit und Elasticität eines schönen Sommertages. Die Sonne glänzte ohne Gewölke.

„Ach,“ fuhr sie fort, „ich sehe das Innere des Schlosses, das vor uns liegt. Einige Säle sind zirkelrund. Die Herrschaft bewohnt es nicht.“

Sie sagte die Wahrheit, und doch war sie nie in das Schloß gekommen.

„Ich sehe einen Wagen über die Brücke fahren.“

Meine Somnambule hatte immer die Augen geschlossen, und wir mußten ein Glas zu Hülfe nehmen, um den Wagen zu sehen, der in diesem Augenblick über die Brücke fuhr.

„Ich möchte von dem Wasser trinken, das bei jenen Gebüschen fließt.“

Man schöpfte ihr ein Glas, und sie nahm es mit Geschicklichkeit und führte es selbst zu den Lippen. Hierauf schien sie mehr und mehr in trübe Gedanken zu versinken.

„Woran denken Sie?“

„An Eugen, der krank ist. Sein Bett ist grün. Ich erblicke ihn stehend. Er geht im grauen Schlafrock spazieren. Er bedauert, nicht in Paris zu seyn.“

Dieß war ihr Sohn, der von seiner Krankheit wie von seiner Wiederherstellung keine Nachricht ertheilt hatte. Ein Brief, der später ankam, bestätigte die Aussage der Somnambule.

„Was erblicken Sie noch?“

„Oh, ich gehe an Orten spazieren, die weit weg von hier sind. Ich sehe Landhäuser, Schlösser und Wälder. Wie schön das ist!“

„Wenn Sie die Gegenwart in der Entfernung erblicken, würden Sie auch die Zukunft durchdringen können?“

„Sie werden in zwei Tagen einen Freund empfangen, der aus der Provinz kommt.“

Zwei Tage später besuchte mich ein Schulfreund, an den ich seit drei Jahren nicht gedacht hatte. Die Worte der Somnambule kamen mir nun in's Gedächtniß und ich blieb unbeweglich vor Staunen. Mein Freund war am Abend vorher aus Senlis eingetroffen.

„Wo sehen Sie dieses Alles?“

„Ich habe Ihnen schon erklärt, es ist Etwas, das es mir sagt.“

Hier schien sie nachzudenken und fuhr dann fort: „Herr E. beschäftigt sich jetzt mit Ihnen. Er wird Sie in wenigen Tagen besuchen oder an Sie schreiben.“

Ich erhielt den Besuch des Herrn den 15ten desselben Monats.

„Könnten Sie auch eine Zukunft voraussehen, welche gänzlich dem Ungefähr ausgesetzt ist?“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Könnten Sie z. B. die Zufälligkeiten einer Lotterie vorher bestimmen?

„Das glaube ich nicht. Das wird schwer seyn.“

„So versuchen Sie es.“

Die Somnambule schien sich Zwang anzulegen; ihre Antwort war langsam und beschwerlich:

„Ich sehe eine Nummer.“

„Welche?“

„Die 89. Sie ist gut. Sie wird heraus kommen.“

„Sehen Sie noch andere?“

„Nein.“

„Warum?“

„Gott will es nicht.“

Die 89 kam bei der nächsten Ziehung in Paris heraus.

Die Sitzung dauerte zwanzig Minuten und ich erweckte meine Somnambule. Bevor sie den magnetischen Schlaf gänzlich abgeschüttelt hatte, rieb sie ihre Hände an einander und sagte: „Ach, mein Gott, ich fühle sie nicht mehr!“

3.

Den 21. September 1835 waren wir wieder nach Paris zurückgekommen. Mad. E. überließ sich dem Magnetismus mit weniger Angst und Mißtrauen. Es war des Abends. Man hatte einen Kreis um den Kamin gemacht. Ein jeder war neugierig, diese seltsamen Wirkungen zu beobachten: wir setzten unsere Versuche fort, und nicht lange währte es, so bemerkte ich einen hellen und gespannten Schlaf.

„Wie viel Uhr ist es?“

„Sieben Uhr weniger eine Minute. Sie werden sogleich schlagen hören.“

„Wo sahen Sie das?“

„Auf der Uhr des Rathhauses.“

In dem Augenblicke schlug es sieben auf dem Thurm des Rathhauses.

„Ich muß an meinen Bruder schreiben. Geben Sie mir Feder und Dinte.“

Die Somnambule nimmt ein Härchen aus der Feder, schreibt in ziemlich geraden Linien und fängt eine neue Zeile an, wenn sie an den Rand des Papiers gekommen ist. Den Brief können wir hier nicht geben, weil er Familienverhältnisse berührte.

„Man muß ihm den Brief schicken.“

„Wann?“

„Diesen Abend.“

Ein Zeuge wollte hier der Somnambule eine Frage vorlegen, schrieb sie auf ein Stück Papier und hielt es der Somnambule vor. Sie schwieg anfänglich, bis die Schrift ihr Sehorgan berührt hatte.

„Ach, lassen Sie mich damit,“ sagte sie; „Ihre Spekulation ist nicht gut.“

Es handelte sich in der That um einen Gegenstand von materiellem Interesse. Hierauf machte ich ein anderes Experiment. Ich hielt der Somnambule einen Spiegel vor.

„Was sehen Sie in diesem Spiegel?“

„Eine Frau.“

„Wie alt ist sie?“

„Sie ist nicht mehr jung.“

„Erkennen Sie sie?“

„Nein!“

„Aber Sie selbst sind es, die der Spiegel wiederstrahlt.“

„Das weiß ich nicht.“

Hierauf nehme ich ihr den Spiegel weg. Ich denke an eine abwesende Person. Ich zeichne Sie mir einigermaßen in Gedanken. Ich hauche sie dann durch meinen Willen auf das Glas. Ich schreibe den Namen der Person in Gedanken auf einen Zettel und gebe den Spiegel der Somnambule.

„Was sehen Sie auf diesem Glase?“

„Ein junges Mädchen, braun, hübsch.“

„Kennen Sie sie?“

„Nein!“

Es war die, die ich in Gedanken hatte. Ich wiederholte diesen Versuch noch einmal.

„Was sehen Sie jetzt in dem Spiegel?“

„Einen Herrn, ungefähr dreißig Jahr alt, schön, stark, blond, gefärbt. Er tritt in eine Gesellschaft. Er grüßt. Er trägt einen Stock in der Hand.“

Dieß bezog sich eben so richtig auf einen Freund, den ich mir gedacht hatte. Später befragte ich ihn, und er erinnerte sich, zu jener Stunde nach Hause gekommen zu seyn, wo ihn seine Gattin mit einigen Freunden erwartete.

Die Somnambule hatte lange still geschwiegen.

„Woran denken Sie?"

„Ich denke, daß Sie einst eine schöne Reise machen werden in ein warmes Land, wo es Citronen und Orangen gibt."

„Wann?"

„Das weiß ich nicht."

„Und Sie?"

„Ach, ich — ich war niemals glücklich. Es gibt solche Bestimmungen. Man muß sich bescheiden."

„Werden Sie einst glücklich seyn?"

„Nicht hier."

„Wo denn?"

„An einem Orte, wo es Alle sind."

Sie besann sich, dann fügte sie hinzu:

„Und auch Sie werden niemals glücklich seyn."

Hierauf versank sie wieder in Nachdenken.

„Jetzt aber entlassen Sie mich aus diesem Zustande. Geben Sie mir aber vorerst Feder und Dinte." Sie schrieb:

„Ich wurde magnetisirt den 21. December 1835."

H. E. **

Hierauf sagte ich ihr mit starker Stimme, indem ich mit meinen Händen ihr über die Augen strich: „Wachen Sie auf!"

Und sie erwachte.

Weit entfernt, diese Angaben in Zweifel zu ziehen, und nicht in Abrede stellend, daß sie in vieler Hinsicht interessant sind, so können wir doch diese Anwendung des Magnetismus nur als einen Mißbrauch erkennen, und erinnern an Hufeland's ernste Worte, die er allen leichtsinnigen Magnetiseurs zuruft, eine warnende Stimme, die sie abhalten sollte, den geheimnißvollen Vorhang aus bloßer Neugierde zu lüften, den die Natur um ihre ernste Werkstätte schlug.

Die Toilette einer römischen Dame.

Unsere Leserinnen mögen manches römische Geschichtsbuch mit einer unverkennbaren Begierde zu gähnen bei ihren jugendlichen Studien aus der Hand gelegt haben; man sieht in solchen Werken die Römer nur auf dem Forum und in den Schlachten, und all' die ermüdenden Erzählungen von Consulwahlen, Tribunen und Dictatoren können für die Dauer dem weiblichen Geschmacke nur zum Ueberdrusse werden. Ein ganz anderes Interesse müßten das Innere ihrer Wohnungen, ihr Privatleben, ihre Gebräuche, die Betrachtung einer römischen Hauswirthschaft gewähren, selbst wenn man in des gelehrten, nun verstorbenen Böttigers Sabina das Interessante suchen sollte, das wir zum Theil in dem unterhaltenden Werke von Charles Dejobey, Rom im Zeitalter des August, für nachstehende Blätter gefunden haben. Bei Betrachtung der innern Verhältnisse wird man sich durch den gleich sehr bemerkenswerthen Zusammenhang und Unterschied überrascht sehen, den man auf jedem Schritte zwischen den Sitten der Römer und denen jetzt lebender Völker trifft.

Die Gebräuche, die Toilette, die Vergnügungen der Damen von Rom vermöchten den Stoff zu den seltsamsten Untersuchungen zu liefern. Da die Frauen dieser Stadt keine Art von politischer Rolle spielten, so ließ sie die Geschichte im Schatten; aber würde es Ihnen nicht Freude machen, römische Damen in ihrem Hause, auf dem Spaziergang, im Theater zu sehen. Würde ein Moden-Bulletin aus der Republik des Cato und Brutus nicht anziehende Vergleichungspunkte mit dem Bulletin der Moden bieten, die man im Jahr 1836 in der Oper zu Paris trägt? Allerdings standen in Rom den Frauen zu Entwicklung ihrer persönlichen Anmuth und der Eleganz der Toilette keine lustige Bälle und Winter-Vergnügungen zu Gebot; die Römer hielten sich für so wichtige Personen, daß ihnen der Tanz weit unter ihrer Würde schien; sie sahen darin nur ein Schauspiel, das sie sich von ihren Sklaven konnten aufführen lassen; selbst eine Rolle darin zu übernehmen, hätten sie sich geschämt. Cicero und Cato ist es z. B. nie in den Sinn gekommen, in einer Quadrille zu figuriren, und Cäsar und Pompejus denken wir uns nicht in der Ausführung eines balancez oder eines chassez-croisé begriffen. In unseren Tagen theilt man die Verachtung für den Tanz durchaus nicht, und wir sehen auch nicht, daß zur Zeit, da

die Franzosen diese Kunst zum höchsten Grade der Vollendung geführt hatten, da die Leute in einer Quadrille nicht blos marschirten, Frankreich darum minder stark und mächtig war. Im alten Rom gab es keine Abend-Tanzunterhaltungen. Die Damen hatten dessenungeachtet eine eben so umfassende Kenntniß der Geheimnisse des Putztisches, als die Französinnen; ja zuweilen trieben sie es noch weiter und man erstaunt über die ausgesuchten Mittel, deren sie sich bedienten.

Ehe ein zügelloser Luxus an die Stelle der ehemaligen Einfachheit des alten Roms getreten war, hatten es die Magistratspersonen wiederholt versucht, durch Edicte die Fortschritte des Luxus zu unterdrücken, die sich immer mehr offenbarten, je mehr Rom an Macht und Reichthum zunahm. Während des zweiten punischen Krieges brachte der Volkstribun Cajus Oppius ein Gesetz zum Vorschlage, kraft dessen es den Frauen verboten war, mehr als eine halbe Unze Gold zu ihrem Gebrauche zu haben, Putz von verschiedenen Farben zu tragen, sich auf einem Wagen nach Rom oder in eine andere Stadt, oder auswärts auf eine Meile in der Runde fahren zu lassen, es sey denn zu öffentlichen Opfern. Dieses Gesetz wurde angenommen; es stammte aus der Zeit, da Rom durch Hannibals wiederholte Siege nur einen Finger vom Untergang entfernt war. Inmitten der Gefahren mußte der Glanz reicher Toiletten und prachtvoller Wagen ungeeignet erscheinen. Zwanzig Jahre später aber, als man den Krieg glücklich beendigt hatte, als Sicherheit und Wohlfahrt nach Rom zurückgekehrt waren, schlug man die Aufhebung des Gesetzes vor. Die Geschichte lehrt uns, daß, während Senat und Volk sich über diesen Gegenstand beriethen, alle Frauen, die ihnen gewöhnlich auferlegte Zurückhaltung durchbrochen, alle Zugänge zum Forum belagert und ihre Väter, Brüder und Gatten beschworen haben, sie von dem unseligen Gesetze zu befreien. Trotz des Widerstandes vieler Redner und besonders des strengen Cato, des ungalantesten der Männer, gewannen die Damen ihren Prozeß; das Gesetz wurde aufgehoben und der Toiletten-Eleganz freier Lauf gelassen.

Die römischen Damen benutzten ihren Sieg, denn die ausgesuchte Pracht ihrer Gewänder machte reißende Fortschritte. In der ersten Zeit des Kaiserreichs hatte dieser Luxus die höchste Stufe erreicht. Die Frauen von Rom erfanden Raffinements, die selbst der Gegenwart unbekannt sind. Auf dem Spaziergange sah man sie z. B. Kugeln von Krystall oder gelbem Ambra tragen, um sich selbst in der Hitze des italienischen Sommers die Hände frisch zu erhalten. Zu ähnlichem Zwecke trugen Einige Colliers, ohne daß Sie, meine Fräulein, sich wohl denken können, worin sie bestunden; so viel wissen wir gewiß, daß Sie nie solche getragen haben, noch je tragen werden; eher würden Sie wohl für Ihr ganzes Leben allem Putze entsagen, als ihn durch die Annahme jenes Schmuckes erkaufen. Und diese Sommer-Colliers einiger römischen Damen waren Schlangen, ja kleine lebendige Schlangen, deren eisige Berührung erfrischend wirkte. Mochte man immerhin diese Reptilien zahm gemacht haben, ohne die Zeugschaft des lateinischen Dichters Martial, der dieser Mode in seinen Epigrammen erwähnt, möchte es uns schwer werden, die Sache zu glauben.

Die cosmetischen Mittel waren eine, bei den Frauen von Rom sehr vervollständigte Zugabe zur Putzkunst. Auf der Toilette einer Modedame sah man eine Quantität Gefässe, welche z. B. Crocodilea, einen aus dem Krocodill gezogenen Stoff enthielten, um die Haut weiß zu machen; Bleiweiß von Rhodus zu demselben Ende. Dieses cosmetische Mittel gab dem Teint eine glänzende Weiße; aber man mußte sich wohl hüten, es der Sonne auszusetzen, denn die Sonne machte es zerfließen. Man bediente sich ebenfalls in einer Säure aufgelöster Kreide. Dieses Präparat hatte die Sonne durchaus nicht zu befürchten, wohl aber das Wasser, so daß man also mit diesen künstlichen Teints Sonne und Regen scheuen mußte. Ist es nicht besser, meine Fräulein, seine Haut braun zu erhalten, wenn sie von Natur braun ist, als sich solchen unbequemen Zwang aufzulegen, von der Lächerlichkeit gar nicht zu sprechen.

Andere Gefässe enthielten Schaum von rothem Salpeter und Zinnober, um ein künstliches Incarnat zu geben; Teig von Ruß oder eine Composition von Kohle, womit man Linien auf die Augenlieder zeichnete, um den Glanz der Augen hervorzuheben, oder auch um schöne, sehr schwarze und wohlgebogene Augenbrauen zu malen; Bohnen-Pomade, um die Runzeln der Haut zu vertilgen; adstringirende Pulver, um die Transpiration zu vermindern; Pastillen von Myrthe und Mastix, mit altem Wein geknetet; Epheu-, Cassia- und Myrrhen-Beere, um den Athem zu parfumiren. Endlich bedienten sich die römischen Damen, um die Haut zu verschönern und zu glätten, eines Teiges von Gerstenmehl, Eiergelb, gepulvertem Hirschhorn, Narcissenzwiebeln, Honig und Gummi. Diesen Teig legte man Abends in dicker Lage auf das Gesicht. Wir übergehen viele andere Compositionen, mit denen sich alte Coquetten aufzufrischen suchten. Gescheidte Frauen hätten sich bei den Römern wie bei uns geschämt, dieses Arsenal zu benützen, um dem Zahne der Zeit ein Mäntelchen umzuhängen; sie wußten wohl, daß es am Besten ist, zugleich das Gesicht und den Geist seines Alters zu zeigen.

Die falschen Haare waren in Rom nicht unbekannt; die Frauen begnügten sich nicht damit, die, welche sie hatten, mit häufig sehr gefährlichen Droguen zu färben; sie ergänzten auch die, welche sie nicht mehr besaßen. Von Deutschland ließ man einen beträchtlichen Proviant Haare von einem brennenden Blond kommen, welche Farbe sehr geschätzt war. Sie setzten sich dieselben ganz geflochten und geordnet auf das Haupt. Auch verstand man die Kunst, fehlende Zähne mit nachgemachten aus Knochen oder Elfenbein zu ersetzen, die man mit Golddraht an das Zahnfleisch befestigte. Nicht minder geschickt waren die Damen, scheinbar die Unregelmäßigkeiten des Wuchses zu verbessern. In Ermanglung der Corsete, wie man sie jetzt hat, trugen sie zu demselben Gebrauche breite kupferne Bänder. Einige legten nach Art der Chinesinnen so viel Gewicht auf einen kleinen Fuß, daß ihre engen Schuhe bis in das Fleisch einschnitten.

Nicht geringer, als bei anderen Gegenständen der Toilette war der Wechsel nach Art, Form und Stoff der Frauen-Gewänder. Man zählte nicht weniger, als achtzehn Sorten von Röcken oder Tuniken, von denen jede mit einem eigenen Namen bezeichnet wurde; so gab es:

Die **Regilla**, ein Kleid aus einem Stücke, eine Art königlicher Robe, wie der Name andeutet;

die **Mendicula**, ein Ceremonienrock;

die **Impluviata**, ein viereckig geschnittener Rock mit Zwickeln;

die **Ralla**, eine sehr leichte Tunik;

die **Spissa**, eine Tunik von dichtem, starkem Stoffe;

das **Linteolum caesicium**, eine vorn offene Tunik;

die **Intusiata**, ein Hausrock;

die **Patagiata**, eine mit großen purpurnen und goldenen Blumen besäte Tunik;

die **Caltha**, die ihrer Farbe nach mit dem lateinischen Namen des Veilchens benannt worden ist u. s. w. u. s. w.

Ueber diese verschiedenen Erfindungen der Mode herrschte, ohne je sich zu verlieren, das eigenthümliche Costume der Römerinnen aus den ersten Zeiten der Republik, die Stola; ein langer weißer Rock, der bis auf die Erde herabfiel und sogar die Hälfte der Füße bedeckte.

Eine reiche Römerin hatte eine große Anzahl von Sklavinnen, die einzig und allein mit ihrem Putze beschäftigt waren. Die Einen, **Vestipicae** genannt, machten die Röcke und Tuniken und trugen Sorge für ihre Erhaltung; sie stäubten sie mit einem Ochsenschweif aus und verschlossen sie gepreßt in parfumirte Kisten aus Buchen- oder Linden-Holz. Die Andern, **Ornatrices** genannt, hatten das spezielle Departement der Coiffure. Sie trennten und glätteten die Haare ihrer Herrin mit einem buchsenen Kamm oder einer langen Nadel und verliehen ihnen alle möglichen, dem Schnitte des Gesichtes angepaßte Formen. Bald wurden die Haare in Bändern über der Stirne getheilt getragen, bald in einem Knoten über dem Vorderhaupte gebunden, bald auf der Stirne gelockt, bald in ein goldenes Netz geschlossen oder mit purpurnen Bändern umflochten. Diese letztere Coiffure gehörte mehr den jungen Mädchen an. Da unsere Gläser damals noch nicht bekannt waren, so bediente man sich eines geglätteten silbernen Spiegels bei der Toilette.

Ueberdieß entwickelten die Römerinnen einen außerordentlichen Luxus in ihren Juwelen und Kleinodien, sie bedeckten sich Arme und Finger mit Spangen und goldenen Ringen, welche häufig mit Edelsteinen besetzt waren; sie trugen Colliers von Smaragden und Diamanten; der Geschmack oder vielmehr die Leidenschaft für dieses Geschmeide rührte aus der Zeit, da Pompejus nach Besiegung des Mithridates eine große Menge nach Rom brachte. Ohrenringe waren ebenfalls ein Gegenstand ausschweifender Prachtliebe. Viele Frauen befestigten an dasselbe Ohr zwei oder drei Gehänge, die aneinander schlagend ein Geklirr verursachten, woran sich ihre Eitelkeit ergötzte; diese Gehänge waren zuweilen so schwer, daß ihr Gewicht die Ohren länger zog.

So war das Toiletten-Geräthe der Römerinnen beschaffen, die ihr Glück (trauriges Glück!) darein setzten, zu glänzen; darin lag für sie eine so wichtige Beschäftigung, daß die armen Sklavinnen, wenn sie so unglücklich waren, eine, wenn auch noch so unbedeutende Ungeschicklichkeit während des Ankleidens oder Frisirens ihrer Herrinnen

zu begehen, auf das härteste bestraft wurden. Zuweilen stürzte sich die Dame selbst auf sie, zerkratzte, schlug sie mit der langen Spitze der zu der Coiffure verwandten Nadel, daß das Blut hervorspritzte; oder sie ließ sogar einen Executor kommen, der die armen Sklavinnen mit Peitschenhieben zerfleischte, während die Herrin, taub für ihr Geschrei, sich fortwährend mit der Toilette beschäftigte. Solche Rohheiten sind allerdings empörend, aber man darf dabei nicht vergessen, daß die römischen Sitten im Allgemeinen darauf abzielten, alles Gefühl für Menschlichkeit in den Gemüthern zu ersticken; waren nicht die schrecklichen Gefechte der Gladiatoren eine Unterhaltung des verdorbenen entarteten Roms, zu dem sich die Frauen drängten, wo selbst die Vestalinnen, diese strengen Priesterinnen, ihren eigenen Platz hatten? Hier sahen sie die Menschen sich gegenseitig erwürgen, oder gegen wilde Thiere kämpfen, Blut in Strömen fließen, den Boden der Arena mit Leichnamen bedeckt, Alles zum Vergnügen der Menge, die den gräßlichen Metzeleien, wie einer Komödie Beifall zuklatschte. Bei einem von Jugend an dergleichen Abscheulichkeiten gewöhnten Volke bedurfte es bei den Weibern, wie bei den Männern sehr mächtiger, natürlicher Anlagen, um die Gefühle der Menschlichkeit zu bewahren. Die gegen ihre Sklavinnen so grausamen römischen Frauen hatten sich bei den Circenses das Herz verhärtet.

Man weiß, wie verschieden die Begriffe dieser und jener Nation über Schönheit sind; die Orientalen legen sie in solch' übermäßige Körperfülle, daß die maurischen Frauen z. B., wenn es seyn muß, ihre Töchter mit Stockschlägen zwingen, ein Quantum sehr nahrhaften Brei zu essen; die römischen Mütter dagegen setzten ihre Töchter, wenn sie sahen, daß sie einen gewissen Embonpoint annehmen wollten, auf eine gezwungene Diät, bis ihre Taille sich so verdünnt hatte, daß sie, um uns eines Ausdrucks des Terenz zu bedienen, einer Binse glichen.

Nachdem wir von dem lächerlichen Luxus gewisser römischer Damen gesprochen haben, mag es nicht ungeeignet erscheinen, das anmuthige Costume der Neuvermählten zu beschreiben, besonders da jeder Theil desselben eine allegorische Bedeutung hatte.

Am Hochzeittage trug die Römerin eine weiße, mit einem Gürtel aus Schafwolle gehaltene Tunik; die Haare waren in sechs Flechten getheilt, deren Verbindung eine hohe, von einem leichten Pfeile durchdrungene Frisur in Thurmform bildete, welche eine Krone von blühendem Majoran überragte. Der durchsichtige, das Gesicht der Neuvermählten bedeckende Schleier war flammfarbig. Diese Farbe wählte man als ein glückliches Vorzeichen, weil sie ein spezielles Attribut für die Frauen der Priester oder Flamines bildete, denen die Scheidung gesetzlich verboten war. Der wollene Gürtel war ein Symbol der Einigkeit, welche zwischen der Frau und ihrem Manne herrschen soll, einer Einigkeit, nicht minder eng, als die gewobenen Fäden der Wolle. Der kleine Pfeil, der durch die Frisur drang, erinnerte an die Sabinerinnen, deren frommes Dazwischentreten unter dem blutigen Kampfe die Waffen den Händen der beiden feindlichen Völker entfallen ließ, und eine einträchtige Verbindung herbeiführte.

Bei denen, unter den Auspicien dieser Embleme vermählten Personen, gab sich wohl bald mehr als eine in den Jahrhunderten von Roms moralischer Versunkenheit allen Ausschweifungen des Luxus und der Kokketterie hin, die wir hier zu zeichnen versucht haben; aber in den schönen Zeiten der römischen Republik boten die Weiber im Allgemeinen das Beispiel aller häuslichen Eigenschaften, welche natürliche Erleuchtung ohne die Inspirationen des Christenthums, dieser großen Tugendquelle, verleihen kann. Die Geschichte hat das Wort der Cornelia der Mutter der Gracchen gegen eine campanische Frau aufbewahrt, welche bei ihr wohnte und ihren Putz und ihre Juwelen prahlerisch vor ihr ausbreitete. Cornelia hatte keine Reichthümer dieser Art aufzuweisen, aber während der Unterhaltung kamen ihre zwei Söhne aus der Schule zurück: „Hier," sprach Cornelia zu der Eiteln, indem sie ihr die zwei Kinder zeigte, „hier sind meine kostbaren Juwelen, und mein wahrer Schmuck."

Don Juan de Marana

von

Alexander Dumas.

(Das neue Drama von Dumas erregt in diesem Augenblick ein wohlverdientes Aufsehen. Der Dichter strebte darnach, seinem Werk eine deutsche Färbung zu geben. Auch schwebten ihm dabei die Mysterien des Mittelalters vor. So schuf er ein Werk, das selbst den ungeheuren Rahmen der französischen Melodramen überragt, und eben so seltene Schönheiten als enorme Fehler enthält. Es steht dahin, ob der Dichter Nachahmer finden werde, und ob er überhaupt selbst auf dieser Bahn weiter zu schreiten Lust hat. Das Werk ist noch nicht im Druck erschienen. Wir glauben daher, unsern Lesern, die bereits auf anderem Wege viel und zum Theil Widersprechendes darüber erfahren, eine nicht unangenehme Gabe mit einigen Bruchstücken darzubringen.)

Der Vater Don Juans liegt im Sterben in einem Zimmer, das neben der Scene angenommen wird; man hat einen Priester herbeigerufen. Don Juan will durch seine Vermittlung alle Reichthümer und Titel seines Hauses erben.

Erster Akt, vierte Scene.

Don Juan. Don Mortes.

Don Juan.

Ihr seyd ein würdiger Diener des Herrn, mein Vater, gleich bereit zum Gebet wie zum Troste.

D. Mortes.

Dieß ist meine Pflicht, gnädiger Herr.

D. Juan.

Auch zweifelten wir nicht daran, als wir Euch rufen ließen.

D. Mortes.

Verzeihung, aber ich glaubte, daß der Graf allein meiner bedürfe.

D. Juan.

Wir Beide, mein Vater, wir Beide. Das göttliche Wort ist wohl nöthiger noch Denen, welche leben sollen, als Dem, welcher stirbt. — Habt Ihr nicht einige Augenblicke für mich, mein Vater?

D. Mortes.

Stunden und Tage für Euch, wenn Ihr deren bedürftet; fürchtet Ihr aber nicht, daß die Augenblicke Dem gezählt sind, der mich erwartet?

D. Juan.

Eben von ihm will ich mit Euch sprechen. Was ich Euch zu sagen habe, wird ihm die Hälfte seiner Beichte ersparen.

D. Mortes.

So sprecht, gnädiger Herr.

D. Juan.

Ihr kanntet meinen edeln Vater in seiner Jugend?

D. Mortes.

Ich hatte die Ehre, mit ihm in Salamanka zu studiren; später verloren wir uns aus den Augen; er suchte die Welt, ich die Einsamkeit; er wurde ein großer Kriegsheld, ich bin ein armer Diener des Herrn geblieben.

D. Juan.

Ihr kanntet seinen Charakter?

D. Mortes.

Er war voll Größe und Herrlichkeit.

D. Juan.

Aber zugleich ungestüm und leidenschaftlich.

D. Mortes.

Das hat ihm zu großen Waffenthaten in Italien verholfen.

D. Juan.

Und zu großen Sünden in Spanien, mein Vater.

D. Mortes.

Er hat stets den Befehlen seines Königs Folge geleistet, wie es ein guter Castilianer soll.

D. Juan.

Wohl, aber er folgte nicht immer den Geboten Gottes, wie es ein guter Katholik sollte.

D. Mortes.

Alles kann vergeben werden dem Reuigen in der Todesstunde.

D. Juan.

Deßhalb soll mein Vater bereuen.

D. Mortes.

Ich werde Alles versuchen, ihn dahin zu bringen.

D. Juan.

Eine Sünde besonders muß schwer auf seinem Gewissen lasten.

D. Mortes.

Und welche?

D. Juan.

Ihr wißt, daß er, bevor er meine Mutter freite, von irgend einer Sklavin, einer Maurin oder Zigeunerin, die er aus Afrika mitbrachte, einen Sohn hatte, den er wie meinen Bruder erzog, und dem er erlaubte, sich Don Joses zu nennen, wie ich mich Don Juan nenne.

D. Mortes.

Das weiß ich.

D. Juan.

Dieß, mein Vater, ist es, was dringend Reue fordert zum Heil seiner Seele; er wird sicher bereuen, wenn ein heiliger Mann, wie Ihr, ihm seine Schwachheit für dieses Kind vorhält, wenn er ihm verbietet, es vor seinem Tode zu sehen, und wenn er ihm dieses Opfer wie eine Sühnung seines Fehltritts darstellt.

D. Mortes.

Dieser Jüngling ist jedoch Euer Bruder vor Gott.

D. Juan.

Ihr habt Recht, mein Vater; auch bleibe er mein Bruder vor Gott, nur darf er es nicht vor den Menschen seyn.

D. Mortes.

Und warum?

D. Juan.

Weil er als ein Heide und Ketzer — denn das ist er — die Reichthümer der Marana in Kartenspiel und Würfeln verschwenden würde, anstatt damit heilige Klöster auszustatten, wie ich es thun würde; weil er es in Gelagen mit jungen Studenten verschleuderte, anstatt dem heiligen Jakob von Compostella ein Reliquien-Kästlein von gediegenem Silber zu verehren, und einen goldenen Mantel unserer lieben Frau del Pilar, wie ich es thun würde; weil er endlich mit schönen Courtisanen es vergeudete, anstatt die heiligen Männer damit reichlich zu bedenken, die sich dem Heile und der Tröstung der Sterbenden widmen, wie ich es im Sinne habe. Begreift Ihr nun, mein Vater?

D. Mortes.

Ganz, gnädiger Herr; jedoch glaube ich, daß, wenn Don Joses an Euerm Platze wäre . . .

D. Juan.

Das ist er aber nicht . . . Und wißt Ihr, wo er ist? Zu Sevilla, in Andalusien, in der Stadt der Liebeshändel, der Serenaden und der Blumen, während sein geliebter Vater nach Euch verlangt, um sich zum Sterben zu bereiten. Und was thut er in Sevilla? Er singt maurische Lieder zur Guitarre von Granada zu den Füßen irgend einer Teresina, die er verführt, indem er ihr vorschwatzt, er wolle sie zu seiner Frau machen. Und das thut er in dem Augenblick, wo er hereilen sollte, um an dem Sterbebette seines Vaters zu weinen und zu beten. Dieß Alles muß mein Vater aus Euerm Munde vernehmen, denn wenn er in dem Augenblick des Sterbens . . . . die menschliche Schwäche ist groß in der letzten Stunde! . . . wenn er . . . es wäre möglich . . . diesen Bastard anerkennte . . . Man braucht ja nur ein Stück Pergament dazu, zehn Linien, eine Unterschrift und das Wappen der Marana daneben . . . Und dann wäre ich es nicht mehr, dann würde Er Graf von Marana, Grand von Spanien erster Klasse, und hätte so viele Vasallen, um auf eigene Rechnung mit dem König von Frankreich Krieg zu führen, denn er ist der Aeltere; während ich, ich, der bei dem Vater blieb, um ihn mit frommer Sorgfalt zu umgeben, ich, der rechtmäßige Sohn, ich, der eigentliche Erbe der Marana, nichts behielte?

D. Mortes.

Beruhigt Euch, gnädiger Herr. Ich bin in diesem Falle von den Gesinnungen Eures Bruders überzeugt.

D. Juan.

Hat er mit Euch davon gesprochen? O er wird den Großen, den Edeln, den Großmüthigen gemacht haben; es hat ihn ja nur Worte gekostet. Er hat Euch sicher gesagt, nicht wahr, daß er mir die Herrschaft Olmedo oder Arrando überlassen wird, die zusammen 500 Realen und 25 Maravedis eintragen. Auch erlaubt er es vielleicht, daß man

mich ferner Don titulire. Das heißt mit andern Worten: er reicht mir als Almosen ein Stück Brod und einen Degen. O über den würdigen, den edeln und trefflichen Sohn, der über den Nachlaß des Vaters Bestimmungen trifft, während dieser Vater noch lebt. O über den würdigen, den edeln und trefflichen Bruder, der sich das Theil des Löwen ausbedingt, und die Kralle nach dem Erbe der Marana ausstreckt und ausruft: Das gehört mir und das Dir, Don Juan! Ich würde mehr Mitleid mit ihm haben; ich würde warten, bis mein Vater gestorben .... Möge Gott seine Tage beschützen! ... um meinem Bruder die Erbschaft zu bestimmen, die ihm zukommt. Verlaßt Euch auf mich in diesem Falle, und sprecht zum Grafen, ich sey sein einziger Sohn, die Kirche erkenne die außerehlichen Kinder nicht an, besonders wenn sie die Frucht einer Heidin sind. Ha, welche Ehre für einen alten Christen, wie mein Vater, dessen Ahnen die Mauren aus Granada und die Indianer aus Peru vertrieben haben, einen Sohn zu hinterlassen, der Allah statt Gott anruft und ewig brennen wird zwischen Boabdil und Guatimozin.

D. Mortes.

Ich hoffe, daß Don Joses noch zur rechten Zeit erscheinen wird, damit Euer edler Vater Eure Interessen und die seinigen ordnen könne.

D. Juan.

Täuscht Euch nicht, mein Vater, nein, er wird ihn sterben lassen einsam und verlassen, wäre ich nicht hier. Ich habe ihm zehn Briefe geschrieben.

D. Mortes.

Ich, gnädiger Herr, schrieb ihm nur einen, aber ich baue auf den Boten, der ihm denselben überbringen soll.

D. Juan (wüthend).

Du hast an Don Joses geschrieben, Priester? Und wer hat Dir erlaubt, es zu thun?

D. Mortes.

Derjenige, der ein Recht dazu hatte .... Euer Vater.

D. Juan.

Und warum sagtest Du mir es nicht früher? Du hättest mir die Comödie erspart, die ich seit einer halben Stunde spiele. So sehen wir uns denn in's Angesicht mit abgenommenen Larven und dürfen uns Alles sagen. Also merke wohl auf und behalte gut, was Du hören wirst. Ich will nicht, verstehst Du, Priester, ich will nicht, daß der Greis Don Joses als meinen Bruder anerkenne .... und zwar nicht, weil er der Sohn einer Zigeunerin ist, nicht, weil er ein Heide ist, noch weniger, weil er meinen Namen in der andern Welt zu Schanden brächte — darum kümmere ich mich wenig, sondern, weil er auf Erden mir meinen Grafentitel raubte, den ich brauche, um den großen Herrn in Spanien zu spielen .... meine Reichthümer, die ich brauche, um Liebe zu kaufen, die man mir nicht willig gibt, und meine zehntausend Vasallen, die mir nöthig sind, um mich mit der lästigen Justiz abzufinden. Erinnere Dich, daß ich Don Juan heiße, und daß einer meines Namens, wenn nicht gar meines Geschlechts, lebendig in die Hölle hinabstieg, um mit einem Steinbilde zu Nacht zu essen, und

daß ich stets jenen um seinen Ruhm beneidete, wie Carl der Fünfte Franz den Ersten. Und noch überbieten will ich ihn, verstehst Du, damit die Hölle nicht wisse, wem sie den Vorzug geben soll. Jetzt tritt ein zu meinem Vater oder verlasse dieses Haus. Sey für Don Juan oder für Don Joses, für Gott oder den Teufel, nach Deiner Wahl; aber vergiß nicht, daß ich hier bin, daß mir kein Wort, keine Bewegung, kein Zeichen entgeht, und daß ich nach Deinem Handeln handeln werde.

D. Mortes (in das Seitenzimmer gehend).

Gott erbarme sich Eurer, gnädiger Herr.

D. Juan.

Betet für Euch selbst, mein Vater.

Fünfte Scene.

Der gute und der böse Engel. Don Juan.

D. Juan.

Gut, der Kampf ist begonnen, er muß bestanden werden. Der Preis ist köstlich, Don Juan, Du hast endlich einen würdigen Gegner gefunden; es ist nur ärgerlich, daß er eine Mönchskutte trägt; denn Du verstehst es besser, mit dem Degen, als mit dem Dolche umzugehen. (Er blickt durch den Vorhang.) Ha! dort nähert er sich dem Bette meines Vaters. Thue, was Deines Amtes, Priester, und sonst nichts, das rath' ich Dir. Warum entfernst Du Dich wieder? Was willst Du mit Feder und Dinte? Du ziehst ein Pergament aus Deiner Brust, gib nicht die Feder meinem Vater in die Hand, oder wenn Du es thust, so siehst Du wohl, daß Du Deinem Schicksal entgegen gehst, das ich Dir so gern ersparen wollte. Ha! dort schreibt der Greis .... Folge mit Deinem Auge jeder Linie .... jede Linie raubt mir einen Titel, einen Schatz, ein Schloß; ist's nicht so? eine Sekunde noch und mir bleibt nichts... Jetzt wird er zeichnen .... jetzt .... Verfluchter! (Er stürzt durch das Seitenzimmer; die Musik begleitet die Situation; sie wird durch einen Schrei unterbrochen; der gute Engel fliegt davon, indem er sein Schwert fallen läßt und seinen Kopf in beide Hände verbirgt. Der böse Engel versinkt lachend; wenn Beide verschwunden sind, tritt Don Juan wieder auf. Er ist bleich, er hebt den Teppich mit einer Hand und hält in der andern das Pergament.) Es war rechte Zeit. Die Unterschrift fehlt noch, denn sie gebrauchten die Vorsicht, das Siegel zuerst beizudrücken. Niemand hat den Greis hereinkommen gesehen. (Er tritt zu einem Fenster, das über einem Abgrund schwebt.) Niemand auch sah ihn fortgehen. Mein Vater ward ohnmächtig und wenn er wieder zu sich kommt, so wird er Alles für einen Fiebertraum halten, für ein Traumbild der Hölle! Wohl! Er steckt das Pergament ein. Jetzt bin ich auf immer Don Juan, Herr von Marana, ältester Sohn des Grafen. (Er will sich auf das Piedestal stützen, worauf die Bildsäulen des guten und bösen Engels gestanden haben und bemerkt, daß sie nicht mehr da sind.) Was? verschwunden? sollte das alte Familienmährchen wahr seyn! Der böse Engel des Hauses sollte seine Freiheit wieder gewinnen, so heißt es, wenn ein Verbrechen von einem Marana begangen seyn würde. Gut denn, das Verbrechen ist begangen, der böse Engel ist frei. (Mit unterschlagenen Armen zum Himmel blickend.) Weiter!

Der Graf (ruft in dem Nebenzimmer).

Don Juan!

D. Juan.

Ich erwarte eine Antwort vom Himmel, und sie tönt mir aus dem Grabe: Das ist die Stimme meines Vaters. Warum erbebe ich bei dieser Stimme bis in mein Innerstes? Warum fühle ich wider Willen mich bereit, Dir zu gehorchen? Hahaha! Weil man mir als Kind gesagt hat, dieser Mann ist Dein Vater und Du sollst Deinem Vater gehorchen. (Er nähert sich gleichsam wider Willen dem Zimmer.) Kindisches Vorurtheil, das in dem Herzen des Mannes so leicht Wurzel faßt! Ketten, die aus dem Munde der Ammen sich um Generationen schlingen und an Generationen fesseln! Warum hat der letzte Ausruf des Priesters mich weniger erschüttert als diese Stimme? Don Juan! Don Juan! Löwenbrust, in welcher ein Weiberherz schlägt. Gehorche!

Der Graf.

Don Juan!

D. Juan (hebt den Teppich).

Hier bin ich, mein Vater!

(In dem Augenblick hört man von der andern Seite die Stimme Don Joses.)

D. Juan (läßt den Teppich sinken).

Dieß ist die Stimme meines Bruders! Ha! auch sie erschüttert mich bis in mein Innerstes; aber aus Haß und Mißgunst! Sie kommt zur rechten Zeit, die Macht des andern zu vernichten. Dank, Satan!

(Er geht ruhig auf den Vordergrund zurück.)

— — — Während Don Joses allein die fromme Pflicht übte, seinem Vater den letzten Dienst zu leisten, eilte Don Juan nach dem Schlosse Villa Mayor, um Teresina, die Braut seines Bruders, zu verführen. Joses kommt dazu, und die Brüder treffen sich.

Zweiter Akt. Achte Scene.

Don Joses. Hierauf Don Juan.

D. Joses.

O Don Juan, Don Juan, böser Geist des Hauses. Ich wußte Alles, eh' sie Deinen Namen nannte. Nichts konnte Dich aufhalten, nichts Deine bösen Gedanken zerstreuen, weder Dein todter Vater, noch Deine ermordete Geliebte! Du steigst über zwei Leichname, um Dich der Braut Deines Bruders zu bemächtigen.

D. Juan (kommt).

Ich grüße Don Joses.

D. Joses (traurig).

Guten Tag, Bruder.

D. Juan.

Du vergaßest, mich zu Deiner Verlobung einzuladen, Don Joses.

D. Joses.

Ich wollte es bei dem Begräbnisse meines Vaters thun; allein dort sah ich Dich nicht.

D. Juan.

Ich hatte nicht den Muth, dabei zu seyn. Schon lange wollte ich die Besitzungen meiner Ahnen besuchen, und so habe ich mich auf den Weg gemacht, um mit meinem Schlosse Villa Mayor anzufangen.

D. Joses.

Und nur das Schloß wolltest Du besuchen?

D. Juan.

Ich war auch neugierig, die Dame des Schlosses kennen zu lernen.

D. Joses.

Ich weiß, daß Du sie gesehen hast.

D. Juan.

Zwei Mal.

D. Joses.

Und Du fandest Sie?

D. Juan.

Das erste Mal liebenswürdig, das zweite Mal anbetungswürdig.

D. Joses.

Du sprichst enthusiastisch von ihr.

D. Juan.

Ich spreche von ihr wie ein Liebhaber.

D. Joses.

Aber Du weißt doch, daß Sie meine Braut ist, Don Juan?

D. Juan.

Und so lieb' ich Deine Braut, Don Joses.

D. Joses (ihm die Hand reichend).

Schweige Bruder, Du bist närrisch. (Er will in Teresina's Zimmer gehen.)

D. Juan.

Hast Du mich gehört, daß ich Dir sagte, ich liebe dieses Mädchen?

D. Joses (lachend).

Nun ja, ich hörte es.

D. Juan.

Du hörtest und lachest? Du kennst also nicht Don Juan's Liebe.

D. Joses.

Wohl kenne ich sie. Es ist die Larve der Wollust auf einem Todtengesicht; aber ich weiß auch, daß Du mich liebst, Bruder; ich weiß, daß Du die Bande der Natur nicht zerreißen wirst.

D. Juan.

Da hab' ich Dich. Und für diese brüderliche Liebe, für diese natürlichen Bande soll ich meinem Blute gebieten, nicht zu wallen, meinem Herzen, nicht zu schlagen, und wenn mein Blut nicht hören will, wenn mein Herz sich nicht beugen läßt, wenn sie meinem menschlichen Willen den Gehorsam verweigern, so soll ich göttlichen Beistand erflehen; ich soll von den Kasteiungen des Klosters das Verlöschen meiner Leidenschaften fordern; ich soll mich in härenes Gewand kleiden, damit die Schmerzen des Körpers mich die Foltern der Seele vergessen lassen. Ich soll meine Knie wund drücken im Gebete, damit Gott die Liebe aus meinem Herzen tilgt, die er hineinsäete. Nicht wahr, ich sollte das Alles? Don Juan als Büßer, Don Juan als Mönch, das würde ein Wunder seyn, worüber ganz Spanien aufjauchzte. Und während ich so nach dem Himmel strebte, so würde

ich dem guten Don Joses die Sorge überlassen, meinen Namen fortzupflanzen und den Glanz des Hauses zu erhalten.

D. Joses.

Laß' mich glauben, daß Du scherzest, Don Juan, laß' mich noch zweifeln, Bruder.

D. Juan.

Ich liebe Teresina, sag' ich Dir, und auf mein adeliges Wort: Sie muß mein werden.

D. Joses.

Du schlägst mir also einen Kampf vor?

D. Juan.

Nein, Du wirst nicht kämpfen. Ich bin ein Thor, Du bist ein Weiser. Du wirst die Gefahren eines solchen Kampfes bedenken, und der Weise wird dem Wahnsinnigen Platz machen.

D. Joses.

Ich aber liebe sie mehr, als Du sie nur lieben kannst.

D. Juan.

Joses, Joses, vergleiche nicht den Sturm auf Flüssen mit dem Sturme des Oceans.

D. Joses.

Meine Rechte sind heilig.

D. Juan.

Weil sie älter sind, als die meinen. Du willst mir meinen Platz in Teresina's Herzen rauben, gleichwie Du ihn im Hause meines Vaters raubtest. Nimm Dich in Acht, Don Joses, Du bist nicht glücklich im Usurpiren.

D. Joses.

Was sagst Du?

D. Juan.

Ich sage, daß ein Abenteurer sich wohl in den Schoß einer Familie oder in das Herz eines Weibes stehlen oder einen Titel erschnappen kann, aber ich weiß auch, daß wenn der rechte Herr erscheint, man den Fremdling fortjagt. Hier bin ich nun! Zurück also! Don Joses, zurück!

D. Joses.

Don Juan, glaubst Du, daß nur Die Löwen sind, welche brüllen. (Mit Sanftmuth.) Höre, Bruder, ich sage Dir nur diese Worte: sie liebt mich.

D. Juan.

Nun wohl, und ich sage Dir nur diese: sie liebt Dich nicht!

D. Joses.

Don Juan, Du denkst zu sehr daran, daß ich Dein Bruder bin, und vergißt darüber, daß ich auch Edelmann bin.

D. Juan.

Das lügst Du, Don Joses, Du bist weder das Eine, noch das Andere.

D. Joses.

Ha, das ist zu viel!

Neunte Scene.

Die Vorigen. Teresina.

Teresina. (Als Neuvermählte.)

Mein Gott!

D. Juan. (Mit unterschlagenen Armen.)

Du, ein Edelmann, Du, mein Bruder? Wo ist Dein Freibrief, Sclave? *) Wo die Akte Deiner Anerkennung, Bastard? Ha, Du glaubtest gewiß, daß der ehrwürdige Don Mortes sie der sterbenden Hand meines Vaters entrissen habe? Doch Du irrst Dich. (Er zieht das Pergament heraus und wirft es ihm in's Gesicht.) Da, lies.

D. Joses. (Das Pergament aufhebend.)

Wär's möglich? Mein Gott!

Teresine.

Don Joses! Don Juan! was ist vorgefallen?

D. Juan. (Ergreift sie beim Arm und zeigt ihr Don Joses.)

Es begab sich, daß dieser Mensch Euch sagte, er sey ein Edler, nicht wahr? Er habe Schlösser und Titel, nicht wahr? Daß er Euch den Mantel und die Krone einer Herzogin geben könnte, nicht wahr? Nun denn! Dieser Mensch war ein Vasall und Leibeigener; und das ist Alles! Holla, Ihr Herren, herein! (Mehre Bewaffnete treten ein.)

Teresina.

Ist dieses wahr, Don Joses?

D. Joses. (Vernichtet.)

Mein Gott, mein Gott!

D. Juan.

Jetzt erbleiche und zittre vor Deinem Herrn, Sclave! Herunter mit dem Hut vor Deinem Meister, Vasall. (Er schlägt ihm den Hut vom Kopfe.) Lege ab die Kleider, die einem Edelmann gebühren (er entreißt ihm den Mantel) und kleide Dich in die Livree eines Dieners, und in Zukunft nahe nicht dieser Frau; sey blind, wenn sie erscheint, taub, wenn sie spricht, stumm, wenn sie fragt, (indem er den Arm um Teresina schlingt) denn diese Frau ist mein.

D. Joses. (Zieht seinen Degen.)

Fluch dem, welcher von uns Beiden Brudermörder ist!

D. Juan. (Entreißt ihm den Degen und zerbricht ihn.)

Teresina. (Sinkt in die Arme ihrer Begleiterinnen.)

D. Juan. (Zu den Bewaffneten.)

Ihr seht, daß dieser Mensch ein Wahnsinniger ist. Führt ihn fort.

(Die Bewaffneten ergreifen Don Joses, der sich ruhig abführen läßt.)

Der Seneschall.

Welche Strafe hat er verdient, gnädiger Herr?

D. Juan.

Die Strafe empörter Leibeigenen. Fort!

---

*) Bravo, Raupach!



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Wien, den 20 Mai.

Der Monat Mai hat auch hier dießmal den Puristen, die ihn „Wonnemonat“ nannten, Schande gemacht; anstatt Wärme brachte er Eis, anstatt Blüthen Flocken, anstatt sanfte Zephyre rauhe Orkane, und anstatt unserer Prater- und sonstigen Naturfreunden — eine sehr mittelmäßige italienische Oper. Haben wir an dem Monat Mai nun auch mit Recht allerlei Ausstellungen zu machen, so hat er uns doch gegenseitig wieder verschiedene Ausstellungen gebracht. Es compensirt sich Alles im Leben. Er brachte uns pro primo eine recht erfreuliche Kunstausstellung, die, wenn man bedenkt, daß, da sie alljährlich Statt findet, nur die Leistungen hiesiger Künstler enthält, und selbst von diesen nicht alle Vorzüglichen concurriren, jede billige Anforderung befriedigte, und den Barometer der zeichnenden und malenden Kunst (minder der plastischen) steigend zeigte. Die Landschafts-, Porträt-, Historien- und Genremaler Th. Ender, Gauerman, Waldmüller, Amerling, Danhauser, Schnorr u. s. w. haben manches Ausgezeichnete geliefert, und ich bin überzeugt, daß, wenn in der Spreestadt nur die Hälfte von dem producirt würde, was man uns hier geboten, die Berichterstatter in allen Blättern die Backen erstaunlich voll nehmen möchten; dann hatten wir eine Blumen-Ausstellung im Schwarzenbergischen Gewächshause, in welcher die Ausländer, nämlich 73 austral-asiatische Pflanzen den Preis erhielten, und endlich sahen wir eine Vieh-Ausstellung im Augarten, wobei einige ungarische Ochsen sich rühmlichst auszeichneten. — Um auf's Theater zu kommen, so ist hier Nichts als eminent zu erwähnen. Debutrollen der nie alternden Schröder, Gastspiele des wackern Emil Devrient, französische Uebersetzungen von den bekannten fixfingrigen Lieferanten und einige ältere Reprisen füllten das Burgtheater. Für Schiller's Denkmal soll Wilhelm Tell mit neuer Besetzung in die Scene gehen; sonst wird nichts Erhebliches vorbereitet. Das Operntheater unter der neuen Pachtung von Merelli und Barlochino hat sich bis jetzt keines großen Succesfes zu erfreuen;

die Preise waren, besonders anfangs, sehr gespannt. Die Erwartung war es auch, sie wurde aber nicht befriedigt, und man war über die hier nicht übliche Erhöhung des Entrés unwillig. Nun wurden die Preise etwas heruntergesetzt, aber der Besuch nicht stärker; die Leistung ist zu schwach, wenigstens der großen Kaiserstadt nicht adäquat, und so sehr die musikalischen Referenten in den Tagblättern trompeten und sich die Finger wund schreiben, die Räume füllen sich nur bei den ersten Vorstellungen, und keine von den bis jetzt gegebenen Opern Moise, Nina, la pazza par amore, Barbiere di Seviglia, l'Elisire d'amore, la Sonnambula, l'Inganno felice, I Puritani haben Glück gemacht. Galli, Marini, Pedrazzi, die Tadolini, Garzia, Vittadini sind wahrlich nicht im Stande, die Seufzer zu verdrängen, die der Brust der Freunde italienischen Gesanges entschlüpfen, wenn sie sich der Coriphäen Barbaja's erinnern. Tieferblickende prophezeihen der ganzen Unternehmung keine lange Dauer. Im Theater an der Wien hat der Lokaldichter Nestroi wieder eine recht drollige Posse: „Die beiden Nachtwandler oder das Nothwendige und das Ueberflüssige" geboren, welche durch die vis comica von Scholz zwerchfellerschütternd ist. — Unsere Journalistik hat Zuwachs erhalten. Nennung verdient bloß „der Telegraph", herausgegeben von Lembert, der in seinen bisher erschienenen Nummern recht viel Interessantes und Gehaltvolles bringt, auch minder in Lobhudelei — das Erbübel der hiesigen Zeitschriften — versinkt, ja es oft bis zu einer gewissen Polemik bringt. — Die Eisenbahn von Wien bis Bochnia, „Kaiser Ferdinands Nordbahn" geheißen, ist zwar noch nicht fertig, wird aber schon nivellirt. Es zeigen sich große Hindernisse. Eifer und Faffners Hort werden Alles besiegen. Man spricht auch von einer Eisenbahn von Wien bis Triest und von Mailand bis Venedig, wenigstens werden dann grämliche Berliner Reisende nicht so sehr über die Vetturini und Ungeziefer klagen können. — Die Herzoge von Orleans und Nemours werden zu Anfang kommenden Monats hier erwartet; sie werden in der kaiserlichen Burg wohnen. Da aber der Kaiser und Hof bereits in Schönbrunn residiren, so sollen auf dem dortigen niedlichen Schloßtheater einige Vorstellungen stattfinden. Man will übrigens von bedeutenden Feten bei dem Fürsten Metternich, dem französischen Gesandten, dem Fürsten Colloredo 2c. wissen; auch soll in dem Lustschlosse Laxenburg den edeln Gästen zu Ehren Manches veranstaltet werden.

Emancipation.

An die würtembergische Stände-Versammlung.

Seit der letzten Badner Verhandlung über die Emancipationsfrage der Juden habe ich nie ohne ein gewisses Gefühl von Wehmuth an diese Angelegenheit denken mögen, die mir immer das Bild eines Mannes vor die Seele rief, den die Welt für einen Vertheidiger des Rechts hält, und der, in dieser Angelegenheit wenigstens, dem schmählichsten Unrecht sein Wort und seine Autorität lieh! Wie schmerzlich mußte es für die Nation seyn, zu sehen, wie ein Repräsentant der Freiheit sich ihrer heiligen Sache, die doch selbst eine Tochter der Freiheit, der Civilisation und der Aufklärung ist, mit aller Macht der Sophismen entgegenstemmt, und eine Maßregel bekämpft, die er mit der leidenschaftlichsten Wärme hätte vertreten müssen! Was ist Freiheit, wenn das Gewissen in Ketten gelegt wird? Wo ist Gleichheit aller Bürger im Staate, wenn man eine Bürgerklasse ihres Glaubens wegen von allen Rechten des Staatsbürgers ausschließt? So dachte ich und mied es fast, über die mir liebgewordene Frage nachzudenken, weil ich mich weder betrüben, noch ärgern, noch unserer aufgeklärten Zeit schämen wollte! —

Mit der Verhandlung der Emancipations-Frage in der dießjährigen würtembergischen Deputirten-Kammer trat mir dagegen die Angelegenheit wieder in ihrer alten Heiligkeit und Würde entgegen, und mit unwiderstehlicher Kraft werde ich zu ihr hingezogen; denn die Wahrheit ist ein mächtiger Magnet. Das war doch, wie jeder Wohlmeinende gestehen muß, eine Debatte, wo sich Rechtlichkeit, Geradheit und Biedersinn, Duldung und Vorurtheilsfreiheit, Liebe und Aufklärung, und eine so lebenswarme Religiosität geltend machten, daß man begeistert ausrufen mochte: Wahrlich, jedes Wort war im Sinne des reinsten Christenthums gesprochen! Aber die Wirkung war auch entschieden. Habt Ihr vernommen, edle Männer Würtembergs, wie Eure Worte in dem Herzen des deutschen Volkes den lebendigsten Anklang und die wärmste Theilnahme fanden? Ahnet Ihr das freudige Gefühl, das diese Worte in der Brust der noch immer in einem widerrechtlichen Zustande schmachtenden

jüdischen Nation rege machten? Kennt Ihr die aufrichtigen Wünsche, die von den Besseren aller Nationen für das Gelingen Eures edlen Werkes zum Himmel emporsteigen? Kaum vermag ich es, von jenem freudigen Eindrucke ein lebendiges Bild zu malen, den diese von Menschenliebe durchdrungene Debatte nicht auf die Juden allein, sondern auf alle guten und redlichen Gemüther machte! Aber ich sehe in meinem Innern die Herzen einer dankbaren Menschenklasse Euch entgegenschlagen; ich höre Deutschlands Edle ausrufen: Sehet, das ist eine loyale Kammer, sie weiß die Rechte der Unterdrückten und Schwachen zu wahren; ich fühle lebhaft die Wonne, die dieser Sieg der Gewissensfreiheit über jene Tausende verbreitet, die in dem Fortschritte der Menschheit ihr Glück finden! Es gibt Handlungen, die, weil sie mehr sind, als sie scheinen wollen, darum gerade von einem höheren Standpunkte aus gewürdigt werden müssen; das scheint mir auch bei dieser Emancipations-Verhandlung der Fall zu seyn. An sich tritt sie auf als eine Discussion, welche mit Wärme sich über eine Wahrheit verbreitet, die jedem Vernünftigen von selbst einleuchtet. Sie geht bei der Würdigung der Frage von dem Werthe und von der Würde des Menschen und von seinem angestammten Rechte als Welt- und Staatsbürger aus, die sämmtlich älter sind, als seine religiöse Meinung und als die äußere Form, in der sein Herz sich zum Himmel wendet. Sie fragt nicht ängstlich: woher stammt dieser oder jener Staatsangehörige, wer war sein Vater, was ist sein Glaube? Es genügt ihr, zu wissen, daß derselbe ein Mensch und mit unlöslichen Banden an den Boden gekettet ist, wo er geboren ward; es genügt ihr, zu wissen, daß Gott aller Menschen Vater, und daß Gott auch aller Menschen Glaube ist! Was bedarf's mehr, um einem Staats-Angehörigen alle Rechte des Bürgers einzuräumen, besonders da er sich allen Pflichten eines guten Staatsbürgers unterzieht? Es hat aber die vielerwähnte Debatte noch eine weit höhere Bedeutung. Wenn man einst die Leidensgeschichte der Juden in Deutschland schreiben wird, wird uns die Verhandlung in der würtembergischen Kammer von 1836 als eine wohlthuende Oase in der Sandwüste ähnlicher Verhandlungen entgegen treten; man wird sagen: diese Deputirten waren erst Menschen, ehe sie Gesetzgeber waren; sie gingen mit Liebe an ihr Werk, weil sie die humane Bedeutung ihrer Mission kannten, und kein engherziges, selbstsüchtiges Motiv vermochte es, sie von ihrer menschlichen und kosmopolitischen Höhe herabzuziehen, worauf Gesetzgeber stehen müssen, die über Menschenrechte debattiren; mit einem Worte, dieser Akt wird eine Glanzepoche in der Emancipations-Geschichte der Juden werden. War man doch bisher schon daran gewöhnt, wenn drei verständige Männer mit Wärme für die Emancipationsfrage sprachen, gleich darauf sechs Finsterlinge die Nothwendigkeit predigen zu hören, daß der Jude der Schmach nicht entzogen werde! Gott wolle es so, sagten sie in salbungsvoller Prädestination, sonst hätte er diese Menschenklasse nicht zweitausend Jahre lang als wandelndes Denkmal des Elends herumkriechen lassen! In Würtemberg aber konnte man die lebenswarmen Worte dieser edlen Versammlung als die entschiedensten Ausdrücke des gesammten Volkswillens betrachten; denn wo unter achtzig Volksrepräsentanten nicht einmal drei mehr dunkel sehen, kann man wohl das Volk ohne Bedenken erleuchtet nennen! Freisinnige, hochherzige Volksvertreter, zu Würtembergs Ruhm kann es nicht genug wiederholt werden, daß eigentlich nur ein einziger Deputirter die jüdischen Bewohner seines Vaterlandes, die sich in jeder Beziehung so vortheilhaft auszeichnen, für unwürdig zur bürgerlichen Gleichstellung erklärte! Den Namen dieses Deputirten habe ich, Gottlob, vergessen!

Was nun auch in der nächsten Zukunft aus der Emancipation in Würtemberg werden möge, genug ist, daß das Princip gerettet ist, worauf sie fußen muß; genug ist, daß von einer ganzen Kammer die Maßregel als zeitgemäß, nothwendig, dem Rechte, der Vernunft, der Menschlichkeit entsprechend erklärt wurde; genug ist ferner, daß man das lebendige Streben nach sittlicher und bürgerlicher Veredlung bei den Juden Würtembergs, im Angesicht des ganzen würtembergischen Volkes, anerkannte und würdigte, und die falschen Vorurtheile gegen ihre bürgerliche Gleichstellung mit siegender Gewalt der Wahrheit widerlegte. Es war in der That erquickend für den Menschenfreund, dieser merkwürdigen Verhandlung zu folgen und zu hören, mit welcher Reinheit der Gesinnung und Unparteilichkeit des Urtheils die verschiedenartigen Bedenklichkeiten und Einwürfe gegen die Emancipation zurückgewiesen wurden! Ja selbst der einzige Nothanker, woran sich die Intoleranz noch mit einem Scheine von Recht festklammert, wenn alle anderen Einwürfe an dem Fels der gesunden Vernunft scheitern — ich meine den Nothhandel, den

Schacher — selbst dieser wurde von dem richtigsten Gesichtspunkte aufgefaßt, und mehr als negatives Uebel, das von Außen den Juden aufgenöthigt wurde, denn als positives Uebel betrachtet, das sie selbst gewählt. Schacher! Schacher! Glaubet mir, es ist eine Elegie über dieses Wort zu singen, die den Schmerz mächtig und immer mächtiger in unsern Herzen anfachen muß! Wie mancher Mendelsohns-Geist ist unter dem Drucke einer Last alten Eisens ausgehaucht worden, wie Corregio's Künstlerseele unter dem Druck seiner kupfernen Pfennige, aus dem einzigen Grunde, weil die Juden lange Zeit weit mehr Hoffnung hatten, ihren einfachsten Lebensunterhalt zu erwerben, wenn sie mit altem Eisen schacherten, als wenn sie den Wissenschaften, Künsten und Studien sich hingaben, die sie ja niemals in ihrer Heimath üben durften! Wozu die Ausbildung, wenn ich der lebenden Mitwelt nicht nützen kann? Was sollte nun der Jude treiben? Feldbau? Man erlaubte ihm nicht den Besitz eines Gärtchens! Handwerke? Die Zunft-Cabalen verleideten ihm diese! Kriegsdienste? Er war nur gut, um zu bluten für das Vaterland, und oft nicht einmal gut genug, um zu bluten! Traf man ihn nun unter diesen Umständen beim Schacher, der ihn nur gegen das Verhungern, aber nicht gegen das Verarmen schützte, alsbald hieß es: es sind träge, verweichlichte Menschen, keiner ernsten Thätigkeit fähig! Und so hat die Misere viele hundert Jahre gedauert, und als es kaum ein Viertel-Jahrhundert Licht geworden, wollten die von der unerträglichen Sonne geblendeten Augen schon ein Judenthum sehen, ohne Makel und ohne Fehl, und dieses Judenthum erklärten sie dann für reif zur Emancipation! O köstlich verzuckerter Jesuitismus! Ja, stieß man unter diesen Verhältnissen auf einen jüdischen Gelehrten, der das Alles mit bitterer Ironie, obwohl dabei mit zerrissenem Herzen, vor die Seele des Unbefangenen zu führen versteht, schnell hieß es, wie man das auch, glaube ich, Börne und Rießer vorwarf, ihre, von bitterm Unmuth und Schmerz erpreßten Worte zeichneten sich durch stechenden, rücksichtslosen, ungroßmüthigen, widrigen Witz aus! Die Ironie der Verzweiflung halten sie für Harlekinsspäße! O, traget doch erst, was die Juden trugen, und tauchet eure Federn in Milch und nicht in giftige Galle, und ich will euch ehrenhafte Stoiker nennen! —

Ihr aber, würdige Stände Würtembergs, wart bei dieser Emancipationsfrage vom guten Genius der Menschheit durchdrungen. Die Welt wird Euch dafür segnen! Friede, Friede, nicht in den Cabinetten allein, auch in dem Herzen der Menschheit, das ist Eure ruhmerfüllte Losung, der Palme werth, die Euch die Edlen der Nation reichen werden! Ihr habt einer unschuldig leidenden Menschenklasse die Aussicht auf eine frohe Zukunft eröffnet, dafür wird das Bewußtseyn der edlen That Euch lohnen. Ihr habt Deutschland und Europa gegenüber das Recht der Minderzahl und der Schwäche vertreten, mit Menschlichkeit und Rechtlichkeit vertreten, dafür wird die Geschichte Euch lohnen, wenn sie einst den Kampf der Finsterniß mit dem Lichte schildert, jenen diabolischen Kampf, der gegen alles Gute, Wahre und Große sich auflehnt, eben so, wie gegen die Emancipation der Juden! —

Mainz.

Dr. Eduard Reis.

Theater.

„Der Türke" heißt ein neues Vaudeville, worin der ausgezeichnete Schauspieler Vernet ganz allein spielt und ein außerordentliches Glück macht.

— * Stuttgart, den 30. Mai 1836. Mad. Benesch vom Frankfurter Theater hat im Verlaufe der letzten Woche einen Cyklus von Gastspielen auf unserer Bühne gegeben. Auch sie ist gleich einer bedeutenden Anzahl von Vorgängerinnen Behufs der Wiederbesetzung des längst erledigten Rollenfaches einer jugendlichen Liebhaberin im Lustspiele und Trauerspiele zu Gastdarstellungen berufen worden. Madame Benesch hat trotz dem Unsterne, welcher am Theaterhimmel beinahe allen Gästen in einer mehr oder minder grellen Farbe sich kund gibt, die sichtbare Theilnahme des Publikums auf sich zu lenken gewußt; sie hat, obgleich zu Rollen veranlaßt, die sie nicht zuvor gegeben, gefallen und namentlich in dem lieblichen Stückchen „Ewig" einen rauschenden ununterbrochenen Beifall errungen. Madame Benesch ist schon dem Aeußeren nach auf die zarteren Nuancirungen der beiden Seiten des Drama angewiesen: „Wo rohe Kräfte (nämlich der Dramen-Schreiber und Schreiberinnen) sinnlos walten," wo die Effekte in Scheffeln zugemessen werden, und die Naivitäten schlagend wirken müssen, da paßt ihre aus weicheren Elementen geschaffene Persönlichkeit nicht. In ihrem Wesen liegt eine gewisse innere Wahrheit, die zur Anschaulichwerdung nicht des äußer-

lich starken Hervortretens bedarf, dessen sich Bühnenglieder bedienen mußten, die immer den Verstand und nicht das Gefühl zu Rathe ziehen können, und da, wo das Gefühl kräftig vorwalten soll, in Ermangelung eigenthümlicher Hebel die Druckwerke ihrer Vorbilder maschinenmäßig nachahmen. Madame Benesch hat eine leichte, anmuthige Naivität, die sich in dem gegebenen Gegenstande selbst concentrirt, und nicht ihre Strahlen fortwährend nach den Händen des Publikums schießt. Das sichert ihr eine wachsende und bleibende Theilnahme zu. Ein weiches, zum Herzen gehendes Organ und ein schönes sprechendes Auge unterstützen in der Tragödie diese Künstlerin. Madame Benesch ist nun hier engagirt, und unserem Bedürfniß ist die Abhülfe geworden, die wir bald für ein unauflösbares Problem halten mußten.

Oper in Italien.

Das Theater Canobbiana in Mailand brachte nach der Pazza per amore, die schnell wieder verschwand, Mercadante's schöne Oper Elisa e Claudio mit den Damen Demery und Ruggieri, den Herren Basadonna, Salvatori und Cavaceppi, ohne eben viel Glück damit zu machen. Unter den Darstellenden erhielt Basadonna den lebhaftesten Beifall und ihm zunächst Salvatori; diese Composition aber verlangt, um zu reussiren, eine in allen Theilen vorzügliche Ausführung.

— »Der Rasende auf der Insel St. Domingo hat im Theater S. Benedetto von Venedig guten Erfolg gehabt. Die Herren Cambiagge, Cappelli und Negrini mit Signora Michel gaben eine sehr entsprechende Besetzung ab, vorzüglich gefielen die beiden Letztgenannten in den Hauptrollen.

— Im Theater Fenice zu Venedig debutirte ein neuer Tenorist, Tolosani, als Prinz in Rossini's Cenerentola. Er ließ vorher verbreiten, daß er auf dergleichen Partien keinen Anspruch habe, und um Nachsicht bitten, die ihm auch zu Theil wurde. Er erhielt Zeichen von Anerkennung.

Debureau's Proceß.

Ein zahlreiches Publikum hatte sich zu dieser Verhandlung eingefunden; viele Leute in Jacke oder Hemdsärmel, die Habitués des Funambules-Theaters, auch Cassander, Harlekin, Colombina und der schöne Leander, sämmtlich Debureau's Collegen, fehlen nicht. Um halb zwölf wird Debureau von der bewaffneten Macht hereingeführt, und muß zwischen zweien Gensdarmen auf der Bank der Angeklagten Platz nehmen. Er ist groß gewachsen, schwarz gekleidet und zeigt eine sehr anständige Haltung. Auf die von dem Präsidenten an ihn gerichteten Fragen, erwidert er: Ich heiße Johann Kaspar Debureau, bin 49 Jahr alt, mimischer Künstler, geboren zu Neu-Kolin in Böhmen und wohne in der Tempelvorstadt 28. Der Greffier liest die Klageakte vor. Es geht daraus hervor, daß Debureau einen jungen Menschen, Namens Viklin, der ihn zu verschiedenen Malen schwer beleidigt hatte, durch einen Schlag auf den Kopf getödtet habe. Die Aerzte erklären, daß der Todesfall Viklins mehr der schwachen Constitution desselben und der Dünnheit seines Schädelknochens zuzuschreiben sey, als der Heftigkeit des Schlages. Einige Nachbarn Debureau's und der Polizei-Commissär legen die günstigsten Zeugnisse für die Sanftmuth und Moralität des Beklagten ab. Nach einem strengen Verhör und einer beredten Vertheidigung berathen die Geschworenen fünf Minuten lang und erklären den Beklagten für unschuldig. Debureau entfernt sich, indem er Freudenthränen vergießt.

Todesanzeige.

Der hartherzige Tod mäht ohne Unterschied des Ranges und Geschlechts. Keine Liebe vermag ihn zu entwaffnen, nichts kann den Unerbittlichen versöhnen. Bewegung wird plötzlich durch ihn zur Erstarrung, der Körper zur Asche. So hat er in diesen Tagen den Einfall gehabt, mit seinem erstickenden Hauch über den Jardin des Plantes in Paris hinzuwehen, und den weißen Bären zu tödten, den einzigen, den die Pariser Menagerie besaß. Das Stachelschwein ist trostlos darüber. Was hatte dieser arme Bär gethan, um in der Blüthe seiner Jahre hinzusinken? Er war ein guter Vater, ein guter Gatte; er hatte allen Krankheiten der Hauptstadt getrotzt und, ohne Migräne zu empfinden, die rohen Beefsteaks verdaut, die man ihm jeden Morgen servirte. Armer weißer Bär! oder vielmehr nicht im mindesten Bär! so liebenswürdig und gescheidt war er. Da liegt er nun kalt, unbeweglich, eine Leiche. Bei einem Portier in der Bärenstraße wurde bereits eine Subscription eröffnet, um ihm unter der Ceder des Libanon ein Monument

zu errichten. Auf der einen Seite dieses Monuments wird sein Epitaphium auf weißem Marmor eingegraben werden, als eine Anspielung auf sein schneeweißes Kleid. Gegenüber wird man das Testament dieses uneigennützigen Viehes lesen. Er hinterläßt seinen Balg den jungen Bonnen, die ihm jeden Sonntag Näschereien zuwarfen, um sich daraus Muffe machen zu lassen, und sein Schmalz einem Parfumeur in der rue Richelieu, der ihm dieser Aussicht wegen durch manchen guten Bissen den Ranzen spickte. Folgende Verse beziehen sich hierauf.

Je légue mon poil à Fanchon,
Pour s'en faire un manchon;
Et ma graisse à M. Flandin,
Pour ses pommades au jasmin.

Das Nilpferd wurde zum Testamentsexecutor erwählt; die Leoparden haben darüber mit den Zähnen geknirscht. Als die Giraffe die traurige Katastrophe ihres friedlichen Nachbars erfahren hatte, ward sie ohnmächtig und man mußte ihr Salz zu riechen geben. Sie ist endlich wieder zu sich gekommen; allein ihr Nervensystem ist seither sehr angegriffen und sie muß den Stall hüten. Der Orangoutang, der erste, den wir das Glück haben, hier zu sehen, hat sich gleich nach seiner Ankunft ihr vorstellen lassen wollen; allein sie hat den Fremden nicht annehmen können. Die Aerzte fürchten für ihr Leben. Man darf sagen, daß der ganze Jardin des-Plantes in Schmerz und Trauer aufgelöst ist. Alle seine Bewohner, von dem Herrn Geoffroy de St. Hilaire bis zum letzten Eichhörnchen tragen einen Flor am Arme. Man hat sogleich alle Anstalten zu einer würdigen Trauer-Ceremonie getroffen. Zwei Panther wachten bei dem Leichnam. Der Leichenwagen ward von vier Zebra's gezogen und zwei Affen der größeren Gattung kutschirten. Löwe, Tieger, Rhinozeros und Elephant, als die vier vornehmsten Personen des Orts, hielten die Ecken des Bahrtuches. Der Bär Martin, als nächster Verwandter, führte den Zug der Leidtragenden an. Das Gefolge bestand aus allen Thieren, welche sich einst in Noah's Arche einschifften, und einigen andern, die man später erfunden hat. Sie wurden nach ihrem Wuchse geordnet; das Nilpferd machte den Anfang, und amerikanische Kaninchen und weiße Mäuse aus Kleinasien machten den Beschluß. Ein zweiter Zug schwebte in der Luft über den betrübten Vierfüßigen. Es war der geflügelte Zug, der mit dem Königsadler und dem Cuntur begann und mit den Zeisigen, den Kolibri's und den Fliegenvögeln schloß, welche letztere als Polizeisergeanten fungirten *). Eine einzige Notabilität fehlte, die Giraffe, die noch immer krank war. Die Trauerrede für den weißen Bären hielt ein trefflicher Papagay, dann sprach ein Büffel einige gefühlvolle Worte und ein Schakal warf Blumen auf das Grab.

Schnupftücher.

Dieser ursprünglich nur dem Nutzen gewidmete Gebrauch ist nach und nach zu einem Gegenstand der Toilette geworden, und in diesem Augenblick einer der elegantesten.

Anna von Oestreich war eine Königin, welche große Neigung für seine Toiletten-Gegenstände besaß, besonders aber für Spitzen und Linnenzeug, und doch ist aus den Rechnungen des königlichen Haushalts ersichtlich, daß die Schnupftücher der Königin nur 18 Livres das Stück kosteten. Bis zur Zeit von Maria Antoinette war der Luxus nicht sehr gestiegen, und man findet den Preis ihrer Schnupftücher mit 24 Livres verzeichnet. Unter dem Kaiserreich war der Fortschritt schon bemerkbarer. Die Campan erzählt, daß Napoleon eines Tages die Feinheit und Stickerei eines Schnupftuchs der Kaiserin untersuchte, und dabei fragte: Wie viel ein solches Schnupftuch koste? „Achtzig Franken," gab ihm eine der Hofdamen zur Antwort. „Achtzig Franken," wiederholte der Kaiser, „da thäten Sie recht, jeden Abend eines zu nehmen, das würde mehr betragen als Ihre Appointements." — Heut zu Tage hat jede elegante Dame, die bei Weitem keine Kaiserin ist, ein Schnupftuch von zweihundert Franken. Zur Stickerei kommen auch noch Spitzen hinzu, welche den Preis unglaublich erhöhen. Wir haben solche Tücher zu vierhundert Franken gesehen. Dieser Luxus hat wohl seine Reize, das ist wahr; allein er gibt auch den tausend und einen Gründen ein Gewicht mehr, wodurch Hagestolze sich auf der schlüpfrigen Schwelle des Ehestandes fest erhalten; denn dieser Artikel schwellt merklich das Budget der Brautgeschenke an. Ich kannte einen jungen Elegant, der auf dem Punkte stand, zu heirathen, und Alles auf das Brillanteste einzurichten wünschte. Er erschrack nicht vor den seidenen und sammtenen Kleidern, vor den Shawls und den Diamanten, als er aber zu der Rubrik „Schnupftücher" kam, da wankte er fünfzehn Schritte in das Cölibat zurück.

*) Oiseaux mouches Fliegenvögel, im Französischen doppelsinnig.

Drei Dutzend. — Sechstausend zweihundert Franken!! Und er blieb ledig.

Ein Schnupftuch schlingt das verderbliche Band um Othello, Voltaire macht aus einem Schnupftuch seine Zaire, Alexander Dumas Heinrich III.; aus den heutigen kostbaren Schnupftüchern ließe sich noch manches häusliche Familiengemälde dichten.

Noble Passionen.

Zwei junge Leute wurden kürzlich um fünf ein halb Uhr Morgens auf der Straße in London arretirt. Sie befanden sich in dem Zustande vollkommenster Betrunkenheit, sangen gemeine Lieder, und wenn sie sich die Kraft dazu zugetraut hätten, so würden sie die Polizeiwache übel zugerichtet haben, die sie nach dem Wachthause schleppen mußte. Sie sagten, daß sie Peter Simpkins und Karl Jenkins hießen und man brachte sie gegen Mittag auf das Polizeibureau, als nächtliche Ruhestörer angeklagt. Man hatte bei dem Einen sechszig Pfund Sterling in Bankbillets und Gold gefunden. Die Börse des Andern war noch besser gespickt; der Beamte, ein erfahrener Mann, sagte zu ihnen: „Ich glaube, meine Herrn, daß sie Gründe haben, unerkannt zu bleiben, Simpkins und Jenkins scheinen mir angenommene Namen zu seyn, und Sie weigerten sich bis jetzt, Stand und Wohnung anzugeben. Hüten Sie sich wohl, daß ich Sie nicht als Vagabunden hier zurückhalte, bis ich genauere Erkundigung eingezogen haben werde."

Peter Simpkins spürte noch Etwas von dem nächtlichen Rausche in sich und erwiderte: „Ich kenne die Gesetze, als wenn ich und mein Vater sie gemacht hätten; wir haben keinem Menschen Böses zugefügt. Machen Sie sich von unserem Gelde für die Strafe bezahlt, die wir verschuldet haben, und daß Alles sodann damit abgemacht sey."

Einer der gegenwärtigen Polizeibedienten rief hierauf: „Die Stimme des sogenannten Peter Simpkins, die mir wohl bekannt ist, raubt mir jeden Zweifel; die Person, die wir vor uns sehen, ist der reiche Marquis von Waterford und sein Kamerad ist wahrscheinlich der Sohn von irgend einem Mitglied der Lordskammer. Es ist noch keine sechs Monate her, daß ich denselben Herrn aus derselben Ursache nach dem Bureau von Queen-Square führen mußte." Hierauf sagte der Marquis von Waterford lächelnd: „Ich sehe wohl ein, daß es für einen Mann, wie ich bin, schwer ist, sein Incognito zu bewahren. Macht Euch bezahlt und laßt uns ziehen." Der Polizeidiener fügte noch hinzu: „Man sagte mir in Queen-Square, daß der Herr Marquis an dergleichen Dinge gewöhnt sey, und zwar nicht allein in London, sondern auch in den vereinigten Staaten. Im vorigen Jahre wurde er in New-York eingesperrt, weil er die Nachtwächter geprügelt hatte."

Der Beamte, ohne den falschen Jenkis, der auch von hohem Stande zu seyn scheint, weiter zu befragen, verurtheilte Beide zu einer Geldstrafe und schickte sie dann nach Hause.

Stirbt man noch jetzt vor Hunger?

Ich kann es aus eigener Erfahrung nicht sagen. Ich begnüge mich, hier mein Factum zu erzählen. Es lebte ein junger Mensch, Namens Eustache; wer kannte ihn nicht? Er war Maler, Musiker, Dichter; er schrieb zur Unterhaltung in die Journale, machte schönen Frauen den Hof, hatte 20,000 Livres Renten, Wagen und Pferde, und war ein Mann von Geist. Dies Alles währte jedoch nicht lange. Eines Tages war Alles verspielt, verborgt, verloren. Er mußte sein Haus verlassen, und hatte nichts mehr als die Hoffnung. Drei Monate später starb Eustache noch nicht vor Hunger; allein er bekam ein wenig Angst davor. Er überschlug seinen ganzen Reichthum und fand, daß er täglich zwei Sous zu verzehren habe. Aber wie soll man sich mit zwei Sous das Nothwendige zum Leben verschaffen, mit einem gewissen Luxus, der jedoch nichts vom Ueberfluß haben soll? Ich gebe hier das Recept, wie er es mir bei seinem Sterben hinterließ. Dazu sagte er mir die unvergeßlichen Worte: Verkünde es der Nachwelt. Alle Tage mit dem Schlage zwei Uhr trat Eustache, seine zwei Sous in der Tasche, in ein Kaffeehaus der Straße du Roule; man kannte dort keinen treueren Besucher, keinen gleichmäßigeren Zahler. Eustache verlangte nichts; man wußte, was er wollte, und brachte ihm ein Gläschen Liqueur, eine Flasche Wasser und ein Journal. Jetzt mußte man ihn sehen, wie er, gleich einem Kätzchen auf der Lauer, ein paar jener kleinen Büchsen escamotirte, worin sich ein nahrhafter Staub befindet, den die Kellner von der untern Seite der Milchbrödchen abzureiben pflegen, und womit die Dominospieler die glatten Marmortische bestreuen, um ihre Steine

auszulegen. Hieraus machte Eustache mit seinem Wasser einen Teig, den er wie ein Leckermaul kostete, und dann mit Gemächlichkeit hinabschlürfte.

Auf diese Weise lebte Eustache noch einen Monat. Zur Nachricht für manchen Schüler Epikurs.

Diorama im Regents-Park in London.

Das neue Gemälde, welches hier jetzt statt des Campo Vaccino ausgestellt ist, muß in der That als ein wundervolles Produkt betrachtet werden. Ueberrascht von der außerordentlichen Wirkung, welche die Darstellung der Kirche Santa Croce in Florenz hervorbrachte, hätte man wohl glauben mögen, die Kunst könne nicht weiter gehen; was man aber nun sieht, übertrifft das Frühere bei Weitem. Der Leser denke sich die Darstellung beim Mondscheine des Dorfes Alagna, oben am Val Sesia in Piemont. Das von spitzigen Bergen umgebene Dorf liegt am Rande eines lieblichen Sees, dessen schöne wogende Bewegungen wechselnd auf dem Wasser die Reflexe, die Lichter der verschiedenen Häuser geben. Im Vorgrund ist die Berghütte eines Stellmachers. Das Licht der Schmiede fällt in starken Reflexen durch das Fenster auf einige neben liegende, mit Schnee überschüttete Bäume. Der Rauch steigt durch den Kamin in einer dichten Saule auf. Die Scene ist voll Bewegung, Leben und Wahrheit. Die Lichter im Dorfe sind ausgelöscht; — der Wind beginnt zu wehen — der Sturm wächst — man hört das Donnern der Lawine — der Thurm ist beleuchtet — die Sturmglocke wird geläutet — die Gefahr nimmt immer mehr zu. Die Dunkelheit wird gräßlich — die Lawine stürzt. Nach und nach erscheint das Tageslicht — die Sonne steigt in all' ihrer Pracht empor und enthüllt die Scene der Zerstörung. Dorf und See sind mit Schnee bedeckt, aus dessen Mitte die Spitze des Dorfkirchthurms hervorragt. — Dieses schöne Gemälde verdankt man, wie das frühere, dem Chevalier Bouton, einem Künstler von großem Rufe auf dem Kontinent, nicht allein wegen seiner Staffelei-Gemälde, von denen man viele im Luxembourg, in den Tuilerien, im Palaste von Versailles und in Saint Cloud sieht, sondern wegen seiner Erfindung des Diorama. Seit seiner Abreise von Paris hat das Diorama in dieser Stadt seine Hauptanziehungskraft verloren, weil Herr Daguerre, von dem jetzt die Gemälde daselbst herrühren, ein Schüler von Bouton, nicht im Stande ist, diese außerordentlichen Effekte hervorzubringen, welche in den letzten zwei Jahren das Publikum jener Hauptstadt ergötzt haben.

— Diese Nachricht ist dem Court-Magazine entlehnt. Der englische Berichterstatter hat wahrscheinlich nie ein Daguerre'sches Diorama gesehen, sonst würde er anders geurtheilt haben.

Vermischtes.

Der Maler Ignaz Manzoni in Mailand hat ein von ihm vollendetes Blumenstück der Administration der dortigen Kinderbewahranstalt mit der Widmung zum Geschenke gemacht, daß es im Lehrsaale aufgestellt bleibe, und hat sich gleichzeitig vorbehalten, den Ertrag eines andern Bildes zur Unterstützung der Anstalt zu bestimmen. Die letztere findet überhaupt große Theilnahme, und viele Damen von Rang haben sich vereinigt, ihre Arbeiten, Stickereien, Gemälde u. s. w. demselben schönen Zwecke zuzuwenden.

— Victor Hugo soll in diesem Augenblick an einem Trauerspiele arbeiten, welches Caligula heißt. Man weiß noch nicht, welchem Theater es bestimmt seyn wird.

— Mignet soll von der französischen Regierung zu ihrem Gesandten in Neapel ernannt worden seyn.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Eine historische Scene: Die kaiserlichen Statthalter werden in Prag zum Fenster hinausgeworfen. Nach Geißler's Zeichnung durch C. Mayer in Stahl gestochen.
2) Ein Original-Modekupfer aus Paris.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 10. 8. Juni. 1836.

Neuere Dichter.

An Karoline Bauer.

Mir scheinet der ein waldentlaufner Auer,
Ein Eber, der nur wetzet seinen Hauer,
Ein Ding, so fühllos wie die todte Mauer,
Ein Wesen, das an Leib und Seele sauer,
Ein für der Künste göttlich Streben Lauer,
Ein an Geschmack und Bildung gräßlich Rauher,
Der nicht in aller Zeiten ew'ge Dauer
Begeistert ist für Karoline Bauer!

(Bresl. Zeit.)

Nachruf an Elise.

Könnt' ich doch alle Tagelang
In meinen Liedern leben,
Mit süßem Melodienklang
Die Seele mir umweben.

Wie eine Blume sittig rein
Mich stiller Freude weihen,
Mit frohen Elfen ziehen ein
Und tanzen Ringelreihen.

In mährchenvollem Mondesglanz,
Auf stillem Wassergrunde,
Da geben krausem Wellenkranz
Von alten Sagen Kunde.

Als Blumenstrauß mit lichtem Schein
Von rother Ros' und Nelken
So an Treuliebchens Herzen sein
Und ruhig da verwelken.

Dr. August Krüer.
(Sonntagsbl.)

Elysiums grosse Früh-Conzerte.

Man liest in dem Berliner Intelligenzblatt: Der schönste der Monden, der Mai, begrüßt dies Jahr die resp. Besucher der neuen Anlagen in blüthenreicher Pracht. Schon erklingen von allen Seiten der Nachtigallen Jubellieder, während der Mond seine Silberstreifen durch das saftige Grün der eben entfalteten Blätter drängt, während die Sonne aus dem glühenden Schooße purpurn ihr Erscheinen verkündet, ihr zu Ehren sich jede Blume, jedes Blättchen in Perlen hüllt, sie ihren goldenen Strahlen als Morgengabe zu spenden. Diese Frühstunden erwecken die seligsten Gefühle der Dankbarkeit gegen den Urvater der Millionen Welten, und in kindlicher Demuth erkennt wohl jeder die Wunderpracht seiner Werke, indem Geist und Herz zur Tragung jeder, oft nur eingebildeten Last des Lebens gestärkt wird. Je tiefer ich dieß empfinde, je mehr möchte ich zu dem Genuß der Frühstunden ermuntern. Durch vortreffliche Musik und vorzüglich gute Bewirthung im Elysium hoffe ich hierzu beizutragen. Die elegante Welt, besonders das schöne Geschlecht, das gewohnt, jedes Gute zu fördern, bitte ich hiebei um hochgeneigte Unterstützung. Durch sein zahlreiches Erscheinen wird das Ganze wie durch Zauber belebt werden, und mein Bemühen glänzende Erfüllung erlangen.

Das erste große Früh-Conzert findet Sonntag den 1. Mai statt. Anfang 5 Uhr. Nachmittag ebenfalls großes Conzert. Näheres laut Zettel.

Carl Heinzelmann.

Naiv!

Im Breslauer Lokalblatte zeigt Jemand an, daß sich die „Inhaber von Göthe's sämmtlichen Werken, Hummerei Nro. 8, zu melden haben." — (Der Einsender des Inserats will nämlich ein Exemplar von Göthe's Werken kaufen.)

— In dem Mündner Intelligenzblatte Nro. 20., vom 15. Mai d. J., steht wörtlich folgende „Einladung", mit großer Schrift gedruckt:

„In meinem Berggarten am Questenberge lasse ich die heute Nachmittag

um 2 Uhr sichtbar werdende große Sonnenfinsterniß gratis sehen. Ich lade das geehrte Publikum ein, mich noch vor der Finsterniß zu besuchen, weil sie noch vor der Dämmrung aufhört. — Für gute Ferngläser und Erquickungen ist bestens gesorgt. —

L. Andree."

Musikfest.

Düsseldorf, 15. Mai. Seit acht Tagen ist F. Mendelssohn-Bartholdy hier, und die jetzt unter seiner Leitung mit einem Chore von 130 freudig ertönenden Stimmen gehaltenen Proben zeigen, wie thätig und sorgsam die auszuführenden Werke geübt werden. Bald sammelt sich die Schaar der thätigen Festgenossen. Ihre Zahl wird über 500 betragen. Unter andern ausgezeichneten Künstlern ist auch Mad. Fischer Achten aus Frankfurt a. M. für die thätige Mitwirkung gewonnen worden.

Poesie einer Bierschänkerfrau.

Ein Bierschänker und dessen Ehehälfte waren zu einem Gastmahle eingeladen. Der Gastgeber, sehr gut gelaunt, erbot sich nach beendetem Mahle, Jedem, der einen Vers aus dem Stegreife hersagen könne, ein Glas Champagner zu reichen. Der Bierschänker, ein abgesagter Feind dieses Weines, und zwar deßhalb, weil er ihm bei einer frühern Gelegenheit nicht zum Besten bekommen war, lehnte das Anerbieten gänzlich ab. Seine Frau indessen, die nach dem ihr unbekannten Weine großes Verlangen trug, machte sogleich folgenden Vers:

„Det wundert mich, det mein Mann,
Keenen Schlampanzer verdragen kann;
Da er doch sonsten jerne in de Flasche seht,
Und ihn det Potteljen-Spühlen von de Hände geht."

(Beob. a. d. Spree.)

Das ist stark!

Dlle. Bauer in Breslau wurde als Julie in Bauernfelds Lustspiel: „Die Bekenntnisse" (es wurde außerdem „der Ball zu Ellerbrunn" wiederholt) viermal gerufen. Nach dem zweiten Akte des ersten Stückes wurde auch Herr Dessoir mit einiger Opposition, die sich durch Zischen kund gab, gerufen. Derselbe erschien und sprach folgende Worte:

„Denjenigen, welche mir so gütig „ihren Beifall schenken, meinen „Dank; für Diejenigen, wel„che einem Kunst-Jünger „selbst den aufmunternden „Beifall versagen, spiele „ich nicht." *)

Theater.

Mit dem Petersburg'schen Theater muß es gut stehen. S. M. der Kaiser von Rußland hat folgendes Rescript erlassen:

An den Direktor der Kaiserlichen Theater in St. Petersburg, Ceremonienmeister, Geheimerath Gedeonow.

Aus dem Mir vom Minister des Kaiserlichen Hofes vorgelegten Rechenschaftsbericht über die Direktion der St. Petersburgischen Theater für das verflossene Jahr, habe Ich gesehen, daß, ungeachtet sehr großer Ausgaben, welche nothwendig waren, doch eine nicht unbedeutende Ersparniß bewerkstelligt wurde, und die Einnahme durch die Vervollkommnung der theatralischen Vorstellungen bedeutend zugenommen hat. Solche Resultate zeugen für Ihre mit Umsicht getroffenen Maßregeln in diesem Theile der Verwaltung. Indem Ich Ihnen Mein völliges Wohlwollen dafür bezeige, hoffe Ich, daß die Vorstellungen sich fortwährend mehr und mehr vervollkommnen, und die Direktion, mit den ihr angewiesenen Hilfsmitteln ausreichend, nie die Grenzen derselben überschreiten werde.

Ich verbleibe Ihnen wohlgewogen.

St. Petersburg, 25. März 1836.

Nicolai.

— Fräulein von Faßmann trat in Berlin im Freischütz als Agathe auf. Was uns an dieser Sängerin ganz besonders gefällt, meldet man von dort, ist ihre natürliche Erscheinung, ihr natürlicher und doch so wohl gebildeter Vortrag. Wir bemerken keine Uebertreibung des

*) Für einen Theil des Publikums spielen, und für den andern nicht, — wie will denn das Herr Dessoir machen?

Anm. des Setzers.

Ausdrucks in irgend einer Art, keine Concession, die sie der verweichlichten Eleganz oder dem über das Maaß alles Schönen hinausgehenden Streben nach Effekt machte, welches eine andere Krankheit ist, an der die Kunst unserer Zeit (darstellende wie schaffende) leidet. Darum sagte ihr auch eine so natürlich gehaltene Partie, wie die der Agathe, ganz besonders zu. Es wurde ihr nach der großen Arie der lebhafteste Beifall zu Theil, der sich auch nach der Cavatine im Verhältniß des Stücks und seiner Wirkung überhaupt, wiederholte.

— Das kleine Stück: „Cagliostro's Wundertrank,“ hat auf dem K. Theater in Berlin nicht gefallen. Das Stück selbst wird „ein bon mot von gestern“ genannt, und die Darstellenden, mit Ausnahme der Repräsentantin, der jungen Susanne, sollen nichts gethan haben, das Stück zu empfehlen. — Eben so wenig hat die Novität von Nestroy: „Der Treulose, oder Saat und Ernte,“ auf dem Königsstädter Theater Glück gemacht, obgleich die Darstellung dort eine sehr gute war.

— Mad. Grabowski (früher Mamsell Bessel) ist mit ihrem Gatten für das Königsstädter Theater in Berlin engagirt worden. Ihr Debüt war die allbekannte Pfefferrösel.

— Mad. Pohl-Beisteiner gibt jetzt Gastrollen in Stuttgart. Sie ist daselbst am 18. Mai als Rosine im „Barbier von Sevilla“ aufgetreten.

— Ein Herr Hendrichs gastirt jetzt im Fache der Helden und Liebhaber auf dem Braunschweigischen Theater.

— Am 23. Mai hat Mamsell Piris in Hannover auf vieles Verlangen die Amine in der „Nachtwandlerin“ gesungen. — Herr Marr vom Braunschweigischen Hof-Theater gastirt jetzt gleichfalls in Hannover.

Entstehung des Bieraufschlags in Baiern.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte, wo die große Maaß herrlichen Biers im Winter zwei Pf., im Sommer drei Heller galt, standen die Brauer in keiner Beziehung schon in solchen Verhältnissen, wie jetzt. Jede Familie, oder mehre zusammen, brauten damals, wie noch gegenwärtig in der obern Pfalz, ihren Haustrunk selbst, und die zu der schweren Arbeit hiebei nöthigen Handknechte oder Nachhelfer sind noch heutzutage unter dem Namen „Schrollen“ bekannt. Diese einfache Gattung Bierbrauer beschäftigte sich dann zur Sommerszeit auf den Ziegelöfen mit Leimtreten, Steinschlagen ꝛc. Im Jahr 1543 brach unter Kaiser Karl V. der Türkenkrieg aus, und Herzog Albert V. von Baiern hatte als Reichsfürst 600,000 Gulden hiezu beizutragen. Da nun eine solche, damals außerordentliche und große Summe nicht leicht aufzubringen war, so entstand in eben diesem Jahre der Bieraufschlag, welcher sich, leider, bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Wir haben es also auch den Türken, diesen Erbfeinden christlichen Wohls, zu danken, daß dieser Nationaltrank seitdem von uns so hoch besteuert werden muß!

Marschner in Kopenhagen.

Marschner ist am 18. Mai von seiner Reise nach Kopenhagen in Hannover zurückgekehrt. Der Gelehrtenverein feierte den berühmten Componisten durch folgendes von Oehlenschläger verfaßte Gedicht:

Hier auf den nord'schen Inseln
Nicht blos die Stürme winseln,
Singt auch die Nachtigall!
Die alten Helden sangen,
Wenn ihre Schilder klangen;
Das war ein herber Schall!

Chor.

Ein wilder Schall, wie Wasserfall
In's Thal, ein Siegeshall;

Die Dänenmädchen sangen
Von einer Zeit, vergangen;
Das war ein mildes Lied!
Und was sie so gesungen,
Das ist noch nicht verklungen,
Wenn Abendsonne schied;

Chor.

Dann hören wir die Mädchen noch,
Sie singen's alte Lied.

Beherrscht die Kunst die Geister,
Dann suchen sie den Meister,
Und Viele wirkten hier!
Aus deutschem Lande kamen
Die Harfner; ihre Namen
Mit Ehrfurcht nennen wir

Chor.
Du edler Neumann! Kunzen! Schulz!
Ihr aller Zeiten Zier!

Bald, durch die deutschen Meister,
Ward auch der Däne dreister,
Und auch ein Musenkind.
Doch — das gesteh' ich leise —
Daß Kuhlau noch — selbst Weyse
Geborne Deutsche sind.

Chor.
Doch wurden Dänen sie geschwind,
Obschon sie Deutsche sind.

Die vaterländ'sche Leyer
Schlug jetzt der Däne freier;
Doch treu er dich noch liebt
Thuiskons goldne Harfe!
Du schmelzende, du scharfe,
Die stärkt und die betrübt!

Chor.
Die weiblich seufzt und männlich glüht,
Und spricht zu dem Gemüth!

Hier ist ein Meister wieder,
D'rum tönen unsre Lieder
In der Studenten Haus.
Ja Marschner! Du sollst leben!
Denn Du hast uns gegeben
Nicht blos den Ohrenschmaus.

Chor.
Gefühl ist in dem Klang zu Haus',
Und Geist in dem Gebraus.

Nach Beendigung dieser musikalischen Feier, welche ein großes Publikum versammelt hatte, das den Gefeierten mit einem lauten Lebehoch begrüßte, wurde er gebeten, noch einige Stunden in der Mitte seiner Freunde und Verehrer zu verweilen. In diesem freudigen Kreise gab Marschner häufige Beweise seiner Liebe und Anhänglichkeit an Hannover und sprach die Versicherung bestimmt aus, daß ihn Nichts so leicht von dort scheiden werde.

Allerlei.

Seit einigen Tagen findet man in mehren Gasthäusern Wiens auf den Speisetarifen „Eisenbahn-Strudel“ und „Eisenbahn-Ragout.“ Hr. Flebus in der Wollzeile kündigt sogar mit großen Lettern: „Eisenbahn-Jagdhüte“ an.

— Am verflossenen Pfingstmontag wurden in Großhessellohe bei München 150 Eimer Bier zusammengetrunken. Der Schiffer, welcher die Leute von Geisselgasteig nach Hessellohe überschiffte, nahm an diesem Tage in Groschen und Sechsern die Summe von 54 fl. ein. —

— Der am 11. d. in Freiburg zum Erzbischof gewählte Hr. Dr. Ignaz Anton Demeter ist ein Augsburger. Sein Vater war der Bäckermeister Joh. Demeter.

— Attest. (Wörtlich.) Daß der Unterfertigte die sieben Monate alte Floßmeisterstochter N. N. v. h. mit der Zähnenentwicklung umgehet, und dabei zu Fraisen geneigt zur Schutzpockenimpfung für jetzt nicht geeignet glaubt, wird hiemit bestätiget.
N., den 16. May 1836.
N., Landarzt.

— Eine Wittwe erzählte neulich, als von ihrem seligen Manne die Rede war, „ihr Mann sey an unterschlagenen Hämorrhoiden“ gestorben.

Sinngedichte von Schlotterbeck.

Schriftstellers Antwort.

Censor und Recensent — wie unterscheiden sie sich?
„Der Erstere streicht mir, der Letztere streicht mich.“

Journalist A. über den Künstler O.

Vom Künstler O schreib' ich schon seit sechs Jahren,
Und laß' ihm volles Recht stets widerfahren.
Doch ist er mir nicht gut. Was mag der Grund wohl seyn?
„Du lobst ihn nicht genug, und lobst nicht ihn allein!“

Arzt und Herzog.

Arzt.
Sie müssen zu Arzneien sich bequemen;
Da hilft kein andres Mittel in der Welt.
Was pflegen Sie am liebsten einzunehmen?

Herzog.
Ach, guter Doktor! . . . . Geld.

Pariser Tabletten.

1836.

Von

August Lewald.

13.

Wie durch ein Wunder stand ich heut mit einem Male vor Robert's venetianischen Fischern. Ein Bild voll Leben und Ausdruck. So unbedeutend sein Gegenstand ist, so überstrahlt es doch die großen Schlachten und frommen Bilder sämmtlich. Es ist das Gestade von Chioggia und die Familie schickt sich an, auf den Fischfang zu gehen. Die Köpfe sind ausdrucksvoll und charakteristisch, das Kostüm treu und doch nicht bunt, und das Licht ist so natürlich, hell und durchsichtig, als hätte es der Künstler der Sonne entwendet. In der Mitte sitzt ein Jüngling, der zum Bilde herausschaut, mit schwermüthig nachdenklichen Zügen, fast fremd dem Treiben um ihn, und mit einem geheimnißvollen Interesse die Blicke fesselnd; dieß soll das Portrait des unglücklichen Künstlers seyn, der in den Wellen seinen frühen Tod suchte. Ich dachte mir ihn so, und es erfüllte mich mit wehmüthiger Freude, ihn so zu finden.

Nächst diesem Gemälde nenne ich ein Andres, das einen mächtigen Eindruck auf mich macht, wenn es gleich einen vollständigen Gegensatz zu jenem bildet. Es ist das Ave Maria der Hirten in der römischen Campagna, von Bodinier gemalt. Die öde, sanfthügelige Landschaft, über die sich ein südlicher Abend mit allen seinen schimmernden Lufttinten zu verbreiten beginnt, und der glühende Horizont

mit leichten Wolken, an dem sich die hohen Gestalten der andächtig betenden Hirten abzeichnen. Im Vorgrunde die dunkeln Schafe mit dem Hund. Eine feierliche Ruhe spricht aus dem Bilde; eine milde, lautlose Nacht; nur das ferne Läuten scheint einförmig durch die Stille zu dringen. Die Harmonie in der Farbengebung ist herrlich und der Eindruck unwiderstehlich. Französische Kunstrichter haben diesem Bilde einen hohen Rang zuerkannt, und abgesehen von dem Verdienste des Malers als solcher, so ist es ihm wie Wenigen gelungen, das Gemüth des Beschauenden mächtig zu rühren.

Eine Kette, wie man gewöhnlich die aneinander gefesselten Galeerensclaven, welche nach dem Bagno abgeführt werden, benennt. Der Stoff ist aus Masson's Werkstatts-Erzählungen genommen. Die Köpfe der Verbrecher sind ausdrucksvoll ohne Uebertreibung, wozu sich unsere jetzige sogenannte romantische Kunstwelt so leicht bei solchen Gegenständen verleiten läßt. Ein armer Teufel ist darunter, der unsere Theilnahme in Anspruch nimmt; er wendet den Kopf und blickt nach einem Wagen, worin Bauern sitzen, die ihm in glücklichen Tagen vielleicht nahe standen und seinem unverschuldeten Loose nunmehr Theilnahme, vielleicht Trostworte spenden. Dieß macht einen erhebenden Eindruck.

Von Goldschmidt ist eine Frau in Algierischem Kostüm, von brillantem Colorit und gutem Effekte, mir auffallend erschienen.

Aber von größerer Wirkung ist eine Scene des Weltendes von Charles Lefebure. Die Gluth, die den Erdball verzehrt, die als verglimmender, strahlenloser Feuerball im Aether schwebende Sonne, der nächtliche Dunstkreis und die bleichen, fahlen, nackten Körper der Menschen erfüllen uns mit Schauer. Einzelheiten sind vortrefflich; und Phantasie ist dem Maler nicht abzusprechen; bei dem Allen ist das Ganze aber so grell, daß man schnell wieder die Blicke von der Tafel wegwendet.

Die Tochter Jephta von einem Deutschen, Heinrich Lehmann, hat trotz der Manier, die aus dem Bilde sich zu erkennen gibt, und des wunderlichen Colorits, Verehrer gefunden. Als Gegensatz konnten die Jäger an der Küste der Picardie gelten, von Lebrux gemalt, die nicht weit davon hingen. Reine Natur, Portraitirung, nichts von höherer Intention bemerkbar, aber eine Wahrheit und Treue, die immer wieder die Blicke hinzog.

Von Lepaulle war eine Suite von mancherlei Gegenständen ausgestellt; das Meiste waren Portraits. Sein geschickter, saftiger Pinsel war dabei wohl besonders zu rühmen. Hündchen, Pferde, Menschen;

eine Odaliske, ein Reiter, eine Tänzerin im Kostüm u. s. w. Bilder wie sie die Laune der Reichen hervorruft und reich bezahlt. Lepaulle dient dieser Laune gern, und rettet daraus so viel Kunst, als ihm nur immer möglich ist.

Lessore lieferte die verschmachtende Hagar in der Wüste, im Mutterschmerze aufgelöst, neben ihrem Kinde. Ein trostloser Gegenstand; die Auffassung nicht großartig. Die Wüste spielt dabei eine zu umfangreiche Rolle.

Von Steuben fordert eine große Tafel die Aufmerksamkeit heraus. Es ist Johanna von Castilien, Carls V. Mutter, die sich von ihrem heiß geliebten, jung verstorbenen Gatten nicht trennen wollte, und darüber wahnsinnig wurde. Sie bekam seit dieser Zeit den Beinamen der Thörin. Sie kniet hier, in Wahnsinn aufgelöst, neben der prächtig geschmückten Leiche und fordert ihre Wiederbelebung vom Himmel. Der Ausdruck ist etwas zu theatralisch; die George könnte dazu gesessen haben; Gemalt ist das Bild mit großer Vollendung.

Am reichsten ist die Ausstellung mit Schlachten bedacht. Viele sind auf Bestellung des Königs, des Herzogs von Orleans, und anderer Personen entstanden.

Horace Vernet nimmt hier den ersten Rang ein. Er hat die Schlachten von Jena, Friedland und Wagram gemalt, und obgleich er es verschmähte — ich weiß nicht aus welchem Grunde — seiner Hauptfigur außer dem Kostüm irgend einen Schein von Aehnlichkeit mit dem Originale zu verleihen, so ist doch der verschiedene Ausdruck in diesen drei Kaiserköpfen bemerkenswerth. Bei Jena ist es der zürnende Kriegsgott; bei Friedland sieht Napoleon mit einer schwärmerischen Freude aus dem Bilde heraus; bei Wagram zeigt sich die vollkommenste Ruhe in diesem Kopfe.

Scenen auf Kriegsschiffen sind auch nicht selten; die Versenkung eines todten Seeoffiziers in das Meer ist ein schön gemaltes Bild; einige Schiffbrüche reihen sich diesem an.

Die Zahl der Portraits ist Legion. Viele davon sind gut gemalt, doch sind die Meisten für den, der die Originale nicht kennt, ohne alles Interesse. Eines fiel mir besonders auf, weil es unserem Seidelmann auf ein Haar ähnlich sah. Es stellte einen Maler vor, im bunten Schlafrocke und ein Käppchen auf dem Kopfe. Seidelmann ist, so oft er auch schon gezeichnet wurde, noch nie getroffen worden, und es wäre einem jeden Maler zu rathen, der an seinem Kopfe verzweifelt, das Bild des Pariser Malers getrost zu copiren. Es wäre wünschenswerth, es durch Steindruck vervielfältigt zu sehen, um doch

einmal ein gelungenes Bild unseres ersten Mimen in Deutschland zu erhalten.

Die Portraits eines jungen Malers zogen mich an, der einen befreundeten Namen trug. Es war Canzi, der Bruder der Stuttgarter Sängerin. Seine Bilder sind mit großer technischer Vollendung gemalt; besonders gelingen ihm weibliche und Kinderköpfe; der Atlas, die Gaze und alle Nebensachen sind vortrefflich zu nennen; der Ausdruck der Köpfe sprechend und natürlich; dieß scheint auch selbst dem Unbekannten die Aehnlichkeit zu verbürgen.

Alles was ich hier wiederzugeben suchte, sind oberflächliche Eindrücke, wie ich sie empfangen, von einem tiefern Kunsturtheil sollte nicht die Rede seyn. Ich habe sicher manches Vortreffliche übersehen und Einiges hat mich angesprochen, an dem Andere theilnahmlos vorüberschweiften. Ich lasse mich jedoch in diesen Fällen gern gehen und sehe mich weder nach gedruckten Notizen, noch nach lebenden Ciceronen um, die Auge und Urtheil vorhinein zu bestechen suchen. Viel lieber ist es mir, mich durch den Gegenstand, die Farben, die Behandlung des Kunstwerkes selbst bestechen zu lassen, wird mein Urtheil dann auch schief seyn, so ist es doch wenigstens aus meiner innersten Individualität hervorgegangen, und hat dadurch immer noch einigen Werth, während das Nachgebetete und tausendmal Dagewesene völlig werthlos ist.

14.

Ein eigene Figur in der Pariser Schriftstellerwelt bildet Jules Janin. Er repräsentirt den reichgewordenen Bürger, der Alles von der bevorrechteten Kaste, was das Leben angenehmer und reizender macht, sich angeeignet, aber nichts von dem steifen Zwang wissen will, den Jene sich auferlegt, und der — lächerlich genug — von Vielen auch nachgeäfft wird, die es nicht nöthig hätten, sich ihm zu fügen.

Janin lebt auf großem Fuße, von allen Schriftstellern wohl auf dem größten, aber nichts Aristokratisches ist dabei, wenn es sich nicht allereigentlichst auf einen verfeinerten Lebensgenuß bezieht. Seine Wohnung liegt in der Nähe des Luxemburgs, in der breiten, reinlichen Straße du Tournon, wo es eben so wenig Lärm gibt, als im Marais. Hier ist der Sitz jener alten Geschlechter, die zum Theile

noch mit der jüngern Linie, die jetzt auf dem Throne sitzt, boudirt. Janin's Hotel ist groß und bequem, eines der besten, die man in Paris findet, im eigentlichen Sinne comfortabel.

Ist man die breite, nicht hohe Stiege hinaufgestiegen, so tritt man in ein kleines, dunkles Entreezimmer, und von diesem in den Billardsaal, den nur eine Bretterwand davon trennt. Hier ist Alles im Geschmacke Ludwig's XV. und der Pompadour möblirt, und Janin war der Erste, der die Rumpelkammern und Trödelbuden durchstöberte, um sich daraus seine so glänzende Einrichtung zu schaffen; allein er besitzt auch Stücke in seinem Mobiliar, die einen hohen geschichtlichen Werth haben.

Unter den Bildern, welche die Wände des Billardsaales schmücken, fällt uns vor Allen das gepuderte Gesicht des Palliassen Debureau auf, dessen Biograph Janin wurde, und der jetzt wegen eines zufälligen Todtschlags vor den Assisen steht. Eine lange Tafel, so lang als der Saal selbst, trägt alle Chargen Dantans, wohl fünfhundert an der Zahl, die — wenn man sie im Durchschnitt nur zu fünf Franken anschlagen wollte — an dritthalb tausend Franken gekostet haben. Alle Zimmer sind mit den schönsten Möbeln aus alter Zeit besetzt; ungeheure venetianische Spiegel mit breiten, verschnörkelten Rahmen, überall eine Menge von Sevres und chinesischem Porzellan auf Tischen und Schränken vertheilt, eine Unzahl von kleinen Spielereien, ungeheure Schränke von kunstvollster Arbeit, mit gedrehten Säulen, üppige Divans, Bergeren und Chaises-longues, weiche Thierfelle — auf den Teppichen liegend — eine wahrhaft sybaritische Pracht. In dem Cabinet Janin's findet man unter Andern die Bibliothek Fenelons, noch in demselben Schranke, wie sie der fromme Bischof besessen, und das Spinett Marie Antoinette's. Vasen, Bücher, Gemälde, von merkwürdigen oder interessanten Personen, stoßen uns überall auf. Dieß Alles hat dem jetzigen Besitzer weit über hundert tausend Franken gekostet, und Janin spricht davon stets mit einigem Stolze, während seine Freunde ganz unverholen gestehen, daß er sich mit dieser Manie ruinire.

Janin ist von frischem, muntern Aussehen; er mag ungefähr fünf und dreißig Jahre alt seyn, er sieht indeß wie ein Zwanziger aus. Seine Gestalt ist gedrungen, nur seine Augen sind fein zu nennen, das Uebrige hat ein so natürliches Ansehen, wie man es stets bei gesunden Burschen vom Lande voraussetzt. Die Stirne ist hoch, die Haare gekraust, schwarz; um das Kinn läuft ein krauser schwarzer Bart. Eine kleine Stumpfnase, ein schön geformter Mund, der fast

beständig lacht und die schönen Zähne zeigt, dunkelblaue, italienische Augen, mit überaus langen Wimpern, die seinem derben Gesichte eben den feinen Ausdruck geben. Als ich ihn besuchte, stand er im Hemde im Entreezimmer und wusch sich con amore, während in dem daranstoßenden Billard einige junge Leute laut lachend und schwatzend umherstanden, und im hochgepolsterten Lehnstuhle am Kamine saß eine kleine, bleiche Dame mit feinen Zügen, im geschmackvollen Negligée, halb mitlachend, halb schmollend. Dieß ist die Marquise von ***, Janin's Geliebte, die bei ihm lebt. Le gros rire, dieß Göttergelächter der Franzosen hörte nicht auf; Janin war unerschöpflich in lustigen Späßen, zum Theil von sehr derber Natur, und sein Publikum war das dankbarste.

Meine Uebersetzung seiner Contes nouveaux, so wie Menzel's Artikel über ihn, den einige französische Blätter übersetzt haben, hatten ihm eine wahrhaft kindische Freude gemacht. Er nahm ein Mal über das Andere mein Buch aus dem Schranke, herzte und drückte es und rief: Oh quel beau livre! „Das sieht doch schon anders aus!" setzte er hinzu, „sonst war ein deutsches Buch stets auf Löschpapier gedruckt, und man konnte es nur mit Widerwillen in die Hand nehmen."

Schon früher hatte mir Janin seine Mitwirkung für die Theater-Revue zugesichert: „trop heureuse la voix française," schrieb er mir, „qu'on écoute dans cette terre du savant langage!" Er freute sich, mich in Paris zu sehen und versprach, sogleich an's Werk zu gehen, damit ich seinen Artikel für die Revue mitnehmen könne. Ich blieb zum Mittage bei ihm. Außer mir war noch eine junge, lebhafte Frau zugegen, deren Namen ich vergessen, die aber wahrscheinlich Schriftstellerin ist, denn Janin stellte sie mir mit den Worten vor: „Elle est du metier."

Während ich einen Spaziergang im Garten des Luxemburg machte, lief er zu seinem Verleger, um für mich ein Exemplar seines neuen Romans „le chemin de traverse" zu holen, der erst in der nächsten Woche ausgegeben werden sollte. Die Stunde des Essens war sechs Uhr, und ich verfehlte nicht, mich einzustellen. Man führte mich in das Schlafzimmer, wo die beiden Frauen, vom Kaminfeuer beleuchtet, saßen; es brannte kein Licht. Es ist etwas ungemein trauliches in einem solch' weiten, alterthümlich-prächtigen Gemache, wo die Spiegel noch einiges Licht, das sie durch die Fenster spärlich empfangen, widerstrahlen, und an den langen Wänden leuchten und die Blicke täuschen, als wären es geöffnete Thüren, die in andere, reiche Zimmer führen.

Die Damen am Kamin plauderten fort und zogen mich sogleich in ihr Gespräch. Sie waren von Verehrung für Janin im höchsten Grade durchdrungen und wollten von mir wissen, ob man ihn in Deutschland so recht nach seinem Werthe zu schätzen wisse, und ob es denn wohl möglich sey, diesen herrlichen Styl, diese Zauberprosa ganz wiederzugeben. Die kleine, feine Marquise, fragte, ob man denn Balzac etwa mehr liebe wie Janin, wie sie von Jemand gehört hatte, der aus Deutschland gekommen, und ob Balzac nicht auch bei uns mehr eine Grisettenlektüre sey, Janin hingegen der geliebteste Autor der eigentlich vornehmen und gebildeten Welt. Man kann denken, welche Auskunft ich gab, und es freute mich, nicht genöthigt zu seyn, auf Kosten der Artigkeit lügen zu müssen. Die Damen kamen hierauf von deutschen Schriftstellern zu sprechen; das Wenige, was sie wußten, war bald ausgekramt. Sie liebten und lobten Heine und fanden, daß er ganz französisch sey, nur die Marquise bemerkte: er verziehe den Mund oft unangenehm, wenn er französisch spreche, und suchte dieß mit ihrem Mignonmündchen nachzumachen, was ich leider nur aus der veränderten Aussprache entnehmen konnte, da es mittlerweile so dunkel geworden war, daß wir uns nur nach sehr vagen Umrissen erkennen konnten.

Mit einem schallenden Gelächter über unser tête-à-tête in diesem Halbdunkel, sprang endlich Janin in das Zimmer; unser eifriges Gespräch hatte uns das Rollen seines Cabriolets überhören lassen. Mit dem Hute auf dem Kopfe küßte er die kleine Marquise, drückte mir hierauf derbschüttelnd die Hand und verlangte zu essen. Es war sieben Uhr vorbei. Die Marquise sagte, er müsse sich noch gedulden. Es schien mir etwas von einer deutschen Hausfrau in sie gefahren zu seyn — die niedliche Marquise möge mir diesen Argwohn verzeihen! — welche wegen des unerwarteten Gastes noch eine Schüssel mehr anfertigen läßt. Es war aber in der That nichts als eine morose Laune; Janin war ihr zu lange ausgeblieben, sie hatte ihn schon um sechs Uhr erwartet, und nun wollte sie auch nicht einmal um sieben Uhr essen; er — der Hungrige mußte warten — und wir Unschuldige mit — denn was kümmert sich ein solches Dämchen wohl um einen Gast! —

So saßen wir denn hungrigen Magens und knurrender Eingeweide voll, bis neun Uhr — dann schellte Madame und der Bediente trat ein mit dem Rufe: on vient de servir! Nun hatte Janin sein Windspiel noch einige Zeit vor, zerrte es am Schwanze, bei den Ohren und rief gellend dazu seinen Namen Ji, welches bekanntlich Janins Chiffre in den Debats ist, wonach er diesen seinen Liebling

genannt hat. Il bellte — der Herr schrie und lachte — Madame, der ich den Arm gereicht, zankte und die andere Dame rief dem tollen Janin zu, daß er kommen möge, um sie in den Eßsaal zu führen. So verstrich noch einige Zeit, und um ein Viertel auf zehn setzten wir uns endlich zu Tische. Die Mahlzeit war gut bestellt, und ein Glas trefflichen Bordeaux war ein nicht zu verschmähendes Accompagnement. Die Bouderie dauerte anfänglich noch fort, bis sie sich — bei Erwähnung einer Dame, die Janin sehr in Schutz nahm — in eine vollständige Opposition auflöste. Dieß hatte aber durchaus nichts Unangenehmes, vielmehr war der neckische Zorn der hübschen, kleinen Frau und Janin's Lustigkeit, womit er ihn aufnahm, höchst ergötzlich. Etwas medisirt wurde auch dabei; man hechelte mehre Literaten durch; eine bekannte Herzogin wurde gueuse gescholten, und über die Gräfin M., die so eben ihre Memoiren herausgegeben, weidlich gelacht. Das Ende der Mahlzeit wurde beschleunigt, denn wir wollten noch vor Mitternacht im théâtre-français erscheinen, um die letzten Akte des Angelo von Victor Hugo zu sehen, der nach einem Lustspiele gegeben wurde, mithin so lange währte, und ich konnte nicht einmal bis zu Ende des Stückes bleiben, da ich noch eine interessantere Einladung für den Rest der Nacht hatte, wo mir musikalische Genüsse der ausgezeichnetsten Art winkten.

Während die Damen sich in das Boudoir zurückgezogen hatten, um Toilette zu machen, standen wir, ich und Janin, auf den niedrigen Ofen gestützt und sprachen vertraulich mit einander.

Er erkundigte sich nach unserem Leben in Deutschland, und bedauerte, es nicht zu kennen. Zum Reisen kann er sich nicht entschließen; erstens haßt er die Unbequemlichkeit und ist nicht im Stande, sich von allen seinen ihm liebgewordenen Gewohnheiten zu trennen; zweitens fürchtet er die ungeheuren Kosten, die ihm eine Reise mit der Geliebten und in seinem gewohnten train de vie verursachen würde; drittens kann er sich nicht entschließen, Paris auf längere Zeit zu verlassen; ein Feuilletonist müsse immer auf dem Platze seyn, wenn er seine Stelle nicht alsbald von Andern eingenommen sehen wolle, sagte er.

Janin braucht jährlich bei weitem mehr, als seine gewöhnlichen Einkünfte betragen, die sich auf 30,000 Franken belaufen mögen. Er hält vier Pferde und macht mit der Equipage die Mode mit. Mit Bücherschreiben läßt sich so viel regelmäßig nicht erwerben! sein größtes Einkommen bezieht er als Feuilletonist. Von dem Journal des Debats erhält er jährlich 10,000 Franken, wofür er jeden Montag einen

Theaterartikel zu liefern hat. Außerdem nimmt er an den meisten buchhändlerischen Spekulationen Theil; an Kinderschriften, Erbauungsbüchern, Mode-Journalen, Reisewerken u. s. w. Was ihm aufgetragen wird, ist ihm recht. Eines Morgens wacht er auf; er braucht 500 Franken und seine Kasse ist leer. „Wer wird mir heute 500 Franken bescheeren," denkt er bei sich, und steht sorgenvoll auf. Da klopft's an die Thür, ein ihm gänzlich fremder Mann tritt ein. Er theilt ihm seinen Plan mit, ein religiöses Blatt zu begründen, und bittet ihn höflich, ihm den Prospekt dazu zu schreiben, um recht viele Abonnenten anzuziehen. Janin verspricht es und ersucht ihn, in wenigen Stunden wieder zu kommen. Der Mann erscheint zum zweiten Mal und der Prospekt ist fertig; auf des Verfassers Forderung legt er ihm dankend die 500 Franken auf den Tisch und unserem Autor ist geholfen. Diese Fälle ereignen sich öfter. „Größere Werke," sagt er, „schreibt man zum Vergnügen oder für seinen Ruf, allein man kann dabei verhungern."

Er sah jetzt nach der Marquise, und obgleich die Toilette noch nicht beendigt war, so durfte ich doch eintreten. Sie hatte einen Ueberrock von rosafarbenem Seidenzeuge angelegt, ganz in der alten Mode, sehr weit, vorn offen und mit großen Schleifen, auf dem Kopfe wehte ein Paradiesvogel von der Toque, und ein Pelz mit Schwan war über die Schultern geworfen. Dieses zarte Accoutrement stand der überaus weißen Blondine mit der feinen Taille sehr wohl. Wir eilten die Treppe hinab, wo zwei Fiaker schon hielten, von denen der eine gewählt wurde, und fuhren unter Lachen der Seine zu. Die vier Pferde im Stalle wollte man nicht aus dem ersten Schlafe stören.

In der Loge gesellten sich bald einige junge Leute zu uns, und wir plauderten so laut, daß unsere Nachbaren gewiß nichts von den Schauspielern verstehen konnten, besonders wenn die Volnys sprach, die ehemalige Leontine Fay, deren Organ für das Gymnase wohl ausreichte, in diesem Raume aber viel zu schwach war. Eben so war Spiel, Deklamation, Alles an ihr nicht genügend. Es ist denn doch ein andres, die Leidenschaftlichkeit im Vaudeville und die in der Hugoschen Tragödie, und besonders, wenn man einer Schauspielerin, ganz Feuer wie die Dorval, gegenübersteht. Dazu kommt der monotone Singsang, den die Fay und viele junge Schauspielerinnen der Mars nachäffen, ihn aber im hohen Grade karrikiren, so daß, was bei der Mars lieblich wirkt, bei ihnen — und noch dazu an der unrechten Stelle, in den leidenschaftlichsten Scenen eines Trauerspiels, nicht zum Aushalten ist.

Meine Logengesellschaft ließ übrigens keinem Einzigen der Dar-

stellenden auch nur die geringste Gerechtigkeit widerfahren, und da sie Alle Theater-Recensenten waren, so läßt sich denken, was sie andern Tages über diese Vorstellung zu Papier gebracht haben werden. Ich habe nie von den absprechendsten Recensenten in Deutschland so etwas gehört. Die Mars hatte erst kürzlich die Rolle der Tisbe an die Dorval abgegeben, und daher spielte die kleine Volnys die Catarina. Mit dieser Veränderung waren meine Leute nicht zufrieden; man sprach von einer Intrigue gegen die Mars, und schimpfte über die beiden hübschen Weiber, die auf der Scene waren, auf das Unbarmherzigste. Nichts war gut — Alles unausstehlich! Selbst gekleidet war die Dorval schlecht und sah detestabel aus. Ich konnte das nicht finden.

„Oh que c'est bête!“ von schallendem Gelächter begleitet, so ging es in einem fort. „Quelle infamie! quelle drôle d'action!“ u. s. w.

Der letzte Akt sollte angehen, und ich empfahl mich, um in meine Soirée zu eilen; Janin gab seinen Freunden den Arm und ging, sich zu rafraichiren, nachdem er mich bedauert, daß das Theater so schlecht gewesen sey und mich gelangweilt habe, und die beiden Damen blieben allein in der Loge zurück, um ihr unschuldiges Medisiren zu ihrer Lust weiter fortzusetzen. An Uebung und Gelegenheit fehlte es ihnen nicht dazu.

15.

Man muß bekennen, daß das théâtre français mit seinen Rekrutirungen nicht glücklich ist. Die Neuen bringen zu viel fremdartige Elemente mit und die Alten besitzen nicht mehr Energie genug, um durch ihren Einfluß dieses Fremdartige zu verwischen. Jene klassische Einförmigkeit, die vor vielen Jahren in diesem Theater so wohl that, ist verschwunden; wie bei uns spielen die jüngern auf eigene Faust, und ein falsch gesprochener Halbvers gilt nicht mehr für einen unverzeihlichen Fehler, der das halbe Publikum zur lauten Mißbilligung auffordert.

Wie ich noch bei jedem Aufenthalte in Paris gethan, so auch diesesmal — ich habe ein Paar Rollen von der Mars gesehen. Es war die Valérie von Scribe, und die Frau in den fausses Confidences von Marivaux. Beide Rollen war ich so glücklich, in Deutschland von Künstlerinnen zu sehen, welche der Mars in nichts nachstanden, und den großen Vorzug besaßen, die Mars nicht nachzuahmen, wie Einige wohl versuchen, die sie in Paris zu sehen Gelegenheit hatten. Und die Mars ist so leicht nachzuahmen!

Die deutschen Künstlerinnen, von denen ich hier spreche, sind aber Madame Löwe in Wien und Demoiselle Lindner in Frankfurt, Beide mit einem herrlichen Talente begabt. Die Erste mehr von feiner Kokketterie durchdrungen; die Frau von Welt und der geschliffensten äußeren Form; ihre Grazie, eine Anmuth der Salons athmend; ihr Vortrag in jenem weichen, geschliffenen Tone, wie ihn' die Vornehmheit annimmt, und nur die Spitzen der Unterhaltung leicht hervorhebend; dabei ächt deutsch, die Repräsentantin einer Wienerin durch und durch, deren Kokketterie südlicher, aufgetragener erscheint, als die Kokketterie einer feinen Pariserin. Ich sah Madame Löwe ungefähr vor achtzehn Jahren in diesen Rollen; die Mars spielt sie noch heute, Jene ist längst aus diesem Fache getreten; ich glaube, daß sie von gleichem Alter seyn werden. Madame Löwe war nie schön, nur angenehm; die Mars hatte hier Vorzüge; ihre pikanten Züge haben sich noch erhalten, ihre Taille, ihre Zähne, geben ihr noch immer einen Schein von Jugendlichkeit und vor Allem ihr Ton, der noch mit dem Tone so manches jungen Mädchens sehr gut in die Schranken treten kann.

Demoiselle Lindner besitzt mehr natürliche Anmuth, vielleicht in solch' hohem Grade, wie das deutsche Theater in keinem andern Individuum aufzuweisen hat; dabei besitzt Demoiselle Lindner eine Weichheit des Tones, die ungemein liebenswürdig und entzückend ist. Ihre Kokketterie borgt gleichfalls ihren Reiz von der Natur; man kann das so eigentlich nicht mehr Kokketterie nennen; es sind stets nur naive Minauderien, wie man sie wenig bei Weltdamen finden wird; der Lindner steht so etwas unnachahmlich gut, weil sie Alles, was sie macht, mit Grazie zu machen versteht. Ihre Damen werden dadurch liebenswürdiger, wenn gleich nicht naturgetreuer; poetischer gewiß. Das Talent der Lindner ist in Deutschland anerkannt, aber bei Weitem nicht genug gewürdigt. Es ist das Größte, das seit der Bethmann auf unserer Bühne glänzte. Eine Lieblingsneigung läßt sie zu oft nach jenen Lustspiel-Charakteren greifen, wie das Suschen von Clauren u. s. w. Sie veredelt und poetisirt aber immer dieses elende Zeug, und dieß ist nicht ihr eigentliches Fach, sondern sie gehört der höheren Kunst an, wie ihr Gretchen im Faust, ihr Klärchen im Egmont, ihr Käthchen von Heilbronn beweisen.

Auch von der Lindner habe ich die Rolle der Valerie, Gabriele heißt sie im Deutschen, einige Male gesehen, und ich müßte lügen und ein blinder Verehrer des Fremden gescholten werden können, wenn ich hier nicht der Wahrheit gemäß gestehen wollte, sie habe mir eben so

gut gefallen. Ich kann die Art des Vortrags, wie ihn die Mars sich angewöhnt hat, nicht anders bezeichnen, als mit dem Ausdrucke: klagende Frage. So spricht sie ganze Reden; einen Satz wie den andern, schnell hinter einander hergesagt, mit einem klagenden, fast wimmernden Accente, und dem Frageton am Schlusse. So geht es monoton minutenlang fort. „Und das sollte schön seyn?“ höre ich fragen und ich antworte mit dem Gemeinplatze der Franzosen: „C'est le ton qui fait la musique. Nachahmerinnen der Mars waren mir fast ohne Ausnahme unerträglich, und wären sie so hübsch und angenehm wie Mamsell Lancestre in Berlin. Die Feinheit ihres Spiels, ihre herrliche Aussprache, ihre geistreiche Auffassung, Vorzüge, die ihren Vortrag gewiß überwiegen, werden gewöhnlich aus guten Gründen nicht nachgeahmt, und jene Eigenschaften machen sie zu dem, was sie in der Kunstwelt gilt. Man muß Elemire im Tartuffe und Celimene im Misanthrop von ihr gesehen haben, um ihr Talent zu begreifen.

Der große Zettel, und der Lärm, den die Journale darüber erregten, bestimmte mich — gegen meine Gewohnheit — einen Abend dem Theater der Porte St. Martin zu opfern, und die sieben Infanten Lara's in sechs Akten mir vorspielen zu lassen. Ich kann die Langeweile nicht beschreiben, die ich hier empfand. Wenn diese losgelassene Romantik nicht von einem Dichter gehandhabt wird, so ist sie nicht zu ertragen. Malefille, ein noch sehr junger Mensch, ist der Verfasser; sein Stück ist ein Durcheinander von Atrocitäten, die jedoch öfter Lachen als Grausen erregen. Schöne, kräftige Reden und ein Paar ergreifende Situationen entschädigen nicht für das Uebrige. Boccage spielte die Hauptrolle, mit dem vollständigen, herausfordernden Hohne, den das Melodrama seinem Helden zur Bedingung macht. Die sieben Infanten waren recht ungeschlachte Rekel, Survile als Mudarra hielt Boccage im Feuer die Spitze und die Valombra der Dem. George hatte Momente, die an die Schröder in ihrer besten Zeit erinnerten. Die George so wie diese sind gigantische Erscheinungen, mit einer übermenschlichen Kraft ausgestattet; Schade, daß die Schröder bedeutend altert und in sich elbst ihr Widerspiel trägt, jene trainirende Sentimentalität, die beim Erlöschen ihrer Kraft immer mehr Terrain gewinnt; die George hat davon nichts; sie ist immer colossal, immer terribel, und ihre Kraft ist noch stets ungeschwächt. Viele wollen sie sogar noch ein schönes Weib nennen. Sie war es einst in hohem Grade, als ich sie neben Talma-Orest die Iphigenia geben sah.

Vernet, einer meiner Lieblings-Schauspieler, war krank und lebte auf dem Lande. An seiner Stelle sollte Frederick Lemaitre die Leute

in das Varietäten-Theater ziehen. Ein schlechtes Machwerk „le Marquis de Brunoy," war gerade an der Tagesordnung, worin Frederick die Titelrolle gab. Man sprach unter verständigen Leuten so schlecht davon, daß ich mich nicht entschließen konnte, ihm einen kostbaren Abend Preis zu geben; die Journale berichten zwar anders, wer aber nach diesen Posaunen seine Vergnügungen und Genüsse wählen wollte, wäre übel berathen.

Mein Rath an Alle, die nach Paris kommen, ist wohlgemeint der: „Kauft Eure Kleider nicht bei den Schneidern, die täglich in den kleinen Blättern auf's Angelegentlichste empfohlen werden; eßt nicht bei jenen Restaurants, deren Delicatessen als ein gutes Glück für die Kunden ausgeschrien werden. Hütet Euch vor den Zahnärzten, Doctoren, Fabrikanten, die überall mit großen Anzeigen prangen; die alten, soliden Häuser, die Zutrauen verdienen, die berühmten Namen in jedem Fache, kennt man ohnedieß, sie bedürfen der Empfehlung nicht, und man sucht sie auf, im dritten, vierten Stocke und läßt sich die Mühe nicht verdrießen.

Bouffé gab den Gamin de Paris, Achard, l'Enfant du faubourg, die Déjazet, die Marquise de Prétentaille, und Chut! von Scribe dazu, das war das Vorzüglichste, was die Theater außer den Hugenotten und den Briganti während meiner Anwesenheit zeigten. Une famille au temps de Luther von Delavigne wurde auf dem théâtre français erwartet und an der Porte St. Martin studirten sie den Don Juan de Marana von Dumas ein, von dem die erste Theaterprobe jedoch noch nicht statt gefunden hatte, welcher ich gern beigewohnt haben würde, da mich dieses Stück in vieler Hinsicht interessirte. La Jerusalem délivrée im Cirque konnte den gewohnten Effekt nicht hervorbringen. Die Pferde und ihre Reiter hatten sich da in eine Region des Romantischen hinein verirrt, die ihnen nicht vollkommen zusagte.

16.

Wer Dumas sieht, erkennt auf den ersten Blick in ihm den Halb-Mulatten; ich glaube seine Mutter war die Tochter einer Negerin, oder so etwas. Ein sehr großer, starker Mann, ein gelbes, ausdrucksvolles Gesicht, und Wollhaare, wie die eines Negers. Er war in seiner frühsten Jugend bei dem Herzoge von Orleans angestellt, sein großer Hang zur Dichtkunst verleidete ihm aber seinen engen Wir-

kungskreis und er strebte nach Ungebundenheit. Der damalige Herzog soll ihm die Alternative freigestellt haben: einen Versuch als Dichter zu machen, und wenn dieser mißlänge, wieder in seine frühern Verhältnisse eintreten zu können. Dumas erster Wurf war Henri III. et sa cour, ein Stück, das bei seinem Erscheinen so großes Aufsehen machte, und ihn zum Range eines Nebenbuhlers von Hugo emporhob. Der Herzog war darüber so erfreut, daß er seinem Schützling eine jährliche Pension aussetzte, die dieser jedoch im Laufe der Zeiten und Ereignisse verscherzt hat.

Man pflegte gewöhnlich, Dumas und Hugo die Väter des neuen oder romanischen Dramas in Frankreich zu nennen und dieß hat wohl auch dazu beigetragen, Beide als ganz übereinstimmend in ihren Neigungen und Ansichten sich zu denken. Allein sie sind so verschieden darin, daß die Spannung, die schon längst zwischen ihnen statt fand, in diesem Augenblicke in einen vollkommenen Bruch ausgeartet ist; sie befehden sich in den Journalen oder lassen sich von ihren Parteien befehden.

Wenn Hugo ein größerer Dichter genannt zu werden verdient, so ist Dumas ihm als Dramatiker gewiß überlegen, der erste jetzt lebende Theaterdichter der Franzosen, und als solcher wohl ohne Widerrede anerkannt. Man hat von ihm Stücke, die das größte Glück auf den Theatern machten. Heinrich III. und sein Hof, Stockholm, Fontainebleau und Rom, die eiserne Larve und Antoni, Richard Darlington und der Thurm von Nesle, jenes ungeheure Zugstück, das er aus einem Kannevas eines jungen, unbedeutenden Menschen herausarbeitete, der Gaillardet heißt, und seit dem nicht wieder genannt wurde. Wer solches Zeugniß aufweisen kann, darf nicht erst um den Rang streiten, den er einnehmen will. Dabei ist Dumas Talent wechselvoller, farbenreicher als Hugo's; er versucht sich in allen Weisen; er hat das lyrische Drama Teresa auf die Bühne gebracht, und in seinem Don Juan de Marana eine alte Mysterie zu geben versucht, die — wenn sie auch nicht dem Zeitgeschmacke so willig entsprachen, als die andern seiner Dramen, ihm doch wenigstens nicht den Vorwurf zuziehen können, daß er dem Zeitgeschmacke unbedingt huldigt.

Im Leben ist Dumas vollkommen anspruchlos und der lustigste und gemüthlichste Genosse, den man sich denken kann. Er ist von allen diesen Leuten, ich spreche hier nehmlich nicht von Lerminier, Marmier, Cousin und St. Marc Girardin, derjenige der am meisten von deutscher Art und Kunst weiß und dieß verdankt er einer schönen Lehrmeisterin, der liebenswürdigen Gräfin *. Er liest deutsch und

was er nicht versteht, ist sie so gütig, ihm zu übersetzen; er ist über den Faust und Hoffmann weit hinaus, was für einen Franzosen viel, sehr viel sagen will. Er hat Cathérine de Heilborn gelesen und weiß, daß es einen herrlichen Novellenschreiber Arnim bei uns im neunzehnten Jahrhundert gegeben, und das heißt fast mehr wissen als viele von Arnim's zeitgenössischen Landsleuten. Er spricht daher in einem Billete an mich nicht zu anmaßlich von einer „Couleur allemande qu'il a essayé de donner à son Drame nouveau.“

Ich ward von ihm eingeladen, der Vorlesung dieses merkwürdigen Dramas, des nunmehr aufgeführten Don Juan de Marana, beizuwohnen, die Boccage in einer Privatgesellschaft veranstaltet hatte. So viel Interesse dieß für mich auch haben mochte, so mußte ich es mir doch versagen, um frühern Engagements zu genügen.

Dumas führt ein bewegtes Leben; er macht Reisen, Aufwand; lebt in der Gesellschaft, hat Abenteuer, Liebschaften, Duelle. Auch hierin ist er ganz das Gegentheil von dem ruhig bewegten Hugo, der sich als Jüngling verliebte, diese Neigung zu seiner Frau machte und nun von ihr schon ein halbes Dutzend Kinder zum Geschenk erhielt. Diese Ehe blieb lange ungetrübt; Hugo war der treueste Gatte. Es war für den Beobachter von komischem Interesse zu sehen, wie sich alle Theaterdamen bemühten, den gefeierten Dichter und hübschen jungen Mann in ihre Netze zu locken. Die ersten, schönsten, reizendsten boten ihre Verführungen umsonst auf. Sie sprachen davon, daß sie ihn fangen wollten, sie schmachteten und machten ihm die für jeden Andern unwiderstehlichsten Avancen, allein alle ihre Pfeile prallten ab von dem neunfach umpanzerten Herzen des treuen jungen Mannes, Gatten und Vaters. Dieser Wetteifer wurde unter den Schauspielerinnen zum Spaß; Eine wollte ihn der Andern entreißen, und Keine hatte ihn. Hugo schien nichts davon zu merken und ging ernst, mit tragischer Miene an ihnen vorüber und Sonntags mit Frau und Kindern am Arm und an der Hand, wie jeder andere ehrliche Bürger spazieren, der von der Glut romantischer Leidenschaften keinen Begriff hat, die er doch so prächtig zu schildern verstand.

So vergingen viele Jahre; Hugo war in die reiferen Mannesjahre getreten und man glaubte die Flamme bereits gänzlich unter Asche erstickt; da gelang es einem Mädchen eines Boulevardtheaters, das Wunder zu bewirken, den Dichter in sich verliebt zu machen. Wie es ihr gelungen, mögen die Götter wissen. Ich wäre nicht im Stande, sie schön zu nennen; eben so wenig soll sie geistreich seyn. Es ist eine kleine, dicke — sogar fette Person, von nicht eben unangenehmen

Zügen. Jetzt spielt sie im Theater der Porte St. Martin. Hugo war mit einem Male wie rasend in sie vernarrt und noch jetzt ist sie la maitresse de Mr. Victor Hugo. Man sah ihn, der gegen die Gewohnheit der Pariser, sich früh in seinem stillen und einsamen Quartier zur Ruhe legte, während des Erwachens dieser Leidenschaft, auf dem Boulevard, in der Nähe des Theaters oder vor der Wohnung seiner Geliebten auf und ablaufen, um die günstige Stunde zu erwarten, wo er sie sehen konnte. Oft trafen glücklichere Schwärmer, die von ihren Geliebten nach Hause eilten, den armen Hugo, auf und ab trippelnd, im Mantel gehüllt, und die Mütze über die Augen gezogen, noch seine Stunde erwartend. Dieß warf die ersten Schatten über sein eheliches Glück; das Verhältniß besteht noch fort und ist so allgemein in Paris bekannt, daß ich keinen Anstand nehmen darf, davon zu sprechen. So viel ist gewiß, daß Hugo's Freunde ihn in diesem Punkte nicht begreifen können.

Dumas hat das théâtre français längst aufgegeben; seine starke Leidenschaftlichkeit verlangt die ähnliche der Künstler des Boulevards zu Darstellern. Boccage ist sein Mann. Wenn Dumas oder Hugo auf dem Martinsthortheater mit einer Neuigkeit erscheinen, so verändert sich plötzlich das Publikum; die Grisetten und Commis, die jungen Maler und Handwerker verschwinden und machen der Literatur und den Leuten in gelben Handschuhen, den Damen in Toques und Lorgnons Platz; es ist ein anderes Publikum noch immer als das in der italienischen Oper, allein es ist dennoch ein vornehmes, und was mehr sagen will, ein Besseres, Sinnigeres. Die Vogue begibt sich zu den ersten sechs bis zehn Vorstellungen, nachdem das Werk besser oder schlechter aufgenommen wurde, dann aber überläßt sie das Stück den gewöhnlichen Besuchern des Theaters; die Schauspieler werden lasser — pomadiger würden wir bezeichnender uns ausdrücken, wenn man es uns gütigst erlauben will — die Kleider werden abgetragener und die Decoration unscheinbarer, und wer als Fremder in Paris der hundertsten Vorstellung eines solchen Stückes beiwohnt, auf das er sich freute, weil er so viel davon gehört und gelesen, kann natürlich nicht recht begreifen, wie man von dem, was er noch davon zu sehen bekommt, so rühmlich sprechen konnte. Er hält's für Lüge oder Aufschneiderei. Aber solch' ein mächtiger Unterschied ist an diesen Theatern zwischen den ersten und letzten Vorstellungen eines solchen Stückes.

Man sieht hieraus, daß es nun wohl auch in dieser Hinsicht nicht einerlei genannt werden darf, hier oder im théâtre français gegeben zu werden; allein die Dichter setzen sich darüber weg; sie selbst sehen nur

die allerersten Vorstellungen an und begnügen sich damit, von den folgenden nur ihre Tantiemen einzustreichen, ohne von dem Verfall ihrer Pracht und Größe mit eigenen Augen sich zu überzeugen.

Dumas will im Herbste Deutschland besuchen und zwar nicht blos, um es oberflächlich kennen zu lernen. Er wird sich in Wien und Berlin aufhalten. Ich bin überzeugt, daß er sich bei uns bald Freunde machen wird; seine französische Liebenswürdigkeit und treuherzige Anhänglichkeit an uns, wird leichter unsere Sympathien erwecken, als Hugo's fast deutscher Ernst und seine Aeußerungen über deutsche Kunst und Art, von deren Leerheit wir uns bald überzeugen, da er fast nichts von uns weiß. Ich wenigstens habe keinen starken Glauben an solche Zuneigungen, die sich auf nichts gründen. Und wär's auch nur bei Dumas die deutsche Geliebte, die ihm unser Vaterland werth macht, so wär's ein Grund, und ein nicht zu verachtender. Dabei läßt sich aber auch annehmen, daß sie ihm gewiß von Deutschland ein recht warmes Bild entworfen und eben so gewiß ist es, daß er ihr auf's Wort geglaubt hat.

Auch deutsch schreiben kann Dumas, so versicherte er mich wenigstens; und um es zu beweisen, gab er sich die Mühe, mir ein Pröbchen seiner deutschen Handschrift zu überreichen. Es war die Vorrede zu Raupach's Schauspielen, die er gerade bei der Hand hatte; die Schrift war gut, die Buchstaben hübsch geformt, nur war der Uebelstand dabei, daß er stets ein t für ein l gemacht hatte. So sind die Franzosen! Und der wußte noch von Deutschland am Meisten! Aber wer von uns würde sich einbilden, nur etwas von Frankreich zu wissen, der parte für parle und chevat für cheval schriebe.

(Schluß folgt.)

Ein deutscher Criminalfall.

Das allgemeine Interesse, welches der Prozeß La Roncière's in so hohem Grade allenthalben erregt hat, läßt vermuthen, daß die nachfolgende Geschichte gleichfalls auf die Theilnahme der Lesewelt rechnen darf. Sie ist aus den merkwürdigen Criminal-Rechtsfällen entnommen, welche der großherzoglich sächsische Criminalrichter Dr. Bischoff neuerlich herausgegeben hat, und gründet sich somit auf die Untersuchungsakten. Wir geben sie mit Hinweglassung all' der vielfachen Wiederholungen, welche mit den Aussagen verschiedener Personen über eine und dieselbe Sache nothwendig verbunden sind, und mit Uebergehung alles dessen, was nur für den Juristen Interesse haben kann, ohne jedoch irgend etwas Wesentliches zu übergehen.

Am 24. Mai 1830 wurde der Leichnam des Oberlieutenants Friederich von Kemnau in einem Hölzchen ohnfern Dreil gefunden. Neben demselben lag ein anscheinend abgeschossenes Pistol, und an den Fingern der rechten Hand fanden sich Spuren von Pulver, welche vom Abbrennen desselben auf der Pfanne herzurühren schienen. Der Leichnam war nicht beraubt worden, und die Physikats-Personen sprachen nach vorgenommener Besichtigung die Ansicht aus, daß v. Kemnau absichtlich oder zufällig sein eigener Mörder gewesen sey.

Das Gericht war andrer Ansicht, und zwar aus folgenden Gründen: Kemnau war in sehr günstigen Umständen und mit seinen Verhältnissen vollkommen zufrieden, er zeigte ein stets heiteres Gemüth, und hatte — dem Vernehmen nach — Absichten auf Fräulein Maria, Tochter des Regierungsraths v. Oller, in dessen Hause er gern gesehen wurde. Die Beschaffenheit der Wunde und der Umstand, daß die Uniform da, wo die Kugel eingedrungen war, weder verbrannt noch versengt gefunden wurde, machten es gleichfalls unwahrscheinlich, daß Kemnau sich die tödtliche Wunde selbst beigebracht habe, vielmehr schien es wahrscheinlich, daß der Oberlieutenant v. Kemnau in einem Duell sein Leben verloren, und daß die Theilnehmer an diesem Verbrechen dessen Spuren so viel als möglich verwischt haben möchten. — Das Gericht ließ nun zunächst die am Leichnam gefundene Kugel genau untersuchen, und es ergab sich, daß sie für das Kemnauische Pistol viel zu groß war.

Es wurde nun der Regierungsrath v. Oller vernommen, welcher im Gefühl des tiefsten Schmerzens das unglückliche Geschick seiner

Tochter und ihres Bräutigams beklagte. Er erzählte offen, daß seine Tochter mit dem Oberlieutenant v. Kemnau sich verlobt habe, und daß deren eheliche Verbindung noch im Laufe des Jahres habe stattfinden sollen, daß Kemnau noch am 21. Mai Abends ihn besucht, mit seiner Tochter sich vertraulich unterhalten habe, und nun ihr Glück zertrümmert sey. — Durch wen Kemnau das Leben verloren habe, darüber konnte Herr v. Oller zwar keine Auskunft geben, allein auch er glaubte, daß ein Selbstmord auf keinen Fall vorliege.

Das Fräulein Maria v. Oller, 18 Jahre alt, erzählte: Der Oberlieutenant v. Kemnau habe ihr am 21. Mai Abends unter Anderem gesagt: Er gehe den nächsten Morgen in Gesellschaft einiger Kameraden auf sein Gut Felswied; sie wollten dort speisen und gegen Abend wieder zurückkommen.

Dem Gericht schien es nicht zweifelhaft, daß diese Offiziere einigen Aufschluß über das unglückliche Ereigniß geben könnten, auch war anzunehmen, daß bei einem etwaigen Duell Sekundanten zugegen gewesen seyen, und daß Kemnau's Sekundant wohl nur ein Offizier und namentlich ein Offizier seyn könne, zu dem der Verunglückte ein besonderes Vertrauen hatte. Nach den darüber behutsam eingezogenen Nachrichten befanden sich in Dreil nur zwei Offiziere, welche Kemnau's vertraute Freunde waren, nämlich: Hauptmann Amberg und Ober-Lieutenant Stopfel. Es hatte das Gericht auch erfahren, daß Stopfel und der Kammer-Assessor v. Zahn am 20. Mai auf dem Kasernenhofe auf- und abgegangen seyen, und — nach ihren Bewegungen zu urtheilen — über einen Gegenstand von Wichtigkeit sich unterhalten hätten.

Das Gericht ließ Zahn zur Vernehmung vorrufen, allein auch er versicherte, wie es bereits obenerwähnte Offiziere gethan hatten, über den den Oberlieutenant v. Kemnau betroffenen Unfall keine Auskunft geben zu können; auch wollte Zahn nichts davon wissen, daß er am 20. Mai mit Stopfel auf dem Kasernenhofe gesprochen habe.

Während dieses Verhörs war eine Gerichts-Deputation in Kemnau's Wohnung gesendet worden, um dessen Papiere genau zu durchsuchen. Sie überbrachte folgende Schriften:

1) Einen Brief vom 20. Mai 1830, unterzeichnet mit den Buchstaben A. St., worin Folgendes gesagt wurde:

> „Ich habe mit dem K. A. v. Z. gesprochen und ihm Deine Erklärung und Wünsche auf eine Deiner Ehre nicht nachtheilige Weise bekannt gemacht. Er entfernte sich, um dem Baron v. L. sie mitzutheilen. So eben kommt v. Z. wieder und sagt: er könne die Sache in Güte nicht beilegen; es müsse also bei der Verabredung bleiben; er werde mit A. sprechen und Dir sekundiren. Ich kann es nicht; Du kennst meine Gründe. Gott erhalte Dich!“

2) Ein Billet vom 21. Mai 1830, unterzeichnet mit den Buchstaben v. Z., worin es heißt:

> „Ich habe Alles besorgt; man erwartet Sie Morgen früh 4½ Uhr auf dem besprochenen Platze.“

3) Ein offenes Schreiben von Kemnau's Hand an Fräulein Maria v. Oller, folgenden Inhalts:

„Endlich, theuerste Maria! bin ich mit meinen Anordnungen zu Stande! — Mit welchen Anordnungen? höre ich Sie fragen. Nun, der Mensch kann nicht wissen, was die Zukunft in ihrem Schooße birgt! Man hat mich auf Morgen früh zu einem Zweikampf gefordert, zu dem ich, wie Sie sich bei meinen Grundsätzen und meiner innigen Liebe zu Ihnen ohnehin überzeugt halten werden, keine Veranlassung gegeben habe. Ich werde zwar nochmals Alles aufbieten, einen Ausweg zu suchen, wenn es ohne Nachtheil für meine Ehre nur irgend möglich ist; allein da ich den Erfolg meiner Ausgleichungs-Vorschläge eben so wenig berechnen kann, als den Ausgang des Duells, so muß ich ihnen diese Zeilen schreiben, weil ich es für meine unerläßliche Pflicht halte, Sie für den schlimmsten Fall von meinem Geschick zu unterrichten und Ihnen noch einen kleinen Beweis meiner unbegränzten Liebe und Erkenntlichkeit zu geben. Zu dieser Absicht empfangen Sie, theuerste Maria! in der Anlage ein Ihnen förmlich cedirtes Dokument über 1200 Friedrichsd'or, welche der Rittergutsbesitzer Kleim in Radefeld bei vollkommener Sicherheit mir schuldet. Betrachten Sie diese kleine Summe als Ihr wohlerlangtes Eigenthum; es ist die einzige, über die ich ohne Zustimmung meiner Lehensvettern verfügen kann. — Leben Sie glücklich. — Der Gedanke, Sie einst wieder zu sehen, wird, wenn ich ja falle, meinen Abschied vom Leben erleichtern! — Danken Sie Ihrem guten Vater für das Wohlwollen, dessen er mich würdigte! — Ich bin zu beklommen, um weiter schreiben zu können! Bis zum Grabe

Dreil, 21. Mai 1830, Nachts 11 Uhr.

Ihr

Friederich v. Kemnau.

Diesem Schreiben war in der That die erwähnte Urkunde mit dem, am 21. Mai 1830 vollzogenen Cessions-Dokument, welches Amberg und Stopfel als Zeugen unterschrieben hatten, beigelegt.

Amberg, Stopfel und der Kammer-Assessor v. Zahn wurden isolirt zu Arrest gebracht, und der Letztere sodann weiter vernommen. Er stellte in Abrede, das mit dem Buchstaben v. Z. unterzeichnete Billet geschrieben zu haben.

Stopfel konnte nicht vernommen werden, weil — wie es in den Akten heißt — der Kummer über den verlorenen Freund und über sein eigenes unglückliches Geschick ihn zu sehr ergriffen hatte.

Das Gericht brachte aber in Erfahrung, daß der im Gasthof zum Kaiser wohnende Baron v. Linsmar, obgleich er sich bis Johanni daselbst eingemiethet habe, so eben einen Paß nach Italien verlangt und erhalten habe, weil die Polizei keinen haltbaren Grund zur Paßverweigerung gehabt hätte.

Sogleich verfügte sich der Inquirent in den genannten Gasthof.

Der Baron v. Linsmar war mit Einpacken seiner Sachen beschäftigt und erschrack, als die Criminal-Beamten bei ihm eintraten. — Nachdem der Inquirent ihm eröffnet hatte, daß seine wider alles Erwarten beschlossene schnelle Abreise der Grund seines Erscheinens sey, äußerte Linsmar in sichtbarer Verlegenheit: „Ich kann mir's schon denken!"

Der Inquirent forderte ihn auf, über diese Aeußerung sich näher zu erklären. Linsmar gerieth in Verwirrung, und diese Verwirrung wußte der Untersuchungs-Richter so gut zu benützen, daß der Baron gestand, den Oberlieutenant v. Kemnau im Duell erschossen zu haben. Aufgefordert, den Vorfall im Zusammenhang zu erzählen, begann er, wie folgt:

„Ich bin in Deutschland geboren, aber in Frankreich erzogen. Vor zwei Monaten kam ich nach Dreil, um bei dem Kammercollegium dahier placirt zu werden. Ich hatte Empfehlungen an den Regierungsrath v. Oller und den Kammer-Assessor v. Zahn, und daher in den Wohnungen dieser Herren Zutritt. Bei der Familie Oller traf ich zuweilen mit dem Oberlieutenant v. Kemnau zusammen. Zahn sagte mir am 12. Mai Abends: Kemnau habe über mich gespottet, und unter Anderem bei Ollers geäußert, es daure doch lange, ehe ich eine Anstellung bekomme! Es ärgerte mich, daß Kemnau's Spott in Gegenwart von Personen geschehen seyn sollte, an deren Achtung mir sehr viel gelegen war. Ich ging daher am 13. Mai zu dem Lieutenant Kleefeld und bat ihn, mit Kemnau zu sprechen, ihn auch in meinem Auftrag auf Pistolen zu fordern, wenn er jener Rede geständig sey. Kleefeld kam an demselben Tage noch zu mir und sagte: Kemnau habe zugegeben, daß er jene Worte gesprochen haben könne, jedoch keineswegs in der Absicht, um mich zu beleidigen, und keineswegs spöttelnd. Während Kleefeld mir dieß sagte, trat Zahn in mein Zimmer und fragte nach dem Inhalt unseres Gesprächs. Als ich ihm Kemnau's Antwort mittheilte, sagte er: O! da sehe man die couragensen Herrn; Beide bewerben sich um Donna Maria. Der ehrliche Linsmar läßt sich vom Herrn Oberlieutenant durch Manövers, die bei den Damen selten ihren Zweck verfehlen, aus dem Felde schlagen, und begnügt sich auf Kosten seiner Ehre mit einem so recht im Stillen gelispelten pater peccavi! — Auf Zahns Rath wurde beschlossen, daß, wenn der Oberlieutenant v. Kemnau sich nicht entschließe, mir in Gegenwart des Fräuleins v. Oller Abbitte zu thun, ich mich mit ihm schlagen solle. Diesen Beschluß überbrachte Kleefeld am 14. Mai dem Herrn v. Kemnau. Kemnau ließ mir sagen, er werde, da er nicht die Absicht gehabt habe, mich zu beleidigen, meinem Verlangen gern entsprechen, und ich war mit dieser Erklärung zufrieden. Aber am 15. Mai früh kam der Kammer-Assessor v. Zahn wieder zu mir und sagte mir unter den bittersten Glossen, daß Kemnau am 14. Mai Abends die ganze Geschichte bei Ollers erzählt hätte, und daß mein Benehmen bitter getadelt worden wäre. Auf der Stelle sendete ich Kleefeld zu Kemnau und ließ ihn auf Pistolen in das Hölzchen bei Dreil fordern. Als Kleefeld mir gesagt hatte, Kemnau habe die Aus-

forderung angenommen und sogleich den Oberlieutenant Stopfel rufen lassen, der — wie ich wußte — den Kammer-Assessor v. Zahn genau kannte, so bat ich Letztern, nachdem meine erste Hitze verflogen war, zu Stopfel zu gehen und die Sache auf irgend eine Art auszugleichen; allein er sagte mir noch am 20. Mai: Stopfel könne Kemnau nicht einmal dahin bringen, daß er sein erstes Versprechen realisire; er selbst aber — setzte er hinzu — könne überhaupt nun bei der Sache nichts mehr für mich thun, da Kemnau ihn zu seinem Sekundanten gewählt habe; ich solle mich am 22. Mai früh nach 4 Uhr im Hölzchen bei Dreil einfinden! — Ach Gott! wäre Zahn nicht gewesen, so wäre das ganze Unglück nicht geschehen! Ich fragte den Kammer-Assessor Zahn ausdrücklich: ob ich Strafe zu fürchten hätte, wenn das Duell herauskäme? er antwortete mir aber: die hiesigen Behörden heißen das Duell durch ihre Connivenz gut! Ich ging nun zur bestimmten Stunde in Begleitung Zahns, der mich abrief, auf den verabredeten Platz, wo der von mir eingeladene Kleefeld schon eingetroffen war und wo auch Kemnau bald darauf sich einfand. Kemnau sagte zu mir:

„Um Ihnen Genugthuung zu geben, Herr Baron, bin ich hieher gekommen, obgleich ich mir bewußt bin, Sie wissentlich nie beleidigt zu haben.“

Ich war schon im Begriffe, ihm meine Hand zur Sühne zu bieten, als Zahn sagte:

„Meine Herrn, ich habe mehr zu thun, als solche Exclamationen anzuhören; halten Sie sich nicht lange bei der Vorrede auf und wechseln Sie Ihre Kugeln!“

Die Mensur wurde auf zehn Schritte genommen; ich schoß und — — fehlte. Kemnau schoß, wie es schien, absichtlich viel zu hoch. Die Pistolen wurden zum zweitenmal geladen, und bei dieser Gelegenheit brachte Zahn mich auf's Neue gegen Kemnau auf, indem er mir zuflüsterte:

„Wollen Sie eine solche Behandlung en bagatelle sich gefallen lassen?“ —

Jetzt schoß ich in der Absicht, um zu treffen — — Kemnau sank sogleich zu Boden. Kleefeld und ich eilten zu Kemnau, um ihn aufzuheben, allein wir sahen sogleich die Wunde in der linken Seite, und daß überall das Blut hervorquoll. Laßt mich liegen, sprach Kemnau mit schwacher Stimme — ich sterbe — rettet Euch! — Ich verzeihe Ihnen, Baron; Sie waren Zahns Werkzeug, der — — hier verließ ihn die Sprache. Er machte noch eine Bewegung mit der Hand, als wolle er uns zur Flucht nöthigen. Seine letzten Worte waren: Unglückliche Marie — — ich sehe Dich wieder. Ich war außer mir vor Reue, Schmerz und Angst, und machte dem Kammer-Assessor v. Zahn die bittersten Vorwürfe, aber mit gewohnter Kälte sagte dieser: Hier sey keine Zeit zu Vorwürfen; unsere Sicherheit gebiete zu handeln! — Auf Zahns Vorschlag kamen wir überein, nichts zu gestehen, und den Oberlieutenant Stopfel — den Einzigen, der außer uns von der Sache weiß — zum Stillschweigen zu vermögen. Wir zogen den Schuß aus

Kemnau's Pistole und legten sie neben ihn. Zahn nahm nun die Schwärze von der Pfanne meiner Pistole und brachte sie an Kemnau's Finger der rechten Hand. Man werde — sagte er — unfehlbar auf Selbstmord schließen. Jetzt gingen wir auf verschiedenen Wegen nach Dreil zurück, und Zahn gab mir noch den Rath, nach Italien zu reisen."

Das Gericht fragte den Baron v. Linsmar, ob ein Arzt mit auf dem Kampfplatze gewesen sey? allein er verneinte mit dem Zusatze:

„Zahn sagte, wir wollen so wenig Menschen als möglich zuziehen; er hätte einen Arzt in die Rabenhütte, kaum vierzig Schritte vom Kampfplatze, beordert."

Nun wurde zur Vernehmung des Oberlieutenants Stopfel und dann des Lieutenants Kleefeld geschritten. Ihre Angaben stimmten mit der obigen überein, und es ging namentlich aus dieser Untersuchung hervor, daß Zahn sich dem v. Kemnau selbst zum Sekundanten angetragen, und daß seine Hetzerei nicht allein Ursache des Duells, sondern auch Veranlassung gewesen sey, eine Aussöhnung zu verhindern. Lieutenant Kleefeld gab ferner noch Folgendes an:

„Zahn, als Kemnau's Sekundant, wollte die Mensur bloß auf 5 Schritte bestimmt wissen; ich bestand aber auf wenigstens 10 Schritten. Als der unglückliche Kemnau fiel, rief ich nach dem Arzt, allein es ergab sich, daß die Angabe Zahns, derselbe sey in der Rabenhütte, falsch war. Ich erklärte Zahn, daß er da einen Schurkenstreich begangen habe, er aber entgegnete ganz kalt:

„Was hätte es denn auch geholfen, wenn ein Arzt da gewesen wäre?"

Ehe wir uns trennten, äußerte noch Zahn:

„Er lasse sich eher auf die Folter spannen, ehe er etwas bekenne; er wolle ein Hundsfott seyn, wenn er etwas gestehe, und wenn wir auch Alle gegen ihn zeugten.

Nun traf das Verhör den Kammer-Assessor v. Zahn. Als er vorgeführt wurde, äußerte er mit Heftigkeit:

„Ich bin noch nie in Untersuchung gewesen, und wegen meiner jetzigen Verhaftung werde ich mir sowohl gegen Die, welche sie veranlaßten, als gegen das Gericht, welches sie verfügte, Genugthuung zu verschaffen wissen."

Eine solche Sprache hatte der Untersuchungsrichter, obgleich er auf einigen Widerstand gerechnet hatte, nicht erwartet; sie war ihm aber Bestimmung, nunmehr mit der größten Vorsicht gegen einen Mann vorzuschreiten, der eben so verschlagen als dreist war. Der Inquirent ließ ihn unter den Worten: „Mein Herr v. Zahn, Sie sind zu sehr aufgeregt, als daß das Verhör mit Ihnen fortgesetzt werden könnte!" sogleich wieder abführen, und das weitere Verfahren in der Sache beurkundet die Gewandheit und Menschenkenntniß des Richters.

Hierauf wurde Zahns Haushälterin vorgefordert und sagte aus: „Ihr Dienstherr habe am 21. Mai Abends ihr befohlen, ihn am nächsten Morgen um 4 Uhr zu wecken. Das habe sie gethan; ihr Herr sey sofort ausgegangen und nach anderthalb Stunden ungefähr wieder zurückgekommen. Er habe Waschwasser verlangt und habe damit die Hände gewaschen, wobei sie bemerkt habe, daß schwarze Farbe

an seiner rechten Hand klebe. Man könne dieß noch am Handtuch sehen, das unterdessen noch nicht gewaschen worden sey. Bei dieser Gelegenheit habe sie ferner bemerkt, daß ihr Herr seinen Siegelring nicht mehr habe, und auf ihr Befragen hätte er erwidert: er habe ihn verloren.

Das Gericht ließ sich das Handtuch übergeben, und im Hölzchen bei Dreil nach Zahns Ring suchen, welcher auch endlich gefunden wurde. Es unterlag zwar keinem Zweifel, daß der gefundene Ring dem Kammer-Assessor v. Zahn gehöre, denn er enthielt nicht allein das Zahn'sche Wappen, sondern auch oben, rechts und links am Helm, die Buchstaben C. v. Z. Dessen ungeachtet aber wurde derselbe seiner Haushälterin zur Anerkennung vorgelegt. Sie versicherte sogleich, daß dieser Ring ihrem Dienstherrn gehöre, und daß sie solchen noch am 22. Mai früh, als sie den Herrn v. Zahn geweckt, nebst einer Taschenuhr auf einem Tischchen gesehen habe. Hierauf fragte sie der Untersuchungsrichter, ob sie sich erinnere, am 21. Mai Briefe für den Kammer-Assessor v. Zahn besorgt zu haben? und sie antwortete nach einigem Besinnen:

„Wenn mir recht ist, habe ich dem Bedienten des Oberlieutenants v. Kemnau einen Brief vom Herrn v. Zahn an seinen Herrn übergeben. Gewiß weiß ich es aber nicht mehr. Ein Paket Akten habe ich aber am 21. Mai Abends spät zum Kammer-Präsidenten tragen müssen, und da war auch ein Briefchen dabei.“

Das Gericht verschaffte sich dieses Begleitungsschreiben; es schloß mit den Worten:

„Dreil am 21. Mai 1830, Abends 8 Uhr.“

und war mit Zahns Siegelring gesiegelt gewesen.

Der 6. Juli war ein schwerer Tag für den Kammer-Assessor. — Das an diesem Tage mit ihm gehaltene Verhör ist zu wichtig, als daß es nicht im Zusammenhang gegeben werden sollte.

Inquirent. Geben Sie an, wo Sie am 21. Mai gewesen sind, und was Sie an jenem Tage vorgenommen haben.

v. Zahn. Ich bin nicht aus meinem Logis gekommen; ich hatte eine sehr pressante Arbeit, die mich bis Abends beschäftigte.

Inquirent. Wie kommt es, daß Sie sich jenes Tages noch so genau erinnern?

v. Zahn. Ich habe — Gott sey Dank — ein sehr gutes Gedächtniß.

Inquirent. Da können Sie auch wohl angeben, was Sie an jenem Tage arbeiteten?

v. Zahn. O ja! Ich sollte aber meinen, daß ich hier über meine Thätigkeit als Staatsdiener keine Auskunft zu geben brauchte.

Inquirent. Man verlangt es von Ihnen.

v. Zahn. Ich habe aus den Kammerakten eine Revenuen-Rechnung gestellt.

Inquirent. Was haben Sie mit dieser Revenuen-Rechnung vorgenommen?

v. Zahn. Ich habe Sie am 21. Mai Abends dem Kammer-Präsidenten übersandt.

Inquirent. Mit oder ohne Begleitungsschreiben?

v. Zahn. Mit einem Begleitungsschreiben. (Lächelnd.) Wozu mag dieß führen?

Inquirent. Kennen Sie dieses Schreiben? (Es wurde ihm das Begleitungsschreiben vorgelegt.)

v. Zahn. Das ist das Schreiben, von dem ich sprach. Wie kommt denn diese Schrift in Ihre Hände?

Inquirent. Jetzt betrachten Sie einmal dieses Billet und das Billet, welches bei Kemnau gefunden wurde, und sagen Sie selbst, ob die Schriftzüge nicht von einer und derselben Hand herrühren? *)

v. Zahn. Es gibt viele Hände, die sich gleich sind. Das bei Kemnau gefundene Billet habe ich nicht geschrieben; es mag es meinetwegen geschrieben haben, wer da will!

Inquirent. Nichts fehlt darauf, als Adresse und Siegel, um —

v. Zahn (einfallend). Das war es eben! Hände sind leichter nachzumachen, als Wappen zu stechen. Ich pflege Billets dieser Art jedesmal so zusammen zu brechen und mit meinem Wappen zu versiegeln, wie das Billet an den Präsidenten.

Inquirent. Sie erkennen also das Siegel auf dem gedachten Billet an.

v. Zahn. Versteht sich!

Inquirent. Haben Sie wirklich das Billet an den Kammer-Präsidenten am 21. Mai Abends erst geschrieben?

v. Zahn (ungeduldig). Nun ja, ich habe es ja schon gesagt. (In anscheinlicher Unbefangenheit): A propos! Ist wohl der Baron v. Linsmar noch hier? Er wollte mir vor seiner Abreise nach Frankreich das ihm geliehene Geld zurückzahlen. Sollte er noch hier seyn, so würde es mir pekuniären Nutzen bringen, wenn Sie mich mit ihm sprechen lassen wollten.

Inquirent (ohne auch nur das geringste Gewicht auf Zahns Aeußerung zu legen). Das ist wohl derselbe Linsmar, der vor einiger Zeit im Gasthofe zum Kaiser hier logirte; der ist nicht mehr dort; vor einigen Wochen schon hat er sich Pässe zu einer Reise in das Ausland geben lassen.

v. Zahn konnte kaum seine Freude über diese Nachricht verbergen, obgleich er großes Bedauern über den wahrscheinlichen Verlust seines Geldes vorspiegelte; endlich sagte er: Ich habe diesem jungen Mann immer nicht recht getraut!

Inquirent. Und doch gehörten Sie, wie man weiß, zu seinen näheren Bekannten.

v. Zahn. Dem Aeußern nach; er war mir empfohlen.

Inquirent. Lassen wir jetzt diesen Linsmar! Sagen Sie mir, was Sie am 22. Mai vorgenommen haben?

---

*) Man sieht, daß der Untersuchungsrichter ihm durch diese Wendung das eigentliche Ziel, nach dem er strebte — Erlangung des Geständnisses, daß Zahn seinen Siegelring am 21. Mai Abends noch gebraucht hatte — zu verdecken suchte.

v. Zahn. Ich habe ausgeruht von der Arbeit der vorigen Tage. Ich bin bis gegen Mittag nicht aus dem Hause gekommen.

Inquirent. Sollten Sie sich nicht irren?

v. Zahn. Ich versichere Sie auf mein Ehrenwort, daß ich am 22. vor 11 Uhr Mittags nicht aus dem Hause gekommen bin.

Inquirent. Da bestimmt gesagt wird, Sie wären an jenem Tage sehr früh aus Ihrem Logis weggegangen, und Irren etwas Menschliches ist, so will ich Ihnen Ihr Ehrenwort hiemit zurückgeben.

v. Zahn. Wer sagt, daß ich am 22. Mai früh ausgegangen wäre?

Inquirent. Mehre Personen stimmen darin überein.

v. Zahn. Ich verlange, daß diese Personen mir genannt werden.

Inquirent. Es sind Männer und Frauen, an deren eidlichen Aussagen zu zweifeln, kein Grund vorliegt.

v. Zahn (betroffen). Männer und Frauen — eidliche Aussagen —

Inquirent. Herr Kammer-Assessor, wir wissen ganz bestimmt, daß Sie an jenem Morgen um vier Uhr geweckt worden sind. Wollen Sie das zugeben oder nicht?

v. Zahn (kleinlaut). Ich kann mich irren! Fragen Sie doch meine Köchin: ob diese sich erinnert, mich an jenem Morgen geweckt zu haben?

Inquirent. Sie wollen wirklich, daß Ihre Köchin Ihrem Gedächtniß zu Hilfe kommen soll?

v. Zahn. Ich danke Ihnen für die Zurückgabe meines Ehrenworts! Es fällt mir bestimmt bei, daß ich am 22. Mai früh um vier Uhr mich wecken ließ, um zu Linsmar zu gehen und mir mein Geld zurückzahlen zu lassen; denn es war mir gesteckt worden, er wolle um sechs Uhr schon von hier abreisen.

Inquirent. Wer steckte Ihnen das?

v. Zahn (Nachdenken affectirend). Ich kann mich wahrlich nicht besinnen.

Inquirent. Waren Sie am 22. Mai früh bei Linsmar?

v. Zahn. Ja wohl! Ich kam aber zu einer sehr ungelegenen Stunde; das Kind des Hauseigenthümers war eben gestorben und Linsmar hatte kein Geld.

Inquirent. Wie lange haben Sie sich damals bei Linsmar aufgehalten?

v. Zahn. Wenige Minuten! Es war uns unheimlich im Gasthofe, weßhalb wir einen kleinen Spaziergang machten.

Inquirent. Welchen Weg wählten Sie?

v. Zahn. Wir gingen zum Teichthore hinaus, in der Allee am Graben herunter, und zum sogenannten Pförtchen wieder herein *). Der ganze Spaziergang dauerte etwa eine Stunde.

Inquirent. Ist Ihnen irgend Jemand begegnet?

v. Zahn. Niemand! Es war noch sehr früh.

Inquirent. Haben Sie unterwegs irgend Etwas vorgenommen?

---

*) Gerade die entgegengesetzte Richtung vom Hölzchen bei Dreil.

v. Zahn. Gar nichts! Ich hatte mich in meinen Mantel gehüllt, Linsmar ging neben mir und sprach stets mit mir.

Inquirent. Man sagt, Sie hätten an jenem Morgen einen ganz andern Weg mit Linsmar gewählt.

v. Zahn. Nein!

Inquirent. Sie wären mit einigen Bekannten zusammengetroffen.

v. Zahn. Wer sagt Das? Wäre Linsmar noch hier, so würde er das Gegentheil so gut bestätigen, als ich.

Inquirent. Man sagt, Sie wären damals mit hiesigen Offizieren zusammengetroffen.

v. Zahn. Ich liebe das Militär nicht.

Inquirent. Das kann seyn; damit ist aber noch nicht widerlegt, daß Sie am 22. Morgens mit Offizieren zusammengetroffen sind.

v. Zahn. Ich will die Herren sehen, mit denen ich damals zusammengetroffen seyn soll.

(Das Gericht hatte schon während des Verhörs sowohl den Baron Linsmar, als den Lieutenant Kleefeld in zwei verschiedene, an das Verhörzimmer stoßende Stuben bringen lassen und angeordnet, daß — wenn die Schelle einmal gezogen werde, Kleefeld, werde sie aber zweimal gezogen, Linsmar vortreten solle. Auf das gegebene Zeichen trat jetzt Kleefeld in das Verhörzimmer.)

Inquirent (zu Zahn). Kennen Sie diesen Herrn?

v. Zahn (betroffen). Kleefeld, auch Du hier?

Kleefeld wurde sogleich zurückgebracht.

Inquirent. War dieß nicht einer von den Offizieren, mit denen Sie am 22. Mai früh zusammentrafen?

v. Zahn (unruhig). Ich — ich kann mich nicht erinnern.

Inquirent. Kennen Sie diesen Ring? (Es wurde ihm der gefundene Siegelring vorgelegt.)

v. Zahn (erschrocken und sich entfärbend). Ja! — ja — ich habe ihn verlo — — verschenkt. Verschenkt hab' ich ihn schon vor 6 — 8 Wochen an den Baron Linsmar.

Inquirent. Wie? und haben gleichwohl am 21. Mai Abends noch ein Billet an den Kammer-Präsidenten damit besiegelt?

v. Zahn sah vor sich hin, ohne zu antworten.

Inquirent. Lösen Sie diesen Widerspruch! Bedenken Sie, wer Sie sind und welche Verpflichtungen zur Wahrhaftigkeit Sie gegen den Staat haben, der Ihnen bisher so großes Vertrauen schenkte!

v. Zahn (etwas gefaßter). Wäre Linsmar hier, er würde bestätigen, daß ich ihm den Ring schenkte; ich habe mehre Siegel zu Hause von derselben Größe.

Der Inquirent gab das verabredete Zeichen und — Linsmar trat in das Zimmer.

v. Zahn verrieth die größte Bestürzung.

Inquirent (zu Linsmar). Haben Sie diesen Ring jemals besessen.

v. Linsmar. Ich? — niemals, auf meine Ehree, niemals.

Inquirent. Sind Sie dem Kammer-Assessor v. Zahn Geld schuldig?

v. Linsmar. Wären Sie nicht der Untersuchungsrichter, so —
Inquirent. Wie meinen Sie Das?
v. Linsmar. Herr Kammer-Assessor, bin ich ihnen jemals Geld schuldig gewesen?
Der Inquirent ließ den Baron, ohne daß dessen Frage beantwortet worden war, abtreten, und wandte sich an den beschämten und zerknirschten Zahn mit folgenden Worten:
„Ich sagte Ihnen, Linsmar sey nicht mehr im Gasthofe; sie schloßen daraus irrig, er habe seine Reise nach Italien angetreten, während Sie mich nach Frankreich wiesen, wenn je etwa Linsmar gesucht werden sollte. Ist es nicht so? — Er theilt schon längst Ihr Loos, ebenso Kleefeld, und Beide haben, gleich Stopfel, das unglückliche Ereigniß erzählt, von dem Sie bisher nichts wissen wollten. — Alles, was Sie in Bezug auf dieses unglückliche Ereigniß mit Kleefeld, Linsmar und Stopfel, ja selbst im Oller'schen Hause, sprachen, thaten und schrieben, liegt — wie ich Ihnen auf meine Pflicht versichern kann — sonnenklar in den Akten. Aber nicht allein lebende Zeugen stehen gegen Sie; auch sprachlose Zeugnisse dienen zu Ihrer Ueberführung. Ich habe mit letzteren den Anfang gemacht. Was es mit Ihrem Ringe für eine Bewandtniß hat, wie dieses Tuch (es wurde ihm das von seiner Haushälterin übergebene Handtuch so vorgelegt, daß die mit schwarzer Farbe beschmutzte Stelle oben zu liegen kam,) und diese Pistole (die Linsmar'sche Pistole wurde ihm dabei gezeigt,) damit in Verbindung steht, das Alles ist Ihnen bekannt, aber auch dem Gerichte. Täuschen Sie sich also nicht länger über die Lage, in der Sie sich befinden.“
v. Zahn, welcher während des ganzen Vorhalts seinen Blick auf den Fußboden des Verhörzimmers richtete, und mit der rechten Hand an einem Schnupftuch zupfte, das er in der linken Hand hielt, sagte jetzt:
„Ich bin verwirrt — — schonen Sie mich in diesem schrecklichen Zustand! — Lassen Sie mir Zeit, bis der Kampf in meinem Innern — geschlichtet ist!“
Inquirent. Welch' ein Kampf? Sagen Sie, Herr v. Zahn, welch' ein Kampf?
v. Zahn begann zu weinen und zu schluchzen, er bedeckte das Gesicht mit seinem Schnupftuche, und die Worte: Ach Gott, ach Gott! waren die einzigen, welche er auf die Frage des Inquirenten schluchzend hervorbrachte! Er that, was dergleichen Verbrecher bei einem starken Affekte in der Regel alle thun; das Gefühl ihrer gänzlichen Ohnmacht gegen ein unabwendbares Uebel ruft endlich die äußeren natürlichen Zeichen zum Beistande auf; sie weinen.
Inquirent. Hier, Herr v. Zahn, haben Sie Feder und Papier. (Es wurde ihm Beides gegeben.)
v. Zahn nahm Beides und drückte dem Untersuchungsrichter die Hand heftig, indem er weinend sagte:
„Ich danke Ihnen, daß Sie mich vorhin einer Beschämung überhoben haben und einer zweiten mich jetzt überheben; mein Ehrenwort!

ich schreibe Wahrheit; ich kann noch Alles wieder beibringen; ich will nichts bemänteln, nichts, gar nichts!“ —

Er wurde in das Arresthaus zurückgebracht und Donnerstags am 8. Juli überbrachte der Inspektor der Gefangenen-Anstalt folgendes, vom Herrn v. Zahn ihm behändigtes, und an den Untersuchungsrichter gerichtetes Schreiben:

„Ich fühle nur zu tief, daß Sie eine Menge von Gründen haben, mich zu verachten, und dieses Gefühl ist mir in meiner jetzigen Lage das peingendste. Fand ich noch gestern, ehe Sie mich zerknirschten, darin einen schändlichen Triumph, daß ich der Letzte seyn würde, welcher Geständnisse ablege: so empfinde ich jetzt die tiefste Reue darüber, daß ich nicht der Erste gewesen bin, der die Wahrheit sagte! Aber wenn Sie ermessen, welches Loos das Gesetz mir bestimmt, dann werden Sie mir gewiß weniger zürnen; Sie werden Mitleiden mit mir haben, wenn ich Ihnen sage, daß schon viele Nächte hindurch der Schlaf, der mir sonst Ruhe und Erholung gewährte, die Zeit der ausschweifendsten Schrecknisse und Erschütterungen war, wo die zurückgehaltenen Gefühle der Natur und die unterdrückten Erinnerungen sich loswanden und die Seele durchstürmten! Ich bin ja Kemnau's Mörder; Linsmar war nur das Mordwerkzeug, womit der Sterbende selbst den Verzweifelnden tröstete. Ich liebte Maria v. Oller! — Sie wird mir fluchen, daß ich den Bräutigam ihr raubte! Ich schwur den Untergang ihm und Linsmar, der bei Oller ebenfalls lieber gesehen ward, als ich; ich habe beide entzweit, das Duell durch Intriguen zu Stande gebracht! Möchte — so dachte ich — fallen, welcher wolle, der andere müsse fliehen und (o ich Thor!) Maria dann die Meinige werden! Hier haben Sie mit kurzen Worten die schändliche strafwürdige That, bei deren Bewußtseyn, selbst wenn mein letzter Zweck erreicht worden wäre, für mich nimmer ein reiner Genuß des Guten möglich gewesen seyn würde! — Ueberheben Sie mich, der Herzählung der Intriguen, durch welche ich Kemnau's Tod herbei führte. Es wird dem erkennenden Richter genügen, wenn ich Ihnen frei und unumwunden gestehe, daß ich eine wohlgemeinte Aeußerung Kemnau's über Linsmar diesem entstellt zutrug; daß ich es dahin brachte, daß Linsmar Kemnau auf Pistolen fordern ließ; daß ich Linsmar's Vertrauen, das er mir dadurch erwies, daß ich den Sühnestifter machen sollte, mißbrauchte; daß ich mich selbst zu Kemnau's Sekundanten erbot, um gewiß zu seyn, daß das Duell nicht rückgängig werde; daß ich das Billet, das Sie mir vorzeigten, allerdings an Kemnau geschrieben, den Baron v. Linsmar am 22. Mai früh zum Duell abgeholt und Kemnau dabei wirlich sekundirt habe. Ich will eingestehen, daß Kleefeld Linsmar's Sekundant war; daß ich, — um dem Duell einen blutigen Ausgang zu geben — die Mensur nur auf fünf Schritte bestimmt wissen wollte, daß aber Klerfeld dies nicht zugab, und daß ich Veranlassung zu Fortsetzung des Duells war, und obgleich Kemnau's Sekundant, und also zu dessen Schutz verpflichtet, dennoch vor dem zweiten Schuß den Baron Linsmar aufmunterte, besser zu schießen, und — um sicherer zu treffen, mitten auf den Mann zu halten! —

— Pfui! ich sehe in Kemnau's Sekundanten einen niederträchtigen Schurken — so höre ich sagen, und so ist es auch! — Ich will eingestehen, daß ich keinen Arzt zum Duell bestellt habe, obgleich ich Kemnau und Linsmar dieß glauben machte; ich war zu sehr von der Idee durchdrungen, daß Einer auf dem Platze bleiben müsse! — Ich will gestehen, daß ich nach Kemnau's Fall den Anschlag gab, den Getödteten in den Verdacht des Selbstmordes zu bringen und daß wir unserer Seits Alles gethan haben, was wir zur Erreichung dieser Absicht für gut hielten. Dieß — so glaubte ich — gereiche zu unserer Sicherheit und entspreche meinem abscheulichen Plane. Maria v. Oller hätte gewiß den Selbstmörder eher vergessen, als den im Zweikampf Gefallenen! — Ich will gestehen, daß ich meinen Handschuh nebst dem Siegelring, um ihn bei unserem Lügenwerk nicht zu beschmutzen, irgend wohin gelegt, vergessen und nicht den Muth gehabt habe, dort nachzusuchen. Ich will endlich gestehen, daß ich zur Erreichung meiner Absicht den Baron Linsmar zur Flucht nach Italien zu bestimmen gesucht habe! Hier haben Sie das Scheusliche meines Innern. Ich hätte Manches bemänteln können, aber nein! Ich gab Ihnen mein Wort, Wahrheit zu sagen, und dieses Wort habe ich gelöst, wie mein Gewissen mir sagt, das bei diesem Geständniß großer Verschuldung sich erleichtert fühlt.

Dreil, im Arresthause, am 7. Juli 1830.

Carl v. Zahn."

Der Kammer-Assessor v. Zahn wurde auf zwanzig Jahre, der Baron v. Linsmar auf acht Jahre und der Lieutenant Kleefeld auf drei Jahre auf die Festung W— gebracht. — Das Fräulein v. Oller starb am 2. April 1831. Der anhaltende Gram über den erlittenen Verlust des Mannes ihrer ersten Liebe warf sie schon im Juli 1830 auf das Krankenlager. Ihr Vater überließ, als Erbe seiner Tochter, die oben erwähnte Schuld-Urkunde von 1200 Friedrichsd'or Kemnau's einziger Schwester.

Fremde in Deutschland.

Ein Engländer schildert im Athenäum die Donaufahrt von Ulm nach Wien. Die Reise ist uns Deutschen bekannt genug; aber die Art und Weise, wie der Engländer unsere Sachen ansieht, machten sie uns interessant. Es läßt sich überhaupt Manches daraus lernen, wenn man auf die Aeußerungen der Fremden hört, die uns nicht nur Stoff zum Belächeln geben sollten, sondern auch oft einen Maßstab, unsere heimischen Zustände zu berichtigen und manchen Mangel daraus zu entfernen. Hören wir nun einmal unsern Traveller.

1.

Die erste Schwierigkeit ist, die Art der germanischen Schiffs-Construktion, worauf wir uns einschifften, zu beschreiben; ich hatte nie ein ähnliches Fahrzeug noch gesehen, selbst kein Canot der Wilden, der mit dem unsrigen einige Aehnlichkeit gehabt hätte. Denke Dir, geliebter Leser, eine ungeheure Masse von Brettern oder vielmehr Balken, wie zufällig an einander befestigt, bald mit Nägeln, bald mit Weidengeflechten, weder behauen noch gemalt, und das Ganze beinahe wie ein Kahn aussehend. Das Innere entsprach vollkommen dem Aeußeren. Ein viereckiger Verschlag, ungefähr vier Fuß hoch, bildete die Kajüte, worin, statt aller Möbel, ein breites Brett auf Pfosten ruhte und einen Tisch vorstellte, während zwei kleinere Bretter, auf Fässern liegend, zu Sitzen bestimmt waren. Die Ladung war sehr verschieden. Wir hatten Schweizerkäse, Ballen roher Baumwolle, sauern Neckarwein, der während der Reise sich in Rheinwein verwandeln soll, und eine unendliche Menge anderer Waaren. Was nun die lebendige Schiffsladung betraf, so beschränkte sie sich, mit Ausnahme von vier Hunden, zwei Katzen und einer Menge Schnecken, blos auf menschliche Wesen. Einige Säcke lagen auf dem Boden statt der Polster, und die Passagiere setzten sich darauf ohne Umstände. Nach diesem ersten Examen hatte ich Muße genug, meine Mitgefangenen zu beobachten. Ich kann sie nicht anders bezeichnen; aber nie im Leben sah ich eine buntere Versammlung. Wir hatten eine französische Modehändlerin bei uns, die für Wien bestimmt war. Ihre kleine Familie bestand in einer weißen Hündin und einer dicken grauen Angorakatze. Eines oder das andere dieser Thiere ruhte beständig auf ihrem Schooße;

ferner waren zwei junge Engländerinnen mit ihrem Vater bei uns, ein deutscher Baron und ein Graf des heiligen römischen Reichs. Der Rest der Passagiere bestand in Studenten, Schauspielern, Handwerkern, Bauern und Soldaten mit ihren Weibern; ferner aus einer Anzahl von jungen und derben Schönheiten, rund und voll, welche eine Wallfahrt nach dem Wiener Findelhause machten. Ich glaube wahrhaftig, daß man in dieser modernen Arche Noah's ein Pröbchen jeder Abart des germanischen Stammes finden konnte, sowohl was die untern Classen der Gesellschaft, als was die andern betraf.

Ich erwartete mit einem hohen Grade von Ungeduld den Augenblick, daß diese Maschine in Bewegung gesetzt werde. Endlich geschah es langsam und nicht ohne Flüche von Seiten der Schiffleute, die nicht die geschicktesten in ihrer Profession genannt werden konnten. Jetzt bemerkte ich, daß die Bewegung, welche dem Fahrzeuge ertheilt wurde, von sehr breiten Rudern herrührte, deren jedes sechs bis sieben Menschen handhabten, manchmal auch mehr, wobei einige Passagiere, die Studenten insbesondere, als Freiwillige mitwirkten. Die Schnelligkeit des Stromes, der einen Fall von 660 Fuß hat — denn dieß ist der Unterschied des Donaubettes zwischen Ulm und Wien — wirkte auch bedeutend mit.

Unsere Fahrt ging angenehm vor sich, bis der Abend kam, und wir zum Schrecken der ganzen Bemannung zu spät die Entdeckung machten, daß wir gestrandet waren. Umsonst versuchte Jeder durch ganz unzweckmäßige Anstrengungen eine tödtlich lange Stunde hindurch, das Fahrzeug wieder flott zu machen; und als endlich die Helle des Tages mit der Geduld zugleich den Passagieren entschwand, fragten wir den Kapitän, wie weit wir noch von dem Dorfe entfernt wären, das er zum Nachtquartier bestimmt hatte. „Nur einige Meilen," antwortete er gleichgültig, dann aber fügte er hinzu: „Es ist nur eine halbe Stunde Wegs bis zu einem kleinen Weiler, wo man wahrscheinlich alles Nothwendige finden wird." Doch glaubte er uns nicht verbergen zu müssen, daß man die Sümpfe durchzuwaten habe, welche längs dem Ufer des Flusses sich hinziehen. Das waren nun in der That nicht die angenehmsten Aussichten für arme, hungrige Reisende; es blieb uns jedoch keine Wahl, besonders da die Dunkelheit mit großen Schritten näher kam.

Die Studenten und alles Uebrige, was von Deutschen an Bord war, setzten sich bald in Bewegung und verschwanden in den dicken Binsenwäldern, die sich vor unsern Augen ausdehnten; als man aber den jungen Engländerinnen und der kleinen Pariserin den Vorschlag machte, sich dem Abenteuer anzuschließen, so schrien sie laut auf und erklärten ihren festen Entschluß, die Nacht in der Hütte, in ihre Mäntel gewickelt, zuzubringen. Sie gaben jedoch nach, als die Schiffsleute sich anboten, sie durch die Sümpfe zu tragen. Als die Reihe an die Französin kam, bestand sie mit Heftigkeit darauf, ihre beiden geliebten Thiere mitzunehmen. Allein der Schiffmann lehnte sich gegen diese Forderung auf, und es bedurfte meiner ganzen offiziellen Beredtsamkeit als Dollmetscher — ein Amt, das ich angenommen hatte — um

die Dame zu bestimmen, die beiden Gegenstände ihrer grenzenlosen Zuneigung heulend und miauend auf dem Fahrzeuge zurückzulassen.

Nach einer Viertelstunde unseres Marsches durch Binsen und Weiden im tiefen Sumpfe gelangten wir endlich auf festes Land zur großen Zufriedenheit unserer Damen. Eine zweite Vietelstunde brachte uns zu einigen Lichtern, die durch die Nacht leuchteten; es war das Dorf, das uns zum Uebernachten angezeigt worden war. In dem einzigen Wirthshaus im Orte, das, beiläufig gesagt, sehr klein war, erfuhren wir zu unserem Schmerze, daß die vor uns angekommenen Reisenden sich aller Lebensmittel bemächtigt hatten, und nur mit großer Mühe gelang es uns, im Dorfe etwas Brod, Reis und schlechtes Bier zu bekommen. Die Damen nahmen die Betten in Beschlag und wir Männer mußten uns mit unsern Mänteln und etwas Stroh begnügen.

Nachdem wir als Sieger aus so großen Hindernissen hervorgegangen waren, nachdem wir den Strudel und den furchtbaren Schlund, Wirbel, glücklich zurückgelegt hatten, setzten wir unsere Donaureise weiter fort. Wir schwammen stillschweigend auf dem Wasser dahin, als ich plötzlich aus einer kleinen Kapelle, die am Fuß einer Klippe lag, einen Mönch mit strengen Zügen und gigantischen Formen heraustreten sah. Er stieg in ein kleines Boot, auf dem eine blaue Flagge wehte, worauf mit goldenen Buchstaben die deutschen Worte zu lesen waren: „Für die Rettung.“ Indem er näher kam, präsentirte er uns ein kleines Bild des heiligen Nicolaus, des Patrons der Donau. Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, indem ich die guten Leute ihren kleinen Tribut ihrem Beschützer darbringen sah, wobei sie unzählige Mal das Kreuz machten und mit Andacht sprachen: „Gelobt sey Nicolaus und Maria! Wir sind a glücklich hinüber.“

Ich bedauerte aufrichtig, keinen neuen „Saurüssel“ und Strudel zu passiren zu haben, und verwünschte die Schnelligkeit, womit der Strom mich an den köstlichsten Ansichten vorüberführte. Jedoch hatte ich einige Entschädigung durch einen romantischen Effekt, der sich meinen Augen darbot: Das kleine Boot des Mönchs glitt leicht über die Wellen; die majestätische Einfachheit seines mönchischen Gewandes, die Oede, worin wir uns befanden, die Tiefe des Abgrunds, der wilde Charakter der Gegend um uns, das heisere Geschrei der Raubvögel über unsern Köpfen, das sich in Zwischenräumen mit der fernen Schallmey der Hirten vermählte, der Ton der Glocken eines Ochsengespanns, welches ein Schiff stromaufwärts zog, ferner unser eigenes Fahrzeug, die Stille des Wassers, die nur das Brausen des Strudels störte, den wir hinter uns gelassen hatten, das Pfeifen eines Haufens Ottern, die untertauchend sich gegen die Hunde zu schützen suchten, Alles dieses vereinigt, brachte auf der Donau einen ganz eigenen Eindruck hervor, während die schiefen Strahlen der untergehenden Sonne die Gegend

stellenweise durch die tiefen Schluchten der Felsen mit einem Purpurscheine übergossen. — —

2.

Folgendes berichtet der bekannte französische Reisende Nisard über Aachen:

Eine Art Fiaker zu vier Plätzen, der einem preußischen Kutscher gehörte, trägt sich mir an, mich nach Aachen zu bringen. Ich war der vierte in diesem Fiaker. Mit einem englischen Handlungsreisenden, der weder impertinent ist, noch lustig ohne Grund, noch zu vertraulich mit dem Mädchen im Gasthause, noch das erste Wort haben will, noch dem Nachbar durch die Bewegung aller seiner Glieder unbequem wird, Eigenschaften, die ein französischer Commis Voyageur alle besitzt; ferner mit einem jungen Deutschen, der nicht nach der Pfeife riecht, und seine Füße nicht auf die Füße der Nachbarn stellt; endlich mit einem einfachen Färber aus Verviers, einem ehrlichen, intelligenten, höflichen Mann, der zu seiner Reise nach Aachen seinen neuen Ueberrock von drap de Verviers angezogen hat, der mir die Geschichte dieses Ueberrocks erzählt, woran sich die Geschichte des ganzen Handels von Verviers knüpft; eine Wahl von Reisegefährten, wie ich sie mir nicht besser bestellen konnte, vier Männer von vier Nationen, in einen Fiaker zusammengepackt und unter sich durch Höflichkeit und die französische Sprache verbunden.

Von Verviers nach Aachen ist die Straße herrlich. Man folgt zuerst dem Laufe des Vesdre, eines kleinen Flusses, dessen Ufer mit Tuchmanufakturen bedeckt sind und dessen fischreiche Gewässer Maschinen bewegen. Es ist ein Volksvorurtheil in Verviers, daß die Preußen aus Eifersucht einen Theil des kleinen Flusses ableiten, welcher in einem Gränzwalde entspringt. Diese Ableitung findet jedoch nur im Sommer statt, in Uebereinstimmung mit der Sonne, welche zur Hälfte mitverschworen ist. Im Winter tritt der Vesdre aus, und kommt manchmal bis in die Fabriken. Am Ende des Thals steigt man unmerklich mitten durch Weidenplätze, die von Hecken eingezäunt sind, durch Birkenwälder, Haiden und Tannengestrüpp. Wir näherten uns der preußischen Gränze. Bei der Douane werden unsere Pässe visirt und unser Gepäck mit Schonung durchsucht. Einige Schritte von dort kommen wir nach dem ersten preußischen Dorfe. Ein Soldat mit hohem Casket steht vor einem Schilderhaus, schwarz und weiß gestreift, gerade, steif, ganz aus einem Stück, wie sein Schilderhaus. Das Geräusch unseres Fiakers zieht einige junge sonntägige Mädchen an die Fenster und auf die Schwellen der Häuser; sie sind blond, tragen die Haare in Flechten, es sind Margarethen von Faust, denn wer kann den Fuß nach Deutschland setzen, ohne an Margarethen zu denken. Diese hübschen Gesichter, welche der Contrast der so eben verlassenen wallonischen Damen und die poetische Erinnerung

an Faust verschönert, erscheinen uns in einem Augenblicke, wo die Sonne, von Wolken befreit, den weißen Häusern des Dorfes den festlichen Anstrich verleiht, welchen der heilige Sonntag den Leuten ertheilt. Wäre dieses eine Täuschung, wo gäbe es eine anmuthigere, als die uns das Ansehen schöner Mädchen bereitet, welche unter einem lachenden Himmel, in einem blühenden Dorfe Deutschlands, den Reisenden vorbeifahren sehen, um sich für irgend einen verfehlten Spaziergang schadlos zu halten. Eine Stunde von hier gewahrten wir von der Höhe eines Berges in einem breiten Thale, unter einer Anhäufung von schwarzen Regenwolken, Aachen, die alte Stadt Carls des Großen, der Mittelpunkt einer Welt, die sich einen Augenblick durch die Kraft eines Menschen erhielt, das Rom des achten Jahrhunderts, das seinen Cäsar hatte. Seine Kathedrale ähnlich einem Schiffe, dessen Vordertheil eine Kuppel bilden würde, scheint in dem Platzregen, der herunterströmt, der Arche zu gleichen, welche sich schon über den überschwemmten Häusern erhebt und in ihrem Innern den Keim künftiger Geschlechter birgt.

Der Fiaker bringt uns nach dem Hotel des „großen Monarchen.“ Dieß würde selbst in Paris ein Palais genannt werden können. Eine Art von Jäger ohne Säbel empfängt uns, seine Mütze in der Hand, und stellt Bediente zu unsern Befehlen, in gestreiften anliegenden Beinkleidern und runden Jacken, die uns aus dem Wagen helfen, während Livreebediente sich unserer Effekten bemächtigen. Ich lass' es geschehen. Der bon ton will, daß man weder überrascht noch gehindert scheine, wie ein vornehmer Herr behandelt zu werden, sondern daß man wie ein Mensch aussehe, welcher erste Hotels gewohnt ist, und sogar auf Besseres noch vorbereitet war. Dieß was den äußern Schein betrifft. Innerlich ist man bescheidener. Diese ganze Wirthschaft wird viel kosten, sagt man sich mit Schrecken. Ich werde die Gnade des Jägers bezahlen müssen, sein Sprachtalent, denn er hat für jeden Reisenden einen anderen Dialekt; ich werde die anliegenden Pantalons der Domestiken bezahlen; die Treppe, die so breit ist, wie die des Museums; die Gesträuche, welche den Hofraum zieren; kurz, ich werde all' diesen Eifer, all' diese Höflichkeit bezahlen müssen. Ich bin schon einige Thaler für die Ehre schuldig, hergekommen zu seyn, um hier Geld auszugeben. — Unser Reisegefährte, der Färber aus Verviers, bescheidener und solider als wir, war abgestiegen, ohne sich auf den Arm der gestreiften Domestiken zu stützen, hatte seinen Sack genommen und war in eine Herberge gegangen, die dem Zustand seiner Börse entsprechender war. Man führt mich in mein Zimmer. Ich sehe darin eine bescheidene Möblirung und beruhige mich wieder. Ich werde mit der Nacht das wieder einbringen, sagte ich zu mir, was mich der Empfang unter dem Thorwege gekostet haben wird. Das Abendessen wird gut servirt, es ist aber nur mittelmäßig; ich hatte den belgischen Tisch, so gut versehen und von so mäßigem Preis, noch wohl im Gedächtniß. Auch hierüber beruhige ich mich. Man kennt hier die Leute, sagte ich zu mir selbst; man weiß, daß sie lieber in einem berühmten Hotel schlecht essen wollen, als gut in einem be-

scheidenen Wirthshaus. Ich schmeichle mir abermals, daß die wohlfeile Zeche für die schlechte Mahlzeit und das mittelmäßige Lager die theuern Höflichkeiten des Empfangs ausgleichen würden. Die Rechnung am andern Morgen enttäuscht mich. Ich bezahle wie für ein gutes Essen und für ein gutes Lager, und außerdem bezahle ich noch für die Höflichkeiten. Das ist nicht mehr als billig. Die Eitelkeit muß dreimal bezahlt werden.

Der Regen hatte Abends aufgehört. Die Straßen waren vom Winde getrocknet und füllten sich mit Spaziergängern. Lange und schmale Wirthshäuser, in Gestalt von Refectorien, widerhallten von dem Gesang der Trinker, welche in zwei parallel laufenden Reihen an Tischen saßen, und von lustigen Mädchen bedient wurden, die ihnen Bier oder Wein einschenkten. Wie ich so längs den Häusern hinstrich, und durch die Fenster blickte, um die Sitten kennen zu lernen, und so die seltenste fand, nehmlich den Ausdruck des Glücks auf allen Gesichtern verbreitet, wahrscheinlich des Sonntags wegen, da höre ich neben mir einige französische Worte, welche zwei junge Leute herausstottern, die so eben leicht angetrunken aus einem Wirthshause kommen. Ich bleibe natürlich bei diesen Worten der Muttersprache stehen, die so harmonisch in fremdem Lande klingen. Sie bemerken mich und bleiben gleichfalls stehen.

„Was haben Sie uns anzuschauen,“ sagte der Eine zu mir, „wir sind ehrliche Leute.“

„Sie sagen es mir auf französisch, wie sollte ich Ihnen nicht glauben?“

„Sie sind ein Franzose?“

„Gott sey gedankt!“

„Wir sind keine Franzosen, aber wir kennen Frankreich und lieben es.“

Ein Gespräch zwischen mir und dem jüngern der beiden Freunde begann. Der ältere bemeisterte sich und war fester auf den Füßen; er unterstützte seinen Gefährten, welcher im Sprechen hin und her schwankte und alle Leute auf der Straße in das Vertrauen unserer Bekanntschaft zog.

„Ich habe reiche Verwandte,“ sprach er, „kennen Sie Herrn N.“ Er nannte mir einen sehr bekannten Namen in Paris.

„Ja.“

„Nun, das ist mein Verwandter.“

Ich erwähne ihm mehre Details des Hauses, aber ich sehe bald, daß es ein aus der Luft gegriffener Name sey, den er in den Zeitungen gelesen hatte, daß er für mehr, als er ist, gelten will, und daß seine Eitelkeit der Trunkenheit widersteht. Ich ziehe ihn aus der Verlegenheit, indem ich ein anderes Gespräch beginne. Er nimmt mich bei der Hand und sagt:

„Sie kommen mit uns.“

„Ich kann nicht. Meine Geschäfte rufen mich an einen andern Ort.“

„Sonntags gibt's keine Geschäfte. Sie kommen mit uns.“ Und er schien Miene zu machen, mich mit sich fortzuführen. Ich mache

mich los und nehme einen ernsten Ton an. Er sieht mich mit betrübter Miene an.

„Ihre Weigerung beleidigt mich," sagte er. Es schien, als wollte er mich in sein Haus mitnehmen, um mich dort zu behalten, bis er den Verstand zurückbekommen würde, und mir dann zu zeigen, welch' ein Mann er im nüchternen Zustande sey.

Die Unterhaltung wurde belästigend. Die Vorübergehenden versammelten sich schon um uns. Ich machte einige Schritte, er aber lief mir nach und wiederholt: Sie müssen mit mir kommen.

Ich stoße ihn sanft zurück. Bei dem Schein eines Ladens seh' ich Thränen der Schaam aus seinen Augen rollen. Er suchte durch diese Art von Würde, die man bei Trunkenbolden findet, seine entflohene Vernunft zu ersetzen. Sein Freund hatte uns eingeholt und ihn beim Arm genommen.

„Wenn Sie mir diese Gefälligkeit verweigern," sprach er mit Nachdruck, „so werde ich mich an meiner Ehre gekränkt fühlen."

„Und ich," erwiderte ich, „würde es schon längst seyn, wenn man von einem Menschen beleidigt werden könnte, der seiner Sinne nicht mächtig ist." Dann, indem ich mich zu seinem Gefährten wandte, fügte ich hinzu: „Mein Herr, könnten Sie mich nicht gegen die Zudringlichkeiten Ihres Freundes schützen?"

Er machte mir eine kurze Entschuldigung und schleppte ihn, indem er ihn um den Körper nahm, mit sich fort, während der Andere wie Cassio in Othello immerwährend „Meine Ehre! meine Ehre!" schrie. Ich beschleunigte meinen Schritt, und entzog mich diesem gastfreundlichen Anerbieten, das eben so burlesk als rührend war. Dieser junge Mensch hatte ein offenes, sanftes Gesicht; er war gut gekleidet, obgleich mit deutscher Nachläßigkeit. Er sprach angenehm französisch und mit einem liebenswürdigen Tone. Er hatte sich beim Rheinweintrinken vergessen. Er rief mir die Studenten Hoffmann's in's Gedächtniß, eine Mischung von zartem Ehrgefühl und von Grobheit, von Biederkeit und ungeschickten Sitten.

Ich war in einem Lauf von der obern Stadt in die untere gekommen, wo sich das Theater und das Etablissement der Trinkquelle befinden, zwei Monumente aus neuester Zeit, von denen besonders das zweite, welches einen Tempel in Gestalt einer Rotunde darstellt, einen guten Eindruck macht. Das Wasser dieser Quelle kommt aus der Kaiserquelle, die erste und schwefelhaltigste der Stadt. Es wird unter der Erde fortgeleitet und soll durch altrömisches Mauerwerk fließen, und kommt dann in rauchenden Strahlen zu Tage in der Tiefe eines Kellers, zu dem auf doppelten Treppen die Rheumatischen aller Länder gelangen, um es aus vollen Gläsern zu trinken. Vor dieser Rotunde ist ein Platz, der ganz kürzlich mit Bäumen bepflanzt wurde. Hier war es, wo ich der seltsamsten Begegnung in den Straßen der obern Stadt gedachte, und einige Zeit hindurch einem jungen preußischen Pärchen folgte, Verliebte dem Anschein nach oder Eheleute in den Flitterwochen, die mit halben Stimmen und vieler Zärtlichkeit mit einander sprachen. Die schwachen Lichter aus den benachbarten Häu-

fern, die sich auf ihren Gestalten brachen, ließen mich kaum den flüchtigen und anmuthigen Gang der jungen Frau erkennen; ein Sinnbild des Lebens, in jenen kurzen Stunden der Liebe und des keuschen Besitzes, wo man kaum die Erde berührt und gleich Schatten durch die Menschen hindurch schlüpft. Sie waren so vertieft in ihrem süßen Geschwätz, nur von langen Blicken unterbrochen, daß sie meinen schweren Schritt nicht vernahmen, der hinter ihnen her erschallte. Ich hörte um so ruhiger zu, als ich kein Deutsch verstand und daher nichts verrathen konnte. Aber man hätte dennoch ihre ganze Unterhaltung erspähen können, die sie jeden Augenblick wiederholten, die sie gegen einander austauschten oder zugleich gebrauchten, du, isch, (toi, moi) zwei Worte, die in solchen günstigen Stunden nur eines machen. Ich vernahm auch, aber seltener, das Wort der Einwilligung ia (oui) so süß und schmeichlerisch in dem Munde der jungen Deutschen, das Sinnbild der Bestimmung der Weiber, nämlich, einzuwilligen. Es war das erste Mal, daß dieses ia mein Ohr schmeichelte, worin noch jenes wiederklang, das ich so oft als Kind von den Deutschen beider Invasionen blöcken gehört hatte, indem ihr Mund, um es herauszulassen, sich bis zu den Ohren zu öffnen pflegte. Aber das Unglück wollte, daß ich mit dem Fuß in eine Pfütze trat, welche der Wind nicht aufgetrocknet hatte; sie hörten mich, und ohne sich umzublicken, gaben sie sich durch einen Druck des Armes ein Zeichen, beschleunigten den Schritt und verschwanden unter den Bäumen. Ich blieb nachdenkend stehen und wünschte ihnen innerlich die Unschuld, welche die Liebe erhält, und die Ordnung, welche sie heiligt; jene beiden Kasten von Cedernholz, wo das, was des Menschen Heiligstes ist, vor den Würmern bewahrt wird.

Es bleibt ein milder Duft auf dem Wege einer geliebten Frau zurück; ein Duft, den Milton aus dem Kelch der Blumen entstehen läßt, welche die Wiege der Welt ausschmücken.



Feuilleton.

Literatur in der Türkei.

In Constantinopel sind folgende Werke in der kaiserlichen Druckerei erschienen und schnell vergriffen:

1) Traité sur la difference des synonymes par le defunt Jomail Haki Effendi.

2) Traité grammatical par Eskidji Zadi, eine türkisch-französische Grammatik.

Musik.

An die Stelle des verstorbenen Reicha ist einer seiner ausgezeichnetsten Schüler, Colet, als sein Nachfolger in der Professur der Harmonie und des Contrapunkts von Cherubini ernannt worden.

Theater.

Der Direktor des Gymnase-Theaters hat eine Medaille schlagen lassen als Belohnung für die Schauspieler, welche in der Posse „le Gamin de Paris“ spielen. Die Medaillen für Bouffet und Ferville sind von Gold, die für die Andern von Silber. Auf dem Rande liest man: Theatre du gymnase dramatique. Auf der einen Seite steht in der Mitte der Name des Schauspielers und auf der andern: Le Gamin de Paris. Première représentation le 30. Janvier, 100e. le 22. mai 1836. Dieser Fall ist sowohl des Successes als der Belohnung wegen anzuführen.

— Die Pariser Theater sind in diesem Augenblick durch Urlaubs-Ertheilungen um ihre bedeutendsten Künstler gebracht. Levasseur, Nourrit und Demoiselle Falcon von der großen Oper, Chollet von der komischen, Ligier, Monrose, Volnys, Madame Dorval und Demoiselle Plessis vom Theater français, Vernet von den Varietés und Achard vom Palais royal reisen nach den Departements.

— Eine neue große Zauberposse unter dem Titel „Colibri“ von den geschickten und beliebten Autoren Brazier und Carmouche wird in dem Theater St. Antoine einstudirt. Die Schauspieler sind mit ihren Rollen sehr zufrieden; die Damen werden als Hänflinge, Meisen, Turteltauben und Nachtigallen erscheinen.

Opern in Italien.

In diesem Augenblicke bilden sich verschiedene Gesellschaften in Italien, um die Departementsstädte Frankreichs zu bereisen.

— In Rom wird nächstens eine neue Oper von dem Maestro Genoves in die Scene gehen, betitelt die Einnahme von Lepanto. Coletti und Madame Ronzi werden darin die Haupt-Partien singen. — Porto und Madame Tacchinardi-Persiani haben in Bologna sehr gefallen in dem neuen Werke Danao re d'Argo von Persiani, der mehrmals gerufen wurde. — In Venedig machte eine neue Composition im Theater San Benedetto von Fondoni wenig Glück; nur der Buffo Cambiaggio gefiel darin. Er hatte zugleich das Buch gemacht, welches den Titel Il Terno al Lotto führt. In vielen Städten erhielt die Cenerentola von Rossini noch immer großen Beifall. Tolosoni in Venedig gefiel als Prinz, die Albertazzi in Turin als Cenerentola, die von Donzelli, Zuccoli und Botticelli herrlich unterstützt wurde. Als die Cenerentola das erste Mal im Theater Valle zu Rom aufgeführt wurde, pfiff man sie aus; während der Poet und der Impressario seufzten und jammerten, saß der Maestro ganz ruhig im Kaffeehause bei seiner Tasse und sprach lächelnd: „Laßt sie nur pfeifen; ich verspreche Euch, daß die Cenerentola in einigen Jahren die Reise um die alte und neue Welt machen wird.“ Das Jahr war noch nicht verflossen, und die neue Partitur von Rossini hatte bereits in Paris, London, Madrid, Wien, Rio Janeiro, Havannah und Kahira ihre Freunde gefunden. — Demoiselle Judith Grisi gibt die Norma in Reggio; Copolla's Nina singt Mad. Gabussi in Pisa, und wird dafür mit Blumen überschüttet; Donizetti's Gemma di Vergy, von Mad. Ronzi gesungen, entzückt Rom; Dem. Ferlotti und eine schwache Gesellschaft geben Anna Bolena in Piacenza; der Pirat soll mit dem Tenor Tolosani und Madame Strepponi in Venedig in die Scene gehen; das Theater von Siena zählt unter seinen ersten Mitgliedern diesen Sommer den Buffo Santarelli und die Primadonna Staccabarozzi. Die Directionen der Theater von Bologna, Venedig, Florenz und Sinigaglia hat Alexander Lanari übernommen.

Diese Notizen verdanken wir dem Director der Pariser Oper, Herrn Severini, der vor Kurzem eine Reise durch Italien machte, um Sänger zu engagiren.

Concerte in London.

Im Philharmonic fand das vierte Concert am 11. April statt. Es wurde mit Spohr's trefflicher Sinfonie in D eröffnet, welche ausdrücklich für diese Gesellschaft componirt worden ist. Herr Balfe sang „Pace ardenti“ aus Euryanthe; abermals eine unverständige Wahl. Herr Balfe sang angenehm, wie er immer singt, aber das Orchester begleitete ihn fortissimo. Diese Art der Begleitung ist eine wahre Schande für die erste musikalische Gesellschaft in Europa *). Alfred Shaw trug eine ergötzliche Arie mit Begleitung der Clarane vor, über welches Instrument wir später eine ausführliche Beschreibung liefern werden. Dann folgte ein Trio von Corelli für zwei Violoncelle und Contrebaß.

Das fünfte Concert begann mit einer Sinfonie von Bachner, welche zum ersten Male gegeben wurde, aber besser gar nicht hätte gegeben werden sollen. Es ist nicht mehr, als ein Amalgam von Ouverturen zu Melodramen und Pantomimen, das die Ehre nicht verdiente, im Philharmonic aufgeführt zu werden. Der Hauptanziehungspunkt des Abends war ein Violin-Conzert von Lipinsky, dem berühmten polnischen Violinisten. Die Composition dieses Mannes ist unbedeutend, sein Spiel aber voll Wärme und Poesie. Sein Ton ist weich und von ganz besonderer Art; es klingt, als ob ein Dämpfer auf dem Instrument wäre. Die mechanische Ausführung ist großartig und das Ganze vollkommen in Harmonie; aber Lipinsky kann an Kraft und Feuer nie mit unserem Lieblinge Beriot rivalisiren. In diesem Conzerte sang Miß Birch noch Cherubini's „Ave Maria“ und Mrs. Bishop Beethovens „Ah perfido.“

Italo Augusto Sagrinis Conzert. Bis jetzt war Italo Sagrini nur als Guitarrespieler bekannt, aber in diesem Conzerte trat er zum ersten Male als Pianist auf. Er ist jetzt dreizehn Jahre alt und seine Fortschritte in den letzten zwei Jahren sind ganz außerordentlich. Er spielte auf der Guitarre ein Duett mit seinem Vater und eine Polacca allein, wobei er große Geschicklichkeit auf diesem schwierigen und undankbaren Instrumente entwickelte; aber seine Hauptfähigkeit trat in einem großen

*) Unsere Leser mögen sowohl hier, als namentlich weiter unten, wo das Urtheil so weit von dem der Wiener Kunstrichter sich unterscheidet, nicht vergessen, daß diese Bemerkungen einem Engländer angehören.

Concerte auf dem Piano von Hummel hervor, das er mit Energie und Effekt vortrug. An demselben Abend spielte Madame Filipowitz ein Violin-Conzert, und das Publikum hatte noch das Vergnügen, ein Duett von Brizzi und Gubilei vortragen zu hören.

Herrn Henry J. Banistens Concert. Das war eines von den schönen klassischen Concerten, an denen das Publikum Geschmack zu gewinnen beginnt. Onslows Quintett in A minor ging vortrefflich, ebenso Corellis Trio. Mrs. Shaw trug eine Arie von Haydn vor.

Quartett-Concerte von den Herren Blagrove, Gattir, Dando und Lucas. Diese vier Männer haben einen Triumph gefeiert, den man bis jetzt in diesem Lande für unmöglich hielt. Sie haben Beethovens Quartette vollkommen verstanden und ausgeführt, und mit aller Poesie dieser Stücke verständlich gemacht, daß sie durch ihre Tondarstelluug, klar, einfach, pathetisch und gefühlvoll erschienen. Wenn wir uns des Ausdruckes „einfach" bedienen, so wollen wir damit andeuten, die complicirtesten Harmonien seyen so korrekt gegeben worden, daß sie gleichsam ohne alle Anstrengung hinflossen. Herr Mori versuchte nur einen Theil von einem der klassischen Concerte, und es mißlang ihm. Die jungen Professoren haben über die alten den Triumph davon getragen, und Herr Mori, der so lange die Palme als brittischer Violinist besessen hat, wird genöthigt seyn, der Gewalt zu weichen, die der junge Belagerer jetzt an sich zieht, weil diesem die Natur etwas mehr verliehen hat, als die mechanische Fertigkeit; sie hat den Mantel des Genie um ihn geschlagen, dessen würdiger Träger er ist.

Pariser Moden.

Beim letzten Tivolifeste zu Paris war die Mode ausgezeichnet elegant; Alles war in Blumen und heitern Farben. Da bei diesem Feste sowohl Promenade als Tanz vereinigt waren, so konnte man das Ausgezeichnetste der halben wie der ganzen Toilette dort bewundern.

Ein Kleid von weißem Moussclin, durchaus gestickt, mit einem Unterkleide von gelbem Tafft, und ein eben solches Band durch den Saum gezogen, hatte weite Aermel bis zum Ellenbogen, die unter demselben anliegend wurden. Der Gürtel fiel lang herab. Dazu ein Reisstrohhut mit feuerfarbenem Sammet, weit aus dem Gesichte gesetzt, und in den Haaren eine ungeheure Moosrose. Die Schuhe von schwarzem Gros de Naples, aprikosenfarbene Handschuhe, ein gesticktes Schnupftuch mit Spitzen, ein Schirm von Rosenholz und ein langes Sammtband um den Hals, an welchem die Lorgnette hing. Dies waren die Requisiten dieser schönen Toilette. — Eine junge Dame trug ein Kleid von Tissu Memphis, mit Blumen auf grauem Grunde, der sehr weite Rock mit Sammt besetzt; ein Fichu von Spitzen, auf die Brust hinabgehend, wurde von einer grünen Bandschleife gehalten. Der Hut war von italienischem Stroh mit dunkelblauen Sammtbändern und einem Bouquet von Kornblumen. Hiezu ein Mantelet von schwarzem Tafft, mit einer prächtigen Spitze besetzt, Kamaschen von Pou de Soie, schwedische Handschuhe und ein kleines Armband an der linken Hand. — Ein andere Dame trug ein einfach weißes Mousselinkleid mit einem hohen Volant, von gleichem Zeuge besetzt; Leib und Aermel waren unter einem Mantelet von einfachem Mousselin versteckt, der mit einem weißen Atlasband besetzt war, doch so, daß die glänzende Seite des Bandes durch den Mousselin durchschimmerte; hieran schloß sich eine prächtige Spitze. Den Reisstrohhut zierte ein Zweig weißer Johannisbeeren. Die Schuhe waren von dunkelgrüner Seide, die Handschuhe nankinfarbig, der Schirm grün. — Eine dritte Dame trug einen Ueberrock von façonirtem Gros de Naples, darüber einen Kragen von gesticktem Mousselin, mit Spitzen besetzt; unten waren die Aermel platt und bildeten oben eine Puffe, die auf den Ellenbogen herabfiel. Der italienische Strohhut mit dunkelgrünem Bande und einem Strauß von Feldblumen. — Man bemerkte auch eine Dame im einfachen Mousselinkleide, das mit zwei Reihen Puffen von Mousselin besetzt war. Diese waren aber so ungeheuer groß, daß sie sich eher für ein Ballcostume geeignet haben würden. — Noch bemerkte man ein Kleid von getürfeltem Tüll mit Aermeln, die unter der Schulter mit einem rosafarbenen Tafftbande zusammengezogen wurden. Hiezu einen Capothut von weißem Gros de Naples, eben solche Schuhe und fast weiße Handschuhe. — Im Ganzen darf man behaupten, daß die schwarzen Mantelets, obgleich sie viel getragen werden, doch nicht denen von Mousselin gleichzustellen sind. Die Strohhüte mit Sammtbändern konnten anfänglich für sehr ausgezeichnet gelten, doch sind sie schon allgemein geworden. Die Volants sah man häufig, sowohl auf Zitz- wie auf Mousselinkleidern. (Psyché.)

Londoner Moden im Monat Mai.

Morgen-Anzug. Redingote von Lila Atlas; ein doppelt fallender Aermel, am Ellbogen eng; Kragen von französischem Battist; Hut von grünem Atlas, mit Blonden verziert.

Abend-Anzug. Von bernsteinfarbiger Seide mit lichtbraunen Blumen, Aermel, Leib- und Kopfbedeckung nach der Mode zur Zeit Karl II., Halsband und Armspangen von Amethysten und Gold.

Bei dem Negligé gibt man Brillantine, einem sehr leichten mit Seide quadrillirten Stoffe aus Kaschemir-Wolle, den Vorzug. Man sieht auch wohl gestreifte und andere Zeuge, keiner aber kommt dem eben erwähnten an Schönheit und Neuheit nahe. Verschiedene gedruckte Jaconet-Mousseline in neuen, sehr hübschen Mustern sind erschienen; man glaubt, daß große Nachfrage nach diesem Stoffe für Hauskleider geschehen wird, indessen ist es noch zu frühe, um mit Gewißheit über diesen Gegenstand sprechen zu können. Peau de poule von Seide und Wolle zusammengesetzt, ist mit Zeichnungen versehen und quadrillirt, mit Blumen in den Vierecken. Foulards bazinés sind gedruckte Seidenzeuge mit neuen, sehr schön in das Auge fallenden Mustern. Hindostan und Memphis bestehen in einer Mischung von Seide und Wolle; der erstere ist façonirt und quadrillirt mit Blumen in den Vierecken; der letztere glatt. Es gibt auch verschiedene zugleich gestreifte und façonnirte Fantasie-Seidenzeuge. Unter den Abendanzugstoffen bemerken wir eine besonders reiche Art von Seide, der man den Namen Velouté (sammetartig) gegeben hat; wie velouté Arnanda, de la Juive, guirlandes et bouquets und clochette, diese letztere ist façonirt.

Pelze (Pelisses) genießen entschieden die Gunst für Promenaden-Anzüge; sie bestehen aus glatten reichen Seidenstoffen, wie Pou de soie oder Gros dété, und sind mit demselben Stoffe verziert, entweder festonirt oder mit schmalen Rollen. Viele sind an den Seiten hinab mit Schleifen geschlossen, die man auch wohl anbringt, um die Pelerine an den Hüften und am Leibe zu befestigen. Zuweilen ist der Aermel in drei Bauschen von geringerer Ausdehnung abgetheilt, und die Trennung ist mit einer Schleife zwischen jeder Bausche bezeichnet.

Bei Pelzen zur Halbtoilette ist die Pelerine auf der Brust offen, und in der Regel vorn nicht so tief als hinten; aber sowohl bei der Halbtoilette als beim Negligé ist die Pelerine enger, als im vorigen Jahre. Die Aermel der Pelze haben im Umfange merklich abgenommen, obgleich nicht so sehr, als bei den Roben. Bei den Säumen ist keine Veränderung in der ungeheuern Weite und Länge vorgegangen.

Gezogene Hüte sind immer noch an der Tagesordnung bei Morgenanzügen. Die Frühlingsstoffe für Hüte sind Pou de soie, Reisstroh und italienisches Stroh. Die langen Ränder, welche in der letzten Saison so sehr in der Mode waren, scheinen sich abermals hervorzuthun, nur etwas tiefer, und gehörig weit, damit man sie inwendig mit Blumen und Bändern ausschmücken kann. Als eine schöne Neuigkeit dieser Art führen wir Bandschleifen an, welche zwei Büschel mit langen Enden auf jeder Seite bilden, die unter dem Rande des Hutes an den Wangen herabfallen. Viele Hüte von italienischem oder Reisstroh sind mit weißen Federn und Bändern verziert. Einige von den schönsten Halbtoilettehüten sind von Reisstroh, wobei der Rand tief auf die Wangen hereingeht und die Krone weit vorgedrückt ist. Einige sind mit weißer Tulle besetzt und mit Bändern ausgeputzt. Andere sind mit rosa oder blauem Flor besetzt und mit Bändern in der Farbe des Besatzes auf weißem Grunde ausgeputzt; das Innere ist mit gepufftem Band auf eine ganz neue Weise besetzt, wobei jede Puffe aus fünf oder sechs Schleifen besteht, die zusammen eine Rose bilden. Einige von diesen Verzierungen sind mit Enden versehen, welche auf die Wangen herabfallen. Seidene Roben werden wenigstens beim Halbanzug diesen Monat hindurch in der Mode bleiben, wir sehen verschiedene Gros de Naples Roben in zwei Schattirungen von Braun gestreift; andere in Rohseide-Grund, in kleinen schwarzen und weißen Mustern figurirt; andere sind von grauem Pou de soie sowohl glatt als figurirt. Man trägt zum Theil auch noch Mousselin-Roben; die neuesten haben einen Corsage à l'enfant (Kinderleib). Das ist keine Neuigkeit, sondern eine wiederbelebte Mode, indessen besteht hierin die einzige Veränderung in Kleiderleibchen, in anderer Beziehung bleiben sie wie sie gewesen sind, nur daß sie, da die Aermel am obern Theil beinahe alle gespannt gemacht werden, nicht mehr ganz so viel an der Schulter herabfallen, und, wo man Pelerine trägt, sind sie nicht so weit auf der Schulter, noch ist die Verzierung darauf so umfangreich.

Schärpen von schwarzem Pou de soie, mit Spitzen verziert, fangen an, sehr allgemein zu werden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie sich während der ganzen Saison halten. Man zieht die Spitzen mit antiken Mustern vor, besonders die mit doppeltem Grunde. Es läßt sich voraussetzen, daß die Mode mit gestickten Canezous, Mäntelchen, Pelerinen u. s. w. so allgemein seyn wird, als im vorigen Jahre. Es ist auch viel Grund vorhanden, anzunehmen, daß weiße in vollen Mustern gestickte Mousseline-Roben sehr gesucht seyn werden. Bandschärpen werden sich in der Gunst erhalten: wir führen dabei als die neueste und schönste die irische Schärpe an, in welcher sich sieben und fünfzig Schattirungen verschiedener Farben sichtbar machen.

Man erwartete, daß Turbane als Abend-Anzug bevorzugt bleiben werde; zwei neue Stoffe Tul-Sylphide und Tul-Danae sind so eben hiefür erschienen. Man hat bereits einige Abendanzug-Hüte von weißem oder rosa Flor gesehen, verziert mit Zweigen von Moosrosen oder bengalischem Holunder. Weiß wird für die Hüte entschieden in der Mode seyn.

(Court-Magazine.)

Rauch's Atelier.

Herr Professor Rauch hat das lebensgroße Modell einer Danaiden-Statue vollendet, die er für den Kaiser von Rußland in Marmor ausführen wird. Es ist eine nackte weibliche Gestalt, den rechten Fuß, über den ein Gewand geworfen ist, auf einen Stein stützend, mit den Händen den Krug haltend, welchen sie auszugießen scheint. Der Oberleib ist nach vorn geneigt, das Gesicht hat den Ausdruck eines leise brütenden Schmerzes. Diese Stellung, der einfachen Handlung angemessen, hat dem Künstler Gelegenheit zur reizvollen Entfaltung zarter Körperformen gegeben. Auf jedem Standpunkte bietet sich dem Beschauer ein eigenthümliches und doch in sich vollkommen harmonisches Bild. Die ganze Gestalt trägt den Charakter einer ausgebildeten Jugend. Es ist die Gränze zwischen Jungfrau und Weib, die schönste Fülle und zugleich die edelste Reinheit, Zucht und jugendliche Kraft in den Formen der Glieder. Unvergleichlich schön ist die Partie des Rückens, dessen zarte Wölbung immer wieder den Blick auf sich zurückzieht.

(Museum.)

Frauen-Emancipation.

Seit die St. Simonisten mit ihren Losungsworten »freie Frau, Emancipation des Weibes, Wiedereinsetzung in ihre Rechte« diese Frage angeregt haben, wird sie hie und da noch vielfach vernommen, obgleich man von anderer Seite nichts davon zu begreifen scheint, und sich verwundert zuruft: „Verstehen Sie das!« Und in der That verstehen die Wenigsten etwas davon. Schwitzen denn die armen Ehemänner nicht Blut und Wasser und mühen sich ab: Dieser Stiefel zu besohlen, Jener den Acker oder die Literatur zu bebauen; hier Einer Zähne auszuziehen oder Schnell-Zündhölzchen zu fabriziren, dort Pfeifenspitzen oder Witze zu drechseln, und Alles, um den Frauen bald einen Hut oder eine Haube, einen Shawl oder ein Kleid zu verschaffen? Und da sollten sie nicht fragen: „Was bedeutet das Geschrei: Frauen-Emancipation?« Um des Himmels willen, meine schönen Damen (ich sage hier, schöne Damen, blos aus Galanterie, denn die meisten, die von Emancipation sprechen, sind weder Galatheen, noch Schönheits-Göttinnen,) was verlangen Sie? was wollen Sie ertrotzen? was steht Ihnen im Wege, eine so hohe Stufe zu erreichen, als Ihnen nur immer möglich ist? Hat sich irgend Jemand der Frau von Staël in den Weg gestellt, als sie ihren Weg zum Ruhme einschlug? Haben die Buchhändler es verweigert, ihre Corinna zu drucken? Werden die Stücke der Madame Birch-Pfeiffer nicht mit Beifall aufgeführt? Hat Frau von Weissenthurn nicht längst das halbe Hundert voll gemacht? Zieren die Werke einer Schoppenhauer nicht jede Bibliothek? Und läßt die Gräfin Hahn-Hahn nicht Gedichte auf Gedichte folgen? Haben die Damen nicht ihre Repräsentantinnen in allen Künsten? Wer nennt die Malerinnen alle seit Angelika Kaufmann? Und in der Musik ist es da wohl noch nöthig, Namen anzuführen? Das Theater hat seine Künstlerinnen, die eben so groß sind, als seine Künstler. Die Modezeitung der Madame Schoppe in Hamburg muß man freilich nicht anführen wollen, eben so wenig wie die vielen Geschichtchen und Verschen so mancher schriftstellernden Dame. Diese theilen jedoch dasselbe Loos mit manchem schriftstellernden Herrn, der eben so wenig Leser findet. Vor allen Dingen, meine Damen, zeigen Sie Geist und Kenntnisse, und dann seyen Sie überzeugt, daß wir Sie zuerst anerkennen werden; sonst beschränken Sie sich darauf nur Herzen zu erobern und sich anbeten und vergöttern zu lassen.

und beneiden Sie uns nicht um unsern kleinen Vorzug, der in der That keiner ist: im Schweiße des Angesichts unser Brod verdienen zu müssen und beim Bürger-Militär eine Charge zu bekleiden.

Die Kirche in Montrouge.

Die große Mehrzahl der Bewohner von Montrouge (eine kleine Stunde von Paris) sind Arbeiter, die die Bausteine für Paris aus den rings um das Dorf liegenden Steingruben herausfördern und sie behauen; ein kraftiges, oft aber auch sehr träges, wüstes Völkchen, das im Schatten der Pariser Cultur hinlänglich von deren Lastern und Schlechtigkeiten mitbekommen hat. Zu diesen Arbeitern ging der Abbe Auzou, ein Apostel der neuen französisch-katholischen Kirche, und unterhielt sich mit ihnen über ihre Verhältnisse, ihre Lage und ihre Bedürfnisse. Bald wurde er bekannter, und kündigte ihnen nun an, daß er am nächsten Sonntag in der Ebene von Montrouge unter freiem Himmel predigen und Gottesdienst halten werde. Der Reiz der Neuheit eines solchen Schauspieles trieb ihm ein zahlreiches Auditorium zusammen, und seine Beredsamkeit wußte die Mehrzahl desselben an sich zu fesseln. Am nächsten Sonntage kam er wieder, und so predigte er mehre Wochen hinter einander, bis endlich schlechtes Wetter ihn und seine Zuhörer zwang, das begonnene Werk der Christenlehre auszusetzen. Am folgenden Sonntage war wieder gutes Wetter, und die improvisirte Gemeinde und ihr improvisirter Hirte versammelten sich wie gewöhnlich. Am Ende der Predigt sprach der Abbe vom schlechten Wetter: „Seht, ihr lieben Freunde! unser Gottesdienst geht gut und wohl so lange das Wetter uns günstig. Aber der Herbst ist bereits weit vorgerückt, der Winter vor der Thür, und dann ist es mit dem Dienste im Freien zu Ende. Wie wäre es, wenn wir eine Kirche bauten? Ihr erstaunt über meinen Vorschlag; denn ihr seyd arm und ich bin nicht reicher. Aber das soll uns nicht abhalten, eine Kirche aus Nichts zu bauen, wenn Ihr guten Willens seyd. Ihr gebt jeden Sonntag Euern Sous zur Unterstützung der Armen, und es ist das jedenfalls sehr lobenswerth. Aber wie, wenn Ihr anstatt des Sous ein Paar Sonntage Jeder einen kleinen oder großen Baustein mitbrächtet? Haben wir erst die Steine, so wird das Andere sich schon finden!" Wie gesagt, so gethan. Am nächsten und den nächstfolgenden Sonntagen trug jeder Zuhörer des Abbes sein Almosen auf den Schultern herbei, und legte es neben den aus ein Paar Brettern zusammengeschlagenen Altar nieder. Drei, vier Wochen reichten hin, um die nöthigen Steine aufzutreiben. Dann sagte der Prediger wieder am Ende seines Gottesdienstes: „So hätten wir also, wovon wir eine Kirche bauen. Der Gemeindevorstand hat auch sein Scherflein beigetragen, und uns einen Morgen Landes geschenkt. Es fehlt also nur, daß wir jetzt an den Bau selbst gehen. Es gibt sicher Maurer und Zimmerer genug unter Euch. Die bitte ich, von Morgen an täglich eine Stunde vor oder nach ihrem Tagewerke dem Kirchenbaue zu schenken, und mir zu sagen, welche Stunde sie arbeiten wollen." Es fehlt nie an Händen, wenn man ernstlich Etwas will, und wieder wie gesagt, so gethan. Die Maurer und Zimmerer wurden eingeschrieben und lösten sich einander ab. Der Kirchenbau begann und das Haus erhob sich allmählig, und als es stand, kamen die Dachdecker und Tischler, und lösten die Maurer und Zimmerer ab, und endlich kamen auch die Schmiede an die Reihe. Und ehe der Winter das Predigen unter freiem Himmel unmöglich machte, stand jene kleine niedliche Kirche in Montrouge fix und fertig da. Sie wurde aus Nichts geschaffen, wie der Herr die Welt erschuf; denn ein einiger Wille gebot, und wo der Geist gebietet, gehorcht die Masse. Nehmt Euch eine Lehre daran! O, wenn die Menschen wüßten, wie stark sie sind, was sie Alles können, wenn sie erst wollen gemeinsam handeln, und Jeder sein Scherflein beiträgt! Die Kirche in Montrouge — seht sie Euch an, Ihr Reisenden! — gibt ganz andere Lehren, als das Pantheon, wo die großen Männer sich des Beiwortes schämen, das man ihnen aufgedrungen. Und wenn erst die Fabel und die Moral von diesem Kirchlein, das der Wille aus Nichts erschuf, begriffen ist, dann fängt das goldene Zeitalter der Welt an.

(Aus dem Tagebuch eines Müßigen.)

William Godwin und seine Familie.

Vor Kurzem starb dieser glänzende Schriftsteller, dieser feine Dialektiker, dieser kühne Philosoph, dessen Leben in beständiger Opposition zu seinen Schriften stand.

William Godwin wurde zu Wisbach in der Grafschaft Cambridge den 3. März 1756 geboren. Er wurde in dem Collegium der Dissidenten zu Horton erzogen, und als er 1778 als Mitglied der Kirche der Nicht-Conformisten aufgenommen war, fing er in Stowmarket in der Grafschaft Suffolk zu predigen an. 1783 verließ er die Kanzel und ging nach London, wo er historische Skizzen herausgab. Dieses Werk erhielt wenig Beifall und erst im Jahre 1793 ließ sein Verfasser „die politische Gerechtigkeit“ folgen, ein Werk, das zum Zweck hat, zu beweisen, die Tugend bestehe nur darin, das Glück der Gesellschaft zu machen. Hier entfaltete er zum ersten Mal jenen kräftigen Styl, jene Stärke der Anschauung und jenen Bilderreichthum, worin eigentlich das Charakteristische seines Talents bestand. Der Zeitpunkt war glücklich gewählt für ein Buch, dessen Verfasser sich bemühte, zu beweisen, daß die Einsetzung der Ehe eben so schädlich als abgeschmackt sey. Es erhielt auch in der That einen ungeheuern Beifall in den untern Klassen der Gesellschaft, welche bereits von den Grundsätzen der französischen Revolution angesteckt waren, während alle Personen, welche zur anglikanischen Kirche hielten, es laut verwarfen. Godwin selbst sah indeß ein, daß er zu weit gegangen war, denn in der dritten Auflage, welche 1797 erschien, machte er einige Aenderungen, jedoch kamen sie ihm nicht vom Herzen, wie wir sogleich sehen werden.

Drei Jahre früher hatte Godwin einen Roman herausgegeben: Caleb Williams, sein Meisterstück. Später heirathete er Miß Wolstonecraft, deren Memoiren er herausgab. Diese Ehe war einer der charakteristischsten Züge seines Lebens. Mary Wolstonecraft war den 27. April 1759 geboren. In ihrer Kindheit war sie unglücklich; denn ihr Vater, ein Mann von sehr heftigem Temperamente, mißhandelte sie unaufhörlich. Nach dem Tode ihrer Mutter hatte sie eine Pension für Mädchen in der Gegend von London errichtet. In diesen Verhältnissen machte sie Bekanntschaft mit dem berühmten Doctor Price, der sie beredete, der anglikanischen Kirche zu entsagen, und zu der Lehre der Dissidenten überzugehen. Hierauf begleitete sie eine Freundin nach Lissabon und erhielt bei ihrer Rückkunft in England die Stelle einer Erzieherin der Töchter des Lord Kingsborough. Bald jedoch legte sie ihre Stelle nieder, um sich der Schriftstellerei zu widmen, von welcher sie sich ein unabhängiges Leben versprach. Ihr berühmtestes Werk war „das Recht der Frauen,“ worin sie auf eine beredte, aber zugleich bizarre Weise für die Frauen alle Rechte der Männer in Anspruch nahm. Zu dieser Zeit lernte sie den Maler Fuessli kennen, und verliebte sich in ihn, obgleich er verheirathet war. Sie floh nach Paris, um ihre Leidenschaft für ihn zu bekämpfen, und kam daselbst im December 1792 an. Hier machte ihr ein Amerikaner Imlay Heirathsanträge, die sie aber wegen Familienverhältnisse nicht annahm. Sie willigte jedoch darein, bei ihm zu leben und ihn nach Amerika zu begleiten, so bald es die Umstände gestatten würden. Sie gebar 1794 ein Kind, worauf sie in Imlay's Benehmen gegen sich eine große Veränderung wahrnahm. Sie ging mit ihm nach London zurück, wo sie sich das Leben nehmen wollte. Hierauf aber sehnte sie sich wieder mit ihrem Geliebten aus und begleitete ihn nach Norwegen, wo er Schuldforderungen einzutreiben hatte. Während dieser Zeit knüpfte jedoch Imlay andere Verbindungen an. Miß Wolstonecraft gerieth darüber in Verzweiflung und stürzte sich bei ihrer Zurückkunft in London wirklich in die Themse. Sie wurde gerettet und versuchte alles Mögliche, um sich mit Imlay wieder zu verbinden. Da ihr dieses nicht gelingen wollte, zog sie sich in die Grafschaft Burks zurück. Dessen ungeachtet erschien sie kurze Zeit darauf wieder in der Gegend von London, wo sie mit Godwin auf vertrautem Fuße lebte. Obgleich dieser gegen die Ehe gestimmt war, so glaubte er doch sich den Ansichten der Welt unterwerfen zu müssen und heirathete eine Frau, die durch ihre Schriften und ihren Wandel genugsam ihre Meinungen an den Tag gelegt hatte. Seine Gattin lebte jedoch nicht lange mehr; sie starb im Wochenbette den 10. September 1797. Godwin, der ihre Memoiren herausgab, hielt ihrem etwas stark gefährdeten Rufe eine lobende Standrede darin. Vier Jahre nach dem Tode seiner Frau verheirathete sich Godwin zum zweiten Mal, und wurde Buchhändler in London. Hier gab er noch verschiedene Erziehungsschriften heraus unter dem angenommenen Namen: Baldwin. Er starb den 7. April dieses Jahres, 81 Jahre alt. Die Tochter, welche ihre Mutter das Leben kostete, wurde die Gattin des Dichters Shelley und überlebte ihren Vater und Gatten. Der Sohn, den Godwin von seiner zweiten Frau hatte, starb an der Cholera in der Blüthe der Jahre. In seinen Papieren fand man einen Roman, der zu großen Hoffnungen berechtigte, und den frühen Tod des jungen Menschen sehr bedauern ließ.

Englische Versteigerung.

Die Menge drängt sich; es fehlt nicht an Neugierigen, aber Käufer sind selten! Umsonst schreit der Kaufmann, um seine Waare anzupreisen; Niemand will bieten. Dafür ist man bereitwillig, Epigramme, Sarkasmen und Spott beizutragen. — Zu sieben Schilling, schreit der Verkäufer mit einer Stentorstimme. — Ei was, das ist um die Hälfte zu theuer: drei Schilling und noch billiger. — Sie hinkt ärger als Dick's Stute; ich will sie nicht. — Seht nur die Beine, das sollte mir fehlen! — Sieben Schilling, meine Herrn, sehen Sie nicht auf's Aeußere, nach dem Moralischen, meine Herrn, nach dem Moralischen muß man urtheilen. — Seht mir doch die Moral! Deine Waare ist bucklig. — Was bucklig! Ja wohl ist sie bucklig, sehr bucklig ist sie, aber das gereicht ihr eben zum Verdienst.

Geschrei, Pfeifen und Hurrah im Volke.

Ja, meine Herren, das ist ihr Verdienst; denn dieser Buckel ist der Buckel der Arbeitsliebe.

Gelächter, Händeklatschen und Beifalls-Geschrei.

Also, meine Herren, einen Schilling mehr für den Buckel der Arbeit, acht Schilling, acht Schilling her! Es ist fast umsonst. — Willst Du wohl schweigen, Du Camelothändler. Dein Thier schielt. — Es ist verdreht. — Und häßlich; seht den Mund, er geht bis an die Ohren. — Die Hände sind Feuerschaufeln. — Die Füße sind wie Pfeiler im Themse-Tunnel. —

Das Geschrei verdoppelt sich, der Spott wird lauter, der arme Kaufmann faßt seinen Kopf mit beiden Händen, schaukelt ihn in Verzweiflung hin und her; dann gibt er zu verstehen, daß er sprechen wolle: Alles ist still.

Sie sind nicht vernünftig, meine Herren, Sie mißbrauchen meine Lage. Ich will großmüthiger seyn, als sie. Also zu fünf Schilling! — Ho ho! hu hu! daß fünf Teufel Dich ersticken. — Zu vier Schilling! — Nein, nein, er mag sie behalten! Ho ho! Nieder mit ihm! Herunter mit ihm! Fort da!

Der Kaufmann begriff die Schwierigkeit seiner Lage, und — seinen ganzen Muth zusammen nehmend, schrie er:

Zu einem Schilling, wer will sie haben?

„Ich," sagte hier ein Bauer mit einem kalten gleichgültigen Gesichte. „Hier ist mein Schilling." Und er bezahlte ihn unter dem lauten Gelächter der Menge.

Der Beamte sprach nun: Maria Anna Pibreck, die Rothköpfige, wird hiemit zugeschlagen für die Summe von einem Schilling an Jakob Davis aus Shrop.

Und Johanna Pibreck, die mit dem Strick um den Hals zum Markte geführt worden war, führte jetzt Jakob Davis am Arme davon, begleitet von dem Pfeifen und Geschrei der Zuschauer. Dieses trug sich zu in Shrewsbury am Saverne den 14. Mai im Jahr der Gnade 1826.

Das Wunderhaus.

Der Eigenthümer einer Eisenfabrik in England, Sir John Weeys, hat so eben in der Grafschaft Cornwales ein Haus aus unverbrennbaren Materialien erbauen lassen. — Bis auf die Tischwäsche und die Betten ist Alles darin von solchem Material. Das Gebäude ist 520 englische Fuß lang und 70 breit; Balken und Querbalken sind von Gußeisen, die Mauern von Bruchstein, die Fenster von Glas, Thüren von Gußeisen. die Parkette von Marmor, das Dach mit Ziegeln belegt. Im Innern ist die Wohnung auf's Reichste verziert. Mächtige Drappirungen von polirtem Eisenblech, mit schönen Mustern damascirt, schmücken jedes Gemach. Die Lambrien sind sorgfältig garnirt und broncirt, und die Plafonds sind von dem schönsten weißen Marmor. Die Fenstervorhänge sind von Silberdraht; Tische, Stühle, Commoden und Schränke von getriebenem Eisen und vergoldetem Kupfer. Es fehlt nichts, als daß die Wäsche von Asbest sey, um Alles vollkommen unverbrennlich zu machen.

Cause celèbre.

Man schreibt aus Toulouse einen Fall, der die Aufmerksamkeit aller Criminalisten verdient. Eine arme Frau erschien vor dem Friedensrichter, weil sie einen Vorübergehenden beim Ausschütten eines Wasserzubers begossen hatte. Der Polizei-Commissär verlangte die Gesetzes-Anwendung in ihrer ganzen Strenge, da die Beklagte schon früher einmal in ähnlichem Falle betreten worden war. Er verlangt, daß ein Exempel statuirt werde, da sich die Klagen des ganzen Viertels gegen diese Frau erhoben haben. Vergebens bemüht sich die Arme, sich zu vertheidigen. Nachdem die Zeugen verhört sind, spricht der Friedensrichter mit ernster Stimme folgendes Urtheil:

»In Erwägung, daß die Immoralität sich mehr und mehr verbreitet, und da es Personen von reiferem Alter zukommt, in allen Dingen das Beispiel der Zurückhaltung und Klugheit zu geben; in Erwägung, daß das Gesetz der Obrigkeit auferlegt, über die Gesundheit und den Wohlstand der Bürger zu wachen. In Betrachtung ziehend, daß die Frau N. einen mehr oder minder schweren Angriff auf die Person des Hrn. P. Kaffeewirths dieser Stadt verübte; nach Anhörung des Zeugen X. und Y.; nach den Artikeln 305, 402 und 719 des Strafgesetzes; nach dem Artikel 87 der Criminal-Instruction; nach den Artikeln 9 und 11 der konstitutionellen Charte; nach Rücksichtsnahme auf die Jurisprudenz der Pariskammer und des Cassations-Hofs, verurtheilen wir die Frau N. zu fünfjähriger Zwangsarbeit und einstündiger Ausstellung an dem Pranger, und wollen, daß sie nach bestandener Strafe unter Aufsicht der hohen Polizei des Königreichs gestellt werde."

Nachdem das arme Weib dieses strenge Urtheil vernommen hatte, ward sie sinnlos. Die Bemühungen der Gendarmen brachten sie wieder zu sich selbst, und als sie nun von der Gewißheit ihres Unglücks die Ueberzeugung erhielt, machte sich ihr Schmerz in furchtbarem herzzerreißenden Geschrei Luft; aber der Friedensrichter erhob sich und gebot ihr Stillschweigen mit diesen Worten: »Weib, die Gerechtigkeit hat nachsichtig gegen Dich gehandelt; wenn Du aber in Deinem unziemlichen Schreien beharrst, so wird sie genöthigt seyn, Deine Strafe zu verdoppeln.«

Gleich nach diesem merkwürdigen Urtheil soll der Richter Spuren von Geistesverwirrung haben blicken lassen; man hofft jedoch ihn wieder herzustellen. Französische Blätter geben dieses Factum als Wahrheit.

Russische Justiz.

In den letzten Tagen des Mai trug sich in St. Petersburg Folgendes zu:

Ein Herr von A., Geschäftsführer des Grafen Scheremetjew, verband sich mit einer jungen, in einem kaiserlichen Kroninstitute erzogenen Edeldame, und ließ sich mit ihr in der gräflichen Hauskapelle trauen. Von hier verfügte sich das junge Paar, von allen Hochzeitsgästen begleitet, nach Hause. Aber in dem Augenblick, als Herr von A. aus dem Wagen steigt, wird er an der Seite seiner Gattin plötzlich mit einem Dolche tödtlich in die Seite verwundet. Er stürzt sogleich zu Boden, und wird von den Seinen in seine Wohnung getragen. Den Mörder, in dem man einen Civilbeamten erkennt, ergreift man auf frischer That und bringt ihn sogleich zur Haft. Kaum erhielt der Kaiser Bericht von diesem Ereigniß, als er Befehl ertheilt, eine Militär-Commission anzuordnen, um den Verbrecher nach der Bestimmung des Kriegs-Reglements binnen Verlauf von vier und zwanzig Stunden zu richten. Das Urtheil wurde dem gemäß executirt. Auf dem dazu gewöhnlichen Platz ward der Meuchelmörder mit allen Insignien seines Ranges und seiner Charge hingebracht, ihm hier öffentlich das Urtheil vorgelesen, das mit dem Verlust des Ranges und Adels auf lebenslängliche Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken lautete. Darauf ward nach der üblichen Form die bürgerliche Infamie an ihm durch Zerbrechung des Degens über dem Kopf, die Entkleidung der Civil-Uniform mit allen ihren Attributen und die Einkleidung in die Tracht der gemeinen Sträflinge vollzogen, worauf er sogleich in das ihn schon erwartende Fuhrwerk geworfen und zu seinem weiten Exil abgeführt ward. Der Zustand des Herrn von A. gab wenig Hoffnung zur Rettung. Ueber die den Mörder bestimmenden Motive erfährt man nichts Gewisses.

(Rig. Zusch.)

Vermischtes.

Das Polizeigericht zu Barle-Duc hat eine Gastwirthin zu einer Geldstrafe verurtheilt, weil sie vier Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren nach deren Willen mit Bier und Branntwein bewirthet hatte. Zugleich wurde diese Frau von dem Friedensrichter sehr stark zurecht gewiesen. Dieser Vorfall regt in uns den Wunsch an, daß auch in Deutschland Aehnliches streng geahnet werden möchte. — Wir kennen gar viele Städte, wo Schüler mit dampfenden Pfeifen, vor vollen Bierkrügen sitzend, nichts Seltenes sind.

— Kürzlich trug sich in Tarbes Folgendes zu. Ein junges, gut gekleidetes Mädchen kommt mit einer Schachtel unter dem Arme zu einer Modehändlerin. Sie macht eine Bestellung für ihre Dame und sagt, daß sich in der Schachtel zwei Hüte befänden, welche neu garnirt werden sollen. Hierauf stellt sie dieselbe auf den Ladentisch und entfernt sich. Nach einigen Minuten will die Modehändlerin die Hüte herausnehmen, und findet zwei

neugeborene Kinder, sehr reinlich in ihre Windeln gewickelt. Man hat das Mädchen nicht ausfindig machen können.

— Seit drei Monaten gibt der bekannte Dichter Mery mit einem Herrn de la Bourdonnais eine eigene Art von Revue heraus. Sie beschäftigt sich nämlich mit dem Schachspiel und heißt le Palamède. Außer interessanten Anweisungen zum Spielen enthält sie auch gut erzählte Aufsätze. So z. B. lasen wir in der letzten Nummer unter Andern das Leben und die Abenteuer des einst so berühmten Schach-Automaten und pikante Notizen über das Schachspiel der Chinesen.

— Ein Kaufmann aus Manchester verließ kürzlich seinen Wohnort des Morgens, reiste auf der Eisenbahn nach Liverpool und kaufte dort 150 Ballen Baumwolle, die er nach Manchester mitnahm. Er verkaufte sie auf der Stelle, und da der Artikel sehr begehrt war, so reiste er gleich wieder zurück, und kam an demselben Abende mit neuen 150 Ballen zu Hause an, nachdem er auf diese Weise 120 Meilen in vier Reisen zurückgelegt, und 300 Ballen Baumwolle in der Zeit von zwölf Stunden eingekauft, verkauft und abgeliefert hatte.

— Die Stadt New-Roß in Irland hat eine Wette von 100 Pfund Sterling ausgesetzt für denjenigen, der im Stande wäre, eine so schöne Frau aufzutreiben, daß sie nicht eine größere Schönheit entgegen zu stellen vermöchte. Diese Herausforderung ist in alle englische Zeitungen übergegangen, und wir beeilen uns, sie unsern Lesern mitzutheilen, da die deutschen Damen von der Concurrenz nicht ausgeschlossen sind.

— Das Dampfboot »Hamburg« ist nach neun und vierzig stündiger Fahrt von Hamburg in Havre eingelaufen. Dieses war seine kürzeste Ueberfahrt. Es hatte Reisende am Bord, welche am 21. Mai St. Petersburg verlassen und die ganze Reise von dort nach Havre in neun Tagen zurückgelegt hatten.

— Ein reicher Rheder, Namens Jourdin, ist in Neu-Orleans gestorben, und hat nahe an vier Millionen Franken einem jungen Pariser, Desisle, hinterlassen, der ihm einst in früherer Zeit einen Dienst zu leisten so glücklich war. Der Erbe, der sich sein Glück nicht entfernt träumen ließ, trifft jetzt Anstalten, um nach Neu-Orleans zu reisen und seinen Reichthum in Empfang zu nehmen.

— Längs der Allee im Tuileriengarten, welche an der Seine hinläuft, und die unter Napoleon bloß den Spaziergängen der Kaiserin mit ihrem Sohne reservirt war, soll jetzt eine ungeheure Winterpromenade errichtet werden, die aus einem elegant und leicht aufgeführten Gebäude aus Eisen bestehen und mit Glasfenstern versehen seyn wird. Diese Fenster werden gegen Wind und Wetter schützen und bei den ersten Sonnenstrahlen weggenommen werden. Dann werden an ihre Stelle buntfarbige Stores treten, um die Sonne abzuhalten; mithin wird diese Promenade für alle Jahreszeiten dienen können. Im Winter werden hier zugleich seltene exotische Pflanzen aufgestellt seyn, die in einer milden Temperatur blühen werden.

— Ein Dorfbarbier hat kürzlich vor dem Friedensrichter in Arcis-sur-Aube einen Kunden um hundertzwanzig Franken verklagt für Rasieren und Zopfbinden vom Jahre 1778 bis heute. Da der Kunde, der, wie man wohl denken kann, sich nicht mehr in der ersten Jugend befindet, nicht zum Termine erschien, so wurden seine Verwandten herbeigerufen, welche erklärten, daß er in dem Zeitraum von der Vorladung bis zur Tagfahrt gestorben. Es wurde ein weiterer Termin anberaumt, bei dem jedoch der Kläger ausblieb. Er mag wohl auch in der Zwischenzeit das Zeitliche gesegnet haben.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Porträt des berühmten Klavier-Virtuosen Siegmund Thalberg.
2) Lied von Heine, comp. von Hetsch.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 11. 15. Juni. 1836.

Pferderennen.

Stralsund. Am 16ten, 17ten und 18ten Mai hatten die Neuvorpommer'schen Wettrennen hieselbst statt. Kampfrichter war S. D. der Fürst zu Puttbus. Beim ersten Rennen (Preis 100 Friedrichsd'or, den die Stadt Stralsund ausgesetzt hatte), wurden Pferde jeden Alters und Standes zugelassen. — Im zweiten Rennen für Neuvorpommer'sche und Rügen'sche Pferde (Preis 100 Friedrichsd'or) gewann der Hengst Boradin des Herrn von Owstien Quilow. — Am zweiten Tage gewann die Stute Harmonia des Grafen Henckel von Donnersmarck die silberne Schale, welche von Se. Königl. H. dem Kronprinzen ausgesetzt ist. Erst nach dreimaligem Siege bleibt sie Eigenthum des Gewinners. Der interimistische Besitzer war Herr Paul Ebers. — Beim Rennen der Landleute, am dritten Tage, gewann das Pferd des Bauern Niejahr aus Lonnwitz den ersten Preis von fünfzig Thalern.

Theater.

München, 31. Mai. Das von Mad. Birch-Pfeiffer verfaßte Festspiel „Der Liebe Streit," welches zur Feier der Ankunft Sr. Maj. des Königs Otto von Griechenland heute Abends im k. Hof- und Nationaltheater gegeben wurde, zeichnet sich durch die ächt vaterländische Gesinnung sowohl, in der es verfaßt, als auch durch die Wärme und Innigkeit aus, die das Gedicht als solches athmet. Es ist bei G. Franz im Druck erschienen.

— Breslau. Herr Breiting sang am verflossenen Freitage den George Brown in „die weiße Frau." Die hohe Tenorlage seiner Stimme befähigt ihn ungewöhnlich für diese Parthie, deren kriegerischer Theil auch durch die Kraft in dem Organ des Sängers zu einer kolossalen Größe gehoben wurde. Sein Gesang überrascht den Zuhörer auf eine Weise, wie irgend ein Wunder der Natur, und ein solches muß jeder kritische Anatom, der alle Stimmen seit Farinelli (geb. 1705, gest. 1782) secirt hat, in den Tönen des Breiting'schen Tenors erkennen. Farinelli ging als 17jähriger Jüngling auf seiner Kunstreise in Rom einen Wettstreit mit einem berühmten Virtuosen auf der Trompete ein, den er durch Kraft und Ausdauer seines Organs besiegte. So berichtet uns die Geschichte der Musik und das Brockhaus'sche Conversationslexikon. Herr Breiting könnte uns dreist als ein Farinelli redivivus dieses Schauspiel geben. Wie in seinem eigentlichen Elemente scheint er sich zu finden, wenn er die kraftigsten und klangvollsten Töne losläßt, indeß die Zurückhaltung derselben ihm höchstens Anstrengung kosten könnte. Die erste Arie („o welche Lust Soldat zu seyn") dürfte wohl nie heroischer gesungen worden seyn. Der stürmische Beifall begann dießmal schon mit dem Beginn des Gesanges, und begleitete ihn in vielfältigen Unterbrechungen. Der geehrte Gast wurde nach jedem Aktschlusse gerufen.

Ueber Kreosot und Paraguay-Roux als Mittel gegen Zahnschmerzen.

Das Kreosot gehört seiner Wirkung nach zu den zahnschmerzstillenden Mitteln, wirkt aber gar nicht, wenn es, wie es wegen seiner Schärfe meist geschieht, in Verbindung mit Wasser angewendet wird. Wird es dagegen rein angewendet, so ist der Erfolg doch nur in einzelnen Fällen völlig

genügend, die üble Einwirkung aber auf alle weichen Theile des Mundes ganz augenscheinlich. Die Oberhaut dieser Theile löst sich oft ganz ab und die Zähne werden, und dieß ist der Hauptnachtheil, von diesem Mittel sehr ergriffen. Will man jedoch dieses Mittel anwenden, so gieße man auf zwei Tropfen Kreosot sechs Tropfen Weingeist und bringe hiervon, drei Tropfen auf Baumwolle getröpfelt, vorsichtig in den hohlen Zahn. — Das Paraguay-Roux ist ein milderes, den Zähnen durchaus nicht nachtheiliges Mittel. Der Geschmack ist ganz eigenthümlich, etwas brennend, kühlend wie Pfeffermünze, und bringt auf die Zunge genommen eine lang nachdauernde, stechende Empfindung hervor.

In allen Fällen, in welchen aus rheumatischen Ursachen Zahnschmerzen entstanden, habe ich bei meinen Patienten durch Einwirkung dieses Mittels große Erleichterung verschafft. Ich ließ gewöhnlich einige Tropfen in das, den schmerzhaften Zahn umgebende, Zahnfleisch einreiben und zwei Tropfen vermittelst Baumwolle in den schmerzhaften Zahn bringen, worauf sich die Schmerzen, nachdem ein großer Zufluß von Speichel entstanden war, völlig legten. Da, wo bei Entblößung des Zahnnerven nach Einwirkung der Luft, Speisen ꝛc. Schmerzen sich erzeugten, that mir dieses Mittel in mehren Fällen gute Dienste, vorzüglich wenn es mit einigen Tropfen der Opiumtinktur angewendet wurde. — Bis jetzt war dieß aus Paris zu uns gekommene sehr theure Mittel ein Geheimniß. Nach neuern Untersuchungen ist es jedoch die Alkohol-Tinktur der Blüthen von spilanthus oleracea, und soll nach Lassaigne's Analyse hauptsächlich ein flüchtiges wirksames Oel enthalten. In Berlin hat man jetzt dieses Paraguay-Roux nachgemacht und den Preis deßhalb um die Hälfte herabsetzen können. Die Wirkungen dieses billigeren Mittels sind mir noch nicht bekannt.

R. Linderer, appr. Zahnart.

(Breslauer Zeit.)

Gespräch zwischen zwei Lehrburschen.

„Hör' mal, Du Ringelkrebs, weest', wie mein Meester immer zu mich sagen thut, nemlich, wie er mich heeßt? —"

„Nu, wenn er Dich bei Deinen rechten Namen nennt, denn kann er Dich doch nich andersch beniehmen, als Mistkäfer —"

„Du Schaafkopp! — Sagt denn Dein Meester zu Dir Ringelkrebs — ? —"

„Ja woll — Neulich kam Ener von de Pollezei und fragte: Lernt hier nich ein gewisser Ae — ä — Da sagte mein Meester gleich: Ringelkrebs heeßt die Kanaille, wat hat er denn ausgefressen?"

„Was hattst De denn gemacht? —"

„Nu, watt wer' ick denn gemacht haben? — Wat kann woll unsereeener weiter machen, als Scheiben inschlagen? —"

„Da hast De woll orige lateinsche Senge gekriegt? —"

„Et ging noch an — der Meester hat sich vor mir ufgelegt, und da hat er selbst mir eenige Karbatschhiebe uf de Büchsen geladen —"

„Na, Ringelkrebs, ick bin ganz und gar abgekommen von des, wot ick Dir sagen wollte. Mein Meester nennt mich Zöchling."

„Da hat er Dich woll von Narren, oder meent er verleicht Dein Feuermal, womit Du gezöchnet bist?"

„Hör' mal, det kreppiert mir, wenn mir Ener um dieses Feuermal — beneiden duht. Ne, ick will Dir't besser sagen. Mein Meester zieht alle Vierteljahre, und in den Lehrcontrat is et so abgemacht, daß ick bei det Ziehen fleißig helfen muß, und des er mir davor och als Zöchling anerkennen will. Sag' mal, findst Du darin nich eene gewisse Großartigkeet? —"

„Ja woll, det is hübsch — Wie macht er denn des aber, wenn er Dich anerkennt?"

„Nu, wenn zum Beispiel Eener kommt, und fragt: Meester Kloppsteen, wo is Ihr Junge, oder Ihr kleener Mistkäfer, oder Ihre Pechfinke? Denn sagt man blos: Mein Zöchling is mit de Menage nach'n Marcht."

„Nu sieh' mal, da kannst Du Dich ja orntlich wat einbilden, siehste, da könnste mir woll'n Silbergroschen druf borgen?" (Beob. a. d. Spree.)

Etwas Altes.

Wir lesen im Leipziger Tagblatt: Die Erscheinung der kalten Tage

im Mai dieses Jahres ist für unsere Stadt wirklich etwas Altes und nichts Neues, wie sehr sich auch Manche darob verwundern. Wir könnten lange Verzeichnisse liefern über Jahre, in denen es eben so, wie in dem jetzt laufenden, und wohl noch ärger war. Doch mag blos Einiges genügen. — Im Jahre 1521 war Montag und Mittwoch vor Himmelfahrt heftige Kälte und großer Schnee. Im Jahre 1524 fand am Pfingstmontage und am Trinitatissonntage ein solcher harter Frost statt, daß die zugefrornen Pfützen trugen. Damals litt das Getreide sehr viel, so daß hernach der Scheffel Korn 35 Gr., der Weizen aber 38 und 39 Gr. (dieß ist natürlich nach dem damaligen Geldwerthe zu beurtheilen) galt. Der Wein war damals ganz und gar erfroren. — Auch im Jahre 1529 fiel noch nach Ostern ein knietiefer Schnee, dem eine so furchtbare Kälte folgte, daß die Vögel erfroren und die Baum- und Feldfrüchte mehrentheils verdorben seyn sollen. Darauf wurde der Sommer naß und feucht, und große Theurung und Sterben kam dazu. Das letztere erfolgte vornämlich durch eine Epidemie, die englische Schweißsucht genannt (s. Vogels Annalen, S. 114), wobei mancher durch künstlichen Schweiß zu todt curirt wurde. Wenn Jemand nämlich nur ein wenig klagte, so packte man ihn in Betten und Pelzwerk ein, heizte ein und legte sich wohl noch überdem auf ihn, damit er ja den Schweiß ruhig abwarten möge. — Im Jahre 1572 waren am Pfingstfeste wegen zu großer Kälte die Maien noch nicht ausgeschlagen, und im Jahre 1580 fror es gar am Johannistage (den 24. Juni) Eis, eines Messerrückens dick, was auch im Jahre 1594 am 10. Mai geschah, nachdem es den Tag zuvor, es war der Himmelfahrtstag, einen tüchtigen Schnee geworfen hatte. — Solche Kälte kam auch in den Jahren 1619, 1621, 1643 vor. — Im Jahre 1654 war ebenfalls eine große Kälte, und zwar am 23. Juni. Das war ein Jahr, wo auch eine große Sonnenfinsterniß statt fand, aber wohl zu merken, erst nach jener Kälte, am 2. August. Was kam damals nicht für wunderliches Zeug zum Vorschein, was wurden nicht für liebliche Scarteken geschrieben? Ein gewisser Israel Hiebner schrieb: Es sollte bei hellem Tage stockfinster seyn, also daß die Menschen ohne Anzündung der Lichter nichts sehen würden. Ein anderer, der Magister Eberhard Welper, schrieb: Man sollte sich zwei Tage zuvor diätisch halten, sonderliche Präservativ-Pillulen gebrauchen. Item man sollte selbigen Tages einen guten Theriak oder Antidotum einnehmen, die Angelicam, Citronenschalen und dergleichen im Munde kauen. Das Volk lief an dem Tage häufig zur Kirche und rief Gott um Abwendung alles Uebels an. Aber die Sonnenfinsterniß war bei Weitem nicht so zu sehen, wie man gedacht hatte, gerade wie in unsern Tagen. Auch in den folgenden Jahren, 1659 (23. Mai), 1660, 1662, 1672 (2. Juni), 1685 (wo auch kalte, den Früchten schädliche Pfingsten waren), fror es zu ungewöhnlicher Zeit. Kurz, diese Erscheinungen haben sich immer, auch in der neuesten Zeit, z. B. 1810, wiederholt, und noch Lebende erzählen, daß sie sich der Zeit zu erinnern wissen, wo ein starker Schnee auf die Kornähren fiel. Manche Landleute zogen einen Strick über dieselben hin, um den Schnee abzustreifen. Wer aber das nicht that, soll viel reichlicher geerntet haben. — Aus dem Vorstehenden erhellt aber, daß die Kälte, über welche man in den letzten Tagen zu klagen Ursache hatte, nichts Neues ist. —

Anekdote aus dem Leben.

Bei einer gewissen Bühne wurde „Hamlet" gegeben. Ein Akteur, der seine Rollen gewöhnlich eben so schlecht memorirte, als darstellte, machte den Oldenholm, und wußte wieder kein Wort. Darüber wurde derjenige, der den Hamlet gab, ärgerlich und sagte in seinem Unwillen: „Ich muß Sie nur gleich im ersten Akt erstechen, Sie verderben uns sonst das ganze Stück!"

Allerlei.

Auf der letzten Leipziger Buchhändlermesse hat man die Bemerkung gemacht, daß besonders Jugendschriften von dem Geschick, unverkauft zurückgeschickt zu werden, getroffen worden sind. Die Kritik hat dieß schon längst vorausgesehen, weil die Menge solcher Schriften zu groß gegen das Bedürfniß wird, besonders aber, weil leicht

jeder, welcher Unterricht ertheilt, darüber, wie über Erziehung, auch schreiben zu können glaubt und weil sich die talentvollsten Köpfe mit diesem Fache der Literatur nicht beschäftigen. So tritt auch hier die Erscheinung ein, daß die Fluth in dem Grade seichter wird, wie sie sich ausbreitet.

— Die Herren Leske und Bekker, Buchhändler in Darmstadt, haben eine Aufforderung erlassen, an die Herren Buchdrucker, Buchhändler und Schriftgießer der Nachbarstädte Frankfurt, Heidelberg, Mainz, Mannheim, Offenbach und Worms zur Mitfeier des zu Gernsheim am Rhein stattfindenden Festes bei Gelegenheit der Enthüllung des colossalen Standbildes Peter Schöffers, Mitbegründers der edeln Buchdruckerkunst. Bekanntlich hat die Stadt Gernsheim zum Ehrengedächtnisse ihres Mitbürgers, Peter Schöffer, dessen colossales Standbild (12 Fuß hoch, auf einem Piedestal von ebenfalls 12 Fuß Höhe) bei dem rühmlichst bekannten Hofbildhauer Scholl in Darmstadt aus eigenen Mitteln herstellen lassen. Nach der Enthüllung des Standbildes, welche mit aller Feierlichkeit vor sich geht, sollen in der Kirche — die mit transparenten Gemälden ausgeschmückt wird — durch die Hofkapelle den allegorischen Gemälden anpassende, großartige Musikstücke ausgeführt werden. Der eigens zu Gernsheim gebildete Fest-Comite wird Alles aufbieten, um für die Bequemlichkeit und gute Bewirthung der Fremden, insbesondere der Mitwirkenden, zu sorgen. Die sämmtlichen Typographen (Prinzipale und Gehülfen) aus Darmstadt werden einen Aufzug mit Fahnen veranstalten.

— Das Non plus ultra aller geistreichen Erfindungen ist die eines Rockes ohne Taschen, welche ein Londoner Schneider gemacht, um vor den ewigen Taschendiebereien gesichert zu seyn. Man braucht nur noch Häuser ohne Fenster und Thüren zu erfinden, dann hat's auch mit allen Hausdiebstählen ein Ende! —

— Dem. Esenwein vom Stuttgarter Theater ist in Frankfurt als Gast in dem Lustspiele: „Des Goldschmids Töchterlein," aufgetreten.

Sinngedichte von Schlotterbeck.

Trumpf!

oder

Die Zänkerin und ihr Mann.

Die Zänkerin.

Nein! Deine Verstöße sind gar nicht zu zählen.
Nichts weißt Du vom guten Geschmacke und Ton.
Wer mag sich so gegen die Mode verfehlen;
Dein Anzug jagt Ratten und Mäuse davon.
Du mußt doch auch immer das Schlechteste wählen.

Der Mann.

So ging mir's an meinem Verlobungstag schon.

Die Benefizen-Wahl.

Erster Schauspieler.

Ich wähle mir zum Benefiz
Ein Schauspiel, reich an Geist und Witz.
Das hab' ich fest mir vorgenommen.
Die ganze Kennerschaft wird kommen.

Zweiter Schauspieler.

Ich wähle mir zum Benefiz
Ein Possenspiel, voll Aberwitz.
Das hab' ich fest mir vorgenommen.
Die halbe Residenz wird kommen.

Inschrift an die Thür eines Weinberges, den der Besitzer mit Burgunderreben neu angelegt hatte.

Burgunder-Reben pflanzt' ich hier.
Wie wird die Frucht uns munden!
Ha! sie gedeihen sicherlich.
Stets haben die Franzosen sich
In Deutschland wohl befunden.

Pariser Tabletten.

1836.

Von

August Lewald.

17.

„Sagen Sie Denen in Deutschland, die mich einen Zerrissenen nennen, daß ich vielleicht der Ganzeste von Allen in jeder Beziehung bin," rief mir Heine lachend beim Abschiede zu.

Dieser Abschied kam uns Beiden zu schnell. Wir hatten uns wieder aneinander gewöhnt und kein Tag verging, an dem wir uns nicht sahen. Ich gehöre zu den Wenigen, dessen darf ich mir schmeicheln, mit denen Heine gern spricht, und die er, nach seinem eigenen Ausdrucke, ohne alle Anstrengung lieben kann. Wir hatten uns seit vier Jahren nicht gesehen, und ich fand meinen Freund im Aeußeren sehr verändert. Er hatte die Magerkeit abgelegt und ein Enbompoint dafür angenommen, das ihn nicht übel kleidet; seine Röcke sind nach der letzten Mode, doch trägt er die Kleider nachläßig, offen hängend, nicht mit der Sorgfalt eines fashionabeln Dandys. Er weiß sich über die herrschenden Moden Rechenschaft zu geben. So war es wahrhaft ergötzlich, ihn einst drei Silberhäkchen an dem breiten Sammtkragen seiner Redingotte mit Wärme gegen George Sand vertheidigen zu sehen, die sie heftig als geschmacklos angriff und behaupten wollte, daß sich kein Mensch in Paris so trüge. Es war jedenfalls schmeichelhaft für unsern Dichter, daß die schöne Frau ihm diese Aufmerksamkeit allein bezeugte, denn es befanden sich in der That noch einige Herren zugegen, welche eben solche Röcke anhatten, die gerade sehr im Zuge waren.

Diese rücksichtsvolle Aufmerksamkeit für die Mode, so wie die eben frisch frisirten Haare ließen mich sogleich beim ersten Besuche errathen, daß Heine in einem engen Verhältnisse zu einem schönen Weibe stehen müsse, und ich hatte mich nicht getäuscht.

„Ich werde Sie meiner Frau vorstellen," sagte er und führte mich in einen kleinen, eleganten Salon, wo Madame Heine auf den schwellenden Polstern eines Divans saß und eine Tapisserie zwischen den niedlichen Fingern hielt.

Eine hübsche Brünette mit Feueraugen, aus denen Geist blitzt. Er lernte sie vor sechs Jahren, gleich nach seiner Ankunft, kennen, und nach mannigfachen Abenteuern und Schwebungen auf- und abwärts gestaltete sich denn dieses angenehme Verhältniß daraus, das Heine in diesem Augenblicke sehr beglückend zu erfüllen schien.

„Es ist als ein Hauptvorzug an Mathilden zu rühmen," sagte er scherzend, „daß sie von der deutschen Literatur nicht das Geringste weiß, und von mir und meinen Freunden und Feinden kein Wort gelesen hat."

„Die Leute sagen," fügte Mathilde dann hinzu, „daß Heinrich ein sehr geistreicher Mann sey und schöne Bücher geschrieben haben soll, ich merke aber nichts davon und muß mich begnügen, es auf's Wort zu glauben."

Dieß Verhältniß schmeichelt Heine's Eitelkeit nicht wenig. So wie sonst wohl Fürsten ihren Stand verbargen, um zu sehen, ob sie ihrer persönlichen Eigenschaften wegen von schönen Seelen geliebt werden konnten, so verschweigt Heine bei seiner Frau seine geistigen Anwartschaften, und ist entzückt, sich doch geliebt zu wissen und zwar — parcequ'il est bien! wie es in der zärtlichen Kunstsprache heißt.

Heine's Leben ist zwischen angenehmen Genüssen der mannigfaltigsten Art getheilt. Da er zur eleganten Literatur gehört, und die romantische Schule Deutschlands, von der in gewissen Kreisen viel fait gemacht wird, einzig und allein in Paris repräsentirt, da ferner seine Schriften in Deutschland verboten sind, und er für den Chef der unsichtbaren Loge des jungen Deutschlands angesehen wird, und endlich, da er wirklich als ein Mann voll Poesie, Geist und Witz, zu den angenehmsten und aufgewecktesten Gesellschaftern gehört, die man in Paris ihrem vollen Werthe nach zu schätzen weiß, und diese Eigenschaften doch wieder den Stempel der Originalität und des Fremdartigen an sich tragen, so ist es kein Wunder, daß er sich eine Menge bedeutender Freunde erworben und Zutritt in der besten Gesellschaft hat. Die Einladungen folgen unaufhörlich; im Winter sind es Soireen und Bälle, im Sommer eine angenehme Villeggiatura auf den Landsitzen eines Freundes oder einer Freundin. Ein Hang zur Zurückgezogenheit,

der in ihm zu Zeiten erwacht, und die Lust, ein Nordseebad aufzusuchen — die Nordsee sey seine Geliebte, sagt er selbst irgendwo — stören allein die gewohnte Art zu leben.

Seine Laune erscheint nie getrübt; was ihm auch in jüngster Zeit Unerwartetes und Widerwärtiges begegnet, es ist nicht im Stande, ihn zu verstimmen. Sein Witz ist ein sprudelnder, nie versiegender Born, und er verläugnet den Verfasser der Reisebilder keinen Augenblick. Die ergötzlichsten Schilderungen entwirft er mit bewundernswerther Leichtigkeit, die komischsten Charaktere entwickelt er im Gespräch, und eine lebendige Gallerie von Gumpelinos, Hyacinths, Schwablewopskis, springen vor unsern Augen umher.

Die Revue des deux mondes ist jetzt das angesehenste der französischen Journale, und wie ich glaube mit Recht. Heine ist Mitarbeiter an demselben. Sein Verleger ist Renduel, der eigentliche romantische Buchhändler, dessen Handlung das Foyer der Romantik bildet. Bei ihm findet man stets einige moderne Celebritäten, den breitschulterigen Frederic Soulié, mit dem mächtigen Schnurrbart, den trockenen und geschniegelten Granier de Cassagnac und mehre Andere. Der Ruf dieser literarischen Charaktere ist an Ort und Stelle von dem sehr verschieden, den sie über dem Rhein genießen. So mancher junge Schriftsteller, wie Michel Masson, der die Werkstatterzählungen und vieles Andere noch geschrieben, hat nur ein kleines Publikum und genießt keines besondern Ansehens. Man wunderte sich, daß wir ihn übersetzen, und noch mehr, daß man bei uns bemüht war, dem Publikum seine großen Vorzüge anzupreisen. Seine Bücher werden in kleiner Anzahl gedruckt und in noch geringerer verkauft. Der Verfasser des „Il Vivere," ein junger Mensch Namens Ferrières, der unter der Firma Samuel Bach debutirte, ist ein Schriftsteller, den man in Paris kaum dem Namen nach kannte. Sein Buch hat keinen Anklang gefunden. Beweist dieß nicht auf's Neue die Wahrheit des alten Sprichworts zur Genüge, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte? Und wenn die genannten Schriftsteller auch nicht zu den Propheten zu zählen sind, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie bei ihren Landsleuten wenigstens die Aufmerksamkeit zu erregen verdienten, die wir, die Fremden, ihnen bei ihrem Erscheinen zollten. Etwas trägt bei uns nun wohl auch das Zeitungslob bei, das von guten Freunden in vielen Blättern jenen jungen Leuten gespendet wird, und nach welchem sich unsere Uebersetzer bei ihrer Wahl richten, und nachdem sie ihre Uebersetzung dem Publikum übergeben haben, dann auch wieder für gute Recensionen und Anzeigen in gewissen deutschen Blättern Sorge tragen. In Paris aber schenkt das Publikum nur den Anzeigen einiger

Journale seine Aufmerksamkeit, und achtet alle übrigen gering. Wer z. B. in den Debats herausgestrichen wird, kann darauf rechnen, viele Leser zu finden; wen hingegen der Constitutionel lobt, bleibt unangerührt liegen.

Zu den anerkanntesten Schriftstellern ist Eugène Sue zu zählen; solche Namen bedürfen keiner weitern Empfehlung. Viele Andere, die ihm nachahmten und Seegeschichten lieferten, gehören indeß blos zur Grisettenlektüre.

Marmier genießt eines schönen Rufes. Er wird für einen Kenner der Literatur des Nordens gehalten, wie man die deutsche vorzugsweise benennt. Eine Reise nach Wien heißt nehmlich bei den Parisern, die mit den Wienern ziemlich auf gleicher Breite wohnen, eine Reise nach dem Norden unternehmen. Marmier beschäftigt sich fortwährend viel mit uns und wird dabei von dem redlichsten Willen beseelt. Seine zahlreichen Freunde, die er sich bei seinem Aufenthalt in Deutschland erworben, erinnern sich seines artigen, unbefangenen Wesens wohl stets mit Vergnügen. Ohne gerade mit einem ausgezeichneten Talente begabt zu seyn, ist er doch vielseitig ausgebildet und hat sich in so manchem mit Glück versucht. Als Dichter, Kritiker, Uebersetzer aus verschiedenen Sprachen. Daß er zu dem „Europäischen Theater," welches die Meisterstücke aller europäischen Bühnen in guten Uebersetzungen liefern sollte, den Nachtwächter von Körner als ersten Beitrag brachte, lag wohl weniger in der Unkenntniß unserer Literatur, als in der Kenntniß seiner Fähigkeiten. Er getraute sich wahrscheinlich nicht, etwas Bedeutenderes zu wählen, und wollte der an ihn ergangenen Aufforderung nicht gern eine Weigerung entgegenstellen. Savoye hat ihn nun freilich dafür in der Revue du Nord tüchtig zurechtgewiesen. Obgleich so viel von der Theilnahme an unserer Literatur in Frankreich und namentlich in Paris gesprochen wird, so mag doch wohl am Besten diese Angaben widerlegen, daß alle Unternehmungen, die sich auf diese Theilnahme zunächst gründen sollen, zu keinem rechten Gedeihen kommen. Börne's Balance, die Revue du Nord und die Revue germanique tragen den Keim ihres nahen Endes in sich, und die beiden Letztern sollen jetzt vereinigt werden, um mit vereinten Kräften und mit vereinten Abonnenten sich ein stärkeres Lebenselement gewinnen zu können. Man sagte mir, daß daran gearbeitet werde. Ich sah bei Marmier außer einer Menge deutscher Bücher und anderer Erinnerungen aus Deutschland auch die sitzende Statue Tieck's in Gyps, als Andenken an seinen Aufenthalt in Dresden und die freundliche Aufnahme, die er in Tieck's Hause gefunden.

Ich bedauerte sehr, Lerminier, den ich in Heine's Gesellschaft

besuchen wollte, nicht zu Hause gefunden zu haben, und keine Zeit mehr zu gewinnen, meinen Besuch bei ihm zu wiederholen.

Heine ließ sich während meiner Anwesenheit von einem geschickten Maler zeichnen, um freundlich einer Aufforderung zu genügen, die der Verleger des Musenalmanachs im Namen seiner Redakteure an ihn ergehen lassen. Der Brief war in so schmeichelhaften Ausdrücken abgefaßt, daß Heine nicht füglich ausweichen konnte, und es freute ihn mehr, seinen zahlreichen Freunden ein gut getroffenes, frisches Bild auf diese Weise in die Hände zu liefern, als die ihm vielleicht von dem wackern Leipziger Buchhändler zugedachte Ehre, die in der That keine war, und ihm daher auch nicht in den Sinn kommen konnte. Wie ich nun bei meiner Zurückkunft erfahre, hatte der Buchhändler eine Eigenmächtigkeit begangen, als er das Bild des Sängers der Nordseelieder verlangte, und ein Zwiespalt zwischen Redaktion und Verleger soll die unausbleibliche Folge davon gewesen seyn. Ich kann mir in der That keine andere Ursache denken, die das Schisma zwischen nord- und süddeutscher Lyrik herbeigeführt haben könnte. Viele bedauern dabei gewiß mehr das Bild Heine's, als das Auseinanderfallen jener lyrischen Blättchen.

Wie ich Heine kenne, so wird er deßhalb weder der Weidmannschen Buchhandlung noch sonst Jemand Groll nachtragen, und wenn sein Bild nicht vor den Musenalmanach für 1837 zu stehen kommen sollte, so erscheint wohl nächstens ein Werk von anderer Bedeutung, vor dem es einen dauerhaftern Platz erhalten und eine passendere Zierde bilden wird.

18.

Wer Thalberg nicht spielen hörte, weiß nicht, welche Gewalt der Flügel hat; man glaubt eine Orgel zu hören.

Es war eine der beliebten Hiller'schen Soireen, bekannt durch die ersten Virtuosen, die sich dort versammeln. Ferdinand Hiller, der junge Frankfurter, mit dem Feuergeiste, dem Ungestüm, der ächten Kunstliebe, sieht jede Woche im Winter Alles in seinen Salons, was von musikalischen Notabilitäten in Paris sich aufhält. Dort macht man nur gute Musik, und die Gesellschaft steht und sitzt mit einer andachtsvollen Sammlung umher und lauscht mit angehaltenem Athem den seltensten Genüssen.

Ich will meinen Blick in dem kleinen Raume umherschweifen lassen und meinen Lesern gewissenhaft berichten, was ich sehe. Dort

jener kleine Mann in schwarzer Kleidung, mit dem rothen Bande der Ehrenlegion, mit den schneeweißen Haaren und dem bleichen Gesichte, aus dem noch ein Paar Feueraugen leuchten; der wie verloren mit ahnungsvoller Mine den Klängen lauscht, den Kopf leise bewegt, indeß sich ein feines Lächeln um den Mund entfaltet: ist Cherubini. Der große Meister wirkt noch als Direktor des Conservatoriums und als Schöpfer erhabener Kirchenmusiken; seine genialen Opern sind von der Mitwelt nicht mehr gekannt, ungeachtet sie die größten Schönheiten enthalten. Man hört darüber klagen, daß seine Stoffe zu langweilig sind; allein Lodoiska und den Wasserträger kann dieser Vorwurf nicht treffen. Mehr ist es vielleicht in seinen heroischen Opern der Fall, wo die großen Sopran- und Tenor-Arien, so tief und herrlich sie auch gedacht und empfunden sind, zu große Kräfte der Künstler in Anspruch nehmen, und so ausgeführt, wie man sie gewöhnlich hört, eher Mißfallen als Beifall erregen. Es wäre in der That ein dankenswerthes Unternehmen, aus Lodoiska, Faniska und der Reise auf den St. Bernhardsberg, die herrlichsten, ansprechendsten Stücke zusammenzustellen und eine passendere Handlung dafür zu erfinden. Der Wasserträger, dieses Meisterwerk der lyrischen Scene, wird hingegen unverändert stets noch seine Wirkung machen. Welche rücksichtslose Beschränkung beraubt das Publikum dieses Genusses? Welche Eigenmächtigkeit verbannt ein stets mit dem regsten Beifall aufgenommenes Kunstwerk von der Scene? So würden wir fragen, wenn gewissen Leuten nicht noch ganz andere Fragen zu stellen wären, deren nähere Erörterung nicht an diesen Platz hingehört.

Wir wollen uns weiter in dem interessanten Kreise umsehen.

Jener große, breitschulterige Mann mit dem breiten Gesichte, in dem ein deutscher Ausdruck liegt, schwarz gekleidet, in Schuhen, das rothe Band im Knopfloch, die Haare stark grau gefärbt, der so eben aufsteht und die Geige ergreift, um eine Beethoven'sche Sonate zu accompagniren, ist einer der seltensten Virtuosen. In der Zartheit des Vortrags überragt ihn Keiner; wie er auf seinem Instrumente zu singen versteht; wie die Bogenstriche verhallen; wie die leisen Töne säuseln; welch' ein Ausdruck! Da ist Alles klassisch und gediegen; kein dithyrambisches Feuerwerk! Und wie diese Gediegenheit, diese herrschende Ruhe sich bei allen brillanten Sprüngen, bei allem modernen Ueberbieten, stets im vollsten Ansehen zu erhalten weiß, möge als der vollständigste Beleg für ihren innern Werth gelten. Der ruhige, ernste Mann, der so trefflich spielt, der so bescheiden und anmuthig spricht, ist Baillot.

Ein feingekleideter Mann, mit dem Air der vornehmen Welt,

und einem schönen Gesichte, der mich durch sein Aeußeres an meinen Freund Bärmann in München erinnerte, ist Onslow, von dem wir noch im Laufe dieses Sommers eine Oper zu erwarten haben.

Der junge, schlichte Mann mit der Brille, der sich so eifrig mit den jungen Damen unterhält, ist Halevy; diese untersetzte Gestalt mit den markirten Zügen, dem starken Barte und den scharfgezogenen Augenbrauen ist Adolph Nourrit, der Held der großen Oper, und jener kleine, elegant gekleidete Mann mit dem freundlichen Lächeln und den hübschen Augen ist Chopin, der gewaltige Klavierspieler, der ganz Paris in diesem Augenblicke en emoi setzt.

Am Flügel saß ein junger, etwas korpulenter Mensch, mit dichtem schwarzem Kraushaare und einem hübschen, starkgefärbten Gesichte; Feuer, Kraft und Geist sprachen aus dem ganzen Wesen des jungen Mannes, und die Beethoven'sche Symphonie, die er mit Baillot meisterhaft spielte und eben beendigt hatte, erregte den lautesten Enthusiasmus. Dieß war Hiller selbst, unser freundlicher Wirth.

Jetzt richteten sich alle Blicke auf eine hübsche, jugendliche Erscheinung, welche so eben aus dem Nebenzimmer trat, wo sich viele der andächtigsten Zuhörer während des Vortrags der Sonate aufgehalten hatten. Es war ein junger Mensch, der eben erst in die Jünglingsjahre getreten zu seyn schien, so jugendlich sah er aus. Das Gesicht war schön und edel; Auge und Stirne zeigten einen schwärmerischen Ausdruck und eine lebhaft bewegte Phantasie; die Nase, stark gebogen und etwas gesenkt, gab dem Kopfe einen sehr eigenthümlichen Ausdruck, ein kleiner, fast weiblicher Mund, vollendete den seltsamen Eindruck, den diese Erscheinung auf mich machte. Er ging zum Flügel, und Alles war augenblicklich stille, was noch vor einem Augenblicke sich in laute Lobeserhebungen über das eben beendete Musikstück ergossen hatte. Bevor der junge Mensch sich setzte, ging er jedoch auf Baillot und Onslow zu und entschuldigte sich bei diesen Meistern auf die anspruchloseste Weise, daß er etwas spielen würde, was sie so oft schon gehört, und daß er eben durchaus nichts spielen könnte, was werth sey, von ihnen angehört zu werden. Diese Feinheit wurde wie natürlich mit Artigkeiten erwidert. Hierauf setzte sich der Jüngling zum Klavier, fuhr mit der Hand über die Stirne und begann dann zu spielen.

Dieß war Sigismund Thalberg. In neuester Zeit hat der wüthende Dilettantismus den meisten Musikfreunden den Genuß am Klavierspiel verdorben. Seitdem man Schnellunterrichtsmethoden, Maschinen, den Fingersatz zu erleichtern, und andere industriöse Sächelchen erfunden hat, um lediglich dem Bedürfniß abzuhelfen, ist das Klavierspiel rein mechanisch geworden, und es ist wahrlich nichts Zurück-

schreckenderes für mich, als beim Eintreten in ein reputirliches Haus, das mir sonst wohl gefiele, so ein melodisches Gehämmer zu hören, wodurch Tochter oder Frau ihre sogenannte musikalische Bildung und ihre Liebe für die Kunst an den Tag zu legen bemüht sind.

Mit denen, die sich öffentlich hören lassen, ist es nicht viel besser bestellt; viele unserer Virtuosen sind aus solchen Dilettantenschulen hervorgegangen, und der Beifall einer gutmüthigen Salonzuhörerschaft hebt solch' ein tastenhämmerndes Wesen auf das Theater oder in den öffentlichen Conzertsaal, wo es für verkaufte Billete viele ehrliche Gemüther mit tödtlicher Langeweile erfüllt. Dieß hat die Conzerte so sehr in Verruf und Verfall gebracht; die brillanteste Fingerfertigkeit erregt keinen Enthusiasmus mehr, und nur durch anhaltendes Sollicitiren und quälende Empfehlungsschreiben gelingt es einem solchen alltäglichen Conzertgeber, einige gutmüthige Narren für seinen Zweck zu ködern.

Nur das Außerordentliche kann noch Anspruch auf jene laute Anerkennung machen, die an Enthusiasmus gränzt. Paganini und Thalberg sind nach meinem Dafürhalten die beiden Gipfel der modernen Instrumental-Virtuosität.

Thalberg ist der Sohn eines hochgestellten Mannes, und erblickte in demselben Jahre, demselben Monat und derselben Stunde mit dem Herzog von Reichstadt das Licht der Welt. Er wurde mit diesem unglücklichen Prinzen erzogen, der für ihn die wärmste Zuneigung fühlte. Thalberg war trostlos bei dem Tode seines jungen Freundes. Er würde gern sein großes Talent, allen Ruhm, der ihn erwartete, sein Leben selbst hingegeben haben, wenn er dadurch den Prinzen in's Leben zurückzurufen im Stande gewesen wäre. Schon in seiner früheren Jugend war Thalberg in Frankreich gewesen.

Diese Umstände, die ich in Paris erfuhr, und die dort ziemlich allgemein verbreitet waren, trugen nicht wenig dazu bei, dem jungen Künstler die glänzendste Aufnahme zu bereiten.

Man kann für Thalberg's Spiel weder die Ausdrücke brillant noch elegant gebrauchen; es ist wirklich colossal. Cherubini äußerte verwundert: „Wenn man mich mit verbundenen Augen dieses Spiel hätte anhören lassen, so würde ich nicht gewagt haben, das Instrument für einen gewöhnlichen Flügel zu halten.“ Unter des Künstlers Händen kommt es der Gewalt der Orgel gleich. Wenn man ihm in die Noten und auf die Hände sieht, so wächst das Erstaunen noch um ein Bedeutendes. Wie ist es möglich, dieß Alles zu greifen? fragt man sich. Die geschicktesten Klavierspieler sagen, man müsse dazu ein Paar Finger an jeder Hand mehr haben, aber in der That hat Thalberg nur seine zehn Finger, wie jedes andere Menschenkind. Aber wie weiß

er sie zu gebrauchen? Während neun davon die schwierigste Variation ausführen, spielt der kleine Finger der linken Hand das Thema dazu, mit einer Präcision und Delikatesse, daß es eine Freude ist. Während des Spieles läßt der junge Hexenmeister manchmal sein Auge voll schwärmerischer Begeisterung im Kreise der Zuhörer umherschweifen, oder schlägt es in die Höhe. Seine Haltung ist leicht und ungezwungen, sein Anstand edel, man sieht es dem Körper nicht an, welche ungeheure Schwierigkeiten er überwindet. Die Mechanik ist im besten Zustande und wohl eingeübt; nur der Geist ist in einer höhern Thätigkeit begriffen.

Chopin, der Einzige, der Thalberg an die Seite zu setzen ist, spielte an diesem Abende nicht. Es schien mir eine Schicklichkeit von ihm zu seyn. Was hätte hier wohl ein Ueberbieten sollen? Und daß er nicht schlechter spielen wollte, kann ich ihm eben so wenig verdenken.

Als Thalberg gespielt hatte, trat eine lange Pause ein; die Damen häpften zum Thee; die Herren rotteten sich plaudernd zusammen; der Athem der Bewunderung machte sich Luft und schwebte wie ein feiner Duft durch die Versammlung; ich aber hüllte mich in meinen Mantel und schlich durch ein Seitenkabinet zu meinem Kabriolet. In der entlegenen Rue St. Florentin war Alles still und öde; die Equipagenreihe stand unbeweglich an Hiller's Hotel; Pferde und Kutscher schliefen; es war Mitternacht vorüber.

Und während wir hier so geistig schwelgten, lauert dort der Mord, der Verrath, sinnt hier der gemeine Spitzbube auf Betrug, und der politische Verbrecher auf irgend ein entsetzliches Attentat; aber der ruhige Epicier schläft hier, wie in der kleinsten Stadt Deutschlands, neben seiner Frau dem arbeitsvollen Morgen ruhig entgegen, und weiß nichts von Thalberg's Spiel, noch von den übrigen Genüssen und Schrecknissen der großen Stadt. Und auch er ist ein Pariser und girirt sich so in der Fremde. Daher ist es nothwendig, einen Unterschied zu machen und nicht jede einfältige Bonne, die aus Paris kommt, für etwas Besonderes zu nehmen, nicht jeden Reisenden, der in Paris war, mit dem vertraut zu halten, was man damit zu verbinden und vorauszusetzen pflegt. Ich kenne Leute, die zu faul waren, sich aus dem Schlafrock zu reißen, um eine interessante Soiree zu besuchen, aber dann, nach Hause kommend, erzählen sie, wie ungastfrei man in Paris sey, und wie schlecht man sich dort unterhalte.

Wahr ist es, daß Pfeife, Bier, Geschrei um kleine innere Händel und Komödiantenspektakel in guter Gesellschaft nicht angetroffen wer-

den, und daß es leider Vielen unter uns ohne jene Würzen und Salze nicht wohl werden kann.

19.

Unter den musikalischen Bekanntschaften, die ich noch kurz vor meiner Abreise machte, nenne ich Ole Bull, einen Violinisten aus dem kalten Norweg, dessen Phantasie jedoch nichts von seinem Vaterlande an sich trägt. Sie ist weder großartig, noch frostig; Viel eher neigt sie sich den südlichen Naturen zu.

Ole Bull ist eine feine, jugendliche Erscheinung von schüchterner Bescheidenheit erfüllt. Er war fast noch ein Kind, als er das erste Mal Paris besuchte; er hatte weder Schutz noch Empfehlung; er träumte von Glück und Ruhm, und fand das Elend; wie es gewöhnlich zu gehen pflegt. Die Cholera wüthete damals in Paris; es schien ihm nichts übrig zu bleiben, als so schnell als möglich die Stadt zu verlassen, und anderwärts sein Heil zu versuchen.

Er hatte einen ganzen langen Tag damit gekämpft, welchen Entschluß er ergreifen sollte, und trat Abends mit schwerem Herzen in sein bescheidenes Stübchen. Es war bei ihm beschlossen, er schickte sich an, seine wenigen Effekten zusammenzupacken. Wie groß aber war sein Schrecken, als er Alles leer findet; seine wenigen Kleider, sein Geld, selbst seine Violine waren ihm geraubt; und allein, ohne Freunde, in der großen, gleichgültigen Stadt, die jetzt andere schwerere Sorgen hatte, als sich eines verwaisten Knaben aus dem fernen Lande anzunehmen!

Verzweiflung ergriff ihn; statt des Blutes fühlte er Feuer durch seine Adern fließen; der Gedanke an Selbstmord beschäftigte ihn; drei Tage kämpfte er dagegen an, endlich, als sich ihm kein Rettungsweg öffnen will, stürzt er sich in die Seine. Ein mitleidiger Mensch springt ihm nach und rettet ihn. Unweit von dem Orte des Vorfalls befindet sich eine Mutter, die ihren Sohn an der Cholera verloren hat, Ole Bull's Züge rufen ihr sein Bild in's Gedächtniß, und der Künstler verdankt es diesem Zufalle, eine zweite Mutter zu finden. Er beginnt wieder Hoffnung zu schöpfen.

In seiner neuen Lage findet er die nöthige Unterstützung, um ein Conzert zu arrangiren. Es bringt ihm 1200 Franken ein, und mit dieser Summe macht er sich durch die Schweiz nach Italien auf den Weg und besucht die vorzüglichsten Städte mit stets wachsendem Bei-

fall. In San Carlo zu Neapel wird er an einem Abende neun Mal gerufen und Viele wollen ihn über Paganini setzen.

Nach diesen Erfolgen macht er sich zum zweiten Male auf den Weg nach Paris und erndtet hier nun ebenfalls Beifall. Die seltsamen Schicksale des jungen Mannes, sein sanftes, bescheidenes Wesen und die obige Schilderung seiner Abenteuer, machten ihn mir zu einer sehr interessanten Erscheinung.

Ich schließe für jetzt diese flüchtig hingeworfenen Erinnerungen, nicht als ob ich nicht noch Vieles hätte, das ich gern mittheilte, sondern aus Besorgniß, die Gränzen zu überschreiten, welche einem und demselben Gegenstande in diesen Blättern nur gewidmet seyn können, da Mannigfaltigkeit im weitesten Sinne ihre Devise ist.

Sollte ein wiederholter Besuch in Paris, der wohl nicht gar fern liegt, den dort empfangenen Eindrücken wieder lebendigere Lasuren verleihen, und sie dabei durch neue vermehren, so hoffe ich, meinen geneigten Lesern mit einer Folge dieser Tablettenreihe nicht ganz unwillkommen zu erscheinen.

Die eigenthümlichste Kunst des Erzählers besteht, nach meiner Meinung, darin: zur rechten Zeit seine Mittheilungen zu bringen und zur rechten Zeit damit abbrechen zu können.

Gespenster-Geschichten.

(Aus dem noch ungedruckten neuen Bande der Memoiren über Maria Antoinette.)

Das Todten-Souper bei Cagliostro.

..... Damals (1785) meldete man die Ankunft Cagliostro's. Bald erfuhr man, daß es eine Freimaurerei des ägyptischen Ritus gebe, mit deren Hilfe man mit den Geistern der andern Welt in Verbindung treten könne. Einige gaben vor, mit berühmten Frauen des Alterthums gespeist zu haben. Folgendes erzählte mir der unglückliche Marschall, Herzog von Noailles, dessen Glaubwürdigkeit ich verbürge. Er befand sich bei mir mit dem Bischof von Arras, dem Erzbischof von Rouen, dem Cardinal von Larochefoucault und vielen andern vornehmen Herrn und Damen. Ich will ihn selbst sprechen lassen:

Es war im Jahr 1782, im Monat Juni. Ich hatte einige Zeit vorher dem Groß-Almosenier den Wunsch geäußert, mit dem Grafen von Cagliostro zusammenzutreffen, wenn er ein wichtiges Experiment machen würde. Prinz Louis antwortete mir, daß er bei dem ersten stattfindenden Todten-Souper an mich denken wollte. Den 14. Juni erhielt ich folgendes Billet:

„Mein Herr Marschall, ich habe mein Versprechen nicht vergessen. Ich lade Sie hiemit ein, diesen Abend, mit wem Sie wollen, zu soupiren. Ich verbürge Ihnen die Speisen, aber nicht die Gäste; denken Sie an den Ihrigen, denn Sie müssen einen mitbringen. Ich habe die Ehre u. s. w.“

Die Stunde der Zusammenkunft war im Postscriptum bemerkt. Sie fand im Palais Cardinal in den von dem Groß-Almosenier bewohnten Gemächern statt, in dem Saale der Chinesen. Ich fand dort den Ritter von Boufflers, den Fürsten von Nassau, den Advokaten Gerbier, Herrn v. d'Espremenil und den Haushofmeister. Wir waren alle mit einander bekannt, und die Unterhaltung stockte nicht. Prinz Louis sagte uns, daß er den Grafen Cagliostro erwarte. Als dieser eintrat, wurde unsere Neugierde plötzlich sehr rege. Er war prächtig gekleidet, und seine ernste Miene und seine feierlichen Bewegungen imponirten uns, obgleich die Meisten von uns in ihm nur den Charlatan sahen. Er sprach wenig, und schien sich einer tiefen Betrachtung

hinzugeben. Um drei Viertel auf zwölf nahm er das Wort, und indem er sich im Allgemeinen zu der ganzen Gesellschaft wandte, fragte er: „Die Namen, die Sie gewählt haben, meine Herren?“ Hierauf nahm er ein Stück Jungfern-Pergament, tauchte eine neue Feder in eine röthliche Flüssigkeit, und schickte sich an, zu schreiben, was wir ihm diktiren würden. Prinz Louis, vom fürstlichen und geistlichen Stolze getrieben, sprach zuerst, während Boufflers mir so laut sagte, daß die Andern es verstehen konnten: „Bemerken Sie doch die Zerstreuung des Prinzen. Er vergißt, daß er zu Hause ist.“

Der Groß-Almosenier, dem dieser Scherz mißfiel, wählte den Cardinal Duperron; Boufflers Jeanne d'Arc; der Fürst von Nassau Cäsar; Gerbier Cicero; d'Espremenil Catilina, und ich den Groß-Connetable Anna von Montmorency. Wie alle Namen aufgeschrieben waren, zündete der Graf von Cagliostro Weingeist in einem Gefäß an, warf das Pergament, das er mit weißem Wachs umgeben hatte, hinein, und als die Flamme es verzehrt hatte, verbreitete sich ein starker, aber balsamischer Duft im ganzen Saale.

Mitternacht schlug. Die Flügelthüren des Eßzimmers öffneten sich von selbst; eine geheimnißvolle Beleuchtung ward sichtbar; die Kronleuchter stellten Himmelszeichen dar; man erblickte dreizehn Couverts, dreizehn Lehnstühle, und wir waren nur sieben Gäste. Prinz Louis ließ uns vor sich hergehen; zuerst kam ich, dann der Herzog von Nassau, Herr von Boufflers, der Rath, der Advokat und er. Die Thür schloß sich und wir setzten uns; kein Bedienter ward sichtbar. Plötzlich wurde die Thür, durch die wir eingetreten waren, mit einer Heftigkeit, die uns erbeben machte, aufgerissen. Eine Frau erscheint; ihre Gestalt, ihr rundes, gefärbtes Gesicht, ihre glänzenden Augen und ihr Lächeln zeigten etwas Göttliches. Es war Jeanne d'Arc. Sie trug ein halb bürgerliches, halb kriegerisches, aber sehr elegantes Costüm, das jedoch den von ihr bekannten Gemälden nicht ähnlich sah. Wir bemerkten auf ihrem Panzerhemde den himmelblauen Schild, den ihr Carl VII. verliehen hatte, worauf ein silbernes Schwert mit goldenem Griff, das auf der Spitze eine goldene Krone trägt; daneben zwei goldene Lilien. Der Zweite, der eintrat, war Julius Cäsar; wir erkannten ihn an dem kahlen Kopf, mit Lorbeeren bekränzt, und an seiner einfachen und ernsten Miene. Er musterte uns der Reihe nach und setzte sich dann zu dem Fürsten von Nassau, der seinen Lehnstuhl rückte, eben so wohl aus Höflichkeit, als aus Schrecken und Ekel, wie es sein Gesicht deutlich verkündete. Als Dritter erschien der beredte Marcus Tullius Cicero. Ich sehe ihn noch in seiner Toga und dem festen Blick, rings um den Hals einen rothen Streif, der daran erinnerte, daß man aus seinem abgehauenen Kopf eine schreckliche Zierde der Rednerbühne gemacht hatte. Hierauf kam der Cardinal Duperron, ganz eingewickelt in sein rothes Gewand, mit dem Cardinalshut, den er nicht abnahm, mit einem dicken Bart und einer geistreichen Physiognomie. Nun erschien Catilina, wild und melancholisch; er erbebte, als er seine Zeitgenossen, Cicero und Cäsar sah, besonders bei dem Ersten, der seinen Tod verhängt hatte. Er konnte sich einer Bewegung der Wuth nicht enthalten. Cagliostro streckte seinen Sternenstab gegen

den stolzen Patricier aus, der hierauf in eine dumpfe Unbeweglichkeit verfiel, aus welcher er nicht mehr erwachte. In dieser Pause kam der Connetable Anna von Montmorency majestätisch näher. Welch' ein edles und imposantes Gesicht! Mit einer Hand stützte er sich auf seinen riesenmäßigen Degen, der ganz zerhackt war, und in der andern hielt er einen Rosenkranz von Lapus lazuli, mit Medaillen und kleinen Reliquien behängt. Er ging langsam; seine Augen hefteten sich zuerst auf Cäsar; er zuckte mit den Achseln, als er bei den Cardinälen vorüberging, und wie er sich an meine Seite setzte, beehrte er mich mit einem verbindlichen Gruße.

Diese Gesellschaft, aus so seltsamen Personen bestehend, hatte uns den Appetit geraubt. Wir hatten große Lust, sie zu berühren, um uns zu überzeugen, ob es feste Körper oder Truggebilde seyen; aber wir wagten es nicht. Ich war endlich so dreist, unter dem Vorwande, es dem Herrn Connetable zu erleichtern, seinen Degen wegzunehmen.... aber eine elektrische, heftig schmerzende Berührung brach mir fast den Arm, und raubte mir die Lust, den Versuch von Neuem zu wagen; auch gab Messire Anne seinen Zügen einen solchen Ausdruck, daß ich mir vornahm, auf meiner Hut zu seyn, im Fall er ernstliche Feindseligkeiten gegen mich unternehmen sollte.

Inzwischen sprach Niemand und auch die Schüsseln blieben voll. Graf Cagliostro wollte die Gäste erheitern und wandte sich an Johanna d'Arc.

— Mademoiselle, fing er an, ist es wahr, daß Sie nicht in Rouen verbrannt wurden, wie es die Familie Armoise versichert, welche vorgibt, daß Sie sich in späterer Zeit mit einem ihrer Mitglieder verbunden haben?

Die erhabene Jungfrau lächelte und erwiderte mit einer Stimme, die uns schaudern machte: Bemühen Sie sich nicht, den Engländern die Schande meiner Hinrichtung zu ersparen. Das ist ein Flecken, von dem sie sich nie reinigen werden.

— Beim Himmel! rief hierauf der Groß-Connetable, jedesmal, wenn ich einen Engländer niedergehauen habe oder hängen ließ, so geschah es in der Absicht, Ihnen ein gerechtes Racheopfer darzubringen, edle Jungfrau und theure Freundin!

Cäsar wandte sich gegen Cicero: Tullius, diese Gallier, die ich während zehn Jahren besiegt habe, haben seitdem eine stattliche Figur gewonnen.

— Kaiser, erwiderte der Connetable, sie haben mehr als einmal die Römer geschlagen, und der große Carl VIII., unser geliebter König, hielt seinen Einzug in Rom mit gesenktem Visier und die Lanze auf den Schenkel gestützt, als Zeichen der Eroberung.

— Das macht, weil Cäsar nicht mehr dort war, erwiderte der Redner.

— Oder besser, weil sich die Franzosen dort befanden, fiel ihm der Groß-Connetable in's Wort.

Cäsar schwieg und lachte so verächtlich, daß ich davon unangenehm berührt wurde; ich wagte jedoch nicht, mich in den Streit zu mischen. Endlich sagte der Cardinal Duperron, der sich zu langweilen schien:

He, meine Herrn, lassen Sie uns in Frieden leben, weil uns Gott den Krieg verbietet.

— Freund Duperron, schrie Anna voll Ungeduld und Ironie, wär' es Dir wohl gefällig, zu schweigen, wenn es Herrn Julius Cäsar beliebt, zu sprechen? Hast Du nicht bei Lebenszeiten genug geschwatzt, ohne irgend ein nützliches Resultat zu erlangen?

— Ho, königlicher Gevatter, erwiderte der Cardinal, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, Ihr schlagt Eure Schlachten hoch an; aber bei Gott, wir hätten Euch um Eure Rathschläge nicht ersucht. Uebrigens wollen wir während der wenigen Stunden, die wir hienieden zubringen dürfen, in Frieden leben.

Hierauf wandte sich der Connetable an Cäsar, den er Imperator titulirte, und fragte ihn, ob er wisse, was ein Cardinal sey? Und hier begann eine wenig erbauliche Conversation, an welcher Cicero Theil nahm. Wir fanden diese Phantasmagorie bereits sehr ermüdend, als der Graf Cagliostro ein Zeichen mit seinem Stabe gab. Fünf der anwesenden Geister erhoben sich und eilten schnell aus dem Saal, ohne uns zu grüßen; ein Einziger blieb bei Tische, es war Catilina.

— Hast Du mich nicht verstanden? fragte ihn Cagliostro.

— Warum soll ich fortgehen, antwortete er, da ich doch bald werde wieder kommen müssen? Duval d'Espremenil, fuhr das Gespenst fort, indem es sich nach dem Parlamentsrath wandte, Du trittst in meine Fußtapfen, und wirst so weit gehen, wie ich, und wirst wie ich von der Hand des carnifex (Scharfrichters) sterben.

Er sprach's, erhob sich von seinem Sitze, warf seinem Nachbar einen Blick des Hasses zu und folgte den Andern. Wir aber blieben unbeweglich, besonders ich, dem dieser verwünschte Catilina im Vorbeigehen gesagt hatte, daß ich das Loos des stürmischen Parlamentsmitgliedes theilen würde.

Hier unterbrach ich den Marschall von Mouchy mit einem Ausruf des Schreckens.

— Diese Gespenster waren ja aber ganz entsetzliche Leute, rief ich aus. Wie? Sie, gnädiger Herr, der vollkommenste der Menschen, sollten die schrecklichste Strafe erdulden müssen?

— In der That, es ist abgeschmackt, denn es läßt sich nicht absehen, daß ich in meinem Alter Handlungen vollbringen sollte, die mir eine solche Strafe zuzögen. Aber ich erzählte der strengsten Wahrheit gemäß, was ich gesehen und gehört. Doch ich fahre fort. Als unsere Gäste aus der andern Welt fort waren, gestanden wir, daß wir uns schlecht unterhalten hatten. Wir standen vom Tisch auf, ohne gegessen zu haben, und traten stillschweigend in den Salon. Der Graf von Cagliostro forderte uns auf eine bestimmte Zeit Stillschweigen ab, erlaubte uns aber, es in dem Interesse der Loge zu brechen, um ihm Proselyten zu machen.

— Und mit wem glauben Sie gegessen zu haben? fragte ich den Marschall, mit Gespenstern oder geschickten Pantomimisten?

— Madame, ich muß gestehen, daß die Täuschung vollkommen war.

— Und was verstehen Sie darunter?

— Daß man uns betrog, aber mit unendlicher Geschicklichkeit. Was mich besonders von der Unwahrscheinlichkeit der Erscheinungen überzeugt, das ist die Prophezeihung Cacilina's. Aber noch immer sehe ich sie mehr schweben, als gehen, und um zwölftausend Franken wollte ich nicht den Spaß noch einmal miterleben.

Der Amtsschreiber der Familie Thesan.

Die Familie Thesan besaß einen ungeheuren Reichthum, eine große Anzahl von Gütern, aber ein schlecht in Ordnung gehaltenes Archiv. Ein Chicaneur (und wo fände sich ein solcher nicht!), welcher den schlechten Zustand dieser Archive kannte, setzte sich zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Kopf, dem Chef des Hauses Thesan ein Gut abzustreiten, für dessen rechtmäßigen Besitzer er sich ausgab. Ein Proceß entstand; die Gegenpartei forderte, daß man ihr den Kauf-Contrakt vorlege, und er fand sich nirgends. Man suchte ihn, man durchwühlte die Archive, aber das Aktenstück war nicht aufzufinden. Der Proceß ging indessen fort und man gelangte zur Entscheidung. Da bat der Marquis von Thesan um Aufschubsfrist und sie ward ihm bewilligt.

Während dieser Zeit ließen die Vasallen des streitigen Gutes, die alle ihren Herrn liebten, Gebete verordnen, und man bat den Himmel, die Richter zu erleuchten und den Verkaufspakt finden zu lassen. Einst in der Nacht — der Marquis von Thesan war nach dem Gute hingereist, um sich bei seinen Leuten zu bedanken — vernimmt er die Thür seines Zimmers öffnen; man nähert sich, und zieht die Vorhänge des Bettes auseinander. Er blickt hin und sieht einen Greis in der Tracht des vierzehnten Jahrhunderts, der zu ihm die Worte spricht: „Man macht Euch einen ungerechten Proceß; diese Baronie gehört Euch an. Einer Eurer Vorfahren, der um 1320 lebte, kaufte sie von einem Namens Maulon. Ich selbst setzte den Vertrag auf, als Amtsschreiber des Kirchspiels. Euer edler und freimüthiger Ahnherr versäumte, eine Abschrift davon nehmen zu lassen. Ihr werdet das Original in dem und dem Zimmer finden. (Hier bezeichnete er es ihm.) Auf die Bitten Eurer guten Vasallen bin ich aus dem Fegefeuer heraufgekommen. Auf Wiedersehen, Herr Marquis; doch erst im Himmel, und deßhalb lebt wie ein guter Christ.“

Das Gespenst machte das Zeichen des Kreuzes und schloß hierauf die Bettvorhänge und die Thür des Zimmers. Darauf vernahm man, wie seine Schritte sich in der Ferne verloren.

Der Marquis stand in großer Bewegung vor Tage auf, und ließ den Pfarrer des Kirchspiels kommen. Dieser mußte sogleich seine Sterbelisten herbeischaffen, und er fand die Namen und Alles, wie es ihm das Gespenst gesagt und wie er es behalten hatte. Hierauf erzählte er sein nächtliches Abenteuer dem Pfarrer, welcher ihm erwiderte, daß er darin den Finger Gottes erblicke. Einige Zeit hernach meldete er, daß das Grab besagten Amtsschreibers, welches im Schiff

der Kirche befindlich, gewaltsamer Weise während der Nacht geöffnet worden sey; denn der Stein zeigte sich an vielen Orten gespalten. Der Marquis verfügte sich selbst an Ort und Stelle, und überzeugte sich von der Wahrheit der Angabe. Mehre Notabeln schlugen vor, das Grab zu öffnen, und zum allgemeinen Erstaunen fand man einen vor Alter zerfallenen Sarg und auf der Erde einen Leichnam, nach alter Mode gekleidet. Der Marquis erkannte das Costum und die Züge des Amtsschreibers wieder. Man legte eine andere Marmortafel auf das Grab, und tausend Messen wurden von Herrn von Thesan bezahlt, um die Seele des Amtsschreibers zu erlösen.

Das Papier wurde noch denselben Tag gefunden, der Chicaneur verlor den Proceß, und die Herrschaft blieb ihrem Besitzer. Man fügt hinzu, daß der verstorbene Amtsschreiber noch ein zweites Mal Herrn von Thesan besuchte, um ihm zu melden, daß seine Messen ihn aus den Flammen glücklich befreit hätten, und sich dafür zu bedanken.

Aehnliche Erzählungen wurden beständig in Versailles zum Besten gegeben, und oft legte man ihnen große Wichtigkeit bei. Manchmal waren sie so, daß einem die Haare zu Berge stiegen. Der Graf von Provence hatte ein großes Talent für diese Art von Geschichten, und trug stets den Sieg über seine Mitbewerber davon. Hier gebe ich noch die letzte, die ich einst von ihm nach einem Winter-Souper in Klein-Trianon hörte.

Der Pilger.

In einer Nacht, erzählte er, der heutigen ähnlich, wo ein heftiger Wind Schnee und Hagel in der Luft umherwarf, hörte man an der äußeren Pforte des Schlosses Ferral klopfen, welches an dem Abhange des schwarzen Berges liegt, südlich und nicht weit entfernt von dem Bischofssitze St. Papoul. Räuber einerseits und Haufen von Protestanten von der andern trieben sich in der Gegend umher, und suchten jene Orte mit List zu überrumpeln, die sie offen mit Gewalt nicht zu nehmen im Stande waren. Dieß war die Ursache, daß man nur mit großer Vorsicht die Schlösser öffnete, und daher mancher verirrte Wanderer vergebens die Bewohner um Gastfreundschaft anflehte.

Man läutete also an der äußeren Glocke des Schlosses Ferral. Der Schloßwärter ging hinaus, um mit dem Einlaß Begehrenden zu sprechen. Hierauf begab er sich in den Saal, wo der Schloßherr mit seinem Sohn und seiner Tochter mit Gesang und heiterem Gespräch den Abend freundlich hinbrachte, und dazu einen stark gewürzten Glühwein schlürfte.

— Herr, sprach er, ein armer Pilger, vom heiligen Lande kommend, bittet um ein Nachtlager.

— Hat er seinen Namen gesagt?

— Er will ihn bis morgen verschweigen.

— Er darf, bevor er sich nicht zu erkennen gab, nicht eingelassen werden.

— Mein Gemahl, sprach die Baronin, es ist ein Pilgrim, und Gott wird Dich bestrafen, keine Mildthätigkeit geübt zu haben.

— Mutter, sprach das stolze Fräulein, wäre es ein edler Ritter, so würde er es für eine Ehre halten, sich zu nennen. Ich wollte wetten, daß es ein Bettler und garstiger Landstreicher sey. Möge er doch in's Dorf hinabgehen.

— Vielleicht ist es auch, setzte der Schloßherr hinzu, einer von den Dieben und Wegelagerern aus der Nachbarschaft. Er werde nicht aufgenommen.

Der Schloßwart überbrachte diese Antwort dem Pilgersmann durch die Pforte, dieser stieß einen tiefen Seufzer aus und sprach mit sterbender Stimme:

— Morgen wird es zu spät seyn. Die Kälte hat bereits mein Herz erstarrt, und der Orkan verdoppelt seine Wuth.

In der That hörte man jetzt ein fürchterliches Sausen; die Bäume wurden zerbrochen und große Felsenstücke fielen von dem Berge. Dazwischen vernahm man schreckliche Töne, wüthende Flüche, satanisches Hohnlachen, und das Echo trug zu mehren Malen Drohworte in den Saal des Schloßherrn. Man bekreuzte sich und las das Evangelium St. Johannis.

Am andern Morgen mit Anbruch des Tages, als man die Zugbrücke niederließ, fand man, auf der Erde ausgestreckt, einen jungen Menschen, in eine Tunik gekleidet mit dem Pilgerkragen. Neben ihm lag der Stab, der Rosenkranz und die Kürbisflasche. Man hoffte, daß er nur ohnmächtig sey, aber bald überzeugte man sich davon, daß der Tod ihn getroffen habe. Man brachte ihn in ein Zimmer in dem Erdgeschoße des Schlosses, und die Freifrau von Ferral, eine fromme Dame, beklagte die Härte ihres Gemahls und betete neben dem Leichnam. Wie sehr vergrößerte sich aber ihr Schmerz, als sie in dem entseelten Körper ihren eigenen Neffen erkannte, den Sohn ihrer geliebten Schwester. Papiere, die man bei ihm fand, bestätigten dieses Unglück. Der junge Mensch kehrte aus Palästina heim, wohin ihn ein Gelübde gezogen hatte. Jetzt empfanden der Freiherr von Ferral, sein Sohn und seine Tochter die lebhafteste Reue. Die schöne Mahaud insonders war untröstlich. Dieser Vetter war ihr Verlobter, und vor seiner Abreise hatten sie die Ringe gewechselt. Der Kummer des Fräuleins war gränzenlos; sie gerieth in Verzweiflung und verwünschte in ihrem Wahnsinn Alles um sich her, und weihte sich und die Ihrigen den höllischen Geistern. Da die Kälte fortdauerte, so beschloß man, die Beerdigung des jungen Mannes aufzuschieben, um Muße zu erlangen, alle Herren der Gegend zu dieser Feierlichkeit einzuladen. Die nächste Nacht erschien, und Mahaud von Ferral verließ frühzeitig die Familie, um ohne Zeugen bei dem Geliebten weinen zu können. Sie ging in ihrem Gemache auf und ab, als sie dreimal drei Schläge an ihrer Thür vernahm. Sie zitterte und doch öffnete sie. Aber wie groß war ihr Erschrecken, als der todte Pilger sich ihren Augen darstellte.

— Fürchte nichts, sprach er; man hat Mitleid mit Deinem Schmerze gezeigt. Mir ist das Leben wieder geschenkt, wenigstens

zum Theil; ich darf jede Nacht eine Stunde bei Dir zubringen, und später wirst Du erfahren, wie Du mich gänzlich dem Leben wieder geben kannst.

Diese Erklärung milderte Mahaud's Schrecken und erweckte ihre Liebe. Nach und nach wurde sie kühner und berührte die Hand ihres Geliebten. Die Hand war Eis. Die Züge des jungen Menschen behielten ihre Blässe und die Unbeweglichkeit des Todes, während er sprach. Die Worte entwanden sich langsam den Lippen. Es war kein Leichnam mehr, und doch erkannte das Fräulein kein lebendes Wesen in ihrem Gast. Inzwischen gewöhnte sie sich an den Anblick. Nachdem die Stunde verflossen war, entfernte sich der Geliebte. Das Fräulein war mehr ergriffen, als befriedigt, aber entschlossen, das Geheimniß zu bewahren.

Andern Tages fand man den Leichnam nirgends, trotz der genauesten Nachforschungen. Wo war er hingekommen? wer hatte ihn geraubt? Man glaubte, daß es die Verwandten, die Freunde, die Feinde des Baron von Ferral und selbst die Zauberer des Pic de Nore, die man zu Weihnachten, Ostern, St. Johann und Aller Heiligen auf jenem Berggipfel tanzen sieht, gethan hätten. Wie dem aber nun auch war, jede Spur war verschwunden, und man stellte endlich die Nachforschungen ein.

In der folgenden Nacht kam der Geliebte wieder. Er drückte die schöne Mahaud in die Arme, aber kalt und gleichsam nur aus Höflichkeit. Sie beklagte sich darüber.

— Mein Blut, sagte er, fror in jener unglücklichen Nacht zusammen, als ich an dem Thore Deines Schlosses liegen mußte, während Du und die Deinen sich beim guten Feuer wärmten.

— Ach, erinnere mich nicht an jenen Abend! Sollten aber meine Liebkosungen nicht Lebenswärme in Deinen Busen wieder bringen können?

— Nein, mir fehlt — — Hier hielt er inne.

— Rede ohne Furcht.

— Menschenblut!

— Blut? Und Mahaud schauderte zusammen.

— Ja, Blut; doch gleichviel, von wem, und sey es das Blut eines Verbrechers.

— Wohl, sprach das Mädchen. Ich habe gegen Dich gefehlt, aber um meinen Fehler gut zu machen, besitze ich Muth. Im Burgverließ sitzt ein Protestant, den man nach Toulouse schicken will; ein Ketzer ist es, für keinen Menschen fast zu rechnen. Ich will es versuchen .... O, ich werde es nicht vollbringen können!

— Wir wollen zusammen hingehen. Von Dir hängt es ab, mir das Daseyn wieder zu geben, und Du kannst zaudern?

Der Pilger war so geschickt, die Grausamkeit in dem Herzen dieser Unglücklichen zu nähren. Er verschaffte ihr einen Dolch. Sie holte die Schlüssel des Verließes, welche ihr Vater stets bewahrte, und in der dritten Nacht stiegen Beide in den Kerker zu dem Gefangenen hinab. Er schlief .... Mahaud näherte sich ihm, und, von einem höllischen Geiste getrieben, stieß sie ihm den Dolch in's Herz. Das Blut spritzte im weiten Bogen.

— Entferne Dich, sagte der Pilger zu ihr, und laß mich allein. Morgen zur gewohnten Stunde sollst Du mich wiedersehen.

Mahaud entfernte sich fast wahnsinnig. Sie wollte beten, aber sie vermochte es nicht. Der Himmel hatte sie verstoßen.

Der Tod des Gefangenen wurde einem Selbstmord zugeschrieben; der Leichnam auf den Anger hinausgeworfen, und was den Leuten dabei auffiel, war, daß die Brust geöffnet und das Herz herausgerissen war. Wer konnte das gethan haben? Dieses, in Verbindung mit dem Verschwinden des todten Pilgers gesetzt, gab Veranlassung zu fürchterlichen Muthmaßungen; Niemand aber errieth die Wahrheit.

In der folgenden Nacht erschien der Pilger bei Mahaud. Seine Augen zeigten lebhafteres Feuer, seine Gesichtsmuskeln mehr Bewegung, seine Lippen waren stärker gefärbt, und während die Geliebte sie mit ihren heißen Küssen bedeckte, fühlte sie, wie die Haut des Jünglings sich erwärmte; aber das Herz blieb unbeweglich, kein Schlag verrieth sein Daseyn.

Hierüber begannen die Klagen des Mädchens von Neuem, und der Pilger, der an ihrem Verderben arbeitete, zögerte scheinbar lange, ihr das gewisse Mittel zu offenbaren, das ihm die völlige Wiedererlangung seiner Lebenskraft verschaffen würde. Nachdem Mahaud in Alles zum Voraus eingewilligt, sagte er:

— Ich habe kein Herz, ein wildes Thier hat es in jener Nacht mir aus der Brust gefressen.

— Ach, schweige davon, Geliebter; gedenke nicht mehr jener schrecklichen Nacht.

— Ja, ich habe kein Herz mehr, aber man könnte mir eines verschaffen.

— Wir haben keinen Gefangenen mehr.

— Du hast einen Bruder.

— Mein Bruder, Unglücklicher? Das könntest Du verlangen?

— Ich glaubte mich geliebt.

— Und habe ich es Dir nicht bewiesen?

— Und wodurch?

— Durch meine Geduld, Dich anzuhören, da ich Dich fliehen sollte.

— Lebe wohl.

Er wendete sich, um hinauszugehen.

— Wohin gehst Du? fragte ihn Mahaud mit schwacher Stimme.

— An den Ort, den ich verließ, um Dich zu besuchen. Du wirst mich nun nicht wieder sehen; denn nicht zweimal darf man ihn verlassen.

— So bleibe denn, sprach sie.

Er kehrte zu ihr zurück. Ein Streit entspann sich nun zwischen Beiden, ein entsetzlicher, gottloser Streit. Endlich zog ein Teufel das Mädchen in den Abgrund des Verderbens. Er bewaffnete sie noch einmal mit dem meuchelmörderischen Dolche; er goß ihr die Wuth der Hölle in die Seele, und leitete sie in das Zimmer, wo ihr Bruder in tiefem Schlafe lag. Wie sie sich näherte, erschien ein bleiches, blu-

tendes Gesicht mit zerfleischter Brust . . . Mahaud erkennt den ermordeten Gefangenen; sie erbebt, wankt zurück, und den Teufel, der sie führt, durchschauert es auch.

— Vorwärts! ruft er.

— Siehst Du nicht?

— Zur That!

— Ich kann nicht — aber Du —

— Ich bin kraftlos; auch ist es Deine Sache.

— Nein, mein Muth verläßt mich; ein wunderbares Gefühl ergreift mich. Gott beschütze den, den ich opfern wollte.

So verfloß eine Stunde. Endlich wird Mahaud von ihrer unsinnigen Leidenschaft fortgerissen. Sie geht auf das Gespenst los, welches immer weiter vor ihr zurück weicht. So erreicht sie die Thür, der Schlüssel steckt im Schloß, sie dreht ihn um, beide Flügel rauschen auf und sie erblickt . . .

Bis hieher war Monsieur, Graf von Provence mit seiner Erzählung gekommen, als man den König meldete. Ludwig XVI. hatte keinen Geschmack an dergleichen Geschichten. Er pflegte zu sagen, daß sie über heilige Dinge zu spotten lehrten; auch brach Monsieur sogleich ab. Später wurde diese Unterhaltung nicht fortgesetzt, und ich muß gestehen, daß ich oftmals Lust hatte, an ihn zu schreiben, um mir das Ende seines teuflischen Nachtstücks zu erbitten.

Spanische Sitten.

Der Tanz.

Wenn der Beobachter nicht so unrecht hat, zu behaupten, daß bei den Deutschen Alles mit Essen und Trinken endigt, es seyen Versöhnungen, Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbnisse u. s. w., und daß bei den Franzosen Alles auf's Singen hinausgeht, so kann man nicht in Abrede stellen, daß bei den Spaniern dem Tanze dieses Recht eingeräumt werden muß. Ueberall sieht man junge Mädchen ihre Mantillen abwerfen, ihre langen Flechten losnesteln, Castagnetten oder Tambourine ergreifen, ein kurzes Gebet murmeln, und hierauf tanzen. Die Lust des Tanzens mischt sich in Spanien allen Ereignissen bei; man könnte sagen, der Tanz vereinigte alle Seelen zu einem Glücke, zu einer Trunkenheit, zu einer Extase; er umschlingt gleich einer elektrischen Kette alle Wesen. Selbst die Religion, eine so große Macht in Spanien, kann sich dem weltlichen Einflusse dieses Lieblingsgebrauchs nicht entziehen. Nicht selten sieht man bei den pomphaften Festen des Frohnleichnams Gruppen von jungen Tänzerinnen um den goldenen, von Seide und Stickereien strahlenden Himmel, unter welchem das Hochwürdigste getragen wird. Auf ein gegebenes Zeichen hält der Zug; die frommen Anrufungen des Volkes schweigen; eine religiöse Musik läßt sich vernehmen, und wenn dieses himmlische Präludium geendet ist, beginnt der Gesang der Männer und der Tanz der Frauen. Dann wird eine Guirlande von lebenden Blumen um den heiligen Schrein geschlungen; die Guirlande hebt und senkt sich, als wollte sie dem Herrn die Huldigung darbringen: es ist ein Gloria in excelsis aus Gesten, Seufzern, Schwebungen und Blicken. Plötzlich bricht sie ab; sie löst sich

auf und jede Blume oder jedes Mädchen, die sie bildet, steht für sich und tanzt; jede Bewegung wird zu einem verstandenen Worte; jeder ihrer Schritte ist ein Gebet; jede ihrer Figuren ein Akt der Anbetung: sie beugt sich, sie kniet, sie berührt mit der Stirne den Boden, sie fleht um eine Gnade oder um einen Segen .... es ist die Magdalene, die von ihrem göttlichen Herrn mitten unter den erhitzten, thörichten, leidenschaftlichen, sündhaften Weibern überrascht wird, wie sie, und die plötzlich eine Botschaft des Himmels vernimmt und sich nahet, schaut, hört, ein anderes Leben begreift, einen anderen Ruhm, andere Liebe und dann weint, beichtet und sich bekehrt. Dann erhebt sich die Tänzerin wieder stolz, prächtig, begeistert, entsühnt, durch den Blick und die Stimme ihres Richters, ihres Gottes. Welch' ein schönes Land! Welch' schönes Fest! Welch' schöne Tänzerin! Jedes Jahr am 24. Juni, dem Abende des St. Johannistages, schreitet die ernste Kirche gleichfalls mitten durch die Vergnügungen und Freuden des Volkes; sie bemächtigt sich weise des Tanzes; sie bemächtigt sich seiner wie eines Mittels, wie eines Besänftigungs-Instruments. Sie leitet ihn selbst; sie schreibt ihn vor nach allen seinen rauschenden Ergüssen. An diesem Abende, sobald die Sonne untergegangen ist, werden Freudenfeuer in allen Straßen, auf allen Plätzen der Stadt angezündet; die Glocken läuten wie zum Vergnügen; jeder Einwohner, reich oder arm, jung oder alt, tritt vor seine Thür; man setzt sich auf Schemel an beiden Seiten der Straße; alle, die dreißig Jahre passirt haben, Männer und Frauen, sitzen, sehen zu, geben den Takt und lachen; unter dreißig Jahren umarmt man sich singend und tanzt. Es ist ein ungeheurer Ball, der die ganze Nacht währt mitten unter Gesängen, Geschrei, Küssen und Ermahnungen der Priester.

Im spanischen Tanze sind zwei verschiedene Systeme zu unterscheiden: der Privat-Tanz und der öffentliche; oder mit andern Worten: der Gesellschafts-Tanz und der theatralische. Der Erstere, stets langsam, weich, träumerisch und keusch, besteht aus dem Bolero, der Menuett und der Guaraxa; der Andere, lebhafter, kühner, verliebter, spanischer, besteht aus dem Bolero, dem Fandango, der Manchegas, der Jota, den Seguidillas und dem Zoronzo; Letzterer, das lieblichste Kind der Thorheit.

Auf den elendesten Theatern, in den Städten zweiter Ordnung, ist der Tanz zum Bedürfniß geworden, das man um jeden Preis befriedigen muß. Es wäre leichter, den Spaniern die Morgen- und Abend-Chokolade und die Cigarette zu nehmen, den Spanierinnen die schönen schwarzen Haarflechten abzuschneiden und Fächer und Rosenkranz zu rauben, als ihnen die Zauber und Wonnen des Nationaltanzes zu entziehen. Durch diese Beständigkeit des Geschmacks und der Neigung hat der Tanz in Spanien eine eigenthümliche individuelle Gestalt angenommen, und besitzt einen Charakter und Eigenschaften, wie kein anderer auf Erden. In Frankreich

bildet der Tanz eine Reihe mehr oder minder langweiliger Figuren, die gewöhnlich kalt und monoton sind. Nur Mademoiselle Taglioni wußte Grazie und Ungezwungenheit ihm beizugesellen. Die andern Tänzerinnen zeigen sich als folgsame Schülerinnen ihres klassischen akademischen Meisters; sie haben von ihm gelernt, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Tanz zu deklamiren; jeder Pas ist ein Vers von zwölf Sylben; sie haben Halbverse, Cäsuren, Reime und so weiter erfunden; die kühnsten erlauben sich sogar den Hiatus; solche studiren allein und steigen allein, gleich der Taglioni und Fanny Elsler.

Nun sehe man aber, was der Tanz in Spanien bedeutet; hier ist der Tanz eine Sprache, welche Zeichen und Sprünge für jeden Buchstaben des Alphabets hat; unaufhörlich übersetzt sie Liebeserklärungen, sie macht Weinen und Lachen, verliebt und zärtlich, empfindsam und zornig: das ist eine Beredtsamkeit!

Es befindet sich kein Conservatorium in Madrid, und ich weiß auch nicht, ob man dort einen einzigen Tanzmeister mit großen Kosten unterhält. In Spanien wird der Tänzer und die Tänzerin geboren, wie in andern Ländern der Dichter und der Musiker. Eine junge Bäuerin von sechzehn Jahren, die Lust bekommt, ihr Glück zu versuchen, nimmt Abschied von Vater und Mutter, und macht sich auf den Weg nach einer großen Stadt. Das hübsche Mädchen nimmt ihren Sonntagsrock und ihren Rosenkranz mit. Sie wäscht Füße, Gesicht und Hände in dem Bache ihres Dorfes; sie ist jung, frisch und hübsch; sie hat eine weiße Haut, blaue Augen, schwarze Haare und kann tanzen, und so wird sie denn Tänzerin in Madrid; das ist bald geschehen; das Publikum übernimmt ihre Bildung, die Sorge für ihr Glück und für ihre Liebschaften.

Andalusien hat das glückliche Privilegium, die kühnsten Tänzer und die bezauberndsten Tänzerinnen von ganz Spanien zu haben. Die Männer sind größtentheils gut gebaut und voll Anmuth; die Frauen zart, schlank, schöne Körper, elastisch, hingebend und phantastisch; sie haben fette Hände, dünne kleine Füßchen, wie die eines Kindes, lange, dicke und feuchte Haare, lebhafte, tiefe, leuchtende Augen, ganz voll von guten Dingen, von holden Ideen und von tausend Wünschen. Und wie sie sprechen und plaudern können! Welche Hingebung! Wie viel Koketterie und Geist; wie flüchtig und pikant sind sie! Sie rechtfertigen den spanischen Ausdruck der Bewunderung: Saladas (gesalzene Frauen).

Ungeachtet der Bewunderung des Publikums für seine Tänzerinnen, so behandelt man sie doch mit großer Strenge, welches vielleicht von der großen Liebe herrührt, die sie einflößen; man ermuntert sie, man klatscht ihnen gern und willig Beifall; aber man bestraft sie auch ohne Maß und Einsicht. Die Kunstrichter der spanischen Theater sitzen gewöhnlich auf jenen Plätzen, die man

Lunetas nennt, welches mit unseren Theaterlogen und gesperrten Sitzen ziemlich gleichbedeutend ist. Hier findet man die Mayos oder Petitmaitres der Stadt, die Offiziere der Garnison und andere ausgezeichnete Leute. Wenn Jemand das Schauspiel stört, zu laut hustet oder dem Publikum den Rücken zudreht, so erheben sich die Lunetas zu gleicher Zeit, und der Schuldige muß hinaus oder sich verbeugen, welches einer Abbitte gleich kommt. Wenn auf den Brettern die Lieblingstänzerin sich vergißt oder vernachlässigt, wenn sie Ursache ist, daß der Bolero nicht so graziös und kokett ist, wie gewöhnlich, der Fandango nicht so üppig, die Jota nicht so kühn, der Zoronzo nicht so frei, dann erheben sich die Lunetas, und ihr wiederholtes St! stachelt die Tänzerin, verbessert sie oder treibt sie von der Bühne; dann aber erscheint die arme Vertriebene gleich wieder vor ihren Richtern, die schönen Hände auf der Brust gekreuzt, und mit gesenktem Blicke; sie nähert sich langsam den Lampen und bittet um Gnade mit den feststehenden Worten: Por el amor de Dios! Man antwortet ihr mit einem Regen von Bravo's, Blumen und Kußhänden, der Tanz beginnt auf's Neue, und man applaudirt noch lange, nachdem der Vorhang gefallen ist. In der Gesellschaft und in Beziehung auf die guten Sitten genießen die Tänzerinnen keines vorzüglichen Rufes; außer dem Titel einer Schauspielerin, der in Spanien keineswegs zu den guten Empfehlungen gereicht, haben sie noch gegen sich einen so freien Wandel, daß selbst Männer davor zurückscheuchen, und dabei tragen sie ihr Glück und ihre Zufriedenheit so zur Schau, daß die Frauen dadurch zur Eifersucht gereizt werden. Wenn ihre Lebensart auch nicht vorwurfsfrei genannt werden kann, so muß man, um die Wahrheit zu gestehen, doch bekennen, daß sie fast alle gut, mitleidig und uneigennützig sind; sie lassen ihre pekuniären Vortheile oft so aus den Augen, daß die Anerbietungen vornehmer Spanier nicht sowohl an ihrer Tugend, als an ihrer Bescheidenheit und persönlichen Abneigung scheitern.

Häufig sieht man sie in irgend einem Winkel von Castilien, Arragonien oder Granada zu einer Guitarre tanzen, auf einem öffentlichen Platze, vor einer Dorfkirche oder vor der Thür eines vornehmen Herrn. Im Schooße dieser elenden und armen ambulanten Künstlertruppen bildeten sich der berühmte Tänzer el Curro und die bezaubernde Tänzerin Dolores, deren Geschichte ich schließlich hier noch erzählen will.

Die Dolores, oder wie sie nach dem zärtlichen spanischen Diminutiv Dolorita genannt wurde (wie Martinez de la Rosa aus polititischer Schmeichelei eine Zeitlang Rosita hieß), wagte ihre ersten Schritte, das ist hier das bezeichnende Wort, vor dem Hochaltar der Kirche von Huelgas, eine der reichsten und bedeutendsten in ganz Spanien. Jung und schön, wie sie war, wurde sie bald müde, nur immer vor gemalten und aus Holz und Marmor

geschnitzten Heiligen zu tanzen, die ihrem Lächeln nicht entgegenlachten und für ihre Blicke keine Blicke hatten. Eines Abends nahm sie Abschied von ihrem klösterlichen Leben, um ein Leben wie alle Welt zu führen. Sie ließ den Rosenkranz, den Schleier, die Zelle, die Klostergitter hinter sich, griff zum Fächer, zur Mantille, richtete sich ein elegantes Boudoir ein, und erwählte sich die Coulissen.

Die Kirche reklamirte mit aller Kraft die Tänzerin, aber der Großkanzler von Spanien that einen Machtspruch. Dolores war schön, sie tanzte wie ein Engel, und man erlaubte ihr im Namen des Königs, ihrem ewigen Verderben entgegen zu tanzen.

Kurz darauf war sie bei einer herumziehenden Tänzergesellschaft, wo sie für's Leben die angebetete Geliebte eines ihrer Kameraden, des jungen el Curro, wurde. Er war Edelmann, Bacalaureus von Salamanca, welcher dem Ruhme der Wissenschaften entsagt hatte, um dem Ruhme des Vergnügens nachzustreben, und gleich wie Dolores der ewigen Seligkeit des Himmels verlustig gehen wollte, um des zeitlichen Glückes auf Erden theilhaft zu werden.

Drei Jahre später waren el Curro und Dolores die ersten Sterne des Theaters del Principe in Madrid; Hof und Stadt bewunderten sie gleichmäßig; der Escurial ließ durch Dichter, Sänger und Musiker eine entlaufene Nonne feiern, die ihren Gott, und einen Edelmann, der seinen Namen verläugnet, hatte. Die spanische Grandezza suchte nach ganz besonderen altcastilianischen Höflichkeitsformen, um den Tänzer damit zu begrüßen, und die edelsten Damen bemühten sich, graziösere und feinere Liebkosungen zu ersinnen, um die Tänzerin damit zu ehren. Der Hof nannte den Tänzer vertraulich Cavallero, und der König von Spanien und beider Indien küßte die Tänzerin züchtig auf die Stirn und nannte sie leise Dolorita.

Armes Mädchen! Arme Dolores! Arme Tänzerin! Zu dieser Stunde weint und seufzt sie, leidet in der Erinnerung, und tanzt nicht mehr! Das will ich Euch erzählen.

Ein Ruhm fehlte noch el Curro, ein Ruhm, der jeden anderen in Spanien überstrahlt: der Sieg des Torreadors verhinderte den Tänzer zu schlafen. Die Castagnetten machten seine sonst so leichte und flinke Hand schwerfällig. Das Tambourin klang schlecht seinem Ohr und selbst die Blumenkrone drückte seine Stirne zu stark. Er zerbrach also seine Castagnetten, sein Tambourin, seinen Kranz, und forderte von dem glänzenden Publikum des Circus den Scharlachmantel, die rothen Fähnchen, die Sandalen und den Degen. Spanien hatte ihn für den schönsten Tänzer proklamirt; el Curro wollte auch der tapferste Torreador von Spanien werden; und er ward es in der That. Nie noch sah die Arena von Madrid so viel Muth, Leichtigkeit, Kraft, Grazie und Verstand.

Jeder Kampf el Curro's war ein Fest für die ganze Stadt, jedes Mal erzählte man sich einen neuen Zug seiner Kühnheit, seines Glücks und seiner Kaltblütigkeit. Für ein Bravo, für ein Händeklatschen setzte er sein Leben auf's Spiel. Er neckte seinen Gegner, er forderte ihn mit einer Bewegung heraus, reizte ihn mit einem Fluch, mit einem Lachen, mit einer Handvoll Sand.

Eines Tages nach einem Gefechte von zwei Stunden schien plötzlich das wüthende Thier sich zu beruhigen; das letzte Zeichen des Wettkampfs war gegeben, und das ganze Volk erhob sich in Masse, um besser dem Ende zusehen zu können. El Curro greift nach seinem Degen und erwartet festen Fußes, die Stirne hoch, mit entblöstem Kopfe und gestreckten Knien seinen Feind; aber sey es aus Verachtung oder Ermattung, der Stier bleibt ruhig und legt sich nieder; gleichgültig gegen das Geschrei der Menge, können ihn weder die Neckereien der Zuschauer, noch seines Gegners, weder Steine noch Pfeile, die auf ihn von allen Seiten regnen, aus der Fassung bringen. Plötzlich erhebt er sich kalt und bequem, mißt mit dem Auge den Umfang des Circus, spazirt umher und wendet sich dann schnell, als el Curro nur vier Schritte von ihm entfernt ist. Er stürzt auf ihn los! Der Torreador ist überrascht und weicht aus. Er täuscht den Stier und will fliehen, um ihn leichter zu besiegen; aber das Volk wird unwillig und pfeift. Da — so erzählte man mir — blieb auch el Curro plötzlich stehen und sandte einen stolzen Blick auf die Menge seiner undankbaren strengen Richter, warf Mantel und Fähnchen weg, kniete nieder und streckte seinen Degen aus. Das gereizte Thier sprang um ihn herum, nahm seinen Anlauf, und in demselben Augenblick fielen Torreador und Stier zwanzig Schritte weit von einander in den Sand, alle Beide im Herzen getroffen, alle Beide Sieger und sterbend: Welch' ein Tod für einen Stier! Welch' ein Tod für einen Tänzer!

Die Freude des Volkes brach in einstimmigen Enthusiasmus los, aber mitten unter diesem Lärm stürzte ein junges, schönes Weib, wüthend, mit aufgelöstem Haar und den Dolch in der Hand, in den Circus, sie wirft sich auf den sterbenden Stier, taucht ihren Dolch mit verdoppelter Eile ihm in den Hals und fällt dann dem Torreador zu Füßen. Diese Frau war Dolores, die el Curro, ihren Geliebten, sterben sah.

Deßhalb sieht man die Tänzerin noch heute weinen, leiden und verzweifeln; sie gedenkt ihres Ruhmes, ihres Glücks und ihrer Liebe. Alles ist dahin geschwunden.

Um den Torreador und den Tänzer trauerte Madrid mit aller erdenklichen Pracht; der Hof und die Stadt wohnten el Curro's Leichenbegängniß bei, und eine Staatskutsche Ferdinand VII. folgte bis zum Kirchhofe. Hier hielt Don Luis Lafaro, ein berühmter Prediger der königlichen Kapelle, die Leichenrede des unglücklichen

Opfers, und gleich darauf fing das ganze Volk zu weinen an und tanzte so schön um das offene Grab, daß selbst die Todtengräber es auszufüllen vergaßen. Und bis zum Abend blieb die Menge da, verbreitete sich über den ganzen Kirchhof und führte mit großem Geräusch, großen Pas und großen Gesten einen wahrhaftigen Todtentanz aus, den dießmal Lebendige tanzten mitten unter Blumen und Denkmälern, Grabhügeln und Todtenbeinen.

Glückliches oder unglückliches Volk, welches selbst beim Klirren der Fesseln tanzen kann. In Frankreich sagte einst ein Minister von der Nation: „Sie singen, gut! also werden sie zahlen." Könnte man nicht in Spanien sagen: „Sie tanzen, gut! also werden sie untergehen."

Bemerkungen über Eisenbahnen.

Wir haben schon früher Bemerkungen über Eisenbahnen, einem englischen Werke entnommen, in diesen Blättern gegeben, in denen hauptsächlich der Vorzug der Granitbahnen vertheidigt wurde. Wir theilen hier andere Ansichten aus einem französischen Werke mit, welchem historische Notizen und beschreibende Einzelnheiten über die bei den Eisenbahnen verwendeten locomotiven Maschinen einverleibt sind.

In den Steinkohlen-Bergwerken bei Newcastle begann man zuerst, ungefähr in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, Bahnen mittelst zweier Linien von Balken zu gründen, auf welchen die Karren rollten. Im Anfange des verflossenen Jahrhunderts wurde in den Bergwerken Englands die Anwendung dieser Holzbahnen ganz allgemein. Man berechnete damals, daß ein Pferd auf diesem Wege im Schritte zwei und vierzig Centner ziehen könnte, während die gewöhnliche Last, mit den abscheulichen Straßen jener Zeit, nicht mehr als sieben Centner betrug. Im Jahre 1753 kam man auf den Gedanken, diese Balken mit eisernen Platten zu bedecken; und im Jahre 1767 begann man an die Stelle dieser Verbindung zwei bis drei Fuß lange, an einander gefügte, auf steinernen Würfeln oder auf dem Boden ruhende Stücke von Gußeisen zu setzen. Bald erhöhte man den inneren Rand dieser Eisenstücke, um die Räder in der Bahn zu halten. Auf diese Weise wurden in England seit 1789 mehre Eisenbahnen zum Transport der Produkte der Bergwerke, der Steinbrüche und des Bodens erbaut. Im Jahre 1808 endlich errichtete man diese Wege mit langen Schienen aus geschmiedetem Eisen, deren Oberfläche sich über das Terrain erhebt, dann gab man, statt den Rand zu erhöhen, den Kreisen der Räder an den Karren einen Vorsprung, der denselben Zweck erfüllte, und den Vortheil bietet, daß dabei Eisen erspart und die Reibung vermindert wird, weil dadurch eine sorgfältigere Construction möglich ist, und nicht jede Schiene ein Geleise bildet, in dem sich der Schmutz anhäuft. Das ist der Grundsatz, auf welchen die Bahnen gebaut sind, die — in England railways genannt — mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Die Länge der Schienen ist meistens fünfzehn Fuß *). Nach Gewicht und Form wechseln sie mannigfaltig; anfangs nahm man nicht

*) Der englische Fuß, von dem es sich hier handelt, ist gleich 305 Millimetres. Der Yard hat drei Fuß.

mehr als fünfzehn bis zwanzig Pfund Eisen auf einen Yard Länge; und selbst mit locomotiven Dampfmaschinen fuhr man auf Eisenbahnen von sechs und zwanzig Pfund auf den Yard. Von da an hat man beständig das Gewicht vermehrt, und jetzt macht man Bahnen, welche fünf und siebenzig Pfund auf den Yard schwer sind. Man hat dieses ungeheure Gewicht allerdings in der Absicht gewählt, um die Entfernung zwischen den Stützen zu vermehren.

Die Eisenbahn von Stockton nach Darlington in der Grafschaft Durham ist die erste, welche sich des günstigen Erfolges erfreute, der die späteren riesigen Unternehmungen veranlaßt haben mag. Sie ist auch die erste, welche dem Publikum für den Transport von Reisenden und allen Arten von Waaren eröffnet wurde. Diese Eröffnung fand im September 1825 statt. Der Weg hat eine Länge von fünf und zwanzig Meilen und bietet einen merklichen Fall von Darlington, dem Mittelpunkte der Steinkohlen-Minen, nach dem Seehafen von Stockton. Das Produkt dieser Minen bildet den Hauptgegenstand des Waarentransportes, und auf einem großen Theile der Bahn können sich die belasteten Karren vermöge ihres eigenen Gewichts vorwärts bewegen. Ein Theil des Dienstes wird indessen von Pferden versehen. Auch bedient man sich auf dieser Straße locomotiver Dampfmaschinen, welche schon im Jahre 1828 drei bis vier hundert Reisende in der Woche geführt haben.

Die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester hat den Erfolg aller vorangehenden verdunkelt, sie macht Epoche in der Geschichte der Mechanik und der Verbindungsmittel. Der Handel dieser beiden, dreißig Meilen von einander entfernt liegenden, blühenden Städte bewerkstelligte sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch zwei, in manchen Beziehungen nicht sehr bequeme Kanäle, welche ihren Eigenthümern unermeßliche Vortheile abwarfen, aber so wenig der steten Zunahme des nothwendigen Waarentransportes genügten, daß ein bedeutender Theil des Handels auf der Achse betrieben werden mußte. Von 1822 an beschäftigten sich einige unternehmende Handelsleute mit dem Entwurfe einer Eisenbahn von dieser Stadt nach Manchester. Im Jahre 1824 erschien der Prospekt, welcher die Vortheile einer Eisenbahn für den Handel im Vergleich mit den Kanälen angab, wo der Wassermangel im Sommer, das Einfrieren im Winter oft lange Zögerungen und die Schwierigkeit einer guten Aufsicht häufige Veruntreuungen veranlassen. Aus dem Prospekte erhellten die Opfer, welche die Kanäle dem Handel auferlegten, und die großen Vortheile, welche die Eigenthümer daraus zogen. Das Kapital eines *) dieser Kanäle hatte einen Werth von 1800 Procent, folglich den achtzehnfachen Werth des ursprünglichen Kapitals bekommen; der andere Kanal **) hatte viel zu dem unermeßlichen Vermögen des Eigenthümers beigetragen. Endlich zeigte der Prospekt den Reisenden die Möglichkeit eines zugleich wohlfeilen und raschen Transportmittels.

Nachdem sie schon einmal verworfen worden war, ging die Bill zu Bildung der Gesellschaft und zur Expropriation im Jahre 1826

*) Old quai Compag.
**) Duke of Bridgewater's canal.

durch, Georg Stephenson leitete die Arbeiten mit unendlicher Thätigkeit, so daß schon am 15. September 1830 die Bahn für das Publikum eröffnet werden konnte. Das Fest, welches bei dieser Gelegenheit statt fand, litt eine Störung durch den Unfall, der England einen seiner erleuchtetsten Staatsmänner, Herrn Huskisson raubte. Er wurde von einer der Maschinen, der Rocket (Rakete) zermalmt. Hier begann die neue Aera für den Handel und die Reisenden. (Was die Bahn von Manchester nach Liverpool leistet, und die Unterschiede im Transporte in Beziehung auf Zeit- und Kosten-Ersparnisse, haben wir in dem früheren Artikel nachgewiesen.)

Die Eisenbahn von Leeds nach Selby beträgt zwanzig Meilen in der Länge; sie wird in einer Stunde zurückgelegt. Die Eröffnung geschah im Oktober 1834. Schon während des Sommers 1835 wurden im Durchschnitte fünfhundert Reisende täglich transportirt, während vor ihrer Erbauung des Tags nicht über sechszig auf den gewöhnlichen Wagen fuhren.

Die Eisenbahn von Leicester nach Swannington ist seit zwei oder drei Jahren eröffnet. Es ist die erste, bei der locomotive Maschinen durch einen langen unterirdischen Gang kamen. Sie brannten dabei Kohle, deren Rauch den Reisenden mehr oder minder unangenehm ist. Aber auf der Bahn von Leeds nach Selby ist ein 2100 Fuß langer, 22 Fuß breiter und 17 Fuß hoher Gang, wobei die Maschinen mit abgeschwefelter Steinkohle geheizt werden, so daß die daraus etwa entspringende Unbequemlichkeit keine Klage von Seiten der Reisenden veranlaßt.

Eine große Anzahl anderer Eisenbahnen ist bereits in England in Thätigkeit; man kann darunter mehre Zweige anführen, die sich mit der von Liverpool nach Manchester verbinden. Einige haben keinen günstigen Erfolg gehabt, und bis jetzt ließ sich der Erfolg von keiner mit dem der Hauptstraße vergleichen.

In Irland hat die im December 1834 eröffnete Eisenbahn von Dublin nach Kingstown im ersten Jahre 1,068,018 Reisende, im Durchschnitte 2930 im Tage, transportirt. An gewissen Tagen haben 10,000 Personen diese Fahrt gemacht, welche eine Viertelstunde dauert und sehr angenehm ist. Kingstown ist ein ungefähr fünf und eine halbe Meile von Dublin entferntes Dorf, welches an einem für das Anlanden der Dampfschiffe sehr bequemem Punkte liegt.

In Schottland wird die Eisenbahn von Edimburg nach Dalkeith nur mit Pferden benützt. Die Entfernung beträgt zehn Meilen, die man in einer Stunde zurücklegt, wobei jedes Pferd, zwei zusammen mit acht und vierzig Reisenden beladene Wagen zieht. Es werden daselbst auch Kohlen und viele Waaren transportirt.

Aber die Eisenbahnen, die auf den brittischen Inseln noch im Baue oder im Entwurfe begriffen sind, übersteigen die bereits vollendeten bedeutend an Anzahl und Ausdehnung. Die wichtigste, an der man arbeitet, ist die von London nach Birmingham, welche die Hauptstadt mit beinahe dem ganzen Norden des Landes in Verbindung setzen wird. Der Entwurf rührt vom Jahr 1830 her, aber erst im Jahr 1833 ertheilte das Parlament die Genehmigung dazu. Sie wird

drei und eine habe Million Pfund Sterling (42,000,000 fl. rh.) kosten und 112 Meilen lang werden. Wahrscheinlich wird ein Theil der Bahn im Anfange des J. 1837 und das Ganze zwei Jahre später eröffnet werden.

London zählt 1,500,000 Einwohner und Birmingham darf als der Mittelpunkt von England betrachtet werden. Es ist der Ort im Innern des Landes, wo die meisten öffentlichen Wagen abgehen und ankommen.

Der Weg von Birmingham nach Warrington, genannt Great Junction (große Verbindung), der durch den Zweig von Warrington nach Newton mit Liverpool und Manchester in Zusammenhang treten und die Vereinigung zwischen London und ganz Lacashire vollenden wird, ist ebenfalls ein schönes Unternehmen.

Die Eisenbahn von London nach Bristol, genannt Great Western (die große Westliche), hat die Genehmigung des Parlaments im Jahre 1835 erhalten. Sie wird einige Meilen mehr haben, als die von London nach Birmingham, und zählt auf eine viel größere Anzahl von Reisenden, die ihr die großen Städte Bath und Bristol und die Hauptstadt liefern soll, deren Bewohnern sie das Schloß und die Parke von Windsor, die schöne Umgebung von Reading und Newburg als leicht zugängliche Spaziergänge bieten wird. Nach dem Gesetze, das zu dieser Bahn bevollmächtigt, muß sie der von London nach Birmingham tributär bleiben, mit der sie sich auf vier bis fünf hundert Meilen von London zu verbinden hat.

Mehre Entwürfe sind für Brighton ausgearbeitet. und das Jahr wird wohl nicht vorübergehen, ohne daß der eine oder der andere genehmigt ist. Viele andere bereiten sich eben vor, darunter die nach Leeds, York, Norwich u. s. w. Bei einigen von diesen Unternehmungen steht indessen die Ausführung nicht sehr nahe bevor.

Die Bahn von London nach Greenwich liegt, so zu sagen, im Weichbilde von London. Sie wird im Laufe des Jahres 1836 eröffnet werden. Ihre Länge beträgt 4 Meilen und sie wird im Ganzen auf 100 Bögen aus Backsteinen gebaut werden, welche dann zugleich als Magazine und Wohnungen dienen sollen. Unten an diesem Baue besitzt die Gesellschaft rechts und links ungefähr 20 Fuß Boden, woraus sie zwei Wege macht, einen für gewöhnliche Wagen, den andern für Fußgänger. Die Straße ist in gerader Linie gebaut, und merklich kürzer, als die alte; so daß diese Wege bereits außer den Neugierigen Passagiere anzieht, und durch die Abgabe von einem Penny (drei Kreuzer rh.) für die Person bereits Etwas einträgt. Um die Hoffnungen zu begründen, die man auf diese Abgabe setzt, führt man das Beispiel eines Fußpfades in den Vorstädten von London an, wo eine Abgabe von einem halben Penny jährlich 5000 Pfund einbringt. Diese Eisenbahn wird an der Londonbrücke ausmünden. Die öffentlichen Wagen und Omnibus transportiren auf der gegenwärtigen Straße wenigstens 4000 Personen des Tages.

Eine andere Eisenbahn ist die von London nach Blackwall; sie ist noch kürzer und erspart den Dampfböten eine Fahrt von doppelter Länge, welche zu häufigen Unfällen Veranlassung gegeben hat. Dieses Unternehmen hat die Genehmigung noch nicht erhalten.

Trotz der Vortheile, welche England der niedere Preis des Eisens, der Ueberfluß an Kapitalien, die geringe Steigung der Hügel, das gedrängte Zusammenwohnen der Bevölkerung und die Reisegewohnheit bieten, sind es doch die Franzosen, welche die längste Eisenbahn eröffnet haben, die bis jetzt in Europa in Thätigkeit ist; nämlich die von Lyon nach Saint-Etienne, in einer Länge von 18 Lieues (45 engl., 9 deutsche Meilen). Sie wurde ungefähr zur selben Epoche, wie die von Liverpool nach Manchester eröffnet. Der Entwurf sowohl, als die Ausführung macht dem Genie des Herrn Seguin Ehre, betrachtet man die Mittel, die ihm zu Gebot standen, und die Schwierigkeiten, die bei dem sehr bergigen Lande wegzuräumen waren. Es läßt sich hoffen, daß bei der Sorgfalt des geschickten Ingenieurs (Coste), der, seit einem Jahre mit der Leitung beauftragt, thätig an Verbesserung der Fehler arbeitet, wie sie die Erfahrung enthüllt hat, diese Bahn dem Publikum bald alle Vortheile der Schnelligkeit und Annehmlichkeit, welche die örtlichen Verhältnisse zulassen, und den Actionnärs den verdienten Erfolg für ihr kühnes, nützliches Unternehmen verschaffen wird. Es werden darauf beträchtliche Waarenzüge transportirt.

An der Eisenbahn von Paris nach Saint-Germain wird seit einiger Zeit gebaut, und die von Versailles soll damit in Verbindung treten. Mehre andere Bahnen von bedeutender Länge bereiten sich vor.

Niemand darf sich wundern, daß Frankreich England das Zuvorkommen gelassen hat. Es ist im Gegentheile merkwürdig, daß die Eisenbahnen bereits so rasche Fortschritte in Frankreich gemacht haben, wo große Vereine und von der Regierung unabhängige Unternehmungen etwas Neues sind, wo sich weniger zahlreiche, minder bevölkerte und minder reiche Städte finden als in England; in Frankreich endlich, wo ein unseliges Protections-System, das man zu Gunsten der Hammerwerke gegründet hat, den Preis des Eisens in einer übermäßigen Taxe erhält. In letzterer Beziehung bilden sich nach und nach vernünftigere Ansichten. Die französische Regierung sieht ein, daß das Interesse der ganzen Nation dem der kleinen Anzahl von Hammerwerk-Besitzern vorgehen muß, und daß selbst das Interesse dieser Letzteren, wenigstens des Theiles von ihnen, dessen Werkstätten dem Lande Vortheil bringen können, unter der freien Concurrenz mit dem ausländischen Eisen nicht leiden wird.

Die Eisenbahn von Brüssel nach Mecheln hat einen sehr günstigen Fortgang. Die Arbeiten zu Fortsetzung derselben bis nach Antwerpen sind ihrer Vollendung nahe. Mehre andere sind in Belgien, viele in Deutschland in der Vorbereitung begriffen.

In Amerika versorgen sich die vereinigten Staaten mit Eisenbahnen. Die von Camden nach Amboy, welche 61 Meilen lang ist, hat New-York Philadelphia näher gebracht: die Fahrt zwischen diesen beiden Städten währt nicht über 5 bis 6 Stunden. Man erzählt, daß während des großen Brandes in New-York, als die Pompiers von der Anstrengung ermattet gewesen, die von Philadelphia, welche mit ihren Pumpen auf der Eisenbahn herbeieilten, wesentlich dazu beigetragen haben, dem Weitergreifen der Flammen Einhalt zu thun; diese Bahn hat im Jahr 1834 110,000 Reisende geführt.

Man beschäftigt sich mit dem Entwurf einer Eisenbahn von New-York an den Erie-See, welcher 483 Meilen entfernt liegt.

Pensylvanien ist derjenige Staat, in welchem sich am meisten Arbeiten dieser Art finden. Die bedeutendsten sind auf Kosten der Regierung erbaut, welche ihren Credit benützt, um europäische Kapitalien zu mäßigen Interessen zu entlehnen, und sie auf solche Unternehmungen zu verwenden.

Ein Theil der Eisenbahn von Baltimore an den Ohio wird schon gebraucht. Sie wird im Ganzen 330 Meilen lang werden. Der Staat Nord-Carolina hat bereits einige Eisenbahnen und beabsichtigt die Gründung einiger noch bedeutenderer. Aber Süd-Carolina hatte schon im Jahr 1833 die von Charleston nach Hamburg vollendet, deren Länge 135¼ Meilen beträgt. Das ist bis jetzt die längste von allen, welche in Thätigkeit gesetzt sind.

Am Anfange des Jahres 1835 wurden im Ganzen in den vereinigten Staaten ungefähr 1600 Meilen Eisenbahn (darunter 418 in Pensylvanien) bereits benützt oder eben angelegt, deren Kostenbetrag sich auf 30 Millionen Dollars beläuft (was über 80 Millionen Gulden ausmacht).

Man sieht, daß nach diesem Maßstabe die Eisenbahnen in Amerika im Durchschnitte weniger als 20,000 Dollars (50,000 Gulden) für die Meile kosten. In England hat die Bahn von Liverpool nach Manchester zehnmal so viel, nämlich eine halbe Million Gulden für die Meile gekostet. Die von London nach Birmingham wird ungefähr 400,000 Gulden für die Meile, die von Greenwich wenigstens 1½ Million der Meile nach kosten. Die von Birmingham nach Warrington wird troß der günstigen Niveaux wahrscheinlich nicht weniger als 300,000 Gulden auf die Meile kosten. In Frankreich hat die Bahn von Lyon nach Saint-Etienne mehr als 300,000 Franken auf die englische Meile gekostet, und wird noch mehr kosten, bis sie in vollkommenen Stand gesetzt ist.

Der große Unterschied unter diesen Preisen und denen der vereinigten Staaten rührt davon her, daß die meisten amerikanischen Bahnen nur ein Geleise, während die, welche wir von Englang aufgeführt, zwei haben. Ueberdieß sind die Eisenbahnen in Amerika leichter, auf wohlfeileren Unterlagbalken und auf platterem Lande, als in England gebaut *).

Es ist sonderbar, daß die größten Vortheile der Eisenbahnen aus einer Quelle entspringen, die durchaus nicht in Voranschlag gebracht worden ist. Bei den ersten Entwürfen rechnete man nur auf die Waaren, und wenn man von den Reisenden sprach, so war davon nur nebenbei, als von einer Zugabe die Rede. Die Erfahrung lehrt, daß die Waaren allein auf denjenigen Eisenbahnen, von welchen wir gesprochen haben, keinen hinreichenden Vortheil abwerfen würden. Die Gesellschaft von Liverpool nach Manchester hat eine jährliche

*) In der Allgemeinheit ist der letztere Punkt doch wohl in Abrede zu ziehen; man hat in Amerika wegen der Unebenheit des Terrain Stollen bauen müssen, von einer Länge, wie man sie in Europa nie zu sehen bekommt.

Roheinnahme von mehr als 200,000 Pfund Sterling. Die Kosten betragen ungefähr 60 Procent an dieser Summe. Der reine Nutzen am Transport der Waaren übersteigt kaum 25,000 Pfund, während aus den Reisenden wenigstens ein doppelter erwächst.

Dieses Resultat, welches man kurz vor Eröffnung der Eisenbahn gar nicht erwartete, gründete sich auf die Geschwindigkeit, die man den Locomotiv-Maschinen zu verleihen vermochte.

Die erste von diesen Maschinen, die sich auf einer Eisenbahn bewegte, ist die des Herrn Trevithik, welche im Jahre 1804 dazu diente, Eisen aus den Bergwerken von Merthyr-Tydvil in Wales zu führen. Diese Maschine konnte 6 Meilen in einer Stunde mit einer Last von 10 Tonnen *) zurücklegen. Dieß Resultat ist weit entfernt von denjenigen, welche, ohne von größter Kraft zu seyn, jetzt mehr als 100 Tonnen ziehen und 15 bis 20 Meilen in der Stunde zurücklegen.

Die Vervollkommnungen, welche dieses mechanische Transportmittel zu allgemeinerem Gebrauche empfohlen haben, gehören einer neueren Zeit an. Im Jahr 1828 stellte die Eisenbahn-Gesellschaft von Liverpool nach Manchester eine Untersuchung an, wobei geschickte und erfahrene Ingenieurs Zweifel gegen den Nutzen dieser Maschinen erhoben, und dagegen als zweckmäßiger feste Dampfmaschinen zum Vorschlage brachten, welche die Wagen mittelst langer Schnüre ziehen sollten. Indessen trug die Meinung des Ingenieurs der Gesellschaft den Sieg davon, und die Locomotiv-Maschinen wurden gewählt. Man eröffnete im Jahre 1829 einen Concurs mit einem Preise von 500 Pfund Sterling, den die Maschine „die Rakete" davon trug, die derselbe Ingenieur, Stephenson, erbaut hatte, der den Preis mit Booth theilen mußte, von dem die Idee der Einrichtung von Wärmeröhren herrührte, auf die wir weiter unten zurückkommen werden **). Diese Maschine verband mit großer Solidität eine glückliche Zusammenstellung mehrer bereits bekannten Erfindungen. Nachdem sie verschiedene Modificationen erlitten hat, ist sie noch im Stande, Dienste zu leisten.

Wir wollen es nun versuchen, das Interesse unserer Leser auf Einzelnheiten überzulenken, nicht um wirkliche Mechaniker auf die Einrichtungen aufmerksam zu machen, sondern um dem größeren Publikum eine leichtere Uebersicht über dieses mächtige Schwungrad der moralischen Thätigkeit unserer Zeit zu geben:

Gewicht der Locomotiv-Maschinen. Die Rakete war die schwerste von den Maschinen, die sich um den Preis von 1829 bewarben. Während man die Construction beibehielt, erachtete man es doch für vortheilhaft, die Kraft und Solidität der Maschinen, und folglich auch ihre Masse zu vermehren. Das Gewicht derjenigen, welche man am häufigsten gebraucht, beläuft sich auf 160 — 200 Centner. Man macht noch schwerere, aber überschreitet man dieses bereits enorme

*) Die englische Tonne ist gleich 1016 Kilogramm und theilt sich in 20 Centner von 112 Pfund.

**) Sequin ist der eigentliche Erfinder dieser geistreichen Construction; sein Privilegium datirt sich vom Februar 1828. Aber es scheint diese Erfindung in England nicht bekannt gewesen zu seyn.

Gewicht, so überlastet man die Schienen und ihre Unterlagen und setzt diese der Gefahr der Zermalmung aus.

Feuerherd und Kessel. Die größte Schwierigkeit, welche man zu überwinden hatte, war die Hervorbringung eines hinreichenden Quantums von Dampf, in dem kleinen Raume, den ein Wagen zuläßt. Der Herd ist ein Behälter von Kupfer oder geschlagenem Eisen von ungefähr 27 Kubikfuß; die innere Fläche bildet ein Gitter von eisernen Stangen, worauf das Brennmaterial liegt. Mit Ausnahme eines ovalen Thürchens, wie man sie an Oefen sieht, durch welches man den Brennstoff in den Herd schiebt, ist die ganze übrige Oberfläche in den Kessel eingefügt und mit einer Lage von wenigstens 3 Zoll Wasser umgeben. Vor dem Herde nimmt der Kessel die Gestalt eines Cylinders von etwa 3½ Fuß im Durchmesser und 7 bis 8 Fuß in der Länge an. Durch die innere Hälfte des Cylinders dringen von Theil zu Theil gerade Röhren von Messing von 2 Zoll im Durchmesser. Die Anzahl dieser Röhren wechselt zwischen 80 und 140. Diese Röhren sind horizontal und parallel aneinander und an die Axe des cylindrischen Kessels gestellt. Ihre Extremitäten sind genietet. Alle Luft, welche über das Feuer gegangen ist, dringt durch diese ganz in das Wasser des Kessels getauchte Röhren.

Dieser besteht aus geschmiedetem Eisen und ist mit Faßdauben bedeckt, was ihm ganz das Aussehen einer gefirnißten Tonne gibt.

Ueber dem Herde erhebt sich der Kessel 1 oder 2 Fuß und endigt in Glockenform, hier ist der Behälter für den Dampf, von welchem die Röhre ausgeht, die ihn nach den Cylindern der Maschine führt. Auf dem Kessel befinden sich zwei Klappen, durch welche der Dampf entströmt, wenn die Maschine angehalten wird, oder wenn sie sich an einem Abhang befindet, oder wenn die Last vermindert worden ist. Auch dienen diese Klappen zur Sicherheit; die Form derselben wechselt bei den Maschinen der verschiedenen Fabrikanten.

Besteht der Behälter des Herdes aus Eisen, so ist durch die obere Deckplatte ein Loch geschlagen, in welches man ein Stück leicht flüssiges Metall eingießt, so daß, wenn die Oberfläche des Wassers im Kessel unter dieses Stück steigen würde, das Stück schmelzen und der Dampf sich durch dieses Loch auf das Feuer stürzen müßte. Außer der Sicherheit, welche daraus hervorgeht, beabsichtigt diese Vorsichtsmaßregel die Erhaltung der messingenen Röhren, durch welche das Feuer durch den Kessel gelangt, und die sehr schnell verbrannt seyn würden, wenn sie nicht mit Wasser bedeckt wären.

Druck. Im Allgemeinen will man, daß die Maschinen mittelst einer hydraulischen Presse, indem man sie mit Wasser füllt, durch einen Druck von 120 bis 150 Pfund auf 1 Quadratzoll probirt seyn sollen. Aber in der Regel überschreitet man, wenn man sie arbeiten läßt, selten den Druck von 50 Pfund auf den Zoll.

Pumpen. Jeder Cylinder setzt eine Pumpe in Thätigkeit, deren Piston ungefähr 2 Zoll im Durchmesser hat, und diese Pumpe zieht mittelst eines Schlauches, ähnlich dem bei den Feuerspritzen, Wasser aus dem Tender (dem nachfolgenden, auf einem kleinen Wagen befindlichen Kohlen- und Wasserbehälter), um es wieder in den Kessel laufen

zu lassen. Da man so viel als möglich Sorge trägt, den Tender mit heißem Wasser zu füllen, so nutzen sich diese Schläuche, welche überdieß durch die ungleiche Bewegung zweier durch eine kurze Kette mit einander verbundenen Wagen fortwährend hin und hergezerrt werden, bald ab und verlieren beinahe immer Wasser. Man hat versucht, dieselben durch metallene Röhren zu ersetzen, aber es ist noch zweifelhaft, ob diese kostspieligere Einrichtung Vortheile bieten wird. Der Tender ist leer beinahe drei, mit Kohlen und Wasser angefüllt, fünf Tonnen schwer.

Brennstoff. Da die Gesetze, welche die Anwendung locomotiver Maschinen auf Eisenbahnen gestatten, verordnen, daß diese Maschinen keinen Rauch machen sollen, so muß man sich zum Heitzen der abgeschwefelten Steinkohlen (Coke) bedienen. Man berechnet, daß, um dieselbe Wirkung hervorzubringen, dieses Brennmaterial ungefähr drei Mal so viel als die Steinkohle kostet.

Die Rakete verbrauchte bei den Versuchen im Jahr 1829, 1085 Pfund Coke, um 13 Meilen in 6 Stunden 9 Minuten (häufige Zeitverluste durch Anhalten mit gerechnet) mit einer Last von 17 Tonnen, einschließlich des Gewichtes der Maschinen zurückzulegen; was für jede Tonne 0,91 Pfund Coke auf die Meile und eine mittlere Schnelligkeit von 11⅓ Meilen in der Stunde ausmachte. Der Verbrauch an Coke ist merklich geringer bei den neuerdings erbauten Maschinen. Dr. Lardner berechnet denselben zu einem halben Pfund Kohle auf die Meile für eine Tonne. Er bemerkt, daß die Anwendung des Feuers bei festen Dampfmaschinen sechszehnmal wirksamer ist, als bei Locomotiven.

Cylinder. Man fand bald das Ungeeignete in der äußeren Lage der Cylinder. Außer der Erkältung, die daraus entspringen konnte, waren sie noch Stößen und Unfällen ausgesetzt. Auch bemerkte man, wenn die Maschine in Gang gesetzt war, ein Zerren bald nach der rechten, bald nach der linken Seite. Man kam nun auf den Gedanken, die Cylinder horizontal neben einander unter den Kessel und davor zu legen. Dann arbeiten sie durch lange Arme auf zwei Kurbeln, welche einen Theil der Hinterachse zwischen den Rädern ausmachen. Sie sind in einen, mit dem Kamin in Verbindung stehenden eisernen Kasten eingeschlossen, worin sich die Temperatur in einem erhöhteren Grade erhält.

Kamin. Die Röhre für den Abgang des Dampfes steigt bis auf eine gewisse Höhe in der des Kamins, welche 1 Fuß im Durchmesser und 10 in der Höhe hat. Heftig durch die Pistons getrieben, vermehrt dieser Dampf, sey es durch die Schnelligkeit, sey es durch die Verdichtung, den Luftzug, der vom Herde herkommt, und folglich den, der hineinkommen muß. Diese Wirkung steht im Verhältnisse zur Quantität des auf diese Weise getriebenen Dampfes und sonach zu dem Maße, in welchem die Stöße des Piston häufiger werden, das heißt, in welchem die Schnelligkeit der Maschine sich vermehrt, liefert das lebhafter angeblasene Feuer das zunehmende Quantum erforderlichen Dampfes, um diese Schnelligkeit zu erhöhen, oder wenigstens zu erhalten. Dieß wird bewerkstelligt, ohne daß man nöthig hat, ein Stück zu bewegen, und diese Erfindung ist um so wesentlicher gewesen,

als kein System beweglicher Blasbälge mit Erfolg wirken konnte. Hiedurch ist die Möglichkeit gegeben, auf einem langen Wege eine große Schnelligkeit zu erhalten.

Rahmen. Die ganze Maschine ruht auf einem Rahmen von Eisen oder Holz, mit Eisen beschlagen, welcher auf horizontalen Federn und auf messingenen Büchsen liegt, in denen sich die Achsen drehen. Die Stützpunkte werden von den einen innerhalb, von den andern außerhalb der Räder auf einer Verlängerung der Achsen genommen. Im letzteren Falle ist der äußere Rahmen, der die Räder umgibt, beinahe immer aus sehr festem Holze gearbeitet. Man ist nicht einig, welcher von diesen beiden Arten der Construction der Vorzug zu verleihen seyn möchte.

Räder. Die Räder der Rakete waren ungleich. Die hinteren (die arbeitenden Räder) hatten 4 Fuß 8 Zoll im Durchmesser und die vorderen nur $2^1/_2$ Fuß. Jetzt werden viele Maschinen von vier gleichen Rädern getragen, welche ganz an ihre Achsen befestigt sind, die sich mit ihnen drehen. Hiemit sind bedeutende Vortheile verbunden. Bis in der letzten Zeit hat man den Rädern gewöhnlich einen Durchmesser von $4^1/_2$ Fuß gegeben. Man findet es vortheilhafter, den Durchmesser bis $5^1/_2$ Fuß zu erhöhen, wodurch die Anzahl der Piston-Stöße vermindert wird, während die Geschwindigkeit der Maschine die gleiche bleibt. Diese Räder sind bald von Holz, bald von Eisen gebaut worden. Obgleich die häufigen Veränderungen in der Constructions-Weise darauf hindeuten, daß man bis jetzt noch nicht die dauerhafteste und ökonomischste Bauart gefunden hat, so lehrt doch die Erfahrung, daß die Räder selten brechen, und daß in diesem Theile der Maschine nichts Beunruhigendes liegt.

Einige von den besten Fabrikanten stellen ihre Maschine auf sechs Räder, um das Gewicht besser auf den Schienen zu vertheilen, und es auf jedem Rade zu vermindern; sie wollen auch finden, die Bewegung auf sechs Rädern sey regelmäßiger und sanfter, auch machen sie Sicherheitsgründe geltend. Andere stimmen nicht mit dieser Ansicht überein, und sehen in dieser Einrichtung nur eine überflüssige Complication.

Kraft der locomotiven Maschinen. Die Adhäsion der arbeitenden Räder auf den Schienen, das heißt, die nothwendige Kraft, um die Räder auf sich selbst drehen zu machen, ist eine Gränze, deren Ueberschreitung unnütz seyn würde, denn die Reibung der Räder an den Schienen ist der einzige Ruhepunkt dieser Kraft. Wenn der Widerstand der Last, das heißt der angespannten Wagen, gegen die Bewegung die Wirkung der Adhäsion der arbeitenden Räder an den Schienen überschreiten würde, so wäre das Ziel verfehlt. In Folge der Furcht, diese Gränze zu überschreiten, machte man in der Kindheit der Kunst den Versuch, die Schienen und arbeitenden Räder mit Zacken zu versehen. Aber die Erschütterungen und Reibungen, die aus diesem Eingreifen entsprangen, machten die Sache unpraktisch. Im Allgemeinen nimmt man an, daß die erforderliche Kraft, um die Räder auf den Schienen gleiten zu machen, dem achten Theile der Last gleich kommt, welche auf den Rädern ruht. Wahrscheinlich ist aber die Adhäsionskraft etwas beträchtlicher.

Die Geschwindigkeit, welche man mit locomotiven Maschinen erzielen kann, richtet sich nach dem Quantum von Dampf, die sie in einer gegebenen Zeit hervorzubringen vermögen. Jeder Umlauf des Rades verbraucht zwei Cylinder Dampf, und hienach läßt sich leicht die enorme Masse verdampften Wassers berechnen. Pambour hat gefunden, daß dieser Verbrauch 56 Cubikfuß Wasser in der Stunde, folglich beinahe einen Cubikfuß in der Minute auf dem Wege von Liverpool nach Manchester beträgt, wo die mittlere Geschwindigkeit zu 19 Meilen in der Stunde angenommen werden darf.

Die Schnelligkeit der Maschinen, die zum Transporte der Reisenden bestimmt sind, ist noch größer; im Durchschnitt ungefähr 25 Meilen in der Stunde. Selbst bei kürzeren Räumen scheint man die von 30 — 40 Meilen in der Stunde nicht überschritten zu haben. Eine solche Schnelligkeit würde selbst die best gebauten Maschinen schleunig verderben. Bei vierzig Meilen in der Stunde würden die Räder von fünf Fuß im Durchmesser 222 Umläufe in der Minute machen, und in derselben Zeit hätten die Pistons 444mal die Richtung ihrer Bewegung zu ändern.

Es ist schon viel, daß man im Durchschnitt 25 Meilen in der Stunde machen kann, was zwei und ein halb Mal so viel beträgt, als die Geschwindigkeit der besten Zugpferde. Diese Schnelligkeit ist überdieß sehr kostspielig, weil sie große Unterhaltungskosten für die Maschine veranlaßt. Man sucht deßhalb die Waaren in großen Ladungen, aber langsam zu führen. Gibt man indessen einen bedeutenden Unterschied in Beziehung auf die Geschwindigkeit zu, so lassen sich die Abgänge auf einer sehr besuchten Eisenbahn schwer so genau berechnen, daß die Reisenden nicht durch die vorausgehenden Waaren aufgehalten werden.

Die Maschinen können ihre Last eben so wohl rückwärts stoßen, als vorwärts schleppen, aber die Kraft ist dann minder gut angewandt, und dieses Antreiben wäre mit Gefahren verbunden. Wenn einem der Wagen ein Unfall begegnete, wäre der ganze Zug der Zerschmetterung ausgesetzt, und die Maschine ist schwerer aus den Schienen zu werfen, als jedes andere Gefährt.

Ein Unfall, der sich häufig bei den Maschinen ereignete, ist das Bersten der Feuerröhren, die sich bald abnutzten. Zersprang auf der Fahrt eine dieser Röhren, so stürzte sich das Wasser aus dem Kessel, vom Dampfe gedrängt, auf das Feuer, und löschte dasselbe aus. Man half schnell dadurch, daß man die Enden dieser Röhren zustopfte. Diese Unfälle kommen bei Weitem seltener vor, seitdem man die Röhren aus Messing macht, welches Metall sich minder rasch abnutzt, als das Kupfer. Man macht hiebei jetzt Versuche mit Eisen.

Der Preis einer Locomotiv-Maschine von der besten Construction beträgt ungefähr 1000 Pfund (12,000 fl. rh.) und der des Tender 150 Pfund.

Unterhaltungskosten der Locomotiv-Maschinen. Diese Kosten sind viel beträchtlicher, als man früher annehmen zu dürfen glaubte. Die Gesellschaft von Liverpool nach Manchester ist noch nicht dahin gelangt, sie auf eine Summe zurückzuführen, die man in der Zukunft zu erreichen hofft. Seit der Epoche der Eröffnung dieser

Bahn dazu berufen, ein Uebermaß von Reisenden *) und sofort ein stets zunehmendes Quantum von Waaren zu transportiren, hat diese Gesellschaft unter beständigen Erfahrungen zu Verbesserung der Maschinen und unter täglichen Veränderungen, die sich nicht gerade immer als Verbesserungen betrachten ließen, viele unnöthige Ausgaben gemacht, welche die neuen Gesellschaften vermeiden können. Sie werden die Erfahrungen der Liverpooler Gesellschaft und die Liberalität benützen, mit der diese die Ergebnisse in den ersten vier Jahren der Benützung, sowohl hinsichtlich der Irrthümer, als der Vortheile bekannt gemacht hat.

Die Locomotiv-Maschinen, mit denen man seit einigen Jahren viele Versuche auf gewöhnlichen Straßen gemacht hat, sind bis jetzt ohne praktischen Erfolg geblieben, und auch die Zukunft läßt keine günstigere Resultate voraussehen. Sie nutzen sich viel schneller ab, als auf Eisenbahnen, und die Wiederherstellungs-Kosten müssen enorm seyn. Die Reibung oder der Widerstand der Last, welcher acht- bis zehnmal größer ist auf gewöhnlichen Straßen, als auf Eisenbahnen, gestattet nur eine verhältnißmäßig geringere Belastung dieser Maschinen, denn ein viel größerer Theil ihrer Kraft ist erforderlich, sie selbst zu transportiren. Man beklagt die Verluste, die aus diesen Versuchen entsprungen sind, und bewundert zugleich die Ausdauer der geistreichen Männer, welche dieselben unternahmen.

Wir haben noch einige Worte über die Construction der Eisenbahnen beizufügen. Die Nothwendigkeit, jähe Neigungen und kurze Krümmungen zu vermeiden, veranlaßt bedeutende Arbeiten bei diesen Unternehmungen. Die großen Aushöhlungen der Hügel liefern die Füllmaterialien zu den Thälern. Betragen diese Aushöhlungen mehr als eine vertikale Tiefe von 50 — 60', so nimmt man zu Gallerien oder unterirdischen Gewölben seine Zuflucht, die immer mehr oder minder mit Unbequemlichkeiten verknüpft sind. Die von London nach Birmingham werden 25' Höhe auf 23' Breite haben. Es werden dabei zwei von einer Meile in die Länge seyn. Die unterirdischen Gewölbe von Liverpool sind in Felsen gearbeitet und bedürfen der Stützen nur an einigen Orten. Dasselbe ist in Edimburg der Fall. Aber sonst beinahe überall muß man die Erde durch starke Backstein-Gewölbe halten.

*) Im Jahre 1831 transportirte sie 445,047 Reisende und 100,000 Tonnen Waaren. Seit dieser Zeit hat sich das Quantum Waaren mehr als verdoppelt.



Feuilleton.

Musikalisches.

Herr C. Stein aus Wien, Inhaber der berühmten Fortepiano-Fabrik, deren Instrumente in ganz Europa die Firma Stein auszeichnen, befindet sich seit einigen Tagen hier in Stuttgart, und hat einen seiner Flügel in dem Saale der Bürger-Gesellschaft aufgestellt. Derselbe ist im Begriffe, nach Paris und London zu reisen, um mit den dortigen Instrumenten-Verfertigern einen Wettkampf zu bestehen. Jedoch darf dieses Beginnen dem bescheidenen Manne nicht als Anmaßung ausgelegt werden. Es soll ebensowohl dahin führen, die Vorzüge der Fremden sich anzueignen, als ihnen die Anerkennung deutschen Fleißes und deutscher Geschicklichkeit abzunöthigen. Er hat zu diesem Zwecke bereits zwei von seinen ausgezeichnetsten Instrumenten nach jenen Städten vorausgeschickt. Außerdem ist Herr Stein auch ein Künstler im vollen Sinne des Worts auf dem Flügel. Er ist nicht bloß Klavierspieler, und macht nicht bloß alle Gambaden, die menschliche Finger einstudiren können, sondern er gehört zu den vorzüglichsten musikalischen Improvisatoren unserer Zeit. Er läßt sich beliebige Thema's aufgeben, und entwickelt in seinen Phantasien darüber die kühnsten und glücklichsten Ideen. Sein Großvater war Johann Andrä Stein in Augsburg, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das eigentliche Fortepiano erfand. Von ihm rührt die Tastatur mit Hämmern her, wodurch nach allmäligen Verbesserungen unser Fortepiano in seiner nunmehrigen Vollkommenheit entstanden ist.

— Demoiselle Boutibonne aus Pesth, welcher als Klavierspielerin ein bedeutender Ruf vorausgeht, ist seit einigen Tagen in Stuttgart, und gedenkt ein Concert zu veranstalten. Wenn ihr die günstige Witterung nicht im Wege steht, so haben wir uns davon einen angenehmen Genuß zu versprechen.

Theater.

„Der Lautenspieler von Wien“ heißt eine neue Oper, die nächstens in Paris aufgeführt werden wird. Der Stoff dazu ist aus einer Hoffmann'schen Erzählung: „die Cremoneser-Geige“ entlehnt.

— Hr. Marr, Regisseur des Braunschweiger Theaters, spielt jetzt mit großem Glück in Hannover.

— Zwei neue Opern wurden in Neapel gegeben, die ein sehr verschiedenes Schicksal hatten. La danza irlandese, das Buch von Romani, die Musik von Mazza, hat vollständig Fiasco gemacht; il disertor per amore von Luigi und Frederico Ricci hat allgemein gefallen.

— Der Direktor des Theaters in Lyon gab im vergangenen Jahre seinen Abonnenten 109 neue Werke und darunter Gustav, die Jüdin und das eherne Pferd. In diesem Jahre verspricht er ihnen die Hugenotten, den Blitz, Cosimo und die beiden Königinnen. Der Mann könnte manchem größeren Theater-Chef als Beispiel dienen.

Mademoiselle St. Romain.

Ganz London ist in Bewegung. Nicht O'Connel ist Schuld daran, sondern eine Tänzerin. Noch hallt das Kings-Theater von dem Beifall wieder, den Mademoiselle St. Romain in einem Pas russe davon getragen. Ein Londoner Journal, die Pandora, äußert sich darüber: „Es ist der reinste und vollkommenste Styl mit einer himmlischen Grazie verbunden! Es ist nicht die zierliche Fremdartigkeit des romantischen Tanzes darin zu bewundern; es sind nicht jene mehr zauberhaften als gelehrten Galopps, noch jene mehr pretentiösen als schwierigen Enjambemens; es ist mehr als Alles dieses! Mademoiselle St. Romain hat die Palme über alle jetzt lebenden Tänzerinnen errungen.“

Vor einem Jahr ungefähr, als diese Tänzerin sich von München nach Paris und London begab, gelang es ihr nicht, auf einer süddeutschen Bühne zum Auftreten zu kommen. Dies war um so mehr zu beklagen, als man so selten gute Tänzer in jener Gegend zu sehen bekommt.

Gefängnisse.

Herr Appert hat ein schätzbares Werk über die Gefängnisse in Frankreich herausgegeben, denen er seit Jahren die gewissenhafteste Beobachtung widmete. Wir geben hier einige Notizen aus diesem Werke.

Die Archive der Galeeren enthalten vor Karl IX. keine Ordonnanzen. In einer Ordonnanz dieses Fürsten wird den Richtern eingeschärft, Niemanden unter sechs Jahren zu den Galeeren zu verurtheilen, weil, heißt es darin, drei Jahre erfordert werden, um den Sträfling in dem „Handwerk der Wellen und des Meeres“ zu unterrichten, und es sehr ärgerlich seyn würde, ihn in dem Augenblicke zurückzuschicken, wo er dem Staate von Nutzen werden könnte. — In einer andern Ordonnanz derselben Regierung schreibt man dem General der Galeeren vor, Niemanden von den Galeeren zu entlassen, wenn gleich die Strafzeit abgelaufen seyn würde, bis daß er zu keinem Dienste mehr tauglich. Mehre Parlamente kamen gegen diesen Befehl ein und verlangten, daß die Verurtheilten nach Verlauf ihrer Strafzeit in Freiheit gesetzt werden. Hierauf erfolgte ein Beschluß, der allen obersten Gerichtshöfen jeden Einfluß auf die administrative Polizei der Galeeren untersagt. — Zwischen dem Scharfrichter und dem General der Galeeren war folgender Handel abgeschlossen: Der Scharfrichter sollte empfangen für das Zerbrechen der Glieder 20 Livres; für's Hängen 15 Livres; für's Verbrennen 15 Livres; für das Abschneiden der Ohren 6 Livres; für das Abschneiden der Nase 2 Livres; für das Durchbohren der Zunge 2 Livres. Wenn ein Sträfling sich an irgend einem Beamten der Galeeren vergriff, so wurden ihm die Glieder zerbrochen; wenn er einen Kameraden tödtete, so wurde er gehängt; entwich er zum ersten Mal und man fing ihn wieder ein, so schnitt man ihm ein Ohr ab; zum zweiten Male wurde er auf Lebenszeit verurtheilt und verlor die Nase. Eine Ordonnanz, von Colbert unterzeichnet, lautet: Wenn ein Sträfling bei dem Namen Gottes oder der Jungfrau schwört, so werde ihm die Zunge mit einem rothen Eisen durchstoßen. Wenn ein Sträfling entwischte, so wurde der Galeerenprofoß so lange an seine Kette geschmiedet, bis man ihn wieder hatte. Dieses wurde dahin modifizirt, daß der Profoß 2400 Livres statt der Kette zu bezahlen hatte. Wenn ein Schließer einem Sträfling zur Begleitung mit gegeben wurde und es zugab, daß derselbe in ein Wirthshaus ging, so wurde der Schließer zu drei Jahren Galeeren und der Sträfling zum Verlust der Ohren verurtheilt. Wenn ein Galeerensclave einem Kaufmann oder einem Hand-

werker zu seinen Diensten überlassen wird, und bei dieser Gelegenheit entwischt, so hat der Kaufmann dem General der Galeeren 1800 Livres zu zahlen. Hat der Sträfling sich im Dienste des Kaufmanns verwundet, und ist dadurch zur Arbeit unfähig geworden, so hat der Kaufmann 1200 Livres zu bezahlen. Ein Sträfling, Namens Bourbon, in dem Bagno von Brest, war zu dreißigjähriger Einsperrung verurtheilt, und befand sich bereits zwanzig Jahre in einem unterirdischen Verließe. Alle Tage wurde ihm darin Messe gelesen. Er war bucklig. Das Unglück hatte seinen Charakter nicht verschlimmert. Er war stets sehr sanft und unterwürfig. Nie hatte er seinen Käfig verlassen. Nachdem er zwanzig Jahre diese harte Kerkerstrafe erduldet, erkundigte sich der Generalpolizei-Lieutenant Lenoir bei dem Marine-Adjutanten, ob man ohne Gefahr seine Kettenlast verringern und ihn in einen Kerker bringen könne, wo er wenigstens etwas Luft genöße. Hierauf wurde er unter das Dach gebracht in eine Art von eisernem Käfig und lebte hier noch zehn Jahre. Sein Skelett wird in dem Marine-Hospital aufbewahrt. Vergebens suchte Appert in allen Listen nach der Ursache dieser schweren Einkerkerung. Nur seine Nummer ist in der Matrikel seiner Epoche aufgeführt. Heut zu Tage würde es nicht angehen, einen solchen Menschen im Bagno anfzunehmen, weil dieses nur nach einem in gehöriger Form gefällten Urtheile geschehen kann. Der geringste Zweifel würde sogleich die Verweigerung der Aufnahme von Seiten des Commissärs zur Folge haben. Vor der Revolution bestanden die Galeerensträflinge größtentheils aus Deserteurs und Schmugglern. Welch' seltsamer Widerspruch mit unserer jetzigen Zeit! Die Schmuggler, die damals auf Lebenszeit auf die Galeere geschmiedet wurden, werden jetzt nur sehr leicht bestraft. Zur Zeit der irländischen Expedition wählte man aus den Gefangenen die stärksten, bildete ein Regiment daraus und nannte es die schwarze Legion. Sie landeten auf Irlands Küste, wo sie fast alle getödtet wurden. Auch jetzt gibt es in Brest mindestens tausend Mann, welche wohl im Stande wären, die Waffen zu tragen; allein man hat sie nicht nach Afrika geschickt.

Moderne Gespenster-Geschichte.

In einer Parfumeriehandlung des Hauses Nro. 250 der rue St. Honoré in Paris warfen unsichtbare Hände allnächtlich Alles über den Haufen. Ein schreckliches Heulen ließ sich vernehmen, von Zähneknirschen begleitet; die Möbel wurden über einander geworfen, Gläser zertrümmert und die Waaren verdorben. Das Ladenmädchen, Namens Josephine, wurde des Morgens zu ihrer Herrschaft gerufen, vor welcher sie mit dem Ausdruck des Schreckens aussagte, daß sie das Zähneknirschen eines Thieres gehört habe, welches sie für einen ungeheuren Affen hielt, und daß sie neben demselben auch ein Gespenst wahrgenommen. Der Eigenthümer des Ladens beschloß, selbst einige Nächte zu wachen. Das Geräusch wiederholte sich regelmäßig, die Gefäße wurden an einander geschlagen und während dieses höllischen Lärmens hörte man von einer menschlichen Stimme die Worte flüstern: „So komme doch, mein Coco, so komme doch, was willst Du denn?" Und hierauf erwiderte das vermeintliche Thier mit einem Gebrüll. Was war zu thun, um sich von solchen Besuchen zu befreien? Die geängstigten Eheleute hatten Rath und beschließen endlich, die Hülfe des heiligen Geistes anzuflehen. Es werden Messen verordnet, und ein Jeder begibt sich andächtig zur Kirche, um von Gott die Befreiung von dem Gespenste, besonders von dem Affen zu erflehen, der Alles in seinem Zorne kurz und klein schlug, wenn Jemand sich näherte, um ihn besser in Augenschein zu nehmen. Wie man wohl denken kann, hatten diese Andachtübungen keine Folge, und derselbe Unfug erneuerte sich stets. Hierauf wandten sich die leichtgläubigen Eheleute an den berühmten Taschenspieler Comte, den sie wirklich für einen Zauberer hielten. Dieser begab sich heimlich an den Ort des Spucks, und nachdem er die Lokalität in Augenschein genommen, sprach er folgende wichtige Worte: „Schicken Sie Ihr Ladenmädchen fort und ich verbürge Ihnen, daß weder Gespenster noch Affen Sie in Zukunft beunruhigen werden." Dieser Rath wurde sogleich befolgt und vom Augenblicke an, daß Josephine nicht mehr im Ladenstübchen schlief, sind die Gespenster nicht wieder gekommen. Aber einige Zeit darauf hatte der arme Parfumeriehändler eine neue Plage zu erdulden. Trotz seiner herrlichen Waaren verbreitete sich ein pestilenzialischer Geruch in seinem Laden. Es verging lange Zeit, bis man seiner Quelle auf die Spur kam. Endlich fand man in dem Kamin die Leiche eines Kindes, die bereits in Verwesung übergegangen war. Der Verdacht fiel auf das fortgeschickte Ladenmädchen, das sogleich eingezogen

und vor Gericht gestellt wurde. Wie es nun scheint, lebte sie im Einverständniß mit einem Bäcker- und einem Fleischer-Gehülfen, die sie beide besuchten und Nachts die Gespenster spielen mußten.

Brand der Domkirche von Chartres.

Frankreich hat vier gothische Dome (den Straßburger Münster lassen wir uns nicht gern nehmen), die den schönsten Bauwerken des Mittelalters beizuzählen sind. In einem Sprichwort werden ihre Vorzüge so bezeichnet: Das Schiff von Beauvais, das Portal von Rheims, die Glockenthürme von Amiens und das Chor von Chartres geben die vollkommenste Kathedrale. Die Kirche von Chartres ist nun vor einigen Tagen zum Theil verbrannt. Der Graf de la Rochejaquelin gibt die Umstände dieses bedauernswerthen Ereignisses, wie folgt:

Eins der schönsten Monumente Frankreichs, eines der ältesten der Christenheit ist ein Raub der Flammen geworden. Das Feuer soll durch Arbeiter am Thurm, die ein Kohlenbecken bei sich hatten, entstanden seyn. Die Flamme verbreitete sich sogleich auf die furchtbarste Weise und um sechs ein halb Uhr ertönten die Sturm-Glocken. Sogleich war die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Man versuchte Spritzen anzuwenden, allein vergeblich, da das Dach mit Blei gedeckt war. Das Feuer verbreitete sich so schnell, daß man es aufgeben mußte, die äußere Gallerie, die um das Schiff läuft, mit Mannschaft zu besetzen. Der Präfect, Herr Gabriel Delessert, zeigte sich bei dieser Gelegen- im schönsten Lichte. Er wollte zuletzt die Gallerie verlassen und hielt sich noch oben, während Alles in Flammen stand, und das glühende Blei heruntertrof. Unten schrie das Volk immerwährend: Rettet Euch, rettet Euch! Es war ein Moment, der sich nicht beschreiben läßt. Inzwischen ergriff das Feuer den prächtigen Glockenthurm rechts und die ganze Kirche war der augenscheinlichsten Zerstörung Preis gegeben. Von sechs Meilen in der Runde kommen die Pompiers mit der Post herbeigefahren. Man sucht aus dem Innern alle Kostbarkeiten, die von der Stelle zu bringen sind, fortzutragen. Nach einem hartnäckigen Kampfe mit dem Elemente gelingt es um eilf Uhr Nachts, die Flammen in dem untern Theile zu ersticken. Das Innere des Chors und des Schiffes sind voll verbrannter Balken, fließendes Blei strömt von allen Seiten herein, das Feuer ergreift nun den alten Glockenthurm, den es bis dahin verschont hatte, und das Wehklagen des Volkes wächst. Hier gibt es kein Mittel, zu löschen; man sieht sich genöthigt, das anstoßende Krankenhaus zu entleeren. Der Wind jagt einen Feuerregen auf die Stadt herab, und man begreift nicht, auf welche Weise sie dem Untergange entrissen wurde. Ein einzigrs Haus fing an, zu brennen, aber in wenigen Minuten gelang es, das Feuer zu löschen. Morgens drei Uhr brannte nur noch der alte Glockenthurm, und jetzt am Tage bleiben nur glimmende Kohlen übrig; das ganze Schiff aber ist in seiner Herrlichkeit stehen geblieben und die Fenster haben nicht gelitten. In wie fern die Thürme, die zum Theil noch stehen, wieder herzustellen seyn werden, muß der nächsten Zeit uberlassen bleiben. Die ganze Stadt, so wie die Umgegend, sind noch in der heftigsten Bestürzung.

Scenen aus dem Pariser Leben.

Wir sind auf dem Ball; es ist zwei Uhr Morgens.

An einem Ecartétische sitzt ein Mann, hochgewachsen, mit braunem Haar und schwarzem Auge; er trägt eine Decoration. Seit einer halben Stunde hält er die Karte und gewinnt.

Auf der andern Seite des Tisches steht ein Anderer und scheint das Spiel mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Er ist blond, hat blaue Augen, ist hochgewachsen und gleichfalls decorirt. Während der Braune das gewonnene Gold einsteckt, sieht der Blonde seine Nachbarn fragend an; er wünscht den Namen des Braunen zu kennen, der stets gewinnt; Niemand weiß ihn.

Endlich fängt der Braune zu verlieren an; er steht auf. Ein Anderer nimmt seinen Platz ein: es ist der Blonde. Während drei Viertel Stunden hält nun dieser die Karte, und eben so lange gewinnt er.

Der Braune spielt nicht mehr; er sieht zu. Wie nun aber der Blonde das gewonnene Gold einsteckt, fragt der Braune seine Nachbarn um den Namen des Blonden, der immer gewann. Niemand kennt ihn.

Jetzt verliert der Blonde einmal, steht auf und geht in einen anstoßenden Saal; der Braune folgt ihm.

Der Blonde setzt sich auf ein Kanapee;

der Braune geht erst eine Weile auf und ab, und setzt sich dann zum Blonden. — Beide betrachten sich. — Der Braune bricht zuerst das Stillschweigen. Indem er auf das Band seines Nachbars deutet, fragt er: „Sie haben gedient?“ Der Blonde bejaht durch ein Kopfnicken; dann wirft er einen flüchtigen Blick auf die Decoration seines Nachbars und spricht: Sie haben gedient? — Ja, mein Herr. — Zu welcher Zeit. — Früher einmal, und Sie? — Ungefähr zur selben Zeit. — Wahrscheinlich wie ich: unter Jenem? — Sie haben es errathen. — Abermaliges Stillschweigen, während dessen sich die Beiden wieder beobachten; hierauf sagt der Blonde zum Braunen: Sie haben Glück im Spiel. — O, nicht so viel wie Sie. — Ich bitte, haben Sie nicht sieben Partien gewonnen? — Und Sie acht. — Wohl wahr, das passirt mir jedoch selten. — Mir geht es eben so, heute war ich glücklich; ein bloßer Zufall. — Sie schwiegen wieder. Der Braune lächelte; der Blonde spielte nachläßig mit dem Bande seiner Decoration. Es wurde Tag; Alles hatte sich fortbegeben. Die Beiden waren fast allein noch da. Nun fragte der Blonde mit spöttischem Tone: Dürfte ich dem Herrn einen Platz in meiner Citadine anbieten? — Ich war eben im Begriff, Ihnen denselben Vorschlag zu machen. — Ich danke; doch zweifle ich, daß Sie mich nicht verstanden haben sollten. — Verstanden? Nein — aber — überrascht haben Sie mich. Obgleich Sie ein alter Soldat der Republik sind, so schienen Sie mir doch sehr die Könige zu lieben. — Und Sie die Atouts. — Das mag seyn! Doch werden Sie die Güte haben, mir zu folgen. — Ich befehle Ihnen, mich zu begleiten. — Was bedeutet? — Aber — wer sind Sie? — Ich bin . . . . . der ich bin. Hier ist meine Karte. — Und hier die meinige. —

Auf beiden Karten sah man ein lithographirtes Auge.

Der Braune so wie der Blonde schlugen hier ein gellendes Gelächter auf, drückten sich die Hand, nahmen sich unter dem Arm, und man sah sie der rue de Jérusalem *) zuwandern.

Pariser Straßenräuber.

Ein junger Commis trug einen Sack mit 780 Franken nach Hause. Ein Amerikaner tritt auf ihn zu und bietet ihm 20 Franken, wenn er ihn nach dem Kirchhof père Lachaise führen will, um ihm die Merkwürdigkeiten desselben zu zeigen; der junge Mensch bedauert, daß er keine Zeit habe, als ein Andrer, Namens Rougot, dazukommt, und ihm zuredet, den Gewinn nicht von der Hand zu weisen, und sich ihm zugleich als Compagnon beim Geschäfte anträgt. Der junge Mensch willigt nun ein, und alle Drei sind auf dem Weg nach dem père Lachaise. Unterwegs spricht der Amerikaner nur immer von seinem Golde, das ihm sehr beschwerlich fällt, von seinem ungeheuern Vermögen und von seinem Vater, dem Groß-Admiral. Mit einem Male fällt es dem Herrn Sohne des Großadmirals ein, gewisse Orte zu besuchen. Rougot, als ein erfahrener Mann, räth ihm sogleich, sein Gold nicht mitzunehmen. Wo soll man es aber lassen? Man vergräbt es, da ist es am sichersten aufgehoben. Sogleich wird die Erde ein wenig aufgegraben, und die Rollen hineingelegt; kaum ist man aber einige Schritte weiter gegangen, so fängt der Amerikaner an, besorgt zu werden, und Rougot bittet ohne Weiteres den jungen Menschen, es wieder herbeizuholen. Als Garantie muß dieser jedoch seinen Geldsack und sein Taschenbuch zurücklassen. Der junge Mensch hat noch überdieß eine wohl verschlossene Börse früher erhalten, und er denkt bei sich: „Was riskir' ich denn? Die Börse — und die Rollen im Loch! Den Gefallen kann ich ja wohl den Leuten thun?“ — So kommt er zu der Stelle, aber sein Suchen ist vergebens; die Rollen waren verschwunden, und als er zurückläuft, es den Beiden zu melden, waren es diese auch. Nun blieb ihm nichts als die wohlverschlossene Börse, und wie er sie nicht ohne Mühe öffnet, findet er 40 Kupfersous darin. Später gelingt es, Rougot einzufangen, und er wird auf 5 Jahre eingesperrt, dann zur fünfjährigen Aufsicht und zu den Kosten verurtheilt.

Zur Sittengeschichte der Vorzeit.

In den Jahren 1438 und 1449 erließ der Magistrat von Augsburg folgende Verordnung: „Die heimlichen Frauen und ihre Mädchen, die hie und da auf den Straßen niedergehen und nicht in offenen Frauenhäusern sich aufhalten, dieselben sollen und dürfen nicht mehr wie ehrbare Bürgersfrauen in Seide gekleidet gehen, kein Paternoster von Korallen tragen; es soll

*) Hier wohnt der Polizei-Präfekt.

hingegen jegliche besonders an ihren Schleiern, die sie tragen, einen grünen Strich, zwei Finger breit, haben; auch sollen sie ohne Magd auf den Straßen gehen. Dem Vogte und seinen vier Knechten ist befohlen worden, hierauf Acht zu haben, und so Eine ertappt würde, welche gegen diese Verordnung handelt, dieser dürften sie ihre nicht erlaubten Gewänder, Bänder und Kleinode nehmen und behalten."

Unsern frommen Voreltern, die übrigens heimliche Frauen und Frauenhäuser duldeten, wollte es ungeachtet solcher Vorkehrungen doch nicht gelingen, das Sittlichkeitsgefühl in dieser Hinsicht mehr zu heben; denn die Akten der Vorzeit beweisen es unwiderleglich, daß man mit Unrecht unser Zeitalter in einem tieferen Abgrund der Verdorbenheit versunken wähnt. Damals gingen zum Theil Laster im Schwunge, welche man gegenwärtig kaum dem Namen nach mehr kennt. Im Menschenleben herrscht eine ewige Wiederholung, und wahr ist, was jener Dichter sagt: Schauplatz und Spiel ist einerlei, die Puppen nur sind immer neu.

Die Walhalla bei Regensburg.

Es war in den Tagen der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, zu Anfang des Jahres 1807, wo das deutsche Reich nach gerade tausendjähriger Dauer mehr noch durch innere unheilbare Mängel, als durch äußere Gewalt zusammengebrochen und dessen einzelne Trümmer allmälig unterjocht wurden; in dieser düstern Zeit war es, als der Kronprinz von Bayern, damals ein zwanzigjähriger Jüngling, den Entschluß faßte, dem deutschen Ruhme ein Denkmal zu stiften, mit ahnungsvoller, vom Erfolge nicht getäuschter Seele vorherschauend, daß derselbe nur augenblicklich verdunkelt, nicht erloschen sey, und daß aus den Trümmern des veralteten Reichverbandes dereinst, nach heldenmüthiger Befreiung, ein kräftig verjüngter Staatenbund erstehen würde.

Mit jugendlichem Feuer ergriff der Prinz die begeisternde Idee, mit männlicher Beharrlichkeit pflegte er sie und verfolgte ihre Ausführung umsichtig und streng wurde die Wahl der für die Walhalla bestimmten Namen mit selbst großen Männern berathen, sinnvoll der Ort ausgesucht, und schon waren viele Brustbilder, alle aus weißem Marmor und alle das Werk von Künstlern deutscher Zunge, vollendet, als der Kronprinz im Jahr 1821 die Ausführung des Gebäudes, welches alle diese Bilder aufnehmen sollte, nach einem von ihm genehmigten Plane dem trefflichen Baukünstler Leo von Klenze übertrug. Noch in dem nämlichen Jahre wurde die Ausführung der einzelnen Theile in den Marmorbrüchen des Untersbergs begonnen, und diese Vorarbeiten waren im J. 1830 so weit gediehen, daß, am siebenzehnten Jahrestag der Leipziger Schlacht, am Tage eines glorreichen Sieges, der Grundstein Walhallas gelegt werden konnte.

Der König von Bayern vollzog den Akt der Grundsteinlegung; die drei Schläge mit dem silbernen Hammer auf den Deckel des Grundsteins fielen, und „mögen, so wie diese Steine sich zusammenfügen, alle Deutsche kräftig zusammenhalten," sprach der tiefbewegte Gründer darüber; Worte, die in Aller Herzen wiederhallten.

Sechs Jahre sind seit dem verstrichen, die Zeit, in welcher der Bau der Walhalla vollendet seyn sollte. Sehr Vieles ist geschehen; überspringen wir mit geistigem Auge die wenige Zeit bis zur Vollendung des Gebäudes, denken wir uns Walhalla prangend auf seiner Höhe in ganzer Majestät, welch' ein Anblick wird dem Wanderer, der sich dem Ufer der Donau naht, den Schiffer, der sie durchsegelt, hier überraschen! Er gewahrt auf dem Gipfel des Berges einen großartigen Tempel von weißem Marmor, eine würdige Halle der Verklärten, ruhend auf mächtigen dorischen Säulen, umgeben am Abhange des Berges von cyclopischen Mauern und bis tief hinab von prächtigen, nach beiden Seiten auslaufenden steinernen Treppen, in deren Mitte sich die für die Brustbilder der noch Lebenden bestimmte Halle der Erwartung befindet.

Der Wanderer geht jene Stufen hinauf; von den Giebelfeldern des Tempels leuchten ihm Bildwerke in runder Arbeit entgegen, dem Andenken der Besiegung der Römer durch die Cherusker und des jüngsten Befreiungskrieges gewidmet. Er tritt in den Tempel und sein erster Blick fällt auf ein die Wände desselben umlaufendes Fries, darstellend der deutschen Urbewohner Einwanderung, Religion, Sitten und Gebräuche, Krieg und Verkehr, bis auf Wittekinds und seiner Sachsen Taufe, die Deutschlands christliche Umgestaltung geschlossen. Unter diesem Fries umringen den Wanderer die Bilder und Namen großer Männer, die unser herrliches Vaterland, das Herz von Europa, in allen öffentlichen Verhältnissen, in

allen Zweigen des Wissens und Kennens hervorgebracht hat.

Die Reihe dieser Großen beginnt mit jenen alten Helden, an deren Urkraft zuerst die römische Weltmacht sich gebrochen; ihnen folgt der Stamm Pipin's von Heristal, einziges Beispiel einer vier Generationen hindurch fortdauernden Geistesgröße; dann, nachdem diese Größe in Carl's Nachkommen allmählig erloschen, die Reihe der edelsten und kräftigsten Kaiser aus sächsischem und fränkischem Geschlechte, die Hohenstaufen mit ihrem weit über ihr Reich und weit über ihre Zeit hinaus ragenden Streben; endlich die Habsburger, vor allen der friedenbringende Rudolph, der erste Maximilian, mit Recht der letzte Ritter genannt, und die größte der Frauen, welche je geherrscht, Maria Theresia. An diese Reihenfolge der Kaiser schließen sich die großen und guten Fürsten, die nicht dem gesammten Reiche, sondern nur ihrem eigenen Lande, oder, in Deutschland geboren, fremden Völkern vorgestanden in verhängnißvoller Zeit mit bleibendem Ruhme, wie Bayerns Otto und Maximilian, Hessens Amalia, Zweibrückens Karl auf dem schwedischen, Wilhelm von Oranien auf dem englischen Throne, Preußen's einziger Friedrich, Anhalts Katharina als Selbstherrscherin der Reussen.

Alle diese Fürstenhäupter sind umgeben von den größten Männern, die mit ihnen für Glauben und Wahrheit, für Ruhm und Freiheit, für Wissenschaft und Kunst gelebt, gekämpft, gestorben. Feldherren von dem Cherusker Herrmann, der die Römer, bis auf Schwarzenberg und Blücher, die das französische Kaiserthum besiegten. Glaubensmänner, wie Nikolaus von der Flüe und Thomas von Kempis; Weise wie Leibnitz und Haller; Deutschlands erste Dichter von dem Verfasser des gewaltigen Nibelungenliedes bis auf Göthe; die Heroen der deutschen bildenden Kunst von den ältesten Meistern bis auf Mengs; endlich die erhabenen Dioskuren der deutschen Tonkunst, Gluck und Mozart.

— — —

Vermischtes.

Der Bischof von Meaux confirmirte die letzte Woche zu Ferrieres, wo Herr von Rothschild eine sehr schöne Besitzung hat. Vor seiner Reise nach Deutschland, die er in Geschäften antreten mußte, hatte dieser sein Schloß dem Prälaten zur Disposition gestellt und ihn ersucht, darüber als Eigenthümer zu schalten. Ferner ließ er für den Tag der Ankunft des Bischofs ein Kreuz, sechs schöne Leuchter und drei neue und ausgezeichnete Meßgewande anschaffen. Auch das Presbyterium ließ er neu herrichten, und wir müssen hinzufügen, äußert das französische Journal, dem wir diesen Bericht entlehnen, wir kennen nicht viel französische Katholiken, die ein Aehnliches für die Gründung einer Synagoge thun würden.

— Der Dr. de la Roche in Paris hat die Entdeckung gemacht, den Staar ohne chirurgische Operation zu heilen. Bereits zeugen viele glückliche Kuren für diese Methode, die er kürzlich in einem Werke dargelegt hat.

— Mit der letzten Kette von Galeeren-Sklaven, die auf der Reise nach dem Bagno von Brest in Bicetre angekommen ist, befand sich auch der wegen der Ermordung eines Mädchens verurtheilte Pfarrer Delacollonge. Das Volk drängte sich um den Wagen und konnte nur mit großer Mühe abgehalten werden, Thätlichkeiten an diesem Unglücklichen zu verüben, aus dessen Augen reichliche Thränenströme floßen. Als der Zug zwischen Villejuif und Bicetre ankam, war der schmale Weg von Wagen verstopft, daß die Kette anhalten mußte. In demselben Augenblicke fuhr der Baron von Cès-Caupenne, Direktor des Ambigu-Theaters mit seiner Familie vorüber. Die Thränen des Pfarrers und der Hohn des Pöbels erregten die Aufmerksamkeit des Barons, der einen der Umstehenden bat, eine kleine Gabe dem Unglücklichen zu überreichen, um sein Schicksal zu lindern. Delacollonge verweigerte die Annahme. Als man aber in ihn drang, das Goldstück zu behalten, so wollte er wissen, von wo ihm diese Hilfe komme. „Von einem Theater-Direktor,“ wurde ihm zur Antwort gegeben. „Nun wohl,“ erwiderte der Abbé, „es ist so selten, daß dramatische Künstler und Leute unseres Standes für einander Sympathien empfinden, daß ich dieses seltenen Zufalls wegen mit Dankbarkeit die Gabe annehmen will. Diese schroffen Widersprüche in der Meinung gewisser Leute werden vielleicht eines Tages ausgeglichen werden.“ Das edle Beispiel fand Nachahmung und auch Andere sandten dem Unglücklichen Geld, welches er zwar annahm, aber mit seinen Mitgefangenen theilte, wie man aus ihrem Danken und Kopfnicken abnehmen konnte.

— Thiers wurde kürzlich in der Nacht von einem sehr bedeutenden Unwohlseyn befallen, das er sich durch eine Indigestion soll zugezogen haben.

— Der bekannte französische Feuilletonist Loeve-Weimars ist am 4. Juni von Havre nach Hamburg gereist, um von dort nach Petersburg zu gehen. Die Journale sagen, er sey mit einer diplomatischen Sendung beauftragt.

— Vor Kurzem wurde vor das Hafengericht in London ein Matrose gestellt, der seinen drei Söhnen die Gesichter geschwärzt hatte, um sie als Neger bei einer Fahrt nach Jamaika verkaufen zu können. Die guten Jungen liebten ihren unnatürlichen Vater so sehr, daß sie sich, ohne zu murren, die Schändlichkeit gefallen ließen. Nur zufällig wurden sie gerettet.

— Unter Karl Maria von Weber's Nachlaß soll man eine angefangene komische Oper gefunden haben, an der nur der letzte Akt fehlte. Da nun Meyerbeer mit Weber einen großen Theil seiner Jugendjahre in Darmstadt verlebt, dort mit jenem ein Zimmer bewohnt und unter Anleitung des Abtes Vogler gemeinschaftlich mit ihm Musik studirt hatte, so hielt man den jetzigen Pariser Componisten zur Vollendung der Weber'schen Oper am geeignetsten. Meyerbeer soll sich auch dazu bereitwillig haben finden lassen. Der reiche uneigennützige Componist will sie als französische Oper auf das Pariser Repertoire bringen, und dadurch den Erben des verewigten Meisters das einträgliche droit d'auteur sichern, welches Recht bei jeder neuen Aufführung dem Autor auch ein neues Honorar einbringt.

— Der kaiserlich russische Finanzminister, Graf Cancrin, hat für den botanischen Garten der dorpatischen Universität ein Kästchen mit Blumen-, Getreide- und Gemüse-Sämereien, welche die russischen Zollbeamten an der chinesischen Gränze direkt aus Peking erhalten, und dem Minister zugestellt hatten, gesandt und für die Zukunft ähnliche Sendungen versprochen.

— Kalkbrenner ist von einer schweren Nervenkrankheit, woran er den ganzen Winter litt, durch den Doktor Hahnemann geheilt worden und bereits nach Belgien abgereist.

Nekrologe.

Seine Majestät der König Anton von Sachsen ist im 81. Jahre in Pillnitz gestorben.

— Anton Joseph Reicha, Mitglied des Instituts von Frankreich, Ritter der Ehren-Legion und Professor des Contrapunkts und der Fuge an dem Conservatorium der Musik, ist den 28. Mai in einem Alter von 66 Jahren in Paris gestorben. Reicha war den 27. Febr. 1770 in Prag geboren. Er studirte sechs Jahre unter der Leitung Haydns und war ein Jugendfreund Mozarts und Beethovens. Ihm gebührt die Ehre, in Frankreich ein neues musikalisches System geschaffen zu haben. Das Material lag unordentlich zerstreut; es bedurfte einer arbeitsamen und geschickten Hand, um die Spreu vom Korne zu sondern, um aus so verschiedenartigen Bestandtheilen ein festes Gebäude aufzuführen. Reicha unterzog sich dieser Riesenarbeit, und seinem Fleiße verdankt die musikalische Welt das prächtige Ensemble des Conservatoriums, wodurch er in der Reihe der ersten Theoretiker sich seinen Platz erwarb. Er war der mächtige Hebel, der die neue Musik in ihre Bahn trieb. Als Componist machte er einige gelehrte Fugen, die er seinem großen Meister Haydn widmete. Auch Quintette für Blas-Instrumente besitzt man von ihm, die in Paris seinen Ruf verbreiteten. Später lieferte er einige Opern, allein die große Mission, die er sich auferlegt hatte, verhinderte ihn, die Composition mit großem Eifer zu betreiben. Als Schriftsteller gab er in französischer Sprache einen Cursus der Harmonie heraus, ferner einen Tractat über höhere Composition, einen über Melodie und über die Kunst des dramatischen Sängers. Er soll noch verschiedene Werke für den Druck hinterlassen haben. Die zahlreichen Schüler Reicha's, so wie die ersten musikalischen Notabilitäten drängten sich um seinen Sarg. Unter seinen Schülern nennen wir vor allen: Onslow, Roll, Habeneck d. Ä., Voigt, Dauprat, Berlioz, F. Hünten, Henry Herz, Adam, Lemoyne und viele Andere.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Letzte Scene aus Delavigne's neuem Drama: „Eine Familie zu Luther's Zeiten.“ Die Personen sind von der Linken zur Rechten: Mlle. Plessis, Beauvallet, Mad. Dorval, Ligier.
2) Modebild aus Paris.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 12. 22. Juni. 1836.

Ein schönes Fest.

Im Mai, wenn der junge Lenz die Grabeshügel mit Grün und Blumen schmückt, wird schon seit dreißig Jahren auf dem Kleinseitner Friedhofe in Prag ein Maifest, unter der Benennung: „Die Auferstehungsfeier," begangen. Es ist religiöser Natur und fand auch in diesem Jahre, begünstigt von einem ungewöhnlich heiteren Himmel, Statt. Der Abt des k. Prämonstratenser Stiftes Strahow, Herr Hieronymus Zeidler, mit zahlreicher Assistenz, hatte die gottesdienstlichen Handlungen übernommen. Ein Fahnenzug erhöhte das Feierliche, vier und zwanzig festlich geschmückte Mädchen streuten dabei Blumen auf die Gräber, und eines der Mädchen sprach zum Schlusse im Kreise der Blumenstreuenden recht rührende Dankesworte an den Herrn Pontifikanten. Tief ergriffen und erbaut zugleich, verließen alle Anwesenden den Friedhof. Herr W. F. Welleha, der Gründer dieses Festes, verfaßte eine gelungene, religiöse Betrachtung: „Das Leben ein Hauch" betitelt, ließ sie drucken und bestimmte ihren Ertrag zu wohlthätigen Zwecken.

Tyrol.

In Innsbruck sind so eben erschienen: Zwölf Tyroler Ansichten nach der Natur, unter dem Titel: „Souvenir de (du) Tirol."

Bei den zahlreichen Besuchen, die dem reizenden Gebirgslande zuströmen, ist es recht, dieses Feld auszubeuten, wie es die in der Schweiz schon lange gethan. Auch die Cotta'sche artistische Anstalt in München hat einen jungen, talentvollen Maler nach Tyrol gesandt, um die interessantesten Punkte aufzunehmen, die eine Beigabe zu dem in demselben Verlage herausgekommenen „Gemälde von Tyrol" von August Lewald bilden soll. Der Verfasser, der das Land nach allen Richtungen bereiste, hat dem jungen Künstler die Punkte angegeben.

Seyn oder Nichtseyn.

Wir lesen im Münchner Tagblatt: Während der große Eßlair, den wir mit Stolz den unsern nennen, in St. Gallen, Basel, Carlsruhe und Mannheim mit Auszeichnungen jeder Art überhäuft wurde, ist man von München aus bemüht, die Nachricht seines am 20. Mai erfolgten Ablebens zu verbreiten.

Wir glauben zur Ehre des Münchner Publikums, das Thaliens und Melpomenens e r s t e m Priester bei jeder nur schicklichen Gelegenheit laute Beweise der ungeheucheltsten Liebe und Verehrung gegeben hat, fest behaupten zu dürfen, daß es solchem niedrigen Treiben stets fremd war und bleiben wird, und müssen den angeblichen B. St., den ränkevollen Correspondenten der Leipziger allgemeinen Theater-Chronik, für das Werkzeug seines Prinzipals halten; daß dieser fähig wäre, die Todtenfeier Eßlair's mit Freude zu begehen, wollen wir zugeben, allein diese Freude wird ihn der Himmel nicht erleben lassen.

Möge Eßlair recht bald in unsere Mitte zurückkehren und noch viele, viele Jahre jugendlich kräftig in unserm Tempel, aus dem die Musen zu verscheuchen nie gelingen wird, so lange ein solcher Priester das sinkende Palladium mit reinen Händen hoch empor hebt, wirken, das ist gewiß der aufrichtigste herzlichste Wunsch eines Jeden, dem ächte Kunst noch etwas gilt, und der die Bemühungen eines Einzelnen, den größten Künstler kränken zu wollen, nur im höchsten Grade verachten kann.

Wozu die Ereiferung? — Auch Patroklus ist gestorben! —

Homöopatisches Wunder am Theater zu Prag.

Dem Prager Theater drohte vor Kurzem ein schwerer Verlust, indem die vortreffliche Sängerin Mad. Podhorsky nach einer heftigen Erkältung, die sie sich bei einer großen Probe im karg geheizten Schauspielhause zuzog, von einer bösartigen Gesichtsrose befallen ward, die nach mehrtägiger Gefahr zwar wich, doch heftigen Ohrenschmerz zurückließ.

Die Theaterärzte gingen dem Uebel, leider aber auch der armen Leidenden, sehr energisch zu Leibe, Fontanellen, Vesikanzien und sonstige Kuranzien wurden verschwenderisch applicirt, und die schmerzhaft affizirten Ohren der Patientin mit Harzen und Kräutern angestopft.

Endlich wich der arge Schmerz, doch ach! die arme Sängerin blieb taub, ganz taub, und die Taubheit ward als Folge der Zerstörung der Gehörsorgane von den Aerzten für unheilbar erklärt.

Da erbot sich ein junger, ganz kürzlich graduirter Homöopath, Herr Moses Hirsch, den Heilungsversuch dennoch zu wagen.

Die verzweifelnde Sängerin vertraute sich ihm gern an, und er begann damit, das Ohr mit der Sonde zu untersuchen, und es fand sich, daß seine Vorgänger das Ohr mit Harz und Kräutern bis in seine tiefsten Windungen gefüllt, *dieses Füllsel aber nur zum Theile entfernt, das Ohr also förmlich verstöpfelt gelassen hatten.*

Die homöopathische Sonde entfernte diese *allopathische Stöpsel*, und im Augenblick war die Taubheit radikal geheilt.

Was kein Verstand der Verständigen sieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth! Mad. Podhorsky ist seitdem wieder aufgetreten und mit Enthusiasmus begrüßt worden.

(Aus Prag eingef.)

Theater.

Im Volkstheater zu München geben sie: „Der Blutwald bei Friedrichsstein," und im Wiener Theater: „Justinio, der Verbannte, oder der Straßenräuber bei Otranto." — Dort muß es prächtig seyn — da möcht' ich hin!

— Herr Eicke hat das Leipziger Theater wieder verlassen, und das Publikum ist gegen Herrn Direktor Ringelhardt einigermaßen darüber aufgebracht, wie denn bei der Gelegenheit einige Klagen über das ganze Institut laut werden. Man spricht die Hoffnung aus, Küstner, der in diesen Tagen in Leipzig erwartet wird, werde das Theater wieder übernehmen.

— Ueber den Direktionswechsel des Hamburger Theaters zerbrechen sich jetzt viele Schreiber die Köpfe und es kommen die widersprechendsten Nachrichten an's Tageslicht. Es heißt sogar schon, die bisherigen Direktoren haben die Leitung bereits niedergelegt und dieselbe gehe nun in die Hände des rühmlich bekannten Schauspielers Jost über. Unsere Privatnachrichten lauten, daß von einem Abgange mindestens des Herrn Direktor Schmidt, gar keine Rede sey; ohne sie zu verbürgen, glauben wir doch, daß es wünschenswerth wäre, wenn sie Wahrheit enthielten.

(Posaune.)

Oeffentliches Geheimniss.

Wir lesen im Leipziger Tagblatt:

Die verehrte Dame, welche den 28. Mai in einem öffentlichen Garten Jemanden suchte und denselben, wenn er militärfrei wäre, zu Johanni in ein Geschäft eintreten lassen wollte, wird ersucht, Dero werthe Adresse deutlich an denselben Ort gelangen zu lassen, da derselbe gerade nicht um 2 Uhr, sondern erst nach deren Abreise kommen und dieselbe auch nicht am 29. Mai in dessen angeblichem Wohnorte ausfindig machen konnte.

Leipzig, den 3. Juni 1836.

Ph.

Hündisches.

Die von allen Zeitungen gegebene Notiz zur Naturgeschichte der Hunde, woran den Menschen, nehmlich Redakteuren, so viel zu liegen schien, wird jetzt in der Berliner Vossischen wie folgt widerlegt:

Lutz, unweit der Mosel, 26. Mai. In Nro. 134 der Rhein- und Mosel-Zeitung befindet sich eine (auch in unsere Zeitung übergangene) aus St. Goar vom 14. d. M. datirte Nachricht, die zwar als Beweis einer ungewöhnlichen Erfindungsgabe des Einsenders, nicht aber als Beitrag zur

Naturgeschichte der Hunde, wie sie überschrieben ist, betrachtet werden darf. An der ganzen Erzählung von dem Hunde ist nehmlich kein wahres Wort, außer dem Umstande, daß unlängst der Schöffe Wilhelm Christmann dahier mit Tod abgegangen ist und ein benachbarter Förster bald nachher der Wittwe desselben ohne rechtliche Veranlassung ihren Hund erschossen hat. Wohl hat sich dieser Förster in diesem Stücke bereits eine gewisse Berühmtheit erworben; daß aber auch der hiesige Ort durch Zucht einer trefflichen Race von Jagdhunden berühmt sey, war uns bis jetzt unbekannt, und wollen wir auch lieber auf den hier wachsenden ausgezeichneten, den besten Ahrbleichart an Feuer und Farbe übertreffenden, rothen Wein, als auf dergleichen bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen. Noch fiel uns auf, daß Einsender des benannten Mährchens seinen Witz in der Bemerkung spielen ließ, der Hund des Christmann habe das Grab seines verstorbenen Herrn ausfindig gemacht, ohne bei der Beerdigung zugegen gewesen zu seyn. Hierauf müssen wir erwidern, daß Leichenbegleitungen der Art, wie nirgend, auch dahier nicht üblich sind und den Einsender nicht leicht Jemand darum beneiden wird, wenn ihm dereinst die letzte Ehre mit solcher Auszeichnung zu Theil werden soll.

Theatralischer Fortschritt!

Man gab im Königstädtischen Theater zu Berlin: Die Erstürmung von Missolunghi, oder: Marco-Bozzaris Heldenmuth, große Pantomime in fünf Abtheilungen, arrangirt und in Scene gesetzt vom Balletmeister Herrn Joseph Schier, und ausgeführt von dem gesammten Kunstreiterpersonale des Herrn Guerra.

Personen: Der Pascha, Herr Ippolito Letard. Fatime, seine Tochter, Dlle. Marie Schier. Michelo Kusaris, Herr Joseph Schier. Aleonise, dessen Frau, Dlle. Louise Letard. Nicolo Bozzaris, Herr Cajetano Cinifelli. Panos, ein Priester, Herr Bartolo Volani. Griechische und türkische Cavallerie und Infanterie.

Gefahr durch Schlafröcke.

Wir haben seit den letzten Jahrzehenden viel neue Gifte kennen gelernt. Jetzt machen wir die Bekanntschaft eines neuen, des Schlafrockgiftes, das dem Wurstgifte in nichts nachsteht. Wir theilen hierüber Folgendes aus dem Leipziger Tagblatte mit:

Die Schlafröcke und Schlafpelze, die in der letzten Messe in wirklicher Unzahl zum Verkaufe aufgestapelt waren, scheinen (so schreibt ein Freund im allgemeinen Anzeiger an einen andern) Deinen Unwillen erregt zu haben. Leider hast Du in diesem Punkte nicht ganz Unrecht. Der Mißbrauch, welcher in unseren Tagen von diesen Instrumenten der Trägheit, des Müssigganges, des unthätigen, stillen Hinbrütens gemacht wird, ist wahrhaft niederschlagend, und beweist in der That, daß im Allgemeinen eine große Verweichlichung überhand nimmt. Wer (natürlich außer den Ständen, die dazu verdammt sind, ihr Leben hinter dem Schreib-Tische hinzubringen) einen Schlafrock gern anzieht, wer sich in ihm wohl befindet, beweist eigentlich, daß er nicht gern thätig ist, da doch dieses Kleidungsstück jede freie, kräftige Bewegung hindert, — daß er die Freuden des Fertig- und Bereitseyns zu jeder tüchtigen Kraftäußerung noch nicht geschmeckt hat. Und was wird uns für die faule Behaglichkeit, die sie darbieten, für die tausend kräftigen Entschließungen und Handlungen, die in ihrer erschlaffenden Atmosphäre zu Grunde gehen? Auch ohne Arzt zu seyn, muß man erkennen, daß durch diese abschwächenden Unthätigkeits-Instrumente, durch die übermäßige Wärme, welche durch sie zurückgehalten wird, jeder Körper im Ganzen entkräftet, und die Organe abgestumpft werden. Und wo ist es einem, der sich an diese übelriechenden Wärmemesser gewöhnt hat, wohl in Gottes freier Natur, im erfrischenden Morgenwinde, oder in der erquickenden Abendkühle warm genug? Ein solcher friert immer, sobald er den Pelz abgeworfen hat, und die Behaglichkeit, welche dieser gewährt, wird mehr als aufgewogen durch das fast ununterbrochene Frösteln, welches die Nerven eines solchen Verwöhnten bei jedem frischen Frühlingslüftchen durchschüttert, und sich durch die Abspannung offenbart, die in solchen Fällen auch die sonst hübschesten Züge entstellt. Ein solcher übereilt Alles, um nur baldmöglichst

wieder in seinen Pelz kriechen zu können. Hier kann er sich aber erst spät wieder erwärmen, und ist froh, mit einem tüchtigen Schnupfen davon gekommen zu seyn, froh, daß eine Legion anderer Uebel, die ihren Ursprung im Schlafrocke und in der durch ihn allein herbeigeführten Empfänglichkeit zu Erkältungen haben, nicht auch über ihn, wie über unzählige andere Menschen ausgeschüttet worden sind.

Doch auch dieses Uebel enthielt für mich wenigstens einen scherzhaften Trost: Wenn ich nehmlich in manchen sonst guten Häusern sehr junge Kinder in Schlafröcken hatte gehen sehen, so war zuletzt der Wahnglaube bei mir herrschend geworden: daß diese Kinder zugleich mit den Schlafröcken geboren würden. Dieser Wahn ist mir nun benommen, da ich bei dem niederschlagenden Uebermaße solcher Faulpelze auch zugleich solche für ganz kleine Kinder zum Verkaufe ausgestellt fand. Da sich aber die Unsitte dieses Gebrauchs über alle Stände verbreitet, und da besonders junge Leute, welche sich den Wissenschaften widmen oder sonst eine gute oder doch kostbare Erziehung erhalten, ihm zu verfallen scheinen, so möchten besonders kräftige Lehrer und Aerzte dazu verpflichtet seyn, dieses Uebel mit den angemessensten Mitteln zu bekämpfen.

Allerlei.

Frankfurt, den 31. Mai. Unser heutiges Intelligenzblatt zeigt das Aufgebot zur Verehelichung an: des Herrn Lionnel von Rothschild, Kurfürstlich Hessischen Geh. Finanzrathes, des Königl. Belgischen Leopold-, des Königl. Spanischen Isabella- und katholischen Ordens Commandeurs, wie auch Ritters des Kurfürstlich Hessischen goldenen Löwenordens, mit Fräulein Charlotte von Rothschild. Die Trauung wird in der Mitte des künftigen Monats stattfinden, bis wohin die Mitglieder der gesammten Familie hier eingetroffen seyn werden.

— Man meldet aus Frankfurt: Unterm 30. April d. J. hat löbl. Direktion der hiesigen Kasinogesellschaft auf die Anzeige mehrer geehrten Kasinomitglieder: „daß die hiesigen israelitischen Bürger und Banquiers, Freiherr M. A. v. Rothschild, Freiherr Karl v. Rothschild und Freiherr Anselm v. Rothschild, ihnen den Wunsch zu erkennen gegeben hätten, der Kasinogesellschaft zur Aufnahme als Mitglieder erster Klasse vorgeschlagen zu werden," den Bescheid ertheilt, daß auch die Direktion angelegentlich wünsche, die drei Herren v. Rothschild in die Kasinogesellschaft aufgenommen zu sehen, und daß demnach gedachte Herren von einem oder mehren Mitgliedern der Gesellschaft schriftlich in Vorschlag gebracht werden möchten, damit auf die vorgeschriebene Art über deren Aufnahme abgestimmt werden könne. Dieser Vorschlag ist hierauf förmlich geschehen, und die am 31. v. M. bewirkte Eröffnung der Abstimmung hat das Resultat gehabt, daß gedachte Herren zu Mitgliedern wirklich aufgenommen worden sind. Da Frankfurt so viele gebildete und höchst achtbare israelitische Bürger zählt, so ist zu erwarten, daß dieser rühmliche Vorgang nicht als ein isolirtes Beispiel der fortgeschrittenen Bildung und ächt humanen Geselligkeit genannt werden müsse. — Bis das aber geschehen, hätten die Herren v. Rothschild für die Ehre danken sollen.

— Gutzkow hat bereits seinen Doppelgänger gefunden. Ein Herr Petzmeyer aus Wien ließ sich in Frankfurt auf einer von ihm erfundenen Strohzitter hören. Es scheint, daß es ihm nicht gelungen ist, das Aufsehen seines Originals zu machen.

Nekrologe.

Der Buchhändler Herr J. G. Taubert in Leipzig starb daselbst am 29. Mai.

— In Hamburg starb der Freiherr Binder von Kriegelstein, K. K. Oestreichischer Minister-Resident in Meklenburg, Oldenburg und den Hansestädten.

Chronologische Uebersicht

der Monate

März, April und Mai 1836.

Von Dr. C. A. M.

Hat die Welt ihr Alltagsgesicht angezogen, sich wieder in die kalendermäßigen Werk- und Feiertage abgetheilt? Die Woche über fleißig in Werkstätten und Schreibstuben, am Sabbath in der Kirche oder beim Becher, nur mit diesen nothwendigen Unterbrechungen, daß man zwischenhinein auch tauft, heirathet und stirbt, nur mit diesen Außerordentlichkeiten der guten Gesellschaft, die nicht bloß frühstückt, zu Mittag und zu Nacht speist, sondern dazu Musik machen läßt und tanzt? Wo greift Jemand begierig nach den Zeitungen? Wo erwartet man noch Ueberraschungen außer im Theater? Wo geschieht Etwas, was nicht die Klugheit nach Erfahrungsregeln voraus berechnen, was sie folglich sicher und nützlich leiten kann?

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so sind wir mit 1836 in ein Normaljahr eingetreten. Welche Vereinfachung der Verhältnisse! Welche Harmonie der Regierungen! Welche geräuschlose Thätigkeit der Völker statt des ungestümen Wettlaufs nach Reform! Sie, die an der Kette der Zeiten zerrten, als ob mit der Vergangenheit auf immer gebrochen, die Schuld der Jahrhunderte an Einem Tag abgetragen werden sollte, sind gelassener, gerechter geworden: sie sind zufrieden, wenn ihnen die Gabe der Freiheit nicht in gar zu homöopathischer Verdünnung gereicht wird. Ja, während die Deutschen selbst ihre Begeisterung für Eisenbahnen und Runkelrübenzucker-Fabriken, für Industrie- und Kunstausstellungen zu mäßigen anfangen, richten sich die Gemüther empor an Bildern der Vergangenheit, die bis jezt nur in dankbarer Erinnerung herüberschimmerten, bald aber in stolzem Marmor und Erz sich erheben werden! Gibt es eine Nation, die reicher ist an monumentalem Ruhme und die später Nachlese hält? Aber sey es um einige Jahre, so werden wir die Engländer nicht mehr um ihre Westminster-Abtei, die

Franzosen um ihr Pantheon beneiden. Schiller, der doppelt Verehrte, weil seine Muse nicht bloß den Grazien, sondern dem Vaterland opferte, Justus Möser, der deutsche Franklin, Guttenberg, der Wohlthäter des Menschengeschlechts, der rettende Gustav Adolf, der apostolische Bonifacius werden von hohen Gestellen herab reden — zwar eine stumme Mimensprache, aber Jedem verständlich, der ein Herz hat für sein Volk. Und wird erst die Wallhalla bei Regensburg ihre Marmorsäle aufthun, wie wird es in den deutschen Eichen rauschen? Wie wird Karls des Großen Geist die Ufer des Mains und der Donau umschweben, wenn ihre Fluthen sich vermählen? Preisen wir diese Vergangenheit, an der wir unser Nationalgefühl erwärmen, und mißkennen wir diese Gegenwart nicht, die den Deutschen am Neckar und am Rhein, an der Oder und der Spree bei jeder gefallenen Zollschranke zuruft: „Es gibt zwischen uns keine Pyrenäen mehr!"

Und die Franzosen, jüngst die Ereignißmacher für Europa — Was sind sie geworden? Das, Was wir stets gewesen sind, stille, gehorsame Unterthanen! Dieß ist der größte der Triumphe, welche seit sechs Jahren die Staatskunst über die Revolution errungen hat. Das Verdienst gebührt einzig dem Takt und der Weisheit Ludwig Philipps. Dafür hat die Legitimität seines Ursprungs vergessen, seine Dynastie feierlich in ihren Schoos aufgenommen! Die frühere Anerkennung war auf dem Papier, diese ging von Mund und Herzen. Nun hat Karl X. fürder keine Hoffnung. Die Franzosen dürfen stolz seyn auf den Empfang ihrer Prinzen in Wien und Berlin. Sind auch diejenigen ihrer Publizisten gewiß im Irrthum, welche in diesem Empfang eine dem Prinzip der Volkssouveränität dargebrachte Huldigung erblicken wollten, statt daß derselbe vielmehr der Dank für dessen Unschädlichmachung ist, so erweist man doch solche Ehre nur dem Oberhaupt einer mächtigen und tapferen Nation, auf dessen Freundschaft, gleichviel, ob aus Achtung oder Furcht, man großen Werth legt. Die Prinzen nehmen tiefe Eindrücke mit sich: sie haben das Königthum in dem reinen Schimmer seiner Herrlichkeit gesehen. Diese Anschauung wird für ihre monarchische Erziehung nicht verloren seyn. Und wenn in Frankreich noch eine eroberungslustige Partey wäre, so könnten sie ihr einen Bericht geben, wie Hannibal einen von seinen Kundschaftern erhielt, welche Scipio vor der Schlacht von Zama aufgefangen hatte und im römischen Lager herumführen ließ. Ludwig Philipp bedarf dieser Warnung nicht. Sein System ist so durch und durch friedlich, schließt sich so ganz dem Geist der großen Mächte an, vermeidet bis auf den Schein Alles, was ihre Eifersucht erregen könnte, daß man glauben darf, er habe sogar jener altfranzösischen Politik entsagt, welche ihr Absehen immer auf die kleinen Höfe nahm, und von dort aus die deutschen Angelegenheiten zu verwirren, die Absichten von Preußen und Oesterreich zu durchkreuzen suchte. Es ist bemerkenswerth, daß die Prinzen so vielen Residenzen, die sie bequem hätten berühren können, wie geflissentlich ausgewichen sind.

Das Wetterleuchten auf einigen Grenzpunkten des Welttheils darf den verbündeten Freunden der Stabilität und der gerechten Mitte nicht bange machen. Es wird sie nicht hindern, auf Dampfwagen zu

fahren, wenn sich nur eben so leicht als Plane zeichnen auch überall Berge ebnen und Steinkohlen und Tunnels graben lassen. Keine Regenerationsfrage wird das Zeitalter übereilen. Weise Selbstherrscher werden wieder Reformatoren werden wie Friedrich der Große und Kaiser Joseph. Der Ruf: Keine Concessionen! wird sie nicht abschrecken, öffentliche Wünsche zu erhören, oligarchischen Anmaßungen zu steuern. Die Verbesserung der Lage des Volks wird keine Verminderung der Würde des Throns seyn. Die Aufklärung, die, so lange sie als zerstörendes Element zu wirken schien, künstliche Widerstands-Theorien hervorrief, wird ihre sanft erwärmende Strahlen gleichmäßig verbreiten. Jenes Kriegsgeschrei in der Ferne ist gerade schwach genug, daß es die Ruhe nicht stört, welche die Bedingung unserer langsamen, aber steten Entwicklung ist, stark genug, daß es uns als Unterhaltungsstoff, als Würze unserer Behaglichkeit, als Warnung vor Verirrungen dienen kann.

Oder sollten die parlamentarischen Kämpfe im britischen Reich diese hellen Farben verdüstern. Rußland hat seinen Senat, die Türkei ihren Divan, Deutschland seine Kammern und Stände. Nirgends ist schrankenloser Wille, monarchische Allmacht. Sind es nicht die Gesetze, welche zügeln, so ist es die Religion, die Sitte, die Gewohnheit. Staaten werden dadurch gegen andere nicht feindselig, daß sie ihre Rechtsverhältnisse ausbilden, sofern sie sich in der Sphäre ihrer Verfassung, an die Lehren ihrer Geschichte und den Stand ihrer Volksbildung halten. Es wird den Andern wohl nie gleichgültig seyn, ob diese und jene Regierung ihre Einrichtungen so oder anders ordnet, so oder anders das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Klassen der Bürger zu finden hofft, ob sie Rath bei Wenigen sucht oder bei Vielen, ob sie die öffentliche Meinung fragt oder die ausgesuchte Gesellschaft. Allein kennen und beachten sie nur selbst den Geist und die wahren Bedürfnisse ihrer Völker, so werden ihnen diese Abweichungen, wobei sich ohnehin mächtige Nationen Nichts einreden lassen, Interventionen aber oft schlecht verlohnen würden, keine wirkliche Gefahr bringen. Was man von Frankreich fürchtete, war der Gegensatz der allgemeinen Grundsätze. Einen solchen aber aufzustellen, ist England weit entfernt. Und, könnte man fragen, ist denn die englische Krone an Goldwerth leichter geworden, seit sie sich von einigem aristokratischem Roste gereinigt hat? Dieser Ansicht scheint man selbst in den höheren Kreisen nicht zu seyn: denn unter den edeln und tapfern Prinzen, die gegenwärtig auf Brautfahrten begriffen sind, gibt es nicht Wenige, denen die Hand der künftigen Königin dieser reformirenden Insulaner ein schöner Preis dünkt!

---

1. **März**. — Die Festung Kronenburg, die Beherrscherin des Sundes, wird in vollständigen Vertheidigungsstand gesezt. Ob aus Vorsicht wegen der englischen Seerüstungen oder wegen der sieben und zwanzig Linienschiffe, die in Kronstadt segelfertig liegen, weiß man nicht; doch will behauptet werden, daß die Volksstimmung nicht mehr wie früher gegen die Engländer sey.

7. **März**. — Die berner Regierung schickt den Oberst Zimmerli mit 6000 Mann in das Juragebiet, wo die reactionär-katholische Partei das Volk aufgewiegelt hat. Religionsbäume (eine Travestirung der Freiheitsbäume!) waren vor den Kirchen, große Kreuze auf den Kirchthürmen aufgepflanzt worden. Die Behörden hatten sich flüchten müssen. Zu den heftigsten Schreiern über die Noth der Kirche gehörten die Weiber. Die von Priestern geleitete Presse schürte. Man hörte den Ruf: Trennung des katholischen Jura von Bern! So gefährlich war es indessen nicht. Ein kurzer unblutiger militärischer Spaziergang bringt Alles wieder in's Geleise.

7. u. 8. **März**. — Niederlage der Tories im Unterhaus in ihrem Angriff auf die irische Municipalreform. Da die sg. conservative Opposition nicht hoffen durfte, das bisherige Ausschließungs-Prinzip gegen die Katholiken aufrecht zu halten, so hatte sie den verzweifelten Entschluß gefaßt, Ireland einer unabhängigen Gemeinde-Verfassung unwürdig zu erklären, sie abzuschaffen und durch königliche Beamtungen zu ersetzen, also hier zu zerstören, Was nach englischen Begriffen das Fundament ist, auf welchem alle Freiheit beruht, und damit gleichsam, als eine neue Art von Repealers, selbst zu gestehen, daß die legislative Vereinigung Irelands mit Großbritannien ein Unding sey.

9. **März**. — Der König der Franzosen sezt dem zum Kardinal ernannten Erzbischof Cheverus von Bordeaux im Namen der päbstlichen Heiligkeit unter Begleitung einer von Abbé Gillon verfaßten lateinischen Rede die Baretta auf. Es ist Dieß ein neuer Schritt zum Einlenken von der excentrischen Bahn der Juliwoche in das alte System, ein erster Akt der Aussöhnung zwischen Kirche und Staat, ein Meisterstück der Conservativpolitik Ludwig Philipps. Der Papst hatte ihm den Gefallen erwiesen, diese Würde auf einen Prälaten zu übertragen, der als Anhänger der neuen Ordnung der Dinge bekannt, auch wegen seines Charakters geachtet war. Da sich die Kammern nicht an der Person stießen, so vergaßen sie ihre früher ausgesprochenen Grundsätze. Die Kardinäle sind jezt nicht mehr bloß römische Fürsten, Diener eines ausländischen Interesses, welchen die französische Nation Nichts schuldig ist. Der aus Haß gegen die Priesterpartei nach dem Jahr 1830 gestrichene Etatssatz: Kardinals-Besoldungen, steht wieder auf dem Budget. Die Hierarchie hat ihre Aussichten erweitert.

Sekularisirung des gesammten spanischen Klostereigenthums für die Staatsschulden-Tilgungskasse. Die wenigen Klöster, die bestehen bleiben, will man aussterben lassen: daher sollen sie keine Novizen mehr aufnehmen, Mönche und Nonnen ihr Gelübde jeder Zeit auflösen dürfen, und um ihre Rückkehr in die

Welt zu erleichtern, sind ihnen beim Austritt täglich fünf, den andern nur vier Realen zum Unterhalt ausgesezt, welche Gehalte aber den Austretenden wie den Zurückbleibenden nicht eben pünktlich ausbezahlt werden.

Grivas zieht an der Spitze seiner Palikaren zur Bekämpfung der Rebellen des nördlichen und westlichen Griechenlands aus Athen. Die Regierung hatte, wie es denn überhaupt scheint, daß man die nationalen Truppen künftig bevorzugen werde, die Anwerbung von 2000 Mann, alten Kriegern aus dem Freiheitskampf, angeordnet, und in einer Proklamation dem Land für die bisherige Treue und Anhänglichkeit gedankt, die Anführer des Aufstandes aber, Nikola Zervas, Dimos Zelios und Malamas, als aus den Listen der Phalanx ausgestrichen und dem Arme der Gerechtigkeit verfallen erklärt. Ein Angriff der Insurgenten auf Missolonghi noch im Februar war von den Einwohnern und einer kleinen Besatzung abgeschlagen worden. Bei dem guten Willen, welcher Volk und Heer beseelt, hatte man alle Hoffnung zu einer baldigen Herstellung der Ruhe, die aber sogleich immer von Neuem wieder gestört werden wird, so lange die türkischen Grenzpascha's allen Mißvergnügten eine Freistätte gewähren, von wo aus sie Einfälle machen und wohin sie sich im schlimmsten Fall zurückziehen können.

15. **März**. — Das englische Ministerium kündigt dem Parlament die Ermäßigung der Zeitungs-Stempeltaxe an. Damit wird ein alter Wunsch der Freunde der Preßfreiheit erfüllt. Die Taxe soll von 4 Pence auf 1 Penny vom Blatt herabgesezt werden. Das heißt so Viel, als die Taxe abschaffen, denn die Zeitungen haben postfreie Circulation.

18. **März**. — Die krakauer Frage vor dem Forum des englischen Volkes. Da gibt es keine Tories, Whigs oder Radikale: Alle sind einmüthig in lebhafter Theilnahme für das Unglück Polens, Alle der Meinung, daß die Occupation im Widerspruch stehe mit dem wiener Vertrag, Alle empfehlen der Regierung eine würdige Haltung und kräftige Sprache. Nur enthält sich das Parlament einer förmlichen Beschlußnahme, der es nicht sogleich auch durch die Waffen Nachdruck geben könnte, weil es glaubt, daß die französische Repräsentantschaft ihren Ruf nicht erhöht habe, als sie sich energisch für Polens Nationalität aussprach und — Nichts that!

21. **März**. — Polemik über militärischen Optimismus. Die englische Regierung hatte zur Untersuchung der gegenwärtig im Parlament oft angeregten Frage über die Entbehrlichkeit der „neunschwänzigen Katze“ eine Commission niedergesezt, die nach Vernehmung mehrer Notabilitäten vom Fach sich gegen die gänzliche Abschaffung und nur für die allmälige Verminderung dieser Strafe entschied, hauptsächlich, wie es scheint, aus Respekt vor der Autorität des alten Oberfeldherrn der Alliirten. Der Herzog behauptete den unbedingten Vorzug der englischen vor jeder andern Mannszucht. Er berief sich auf den spanischen Krieg und den Feldzug von 1815. Im spanischen Krieg, sagte er, habe in der französischen Armee das System der Plünderung geherrscht und mitunter eine Nachläßigkeit im Dienst, die er in seinen Regimentern

nicht hätte dulden mögen, daher denn auch die Einwohner bei Erscheinung der Franzosen geflohen, der Engländer zurückgekehrt seyen. Und nach der Schlacht von Waterloo habe er und Blücher jeder 60,000 Mann vor Paris gebracht, allein, obgleich beide Heere von Requisitionen lebten, beide ungefähr eine gleiche Anzahl theils in Gefechten verloren, theils zur Beobachtung an der niederländischen Gränze zurückließen, habe der Abgang im englischen Heer 30,000, im preußischen 90,000 Mann betragen, auf den englischen Stationen sey nie Mangel gewesen, auf den preußischen seyen die Leute Hunger gestorben. Warum? Er habe bessere Manuszucht gehalten. Die Franzosen konnten die sie betreffenden Bemerkungen als Wirkung alter Eifersucht hinnehmen: sie antworteten mit Gegenbeschuldigungen, und bedauerten nur, die Notizen über den Zustand der verbündeten Heere nicht zwei Jahrzehnde früher gehabt zu haben. Aber die Preußen, die auf ihre trefflichen Kriegs-Einrichtungen mit Recht stolz sind? Sie hätten solche Vorwürfe von dieser Seite am wenigsten erwartet. Doch Vorurtheil macht undankbar und blind. General von Grolman widerlegte den Herzog.

22. **März.** — Eröffnung der Cortes durch eine wortreiche selbstzufriedene Thronrede. Mit Ausnahme „einiger unbedeutenden Unordnungen," die schnell beseitigt wurden, ist Alles vortrefflich bestellt. Die Armee und die Hilfslegionen fahren fort, Lorbeeren zu erfechten: der lange und strenge Winter hat das Feuer ihrer Tapferkeit nicht abgekühlt. Aber nicht bloß kriegerischer Ruhm wird erstrebt. So hartnäckig der Prätendent ist, so hindert Dieß Isabella's II. Mutter und ihre Minister nicht, Spanien schon jezt alle die Segnungen des Friedens zuzuwenden, welche das stolze Verdienst weiser Regierungen sind. Die vielfachsten Verbesserungen in Verwaltung und Gesetzgebung sind in Arbeit: neue Civil-, Straf- und Handels-Gesetzbücher, eine Prozeß-Ordnung, und um den Handel zu heben und „der großen Zahl Unglücklicher, die aus Noth unter die carlistischen Fahnen treten, Arbeit zu verschaffen," ein umfassendes Straßenbauwesen. Vorläufig sollen sich die Cortes über diese und andere Aussichten freuen und den Wahlgesetzesentwurf berathen.

Großbritanniens Intervention in Spanien. Lord Hay, Befehlshaber des englischen Geschwaders an der Küste von Kantabrien, benachrichtigt den General Cordova, daß er Befehl habe, den Truppen der Königin den wirksamsten Beistand zu leisten, und daß sein Geschwader deßhalb mit Schiffen und Mannschaft bedeutend verstärkt worden sey.

Friedlicher Ausgang des Streits zwischen der französischen Regierung und der Deputirtenkammer über die Rentenverwandlung. Durch ihre Weigerung, diese Finanzoperation zu vertagen, hatte die Kammer das doktrinäre Kabinet gesprengt. Auch Thiers und seine Collegen vom Tiersparti verlangen Aufschub, und das Höchste, wozu sie Hoffnung machten, ist eine Reduktion um ein halb Prozent: die Kammer ist es zufrieden.

24. **März.** — Milderung der Maßregeln gegen die Flüchtlinge in Krakau. Der Senat macht bekannt, daß die drei Schutzmächte auf seine Vorstellung den noch in diesem Freistaat befind-

lichen, in die Revolution von 1830 — 33 verwickelten Polen den Aufenthalt gestatten wollen, wenn sie nicht neuerdings aufrührischer Handlungen schuldig, auch weder Ausreißer, noch Militärpflichtige, noch unbeschäftigte Leute sind, sondern sich dem Ackerbau widmen und entweder durch Heirath oder Erwerbung unbeweglicher Güter rechtliche Unterhaltsmittel besitzen: daher die Aufforderung an die Gemeinde-Vorsteher, die betreffenden Individuen zu weiterer Verfügung aufzuzeichnen, wodurch, wie es scheint, zugleich Diejenigen, welche nicht in diese Categorie gehören, aus ihrem Versteck herausgenöthigt werden sollen. Viele, schon unterwegs nach Triest, dürfen, da sich unterdessen ihre Ungefährlichkeit herausgestellt hat, zu ihren Familien zurückkehren. Anderen wird die Ueberschiffung nach Frankreich erlaubt. Einzelne sollen zwar von den Kosaken in's Innere von Rußland abgeführt worden seyn. Lord Palmerston versichert aber im Parlament, der englische Botschafter habe sich bereits deßwegen bei dem Grafen Nesselrode verwendet. Die Antwort sey gewesen, man wisse davon in Petersburg Nichts, werde übrigens Erkundigung einziehen und das Ergebniß mittheilen.

27. **März.** — Vertrag zwischen Rußland und der Türkei wegen der Räumung Silistria's. Von Seiten des russischen Hofes wird der Rest der Kriegskontribution, für welche die Festung verpfändet ist, bis auf 80 Millionen türkische Piaster erlassen, Was ungefähr die Hälfte der Schuld ausmacht. Diese Summe verpflichtet sich der Sultan bis zum 27. August zu bezahlen, worauf die Uebergabe dieses Platzes, des Schlüssels zu Bulgarien, erfolgen soll. In England will man dieses glückliche Ereigniß den Bemühungen des Lord Durham, in Frankreich der geschickten Unterhandlungskunst des Admiral Roussin, und in Rußland der Großmuth und aufrichtigen Friedensliebe Seiner Majestät des Kaisers Nikolaus zuschreiben. Nach dem Journal des Debats ist es dieses Verdienst des französischen Botschafters in Konstantinopel, das mit dem großen Band der Ehrenlegion belohnt worden ist.

30. **März.** — Versammlung des achten norwegischen Storthing. Die Einführung einer verbesserten Strafgesetzgebung, einer freisinnigern Gemeindeverwaltung, da sie bis jezt ganz in den Händen der Beamten lag, einer auf den Grundsatz der allgemeinen Militärpflichtigkeit gebauten Wehrverfassung sind einige der wichtigern Arbeiten, deren Erledigung von diesem Landtag erwartet wird. So auch die Aufhebung dieses Gesetzes des Mißtrauens gegen die Staatsgewalt, vermöge dessen die Minister ohne spezielle Einladung den Berathungen der Volkskammer nicht anwohnen durften.

31. **März.** — Blühender Zustand der Finanzen in den vereinigten Staaten. Vorrath im Schatz: 31,895,155 Dollars.

4. **April.** — Heftiger Sturm in der französischen Deputirtenkammer wegen der Runkelrübenzucker-Besteurung. Unter der Pflege der Continentalsperre, der Schutzzölle und Prämien war der einheimische Zucker nach und nach zu einem ansehnlichen Cultur- und Industriezweig erwachsen, nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Landwirthschaft überhaupt. Nach dem Gesetz, mit welchem

das neue Ministerium die erste Probe seiner Verwaltungskunst ablegt, müßten in den Fabrikhäusern und Magazinen alle Eingänge bis auf einen, so wie alle Verbindungen mit benachbarten Gebäuden vermauert, in jedem derselben eine Zollstätte angelegt und zum Voraus jährlich für die Besoldung einer Legion von Mauthern, Visitatoren, Inspektoren ein Minimum von 2000 Franken bezahlt werden. Die Fabrikanten dürften keine Rübe hinein- und keinen Zucker herausbringen, ohne daß Stück für Stück jedesmal amtlich gewogen und von 100 Kilogrammen 15 Franken entrichtet wären. Bei solchen Kosten, bei solchen eines freien Volkes unwürdigen Beschränkungen würde die Zucker-Erzeugung als landwirthschaftliches Nebengeschäft aufhören, und könnte sich nur in den Händen weniger großen Monopolisten erhalten. Wenn es den Kammern gelingt, dieser Mißgeburt der fiskalischen Vorsicht eine natürliche Form zu geben, so werden das Runkelrübenzucker- und ein Vicinalstraßen-Gesetz nebst einigen kleinen Modifikationen des Prohibitivsystems die Hauptarbeiten der Session bilden. Deutschland, selbst im Begriff, sich auf das gewinnreiche Feld der einheimischen Zuckerbereitung zu stürzen (schon hat sich in den Zollvereinsstaaten der Preis des Rübensamens verfünffacht), blickt mit gespannter Erwartung den Entwicklungen des Runkelrübensystems in dem Nachbarlande entgegen!

5. **April.** — Straferkenntnisse des preußischen Kammergerichts gegen geheime Studentenverbindungen. Vier und achtzig ehemalige greifswalder und breslauer Studenten sind zu sechsjährigem Festungsarrest, Anstellungsunfähigkeit und in die Kosten verurtheilt. Unter ihnen befinden sich 30 Kandidaten der Theologie und des Rechts, 2 Doctoren der Medizin und 11 Beamte, darunter ein Pfarrer, ein Gymnasiallehrer und ein Bürgermeister.

5. bis 14. **April.** — Offener Kampf zwischen der isturiz'schen Partei und dem Ministerium Mendizabal bei der Adreßberathung. Isturiz und Mendizabal, sonst Freunde, gerathen in ein gespanntes Verhältniß, da Jener die ihm angetragene Stelle im Kabinet ablehnt. Es kommt zwischen ihnen zur Feindschaft, als die Prokuradorenkammer, einem ministeriellen Winke folgend, ihn, den Präsidenten der vorigen Cortes, der bei der provisorischen Wahl wieder einstimmig zum Vorsitz berufen worden ist, bei der definitiven Wahl durchfallen läßt. Die Thronrede ist das erste Schlachtfeld. Mendizabal muß bittere Wahrheiten hören: „Er habe geprahlt, den Aufstand ohne Intervention und Anlehen zu unterdrücken, und sey nun auf dem Punkt, zu beiden seine Zuflucht nehmen zu müssen. Er habe das Vertrauensvotum gemißbraucht, alle ordentlichen und außerordentlichen Hilfsquellen bis zur Veräußerung des Ertrags der Quecksilberbergwerke und der Glocken auf den Thürmen der Klöster erschöpft. Die Freiheit, das Recht hätten keine Bürgschaften gewonnen, die grausamen Repressalien an Unschuldigen den spanischen Namen stinkend gemacht vor Europa.“ Mendizabal wußte diesen Anklagen wenig Mehr entgegenzusetzen, als vage Entschuldigungen mit dem Drang der Umstände, als neue Versprechungen, als seine guten Absichten, die noch nicht Zeit gehabt hätten zu reifen. Das Verfahren gegen die Mutter Cabrera's hatte die Opposition vorzüglich gebrandmarkt

als das Signal zu den Hekatomben schutzloser Weiber und Kinder, die dieses blutdürstigen Häuptlings Rache fielen. Wenn die Regierung erklärte, die Hinrichtung jener Frau durch Rogueras habe nicht als Repressalie Statt gefunden, sondern in Folge eines gerichtlichen Erkenntnisses wegen einer Verschwörung, in die sie verwickelt gewesen sey, so konnten gegen diese Rechtfertigung einige Zweifel erhoben werden, weil sie bereits seit zwei Jahren im Gefängniß saß. Wahrscheinlich waren die geheimen Beschwichtigungsgründe, welche Mendizabal der Kammer gab, stärker als die öffentlichen: sie bewilligte ihm durch Genehmigung einer der Thronrede entsprechenden Adresse (beide sollen aus der Feder des „göttlichen“ Arguelles geflossen seyn) eine Art Indemnitätsbill. Nicht so mendizabalisch gesinnt ist die Kammer der Proceres: hier erregt die Aufhebung der Klöster starken Tadel.

6. **April.** — Der Sultan verheirathet wieder eine Tochter, die Prinzessin Mihrimah. Said-Pascha ist der Begnadigte, dem dieses Juwel des Serails zu Theil wird. Alle Statthalter des Reichs beeifern sich mit Uebersendung kostbarer steuerartiger Geschenke. Eine Reihe glänzender Feste folgt. Hier ist eine Verschwendung, nach welcher es scheinen könnte, das türkische Reich befinde sich in den blühendsten Umständen!

8. **April.** — Ankunft des Prinzen Ferdinand von Sachsen-Coburg in Lissabon. Der Patriarch vollzog die Trauung. Die Königin war glückselig, ihre Toilette prächtig. Kein Wunder, wenn sie nicht so schnell damit fertig wurde, als sie wohl wünschen mochte, so daß der Prinz, der sich nach der ersten Begrüßung wieder an Bord begeben hatte, wo er übernachtete, vor der Kirchthür eine halbe Stunde warten mußte. Tags darauf vertagte die Königin die Cortes und der Prinz konnte die Männer sehen, die im Augenblick, als sein Schiff in den Hafen einlief, die ihm bestimmte Stelle eines Oberbefehlshabers abschafften. Dafür ernannte die Königin ihren Gemahl zum Marschall-General. Der Prinz scheint zu gefallen, weniger sein deutsches Gefolg, namentlich der Beichtvater aus Bayern, welcher des Jesuitenthums verdächtigt wird. Der Prinz fand für gut, den Mann zu verabschieden. Nach einigen Tagen löste sich das Cabinet auf, und Silva Carvalho übernahm wieder die Finanzen. Mit ihm kehrte auch das Vertrauen zurück. Sein Vorgänger Campos hatte das jährliche Deficit zu 3585 Contos de Reis (gegen eine Million Pf. Sterling oder ein Drittel des Staatseinkommens) berechnet. Ihm stellten die Capitalisten von Lissabon und Oporto 170,000 Pfund Sterling zur Verfügung.

11. **April.** — Eröffnung der Ständeversammlungen in Schleswig und Jütland. Die Wähler haben ihren Abgeordneten Verschiedenes zur Beherzigung empfohlen: so Oeffentlichkeit der Verhandlungen, Preßfreiheit für innere Verhältnisse, jährliche Veröffentlichung des Budjets, Realschulen, niedere Zölle ꝛc.

12. **April.** — Fortschritte der Demokratie im Parlament. Die Radikalen wagen es, auf Aufhebung der Primogeniturgesetze anzutragen. So weit ist man in Altengland noch nicht!

13. **April**. — Die holländische Regierung hilft sich aus ihren Finanz-Verlegenheiten durch Creirung einer ostindischen Schuld von 191 Millionen Gulden. Sonst gesteht selten ein Staat, wie viel Gewinn er aus seinen Kolonien zieht. Von Java wird versichert, die Einkünfte hätten im vorigen Jahr einen Ueberschuß von 11 Millionen Gulden abgeworfen.

14. **April**. — Festlicher Empfang des Königs Ludwigs in München. Eine Deputation des Magistrats, die bürgerliche Cavallerie waren dem rückkehrenden Monarchen entgegengeeilt. Alle Glocken läuteten. Alle Fenster waren mit Laubwerk, Guirlanden, Teppichen und Flaggen geschmückt, zwischen denen ein verehrtes Bildniß in Büsten, Gemälden, Zeichnungen und Kupferstichen hervorblickte. Von den Thürmen wehten die wittelsbachischen Nationalfarben. Die Façade des Akademie-Gebäudes war mit Raphael's Schule von Athen und Parnaß auf kostbaren Gobelins behängt und wieder dazwischen die kolossale Büste Seiner Majestät mit grünem Olivenkranz, darüber die Inschrift:

Heil Dir, König und Herr! Von den ewigen Fluren Athenens
Kehrest Du heim und dem Quell, welcher die Völker erquickt,
Wissen und Kunst ausströmend. Verjüngt von der heiligen Labung
Sey in den Hallen gegrüßt, die Du erhobest und schirmst.

„Keine bewaffnete Macht war sichtbar," sagt ein Zeitungsbericht, „dennoch keine Unordnung, kein Uebermaß des Ungestüms in den Ausbrüchen der lautesten Freude. Es war die Scene eines den Seinigen wiedergegebenen Vaters."

18. **April**. — Dr. Wirth wird nach zweijähriger Arbeitshausstrafe in Kaiserslautern Morgens ein Uhr nach der Festung Oberhaus bei Passau abgeführt zu Erstehung einer sechswöchentlichen Festungsstrafe, zu welcher er wegen einiger Aufsätze in der deutschen Tribune noch während ihres Erscheinens in München verurtheilt worden war. Seitdem ist auch diese Strafzeit abgelaufen, es hat aber nicht verlautet, daß er in Freiheit gesezt worden sey.

19. **April**. — Die dreißig Polen, welche die Conföderationsakte unterzeichnet haben, namentlich die Generale Roman Soltyk, Dwernizki und der Landbote Ledochowski, werden aus Paris verwiesen. Sie hatten der Polizei ihre Verbindung angezeigt und diese damals Nichts zu erinnern gefunden. Die Sache änderte sich durch eine Note des Grafen von Pahlen. Sie nahmen Pässe nach England. Dahin hatten sich auch Mehre aus der Zahl der krakauer Verbannten begeben, darunter frühere Generalstabsoffiziere, die spezielle Einladungen erhalten haben sollen.

20. **April**. — Wiederholte Besprechung der russischen Politik im Parlament. Zwar wieder ohne positives Resultat, aber doch ein Zeichen der steigenden Eifersucht, mit welcher das englische Volk die „Uebergriffe" der leitenden Kontinentalmacht bewacht, und ein Beweis, daß es, wenn auch ungerne, eher zu den Waffen greifen, als seinen Interessen als leitende See- und Handelsmacht Etwas vergeben würde, und daß es troz des Alpdruckes seiner

Staatsschuld von 800 Millionen Pfund Sterling wegen der Mittel zum Krieg nicht verlegen ist. Nur dürfte es kein Krieg wegen Auslegung des Wiener Vertrags in Bezug auf Polen oder Krakau seyn, so sehr auch die Sympathien für diese Nation überall vorangestellt werden, überhaupt kein Angriffskrieg. Einstweilen ist die Meinung des Hauses, daß sich die mancherlei Irrungen noch auf diplomatischem Weg lösen lassen. Dieß verlangt es, Dieß erwartet es mit Vertrauen — Peel und sein Anhang wie die Andern — von den Ministern. Deßwegen solle man sich durch Allianzen zu verstärken suchen, damit man drohenden Fällen kräftig begegnen könne. Daß England sich jeder Einmischung in die Kontinentalpolitik enthalten, sich um ein „Phantom des europäischen Gleichgewichts“ nichts bekümmern solle, um sich nur mit Verbesserung der innern Angelegenheiten zu beschäftigen, ist der Rath einiger Männer der radikalen Partei, die das Beispiel der Vereinigten Staaten geltend machen. Eine solche Isolirung wird aber als unpraktisch verworfen. Die freie Donauschiffahrt bildete ein Hauptkapitel in dieser Erörterung.

Die Truppen der drei Mächte räumen Krakau. Nur einige hundert Mann Oesterreicher halten auf „besonderes Verlangen“ bis zur völligen Organisation der Miliz das freistädtische Gebiet vorläufig noch besezt.

24. **April.** — Dampfschiffahrt auf der Elbe. Das calberla'sche Boot geht zwischen Hamburg und Dresden. Im Laufe des Jahres sollen zwei weitere Boote zu regelmäßiger Befahrung der obern Elbe erbaut werden. Auch eine Verbindung mit Böhmen ist im Plan: daher eine Zusammenkunft sächsischer und österreichisch-böhmischer Kaufleute in Dresden.

25. **April.** — Oesterreich macht einen Anfang der Entwaffnung. Die Armee soll auf 100,000 Mann disponibler Truppen vermindert werden. Vorläufig wird die Reserve der mobilen Armee in Italien, das Transportfuhrwesen und die Feldspitäler in Cremona, Pavia, Lodi, Brescia, aufgelöst. Es ist von einer Ersparniß von jährlich 12 bis 15 Millionen Gulden die Rede, wodurch die seit der Juli-Revolution bestehenden Mißverhältnisse zwischen Einnahme und Ausgabe gehoben werden sollen.

26. **April.** — Verstümmlung der irischen Munizipalbill. Von 140 Paragraphen, welche die Bill enthält, werden 106 wesentlich verändert, 18 neue eingeschaltet. Der Titel der Bill selbst wird verworfen. Die so umgestaltete Bill ist dieselbe, wie sie die Tories im Unterhaus vorgeschlagen hatten. Als die englische Munizipalbill vor die Lords gebracht wurde, hatten sie aus gewissenhafter Fürsorge für das alte Recht sogar den Körperschaften erlaubt, sich vor den Schranken des Hauses durch Advokaten vertheidigen zu lassen: jezt wird in Einer Sitzung, nur mit lebenslänglicher Belassung der bisherigen Korporations-Beamten in den Emolumenten ihrer Stellen, die ganze Munizipalverfassung Irelands aufgehoben — aus Furcht, durch diese Reform möchte der Macht O'Connell's ein Zuwachs werden. Damit 700,000 Protestanten 7 Millionen Katholiken beherrschen können, soll Ireland außer dem gemeinen englischen Gesetz erklärt werden. Eine

allgemeine Gährung ist die Folge dieser Maßregel. In allen Gemeinden Irelands, in vielen Städten Großbritanniens werden protestirende Petitionen entworfen.

Kriegsrüstungen in Schweden. Schiffe werden bemannt, die Besatzungen in den Festungen verstärkt, Telegraphen errichtet. Im Fall eines Seekriegs, heißt es, würde Schweden eine zum Theil bewaffnete Neutralität beobachten. Im Parlament hatte Admiral Codrington ein Bündniß mit Schweden dringend empfohlen.

29. **April.** — Bojarenhändel in der Moldau. Der russische Generalconsul Baron von Rückmann kommt in Jassy an, ein türkischer Commissär wird erwartet. Es scheint aber, daß der Baron noch vor dessen Ankunft die Sache in Güte beizulegen suchen werde. Die Opposition legt dem Fürsten Stourdza (vormaligem russischen Staatsrath) Aemter- und Justizhandel, widerrechtliche Arrondirungen seiner Privatbesitzungen, Erpressungen und Bedrückungen aller Art zur Last.

2. **Mai.** — Schluß des ungarischen Reichstages. Es war eine lange Session, ausgezeichnet durch Festhalten der Magnatentafel am Alten, durch einen Geist des Fortschrittes in der zweiten Kammer, durch glänzende Siege der Nationalität, und durch einige Erleichterungen des Bauernstandes. Später sollen feindselige Schriften gegen die erste Kammer verbreitet und Verhaftungen erfolgt seyn.

3. **Mai.** — Zulassung der Damen im Unterhaus. Vom 1. Juni an wird ihnen ein Platz eingeräumt und in dem neuen Parlamentshaus, dessen Kosten zu 800,000 Pf. Sterl. angeschlagen sind, soll eine eigene Gallerie für sie eingerichtet werden. Man verspricht sich einen günstigen Einfluß auf die Verfeinerung der parlamentarischen Sitte von dieser Maßregel.

4. **Mai.** — Einweihung der Eisenbahn zwischen Brüssel und Antwerpen. Zwei Dampfwagen hatten einen Zug von 26 Wagen am Schlepptau. Man rechnete 1500 Menschen, die in den bekränzten Wagen saßen. Diese Eisenbahn des gewerbfleißigen Belgiens scheint eine der gelungensten in Europa werden zu sollen: denn bald darauf stieg die Zahl der Passagiere an einem Sonntag auf 17,000.

5. **Mai.** — Erste bedeutende Waffenthat der englischen Legion. Die Verschanzungen der Carlisten vor St. Sebastian werden erstürmt. Der Kampf war hartnäckig und blutig. Das englische Geschwader leistete eine höchst wirksame „Kooperation.“ Die Bomben der Dampffregatte Phönix, mit Sicherheit auf eine Entfernung von 1500 Ruthen geworfen, schossen die Bresche, durch welche die Britten eindrangen. Evans gibt seinen Verlust zu 60 bis 70 getödteten und verwundeten Offizieren und 6 bis 700 Soldaten an, Die Nachricht wird in England mit Jubel aufgenommen: es handelte sich um die Rettung der brittischen Kriegsehre. Aber Evans hatte seine Rekruten erst üben und discipliniren müssen, und vielleicht war auch Etwas daran, wenn die englische Presse den spanischen Oberbefehlshaber Cordova beschuldigte, er habe die Legion, weil man sich von ihr so Viel versprochen, absichtlich bald an allem Nothwendigen Mangel leiden lassen, bald so gestellt, daß sie habe den unthätigen Zuschauer machen müssen.

Donauschiffahrt. Seit sechs Jahren hat Graf Stephan Szechenyi in sein Vaterland die Dampfschiffahrt eingeführt und schon sind sieben Dampfboote, nächstens ein achtes, auf der obern, mehre auf der untern Donau, und der am 15. März von Triest ausgelaufene Ferdinand I. von 100 Pferdekraft wird Ungarns Hauptstadt und Constantinopel in unmittelbare Verbindung bringen. Schon reisen persische Kaufleute auf dieser Straße nach der leipziger Messe. Nun kommt aber der Ukas vom 7. Februar, ordnet eine Donau-Quarantäne an und befiehlt zur Deckung der Kosten die Erhebung eines Zolls. Auf diese Nachricht gibt das britische Handelshaus Bell & Comp. seinen Kapitäns und Supercargos die Weisung, jede derartige Abgabe zu verweigern, und zugleich fragt es bei Lord Palmerston an, der sich von dem Rechtsanwald der Krone ein Gutachten stellen und also zurückschreiben läßt: „Es ist die Meinung Sr. Majestät Regierung, daß die russischen Behörden kein Recht haben, an der Mündung der Donau einen Zoll zu fordern, und daß Sie wohl daran thun, wenn Sie Nichts bezahlen.“ Aber die russische Quarantäne an der Sulinamündung hat noch andere Bedenklichkeiten hervorgerufen. Nach der petersburger Zeitung vom 27. April wäre diese Quarantäne nicht verpflichtet, Waaren zu reinigen, sondern hätte dieselben an die odessa'schen und ismail'schen Quarantänen abzufertigen. Soll also, fragt sich, Wer die Donau befahren will, den Aufenthalt und Kosten verursachenden Umweg über die russischen Häfen nehmen? Hieße Das nicht die Donauschiffahrt so ziemlich lähmen? Doch so schlimm war es nicht gemeint. Das Journal de Saint-Petersbourg gibt die beruhigende Erklärung, „die angefochtene Quarantäne-Anstalt beziehe sich nur auf die nach russischen Häfen in Fracht genommenen Schiffe, werde nur diese und ihre Mannschaft an jedem Verkehr mit dem russischen Donauufer zu hindern suchen, und es verstehe sich somit von selbst, daß die nach den Häfen der Moldau und Wallachei bestimmten Schiffe nicht bei den Russen Quarantäne zu halten brauchten, sondern ohne Weiteres die Donau hinaufsegeln könnten.“

Ankunft des Prinzen von Oranien in London. Nach Einigen will der Prinz seine beiden ältesten Söhne, die ihn begleiten, auf einer englischen Universität unterbringen, nach Andern steht die Reise mit der Verheirathung der englischen Thronerbin in Verbindung die mit dem 24. d. M. ihr achtzehntes Jahr antritt. Jeden Falls ist die Reise ein Beweis, daß wieder eine freundschaftliche Annäherung zwischen Holland und England Statt findet.

7. **Mai.** — Der Prinz von Capua und Miß Penelope Smith werden durch den Grobschmid in Gretna-Green getraut. Da sie sich schon früher durch den Kardinal Weld in Rom, hernach zum zweiten Mal in Madrid und später zum vierten Mal nach hochkirchlichem Brauch in London trauen ließen, so nannte der Volkswitz diese Verbindung die Quadrupelallianz. Das Geschäft des Grobschmids, der für seine Mühe taxmäßig mit 15 Guineen bezahlt wird, hat durch das fashionable Beispiel des Prinzen einen neuen Schwung gewonnen, und wird künftig durch die preston-glasgower Eisenbahn,

die sich durch den Ort ziehen soll, noch sehr erleichtert werden, weil Liebesflüchtlinge auf Dampfwagen nicht eingeholt werden können.

Kriminal-Prozeß gegen zwei Söhne Lucian Bonaparte's. Sie waren im Verdacht, einen Forstdiener im Wald ermordet zu haben, und die päbstliche Regierung wollte sie festnehmen lassen. Zwei Gendarmen, ein Offizier und ein Wachtmeister, trafen den Prinzen Don Pietro in einem Kaffeehaus zu Canino und kündigten ihm den Verhaft an. Da zieht er einen Dolch, streckt den Offizier todt nieder und verwundet seinen Begleiter tödtlich, vertheidigt sich auch noch gegen die herbeigeeilte Wache, bis er überwältigt und in's Gefängniß abgeführt wird. Sein Bruder Antonio entkam. Da der getödtete Offizier aus einer guten Familie ist, so glaubt man, daß der Handel nicht so leicht ablaufen könnte.

8. **Mai.** — Wiederabreise der in Sachen des deutschen Zollvereins nach Wien geschickten preußischen Finanzmänner. An einen Anschluß von Seiten Oestreichs scheint noch nicht zu denken zu seyn, wohl aber an eine Annäherung durch Herabsezung des k. k. Zolltarifs.

9. **Mai.** — König Carl Johanns Apellation an die Nachwelt. Die öffentlichen Blätter hatten die Aufforderung enthalten zu Errichtung eines Denkmals für den König: er verbittet sich in einem Schreiben an den Staatsrath Collett in Christiania diese Ehre. „Wenn sie mir jemals widerfahren sollte," sagt Se. Majestät, „so sollte Dieß nicht eher geschehen, als bis die Vorsehung mich zu einem andern Leben berufen haben wird. Dann erst wird Norwegen die Handlungen meiner Regierung unparteiisch beurtheilen können. Bis jezt verdankt es ihr Frieden nach Außen und Ruhe im Innern, Verbesserung seiner Finanzen, Ordnung und Regelmäßigkeit der Justiz. Wir werden unsere Gesezgebung zu vervollkommnen suchen und legen besondern Werth darauf, sie allen Betheiligten verständlich zu machen, so wie den Richtern das Gefühl der Leidenschaftlosigkeit des Gesetzes einzuprägen. Ein solcher Sieg ist so glorreich als der auf dem Schlachtfelde."

Oesterreich ernennt einen Konsul für das Fürstenthum Serbien, dessen politische Existenz es somit öffentlich anerkennt. Konnte Canning behaupten, die Anerkennung Englands habe die südamerikanischen Staaten in's Leben gerufen, so schreibt man jezt aus Wien, Oesterreichs Anerkennung werde in der Geschichte Serbiens eine neue Epoche bilden. Wenigstens dürfte dieses Land dem russischen Einfluß mehr und mehr entzogen und zu Ungarn und Oesterreich hingewandt werden.

Versuch, das englische Ministerium durch einen Ehebruchs-Prozeß gegen den Premierminister zu sprengen. Hr. Norton, ein Mann aus dem Richterstande, ist der angeblich beleidigte Gatte. Die Dame ist als schöne Frau und geistreiche Schriftstellerin bekannt. Die Tories schlagen großen Lärm. Die andere Partei erinnert an einen gewissen Fall, in welchem der Carlton-Klubb vor einiger Zeit für Lord Lyndhurst 10,000 Pf. Sterl. habe bezahlen müssen.

In den Vereinigten Staaten lebhafte Theilnahme für Texas, wo Santanna mit seinem größtentheils aus Indianern zusammengesezten Heer einen unbarmherzigen Vertilgungskrieg führt. Präsident Jackson hat die Aufstellung eines Beobachtungscorps an den Grenzen der Union angeordnet, da man eine allgemeine Schilderhebung der Indianer zu befürchten scheint, die um so gefährlicher werden dürfte, als der Indianerkrieg in Florida fortdauert: die öffentliche Stimmung ist kriegerisch gegen Mexico.

11. **Mai.** — Abarca, Bischof von Leon, Sr. Majestät Karls V. Freund und Rath, wie er sich nennt, wird bei Straßburg über die französische Grenze geführt und reist über Frankfurt nach Piemont. Er hatte in England die Finanzangelegenheiten des Prätendenten besorgt und wollte sich nach Spanien durchschleichen, als er verhaftet wurde. Von Frankfurt meldet man, er habe dem Redakteur des (karlistischen) Journal de Francfort, Hrn. Durand, einen langen Besuch, auch dem diplomatischen Corps seine Aufwartung gemacht und Gegenbesuche erhalten.

Neue türkische Kleiderordnung. Form und Farbe und Tuch der Mützen, Röcke, Mäntel und Beinkleider, mit oder ohne Streifen, bis auf die Knöpfe — Alles ist nach Rang, Stand und Religion genau vorgeschrieben, auf daß Jedermann auf anständige Weise einhergehe, und man Rajas von Muselmännern, Reiche von Armen, Wessire, Muschire von Beamten zweiter, dritter und vierter Klasse und diese von dem gemeinen Pöbel gebührend unterscheiden könne.

12. bis 25. **Mai.** — Besuch der Herzoge von Orleans und Nemours in Berlin. Sie konnten keinen ausgezeichneteren Empfang erhalten, wenn sie regierende Herren wären. Die Zeitungen gedachten ihrer nie anders als mit dem Prädikat: Höchstdieselben, Was den französischen Journalen nicht entging, die bei dieser Gelegenheit in Erfahrung brachten, daß nur bei dem Landesherrn die Formel: Allerhöchstdieselben gebraucht werde. In Koblenz wurden sie durch Artilleriesalven von allen Forts begrüßt. Die hohe Generalität und die Behörden machten ihnen ihre Aufwartung, die Musik der Garnison brachte eine Serenade. In ähnlicher Weise wurden sie auf der ganzen Reise durch die preußischen Staaten in Halberstadt, Magdeburg ꝛc. behandelt. Auf der lezten Station waren Pferde aus dem königlichen Marstall entgegengeschickt worden. In Berlin stiegen sie im Schloß ab, wo ihnen alsbald zuerst die Prinzen des Hauses, sie dann Sr. Maj. dem König einen Besuch abstatteten und einen Gegenbesuch empfingen. Ludwig Philipp soll dem preußischen Monarchen in einem Schreiben seinen Wunsch zu erkennen gegeben haben, daß er seine beiden ältesten Söhne Deutschland bereisen lassen möchte, und darauf eine verbindliche Einladung erfolgt seyn. Die Prinzen fanden sich in dem berliner Leben gut zurecht: es gefiel ihnen und sie gefielen. Aufgenommen als ob sie zur königlichen Familie gehörten, in der sie selbst mit der Königin von Holland freundlich zusammen trafen, betrugen sie sich mit achtungsvoller Bescheidenheit gegen das Land, in dem sie eingekehrt waren — und, Was besonders angenehm überraschte, redeten dessen Sprache. Und während der König und die Prinzen sie der Reihe nach mit

Diners, Soupers und Dejeuners = dansants, mit Jagdpartien und Musterungen unterhielten, während sie von Allem, was Berlin in Bezug auf Militäreinrichtungen, wissenschaftliche und Kunstanstalten Interessantes aufzuweisen hatte, sorgfältig Notiz nahmen, die Museen, Bibliotheken, Ateliers, Zeughäuser, Modellsammlungen, Artillerie-werkstätten durchwanderten, die lautlose Stille der Truppen, ihre treffliche Haltung, die Präcision aller ihrer Bewegungen, vorzüglich aber die Reiterei bewunderten, spannten die Einwohner den Gästen ihres Königs zwar nicht, wie die Pariser fabelten, die Pferde vom Wagen, Was auch im Norden nicht mehr Mode ist, noch sangen sie ihnen die Marseilleaise vor, Was auch gewiß nicht nach dem Geschmack der Söhne Ludwig Philipp's gewesen wäre, noch steckten sie die dreifarbige Kokarde auf, Was Deutschen nicht geziemen würde, dagegen freuten sie sich, sie im Theater zu sehen, zogen ehrerbietig die Hüte ab, wenn sie ihnen auf der Straße begegneten, entdeckten in Nemours die Familienzüge Heinrich's IV., in Orleans das Ebenbild des Königs der Franzosen, und erzählten sich, daß er sieben Sprachen rede. So anspruchlos auf der einen Seite, so glänzend auf der andern auch durch Freigebigkeit war das Auftreten der Prinzen. Ludwig Philipp bewies, daß er zu sparen, aber auch, daß er, wo es nöthig ist, die Würde seines Hauses durch stattliche Repräsentation aufrecht zu erhalten weiß. Zu dem Fest, welches der französische Gesandte, Hr. Bresson, in einem improvisirten Feenpalast gab, sollen 150,000 Franken angewiesen worden seyn. Dieses Fest war ganz im Geschmack des jezigen Hofes der Tuillerien; nicht bloß Geburt und Rang, auch Reichthum und Verdienst hatten daselbst ihre Vertreter. Die Prinzen machten den Wirth, und es war eine hohe Auszeichnung, als der König, gefolgt von dem ganzen Hof, an der Hand des Herzogs von Orleans eintrat. Hr. Ancillon erschien mit dem großen Band der Ehrenlegion geschmückt, welches ihm der Herzog von Orleans mitgebracht hatte. Für Ludwig Philipp hatte die Regierung die Aufmerksamkeit, daß sie Tag für Tag für ihn die Telegraphen in Bewegung sezte. Die Prinzen reisen über Schlesien nach Wien.

13. Mai. — Auflösung des Ministeriums Mendizabal. Im Gedräng zwischen der ehrsüchtigen isturiz'schen Opposition und der reaktionären der Proceréskammer hatte Mendizabal sich um so fester an die Mehrheit Caballero's in der Prokuradorenkammer angeschlossen. Diese aber vertrug sich nicht mit der Militärpartei, die General Cordova vom Lager aus noch geschickter leitet als den Krieg gegen Don Carlos. Nun scheint der Plan gewesen zu seyn, zuerst einige untergeordnete Generale, denen man mißtraute, dann Cordova, Quesada rc. selbst zu verabschieden. War doch der Erstere in England unverblümt als Verräther bezeichnet worden. Die Königin sollte das Dekret unterschreiben: sie weigert sich, denn gerade diese Männer hält sie für ihre besten Stützen. Die Minister werden dringend, drohen ihre Entlassung zu nehmen. Da alle Versuche, Christinen's Sinn zu beugen, mißlangen, so blieb ihnen zulezt keine andere Wahl. Die Entlassung wurde angenommen, ja man hatte wahrscheinlich darauf gerechnet: denn ein Koalitionsministerium, von Isturiz aus der Mi-

norität der Prokuradoren- und der Majorität der Proceres-Kammer gebildet, war gleich fertig. Die böse Welt wollte wissen, es sey noch eine Palastintrike im Spiel gewesen, um das Ministerium zu stürzen; dazu habe man sich des Einflusses des Kammerherrn Muñoz bedient, oder vielmehr seiner Eifersucht auf den Ministerpräsidenten. Bei Isturiz, scheint es, hatte der Haß gegen Mendizabal, mit dem er auch nach der Adreßberathung ein Duell bestand, über frühere Grundsätze obgesiegt, und die Feindseligkeit der Procereskammer begreift sich, wenn man bedenkt, daß ein Antrag auf Vollziehung der von den Cortes $18^{20}/_{23}$ verfügten Gesetze über Majorate, Zehnten und grundherrliche Rechte, in Erwiederung auf den von der Aristokratie verlangten Aufschub des Verkaufs der Nationalgüter, von vielen der vertrautesten Freunde Mendizabals unterstützt war.

16. **Mai.** — O'Connell wird durch die parlamentarische Wahl-Untersuchungs-Commission seines Sitzes für die Stadt Dublin verlustig erklärt. In dieser Voraussicht hatte er bereits Vorkehrungen getroffen, um sich für die Stadt Kilkenny wählen zu lassen, deren bisheriger Repräsentant deßwegen seine Stelle niederlegte. Der Carlton-Klubb hatte seinen Gegnern zum Theil das Geld gespendet, um die außerordentlichen Kosten des Untersuchungs-Prozesses zu bestreiten, die man bei ihnen zu 40,000 Pf. Sterl. anschlug. Nun haben die Reformers in England und Schottland auch für O'Connell eine Subscription eröffnet. Er ist zwar ungleich wohlfeiler weggekommen, denn Jene hatten zum Voraus die Ungültigkeit einiger hundert Stimmen, die er mehr erhalten hatte, durch Zeugen und Urkunden zu beweisen, und erst, als die Stimmenzahl allmälig gleich geworden war, hatte er sich genöthigt gesehen, auch Votanten auf ihrer Seite anzugreifen. Doch werden auch seine Kosten zu 12,000 Pf. Sterl. geschätzt. Die Subscription hat den erwünschtesten Fortgang: Minister mit 100 Pf., der Herzog von Bedford ꝛc. stehen auf der Liste. Durch die ewigen Angriffe des Torysmus ist O'Connell in der Meinung nur gestiegen. Es gehört in den englischen Städten zum guten Ton, ihn einzuladen und sich von ihm die Wunden Irelands zeigen zu lassen, dessen Leidensgeschichte, so oft er sie wiederholt, man aus seinem Munde immer gern von Neuem hört. Er ist im eigentlichen Sinn der Held des Tages, und diese politischen Gastmähler sind eben so viele Triumphe seiner Beredsamkeit! Als ihn kürzlich die reformirte Municipalität von Nottingham bewirthete, deren Beispiel bald darauf York, Hull und andere Städte folgten, spielte die Musik die Weise: „Seht, da kommt der Siegesheld!“ Seit der Verwerfung der irischen Municipal-Reformbill durch die Lords hat er wieder die Frage der Reform des Oberhauses aufgegriffen, dagegen öffentlich ausgesprochen, daß er an die Trennung Irelands nicht mehr denke, da er sehe, daß das englische Volk seinem Vaterland Gerechtigkeit angedeihen lassen wolle!

Die Procuradorenkammer beschließt in stürmischer Sitzung mit 96 gegen 10 Stimmen: 1) daß die der Regierung durch das Vertrauensvotum bewilligten außerordentlichen Gewalten mit Eröffnung der gegenwärtigen Cortes aufgehört haben; 2) daß, wenn die Cortes aufgelöst würden, ehe das

Budjet votirt wäre, vom Tag der Auflösung an keine Steuer vom Volk gefordert werden dürfe; 3) daß alle Anlehen, die ohne Ermächtigung der Cortes contrahirt würden, nichtig seyen. Umsonst hatte Isturiz gebeten, man solle erst seine Thaten erwarten, ehe man ihn verurtheile. Das Programm des neuen Ministeriums ist (wie französische Blätter bemerken) fast mit den Worten weiland Casimir Periers abgefaßt: „Ordnung, Freiheit, Revision des Estatuto Real mit Hilfe beider Kammern!“ Natürlich ist er eher der Mann Frankreichs als Mendizabal.

17. **Mai**. — Ankunft des Königs Otto in Ancona auf der Reise nach Deutschland, wo Seine Majestät, wie man vermuthet, sich eine Gemahlin holen wird. Schon sind die seit zweitausend Jahren brach liegenden Marmorbrüche des Pantelikon geöffnet zum Bau eines würdigen Sitzes für das glückliche Herrscher-Paar. Die griechischen Offiziere im Gefolge des Königs, darunter die berühmten Namen Miaulis und Mauromichalis, reisen in ihrer Landestracht. König Otto gehört jezt ganz Griechenland an: er hat auf die eventuelle Thronfolge in Baiern verzichtet.

18. **Mai**. — Ankunft des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha in London mit zwei Prinzen. Man vermuthet, auch diese Reise stehe mit der Verheirathung der Prinzessin Viktoria in Verbindung. Auch die beiden Herzoge von Braunschweig, der regierende und der vertriebene, langen bald nachher an.

19. **Mai**. — Reise Sr. Majestät des Königs von Neapel. Der Zweck soll seyn, sich um eine Braut zu bewerben (öffentliche Blätter nennen die Erzherzogin Therese, Tochter des Erzherzogs Carl, um welche sich auch der Herzog von Orleans bewerben soll) und den Prinzen von Capua in England aufzusuchen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, da beide Brüder sehr an einander hängen.

20. **Mai**. — O'Connell, der als neuerwähltes Parlamentsglied unter dem Beifallszuruf der ministeriellen Seite seinen Siz wieder einnimmt, zeigt an, daß er am 21. Juni einen Antrag auf Reform des Hauses der Lords stellen werde.

In Syrien aller Orten Aufstände gegen Ibrahim Pascha's Tyrannei. Mehmed Ali's Niederlagen in Hedschas machen den Einwohnern Muth. Die Besatzung von Jerusalem gibt das Signal.

21. **Mai**. — Die Prokuradorenkammer erklärt mit 68 gegen 39 Stimmen (17 Mitglieder stimmten nicht), daß das „Ministerium das Vertrauen der Kammer nicht besize.“ Es muß wohl auch das Vertrauen des Publikums nicht besizen, denn die Staatspapiere waren mit dem Kabinetswechsel um 8 Prozent gefallen.

22. **Mai**. — Auflösung der spanischen Cortes. Die neuen Cortes sind auf den 1. August einberufen. Sie sollen nach dem von der Prokuradorenkammer noch zulezt angenommenen neuen Wahlgesez gewählt werden. Durch diese freilich nicht ganz legale Maßregel, da dem Gesez die Genehmigung einer der drei Gewalten noch abgeht, die man sich aber gerne gefallen lassen wird, weil sie das Wahlgesetz erweitert, wird die nächste Kammer aus 258 Mitgliedern bestehen. Was die zögernde Königin zur Unterzeichnung des Auf-

lösungsdekrets endlich bestimmt haben soll, sey, wird behauptet, der Umstand gewesen, daß man erfahren habe, die Prokuradoren hätten die Absicht, sie durch eine unangenehme Alternative in Verlegenheit zu bringen. Es sollte nehmlich eine Deputation im Prado aufwarten und ihr die Frage vorlegen, ob sie mit Muñoz verheirathet sey oder nicht? Hätte sie Ja gesagt, so hätte man entgegnet, also sey sie nicht mehr Ferdinand's Wittwe. Hätte sie Nein gesagt, so lag die andere Antwort nahe. In beiden Fällen hätte man ihr die Bürde der Regierung abgenommen. Ihr Schwager Don Francisco wäre ihr Nachfolger geworden.

Zerwürfnisse des englischen Botschafters in Constantinopel mit der Pforte. Ein englischer Kaufmann, Churchhill, hatte auf der Jagd das Unglück, einen türkischen Knaben mit Schrot zu verwunden, wurde von einigen Muselmännern, die dazu kamen, auf's Furchtbarste mißhandelt, sofort vor den Richter geschleppt, und zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. Vergeblich reklamirte Lord Ponsonby und berief sich auf die vertragsmäßigen Rechte der brittischen Unterthanen. Bei der hartnäckigen Weigerung der Pforte, die verlangte Genugthuung zu leisten, wollte er schon seine Päße nehmen, als die andern Gesandten sich in's Mittel schlugen. Er blieb und sandte einen Kurier nach England. Dort ist man nun allerdings sehr für gute Freundschaft mit der Türkei, will ihr aber deßwegen nicht gestatten, sich gegen einen Engländer zu erlauben, Was, wie man überzeugt ist, sie sich gegen einen Russen nimmermehr erlauben würde.

28. **Mai.** — Evans erobert den Hafen Los Passages. Die englische Flotte kämpft wieder mit: sie will, wie es scheint, allmählig die ganze Küste von den Carlisten säubern helfen. So gefällig ist die französische Regierung noch nicht: doch erlaubt sie neuerdings den spanischen Truppen den Durchmarsch durch's französische Gebiet.

29. **Mai.** — Eröffnung der Cortes in Lissabon. Die Versammlung hatte ihre Ansicht von der Entbehrlichkeit eines Oberbefehlshabers der Armee noch nicht geändert. Statt das Budjet und das Deficit zu berathen, machte sie den Ministern Vorwürfe wegen der Ernennung des Prinzen zum Marschall-General, wogegen Jene anführten, sie hätten dieselbe nicht verhindern können, weil sie vertragsmäßig sey. Der Streit scheint mit ziemlicher Erbitterung geführt worden zu seyn: denn nach fünf Tagen wurden die Cortes wieder aufgelöst. Der Prinz kann sich bei diesen widrigen Erfahrungen damit trösten, daß ihm seine Gemahlin bereits Vaterfreuden angekündigt hat!

Antrag des Senats der freien Stadt Frankfurt auf Entfernung der politischen Gefangenen. Ihr künftiger Aufbewahrungsort soll die Citadelle von Mainz werden. Die Nachricht, wornach die Erkenntnisse erschienen und Drei oder Vier zum Tod, die Andern zu kürzerer oder längerer Haft verurtheilt wären, hat sich als voreilig gezeigt. Dagegen bringen öffentliche Blätter das durch die Revisions-Instanz bestätigte Urtheil gegen die Gefangenen von Osterode, Dr. König und Dr. Freitag. Es lautet auf 5 Jahr Zuchthaus wegen Aufruhrs. Die erste Instanz hatte auf 10 Jahre erkannt.

Einfahrt der französischen Prinzen in Wien in einem sechsspännigen kaiserlichen Wagen. Sie stiegen in der Hofburg ab, die einige Wochen früher die Herzogin von Angoulême zu ihren Bewohnern zählte. Eine Viertelstunde nach dem Umkleiden brachte sie der Oberst hofmeister Fürst Colloredo in einem Gallawagen nach Schönbrunn, wo sie der kaiserlichen Familie vorgestellt wurden und nachher mit ihr speisten. Sie werden als Prinzen vom Hause behandelt, da sie wirklich diesem durch ihre neapolitanische Mutter näher verwandt sind, als die ältere bourbonische Linie. Ueber die ferneren Hoffeste war ein Programm erschienen.

30. Mai. — Stand der Ablösungsfrage in Würtemberg. Die Standesherren verlangen unter Anderem bei Frohngeldern den 22½fachen, bei Naturalfrohnen den 20fachen Betrag, und daß das Gesetz ohne ihre ausdrückliche Einwilligung auf sie keine Anwendung finde. Im Nothfall scheint nun die Regierung gesonnen, um wenigstens den Grundholden des Staats die Wohlthat der Ablösung anbieten zu können, eine zur Unterstützung dieses Zwecks bestimmte Summe in das Finanzgesetz aufzunehmen, was die Kammer der Standesherren durch ihren Widerspruch nicht verhindern könnte, weil dann die Stimmen für und wider in beiden Kammern zusammengezählt würden. In der Kammer der Abgeordneten haben sich auch Wünsche für Zehntablösung vernehmen lassen, aber diese Frage steht im weiten Feld.

31. Mai. — Erste Generalversammlung der Aktionäre des Main-Donaukanals in Frankfurt. Sämmtliche 20,000 Aktien sind abgesezt, über ein Drittel in England. In ihrer Adresse an Se. Majestät den König von Baiern sagen die Aktionärs: „Bairische oder fremde Staatsgenossen, hegten wir stets gleiche Bewunderung, gleiche Verehrung für den erhabenen König, dessen heller Blick und kraftvoller Geist, die Zukunft durchschauend, die Gegenwart erkennend, die Vergangenheit erwägend, für Baiern, für Deutschland, für Europa ein Werk zum Daseyn bestimmte, an dessen Erschaffung seit dem großen Kaiser Carl ein Jahrtausend sich nicht gewagt hat, dessen wohlthätige Wirkungen alsbald vor der staunenden Mitwelt sich entfalten, dessen unberechenbare Segnungen noch über die späteste Nachwelt sich ergießen werden.“

Verhaftungen in der Schweiz. Seit einiger Zeit waren Gerüchte im Umlauf von geheimen Versammlungen, neuen Unternehmungen des jungen gegen das alte Deutschland, nach Art des Savoyerzugs. Die Polizei schritt ein. Sie bemächtigte sich unter Anderen der Person eines Barons von Eib, der vorzüglich thätig gewesen seyn soll, einen Angriff auf das Großherzogthum Baden zu organisiren, und siehe da (so meldet die N. Züricher Zeitung), es zeigten sich mehrfache Indizien, daß der angebliche Baron ein fremder Aufreizungsagent war. Die Schweiz scheint entschlossen, den benachbarten Staaten keinen Anlaß zu einem Einschreiten zu geben wie in Krakau!

Geschichte des Pierre Petit,

eines auf Lebenszeit verurtheilten Galeerensclaven.

Von ihm selbst geschrieben.

„Als ich im Jahr 1807 aus dem Gefängnisse von Hesdin entwischte, wurde ich zu Frévent arretirt und geraden Wegs nach Saint-Pol geführt. Ich erschien vor dem Untersuchungsrichter, als eines Diebstahls an Silbergeräthe beschuldigt. Auf's Neue verurtheilt und in das Gefängniß zurückgebracht, überzeugte ich mich bald, daß der Keller des Gefangenwärters leicht zu öffnen sey, was ich mit Hilfe eines Dietrichs bewerkstelligte. Ich fand in diesem Keller ungefähr hundert Bouteillen Wein, die ich unter die andern Gefangenen vertheilte; dann schloß ich wieder die Kellerthür mit diesem Dietrich. Zwei Tage darauf öffnete ich mit diesem Instrument die Thür meines Gefängnisses und die des Ganges: ich befand mich jetzt in dem Hofe, und stieg von da auf eine Mauerecke, von welcher ich einen Sprung auf die Straße machte. Die folgende Nacht gelangte ich mit Hilfe eines andern Dietrichs in die Kanzlei des Tribunals, wo ich die Silberwaaren wieder holte, die in Folge meiner Untersuchung dort deponirt waren. In der darauf folgenden Nacht trat ich den Weg nach Saint-Omer an, woselbst ich den andern Tag Mittags gegen drei Uhr eintraf; ich verkaufte daselbst mein Silbergeschirr und begab mich nach Arras, wo ich vier oder fünf Tage darauf arretirt und nach Saint-Omer zurückgeführt wurde. In dieser Stadt warf man mich, an Händen und Füßen geschlossen, allein, in ein Gefängniß, aus welchem man mich täglich zwei Stunden herausgehen ließ, um frische Luft zu schöpfen.

„Es gelang mir, bei diesen Ausgängen ein Stückchen Eisendraht mir zu verschaffen, aus welchem ich einen Dietrich verfertigte, mit dem ich die Thür meines Gefängnisses öffnete; die Nächte brachte ich damit zu, die Rahmen eines Fensters von der Mauer los zu machen, welche ich sodann wieder mit gekautem Brod verkittete und mit Gyps, den ich von der Wand kratzte, verstrich. Morgens beim Ausleeren meiner

Wanne verschaffte ich mir Spinnengewebe, mit welchen ich gleichfalls, um die Argusaugen meiner Hüter zu täuschen, meine Arbeit bedeckte. Den Morgen meiner Entweichung machte ich mir einen geschwollenen Backen; ich bat sodann den Gefangenwärter um ein wenig Wachholder für meine Zahnschmerzen, benützte ihn jedoch zum Kneten meiner Brodkrumme, die ich alsdann meinem furchtbarsten Wächter, dem Hund, zu fressen gab. Der glückliche Erfolg rechtfertigte vollkommen meine Erwartung; der Hund schlief ein, und ich stieg durch das Fenster, dann auf die Mauer des Gefängnisses, und von da herab auf die Straße; so kam ich aus der Stadt und eilte in das — nur eine Stunde entfernte — Lager der Engländer.

„Dort blieb ich sieben oder acht Tage als Dollmetscher; das Lager wurde durch die Freudenmädchen aus Saint-Omer besucht; eins derselben erkannte mich und zeigte mich der Gendarmerie an; die Gendarmen ließen sich nun einen Verhaftsbefehl gegen mich ausstellen, und kamen in ziemlich großer Anzahl in's Lager. Die Engländer waren über einen solch' zahlreichen Besuch erstaunt und konnten sich denselben nicht erklären; sie fragten mich nach der Ursache, und ich sagte ihnen, dieser Besuch gelte den Freudenmädchen, welche die Gendarmen abzuholen kämen. Die Soldaten waren nicht geneigt, sich von jenen zu trennen, und erhoben sich gegen die Gendarmen; der Wachtmeister trat sodann hervor und erklärte den Engländern, daß sie nur gekommen seyen, einen Dieb festzunehmen. Sie verstanden jedoch den Wachtmeister nicht, und fragten mich, was er wolle; ich sagte ihnen: er habe auf die Engländer geschimpft und alle Diebe geheißen, worauf sie sich auf die Gendarmen stürzten und diese in die Flucht jagten.

„Abends verließ ich das Lager der Engländer und ging nach Amiens; vier oder fünf Tage darauf wurde ich wegen eines andern Verbrechens arretirt, wegen dessen man Verdacht auf mich hatte; man brachte mich in das Gefängniß von Grand-Chapeau, wo ich bald als Petit erkannt wurde, und nun erging sogleich ein Schreiben nach Saint-Omer, um meine Arretirung dort anzuzeigen. Während dieser Zeit ließ mich der Untersuchungsrichter zum Verhör vorführen; man brachte mich in ein anstoßendes Zimmer, bis er mich rufen lassen würde. Ich sah, daß Advokaten durch das Zimmer, in welchem ich mich befand, in ein nebenstehendes gingen, wo sie ihre Roben und ihre Mützen ablegten, ehe sie das Haus verließen; diesen Umstand benützte ich, trat auch in dieses Zimmer und verwandelte mich daselbst in einen Advokaten.

„So ging ich frank und frei hinaus, und an den Gendarmen vorbei, die mich begrüßten und mir Platz machten. Man erfuhr nicht eher meine Entweichung, als bis der Untersuchungsrichter mich vorrufen ließ. Ich verkaufte die Robe um drei Franken und gab die Mütze in den Kauf. Von hier ging ich nach Abbeville, wo ich für 1200 Franks Rouenner Waaren entwendete. Auf dem Wege nach Daulers begegnete ich Gendarmen. Ich trug ungefähr die Hälfte meiner gestohlenen Waaren; ich zahlte ihnen einige Gläser Branntwein und bat sie, mir beizustehen, und einen Theil meines Eigenthums zu tragen; sie thaten es. In Daulers deponirten sie dieselben in der

schwarzen Flasche, die ich als meine Einkehr ihnen bezeichnet hatte. Hier ließ ich ein mir bekanntes Frauenzimmer aus der Stadt rufen, um durch sie meine Waare zu verkaufen; sie übernahm diesen Auftrag, aber sie verkaufte mich selbst, indem sie mich der Gendarmerie überlieferte. So ward ich denn auf's Neue verhaftet; man warf mich geschlossen in einen Kerker, aber es gelang mir, meine Fesseln zu zerbrechen und mich zu retten.

„Ich begab mich nach Montreuil; in dieser Stadt entwendete ich sieben oder achttausend Franks; ein Hund machte Lärmen und ich wurde durch eine Frau auf der That ertappt, die sich auf mich stürzte und zu meinem Unglück laut um Hilfe schrie, obgleich ich sie, aus Rücksicht für ihr Geschlecht, schonte. Ich wurde wieder arretirt und in das Gefängniß nach Montreuil geführt, wo ich die Schwäche des Gefangenwärters benützte, und durch das Zerbrechen einer Gitterstange am Fenster entkam, indem ich aus meinem Hemd und aus denen, die mir die andern Gefangenen gaben, ein Seil machte, an welchem ich mich auf die Straße herabließ. Ich nahm den Weg mit drei andern Männern, die mit mir aus dem Gefängniß in Montreuil entwichen, nach Crecy. In einem Walde legten wir uns nieder, um auszuruhen, aber aus Müdigkeit schliefen wir ein. Durch das Geschrei einer Nachteule aus dem Schlafe erschreckt, war ich so bestürzt, daß ich, nur auf Rettung bedacht, forteilte, und meine drei Kameraden im Stiche ließ. Ich nahm den Weg nach Arras. Ohne Unfall kam ich daselbst an und begab mich zu einem Weinschenk Namens Bourguignon, wo ich die Summe von 1800 Franken entwendete. Den andern Tag ging ich zu diesem Wirthe, um ein Glas Wein dort zu trinken, und fand seine Frau in Thränen, die mir erzählt, daß ihr die Summe von 3600 Franken gestohlen worden sey (sie verdoppelte die Summe). Empfänglich für den Kummer einer Frau, beklagte ich sie aufrichtig, schenkte ihr fünf Franken über den Betrag meiner Zeche, wünschte ihr alles mögliche Glück und ging weiter. Einige Tage blieb ich noch in Arras, wo es mir sehr wohl gefiel. Endlich bereitete ich mich zu einer Reise nach Paris vor; auf dem Bureau der Diligencen traf ich mit einem reisenden Commis aus Lyon zusammen, ich unterhielt mich mit ihm, und da er denselben Weg einschlug, wie ich, so machte ich seine nähere Bekanntschaft; er war sehr freigebig, und ich endigte damit, ihn von all' seinem Gelde zu befreien. Ich nahm alsbald einen Platz auf der Diligence nach Amiens; kaum war ich aber wieder in diese Stadt zurückgekehrt, als die Polizei mich faßte, und so war ich denn auf's Neue ein Bewohner des Stadtgefängnisses, genannt der Grand-Chapeau, und als Petit wieder erkannt. Es handelte sich jetzt um einen neuen Plan zur Entweichung, der um so schwieriger war, als man mir jetzt weit mehr mißtraute. Ich wurde in ein Gefängniß gesetzt und an den Füßen angeschlossen; ich entledigte mich der Fesseln, zerbrach die Eisenstange an dem Fenster des Gefängnisses und schlüpfte hinaus. Ich stieg die Treppe der Kapelle hinauf, wo ich noch eine Fensterstange zerbrach, und mit Hilfe eines Tischtuches und andern Weißzeuges, das ich vorfand, ließ ich mich auf die Straße herab und entfloh.

„Ich ergriff wieder den Weg nach Abbeville, und bestahl daselbst mit Hilfe eines Kameraden, den ich in dieser Stadt fand, einen Kassier; von da nahm ich den Weg nach Calais. Fünf oder sechs Stunden von dieser Stadt wurde ich arretirt und mir die Summe von 14,000 Franken abgenommen, die gerade die Hälfte des, an dem Commis zu Abbeville begangenen, Diebstahls betrug. Bei unserer Ankunft setzte man mich, mit den schwersten Eisen an Händen und Füßen, in ein Gefängniß; durch Geschicklichkeit und Gewandtheit öffnete ich dasselbe, und so nach und nach verschiedene andere Thüren, bis ich mir meine Freiheit verschaffte; meine Eisen aber schlug ich mir am Fuße der Mauer ab. An dem Thore von Beauvais hielt mich ein Thorschreiber an und fragte mich, wohin ich wolle (es mochte ungefähr Nachts 11 Uhr seyn); ich sagte ihm, daß ich nach einem Diebe fahnde, der aus dem Gefängnisse entwichen sey. Er erwiderte: — Bis jetzt, mein Herr, sah ich nur vier Gendarmen das Thor passiren; folgen Sie dieser Richtung, ich will auf meiner Seite Acht geben. Ich verfolgte die Straße nach Hesdin. In dieser Stadt angekommen, fand mich die Gendarmerie, als sie die Abendrunde machte, in einer Schenke; einer der Gendarmen erkannte mich als Petit und arretirte mich, um mich in das Gefängniß nach Saint-Omer zu bringen.

„Der dortige, sehr gewandte Gefangenwärter übertrug die Sorge meiner Bewachung einigen andern Gefangenen, die ihm auch als Hüter dienten; endlich wurde ich von dem königlichen Gerichtshof zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Der General-Prokurator von Amiens reklamirte mich; ich wurde in diese Stadt abgeführt und in den Grand-Chapeau gesetzt. Hier auf's Neue in's Verhör genommen, benützte ich einen günstigen Augenblick, und entsprang aus der Gerichtskanzlei; wieder eine Entweichung! Ich kam nach Paris, wurde daselbst durch die Polizei und Vidocq's Agenten aufgespürt, arretirt, nach Amiens zurückgebracht und wieder in den Grand-Chapeau eingesetzt; alle möglichen Vorsichtsmaßregeln wurden ergriffen, und man glaubte meiner ganz sicher zu seyn, als ich mich überzeugte, daß eine zweite Flucht durch das Fenster der Kapelle gelingen könne, die ich auch alsbald ausführte, nachdem ich mit einem Dietrich alle Thüren, die dahin führten, geöffnet hatte.

„Ich ging wieder nach Arras, wo ich Kameraden fand; wir gingen zusammen nach Lucheuse, in der Absicht, dort einen Diebstahl zu begehen, den wir auch wirklich ausführten. Ich war, auf einem Tische liegend, einen Augenblick eingeschlummert, als mich ein Gendarme sachte auf die Schulter klopfte und zu mir sagte: Guten Morgen, Petit. Auf diese Worte kehrte ich mich um, und der Gendarme, nun überzeugt, daß ich es sey, erklärte mich für seinen Arrestanten. Nach Abbeville zurückgeführt, befreite ich mich auf's Neue, kehrte nach Amiens zurück, wurde abermals arretirt, dießmal aber in das Gefängniß der Stockmeisterei gebracht. Der Gerichtshof von Amiens verurtheilte mich zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit. Zu der Zeit, wo die „Kette" von Paris abgeführt wird, führte man uns in das Gefängniß von Breteuil, um dort mit derselben vereinigt zu werden. Es gelang mir jedoch, mit allen meinen Unglücksgefährten, vier und zwanzig an

der Zahl, uns zu befreien. Zwei Stunden von Breteuil wurde ich von zwei Kürassiren, die den Dienst als Gendarmen verrichteten, arretirt und nach Paris zurückgeführt, um daselbst der Kette wieder angeschlossen zu werden. Wir gelangten bis nach Montelimart, wo ich mich von meinem Halseisen befreite und durch Schwimmen mich rettete. Zu Saint-Vallier entwendete ich in der Diligence einer Dame, der ich nicht ganz gleichgültig zu seyn schien, fünfzig Louisd'or. Ich verließ die Diligence und begab mich nach Lyon, wo ein ehemaliger Galeerensclave mich erkannte, und mich als Petit, der der Kette, die nach Toulon gehe, entsprungen sey, denuncirte. Wiederum nach Paris transportirt, wurde ich daselbst einer andern Kette angeschlossen, mit der ich endlich nach Toulon abgeführt wurde; ich wollte unterwegs mich nicht befreien, um Thiery keine Ungelegenheit zu machen, der sich mit vieler Menschlichkeit gegen mich und meine Unglücksgefährten benahm. Ungefähr sechs Monate blieb ich im Bagno, dann entwich ich, um in mein Departement zurückzukehren, und mich in Montdidier wieder arretiren zu lassen. In Amiens, wohin ich zurückgeführt wurde, ward ich auf's Neue zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt; ich wurde wieder nach Toulon gebracht, von wo ich vor ungefähr anderthalb Jahren abermals entwich. Ich nahm den Weg in's Piemontesische. Zu Gap wurde ich arretirt; da ich aber als Matrose gekleidet war, so machte mir der Gefangenwärter den Vorschlag, ihm einen Kahn zu bauen, und gab mir die nöthigen Materialien zu dieser Arbeit, mit deren Hilfe ich mein Gefängniß sprengte und mein Lager ganz in der Stille verließ.

„In Lyon, wohin ich mich flüchtete, wurde ich arretirt und als Vagabund vor die Zuchtpolizei geführt, denn ich hatte mich für einen Engländer ausgegeben; das Tribunal hielt mich für einen solchen, versah mich mit einem Armenpaß und setzte mich in Freiheit. Ich kehrte nach Abbeville zurück, das auf der Straße nach Calins liegt, wohin auch mein Paß lautete. Ein letztes Wiedererkennen hatte die Folge, daß ich auf's Neue nach Amiens gebracht und lebenslänglich zu den Galeeren verurtheilt wurde; so bin ich denn jetzt hier in Toulon, wo ich von der Güte und bekannten Menschenliebe des Herrn Commissärs alles erwarte."

Diese Erzählung ist ganz so von Petit niedergeschrieben; man kann aus dieser Menge von Entweichungen und Diebstählen schließen, welch' gute Rathschläge derselbe den andern Gefangenen in seinem Schlafsaale geben kann. In dem „Journale der Gefangenen" hatte Herr Appert schon Petit's Erwähnung gethan; er wußte dieß und dankte ihm hiefür, indem er hinzusetzte: „Sie sind sehr gütig, daß Sie mich der Welt bekannt gemacht haben, wenn ich Ihnen in irgend etwas dienen kann, so dürfen Sie es nur sagen; jedenfalls kennen wir uns jetzt und lieben einander hinlänglich, um Sie versichern zu können, daß Sie niemals sollen bestohlen werden. — Sollten Sie," fuhr er fort, „in einer Diligence angehalten werden, so sagen Sie nur Ihren Namen, sonst nichts; mischen Sie sich nicht in das, was unsere Freunde mit den andern Passagieren vornehmen werden, denn auf der Landstraße

hat man nicht Zeit, Moral anzuhören, auch würde dieß nur Neid erwecken.“

Er setzte seine Unterredung mit Herrn Appert folgendermaßen fort:

Frage. Würdet Ihr, wenn Ihr frei wäret, wieder stehlen?

Antwort. Was soll ich sagen? Sehen Sie, wenn man über vierzig Jahre alt ist, so ist es schwer, ein anderes Handwerk zu ergreifen; und dann, wer würde sich meiner annehmen? Ein alter Soldat kommt zu den Invaliden, uns andern aber bleibt nichts als der Strick.

Frage. Wenn ich Euch eine Anstellung in einer Werkstätte verschaffte, wo Euch Niemand einen Vorwurf über das Vergangene machte, und wo Ihr Euch honnet fortbringen könntet, würdet Ihr dann Euch ordentlich aufführen?

Antwort. Ah! das ist etwas anderes; da würde ich mich allerdings zweimal besinnen, ehe ich einen Streich ausführte.

Frage. Offenherzig! glaubt Ihr, daß die Mehrzahl Eurer Kameraden, wenn man ihnen unter gleichem Anerbieten die Freiheit geben würde, ehrlich blieben?

Antwort. Die wohl, welchen das Zeichen nicht eingebrannt ist; denn sehen Sie, Herr Appert, dieses Zeichen, das ist der Teufel, das erinnert immer, daß man nicht mehr ist wie die andern; und dann bedenken Sie, wenn einen der Henker einmal berührt hat, das vergißt man nicht mehr so leicht.

Frage. Seyd Ihr nie Willens gewesen, die, die Ihr bestohlen habt, zu tödten, um nicht ergriffen zu werden?

Antwort. Das wäre mir sehr leid; überdieß, ich bin nicht schlimm, wahrhaftig, fragen Sie nur meine Kameraden; und ich versichere Sie, es ist mir mehr als einmal begegnet, daß ich arme Leute, die ich auf dem Wege traf, unterstützt habe.

Die andern Galeerensclaven, die uns aufmerksam zugehört hatten, bestätigten dieß alle als eine bekannte Thatsache. Dieser Mensch übt eine große Herrschaft über seine Kameraden, die er jedoch keineswegs zu schlechten Rathschlägen mißbrauchte; allein so verhält es sich nicht bei den andern auf Lebenszeit Verurtheilten, und wahrhaft empörend sind oft die Erzählungen, die sie sich Nachts in ihren Schlafstellen gegenseitig mittheilen.

Endlich verließ ich Petit, setzt Herr Appert seinem Berichte hinzu, er dankte lebhaft für die stattgehabte Unterredung. Damals war es, wo ich ihn bat, mir ganz der Wahrheit gemäß die wichtigsten Perioden seines Lebens aufzuzeichnen.

Aus dem Bisherigen konnte man sich überzeugen, welch' ungewöhnliche Gewandtheit Petit besaß, seine eben so zahlreichen und fast unglaublichen Entweichungen beweisen es hinlänglich. Seine Geschichte, die er so zu sagen sich selbst gemacht hat, und von der dieß nur ein Auszug ist, enthält, was immer lobenswerth ist, weder eine Unwahrheit, noch irgend eine Uebertreibung. Er sucht nicht, wie es zu erwarten war, und wie es bei dergleichen Menschen oft geschieht, eine Art Stolz darin, mit seinen Verbrechen groß zu thun. Es ist die lautere Wahrheit; die verschiedenen Erkundigungen, die ich hierüber

einzog, bestätigen vollkommen alles das, was er von sich selbst erzählte.

Dieser Mensch, der immer, entweder eingekerkert oder auf der Flucht sich befand, mußte unzähligemal vor dem Gericht erscheinen, hat sechs oder sieben Verurtheilungen erstanden und ist mehren andern entgangen, was er den Talenten eines Advokaten in Amiens verdankte, gegen den er sich jedoch nicht sehr erkenntlich zeigte, denn er entwendete ihm in seinem Hause seine Robe, die er sogleich am hellen Tage auf einem öffentlichen Platze verkaufte, indem er mit lauter Stimme ausrief: daß dieß die Robe des Advokaten M . . . sey. Da er übrigens fand, daß er durch die Entwendung einer Robe seinem Vertheidiger eine viel zu geringe Aufmerksamkeit geschenkt habe, so nahm er eines Tags dessen Namen an. Dieß hing so zusammen: Von einem Feldschützen angehalten und aufgefordert, ihm zu dem Maire eines benachbarten Ortes zu folgen, gehorchte er (denn er zeigte nie Widerstand, vielmehr in diesem Punkte stets eine vollkommene Folgsamkeit). Als er aber diesem vorgeführt wurde, konnte er keine Papiere vorweisen, denn er hatte keine. Was war nun zu thun?

— Mein Herr Maire, sagte er, kennen Sie den Advokaten M...?

— Ja; jedoch nur vom Rufe.

— Wohlan! mein Herr Maire, ich bin es; im Begriffe, zu dem Assisenhofe nach Saint-Omer zu gehen, um Unglückliche dort zu vertheidigen, für die meine Abwesenheit nachtheilige Folgen haben kann, werde ich von diesem Feldschützen arretirt, weil ich, um zu botanisiren, zu Fuß gehe. Wollen Sie mich zurückhalten, so sey es auf Ihre Verantwortung.

Es folgten Entschuldigungen von Seiten des Maire's, der den Arrestanten augenblicklich in Freiheit setzte. Aber Petit hatte Hunger und es war Zeit zum Mittagessen; er erinnerte den Maire, daß dessen Frau durch ihren Großvater zu der Familie M . . . gehöre, und setzte eine Verwandtschaft zwischen ihnen im zehnten Grade auseinander. — Wir sind Vetter! rief er, und nun folgte eine Erkennung, Umarmung und Einladung zum Mittagessen; er nimmt sie an, läßt sich's schmecken und geht. Als er ein anderes Mal in einem Gasthofe arretirt und vor die Ortsbehörde geführt wurde, verblüffte er diese durch eine Menge schöner Phrasen so sehr, und zeigte so klar die Abgeschmacktheit, einen Mann wie ihn zu arretiren, daß er nicht nur sogleich seine Freiheit erhielt, sondern auch, seinem Verlangen gemäß, wieder in den Gasthof zurückbegleitet wurde, um dort zu seiner Ehrenrettung öffentlich zu erklären, daß man einen ganz falschen Verdacht gegen ihn gehabt habe.

Im mittäglichen Frankreich führte man eines Tages einen Menschen vor die Ortsbehörde, der als Vagabund ergriffen war; derselbe sprach nur englisch und verstand kein Wort französisch. Man ließ einen Dollmetscher kommen, und es zeigte sich, daß der Unbekannte ein englischer Matrose sey, der einen Theil Frankreichs zu Fuß durchwanderte, um bei einer Corvette in London einzutreffen. Man ließ ihn los. Es war Petit! . . . .

War er geschickt, einen falschen Namen anzunehmen und sich für

Den gelten zu machen, der er scheinen wollte, so war er es nicht weniger, wenn er erkannt und verhaftet wurde; dann erst zeigte er seine ganze geistige und körperliche Gewandtheit. Dieß mögen einige neue Beispiele darthun. In Amiens wurde er in ein besonderes und zwar so festes Gefängniß eingeschlossen, daß keine Hoffnung zur Entweichung möglich war. Er verlangte vor den Untersuchungsrichter geführt zu werden, um ihm eine wichtige Mittheilung zu machen. Er setzte diesen von den wahren oder falschen Unterredungen zweier älterer Arrestanten, die mit ihm in dasselbe Gefängniß eingeschlossen waren, und die sie in der Diebessprache, welche er verstand, mit einander führten, in Kenntniß. Aber, setzte er hinzu, diese Menschen haben bemerkt, daß ich sie verstehe; sie sind wüthend, und ich bin meines Lebens bei ihnen nicht sicher; ich ersuche Sie also, mein Herr Richter, ein Dienst ist den andern werth, mich in ein anderes Gefängniß bringen zu lassen. Man bewilligte seine Bitte und — zwei Tage darauf war er fort. Als er später wieder ergriffen und von dem Maire zu Abbeville in's Verhör genommen wurde, gab er diesem mehre Warnungen, z. B. darauf zu sehen, daß die Thüren seines Landhauses gut geschlossen würden; denn, sagte er, ihre Dienstboten schieben die Riegel nicht vor, namentlich an der Thür am Ende Ihres Gartens. Er sagte ihm auch: heute könne er ihn Alles fragen, was er wissen wolle, denn er langweile sich so sehr in seinem Gefängnisse, daß er es morgen zu verlassen gedenke. Man hielt dieß für Prahlerei. Er machte mit seinem Federmesser in die Thür seines Gefängnisses ein Loch, groß genug, um mit einem Finger durch zu können, schob die Riegel zurück, trat in die anstoßende Kammer; fand daselbst alte Wäsche, umwickelte damit die Eisen an seinen Füßen, stieg durch ein Fenster in den Garten und dann über die Mauern, und gewann so das Freie. In einiger Entfernung von der Stadt ruhte er ein wenig aus, und befreite sich, ehe er seinen Weg fortsetzte, von den Eisen an seinen Füßen, die er den andern Tag im nächstgelegenen Dorfe für dreißig Sous verkaufte. Als er einst mit der Galeerenkette nach Toulon transportirt werden sollte, fand er schon nach dem ersten Etappenplatze Gelegenheit, zu entweichen. Einige Stunden davon traf ihn ein Gendarme, als er auf einem Postpferd im vollen Galopp auf der Straße nach Calais einhersprengte; er fragte ihn aus und erhielt von ihm die Antwort: er sey ein Handelscourier. Petit schien eine hohe Meinung von den Planen zu haben, die er zu seinen Ausführungen machte; eine gelungene Unternehmung betrachtete er immer nur von dem Entwurfe aus, den er sich gemacht hatte. Trotz seiner Gewandtheit handelte er aber auch zuweilen unklug. Eines Abends war er nach einer Schwelgerei in einem Wirthshause eingeschlafen. Ein Gendarme, der in dasselbe kam, fand seine Gestalt ziemlich gleichlautend mit dem Signalement, das er von ihm hatte. Um jedoch ganz sicher zu gehen, rief derselbe mit lauter Stimme: Petit! — Was ist's? was gibts? sagte dieser, aufwachend. Jetzt war es nicht mehr möglich, sich zu verläugnen. Er hatte auch stets eine hohe Achtung vor diesem Gendarmen, den er als einen „guten Gendarmen“ dem Assisenhof recommandirte, der eine Beförderung wohl verdiene. Dieses Muster eines Diebs vertheidigte sich

mit vieler Dreistigkeit. „Meine Herrn," sagte er, „man macht mir ein Verbrechen daraus, daß ich stehle; kann ich denn etwas Anderes thun? Arbeit finde ich keine, Jedermann weist mich ab und leben will man doch auch. Man heißt mich in's Ausland gehen, aber, meine Herrn, das war ich eben im Begriff, als man mich arretirte. Ich hatte nur noch fünf oder sechs kleine Diebstähle zu begehen, um die Gränze zu erreichen. Dort hätte ich es aufgegeben. England ist nicht weit von Frankreich; ich wäre jedoch nicht in England geblieben, denn da hat man keinen Respekt vor Dieben, man hängt sie auf! Ich kann mich wohl entschließen, meine Freiheit zum Opfer zu bringen, aber nicht mein Leben!"

Als er zur Zwangsarbeit und zur Brandmarkung verurtheilt wurde, ward er ausgestellt. An's Halseisen angeschlossen, verkaufte er die Geschichte seines Lebens, in welcher man unter Anderem las: „Angekommen im Bagno zu Toulon den 1. dieses Monats, dasselbe verlassen den 2." Als ihn Jemand fragte, warum er nicht gesucht habe, bei der Polizei in Paris angestellt zu werden, erwiderte er, daß er sich nie so tief herabwürdigen würde. Von Toulon wurde er in das Bagno von Brest versetzt. Hier gab er ein Beispiel von Dem, wozu völlige Hoffnungslosigkeit bei den auf Lebenszeit Verurtheilten führen kann. Kein Funken von Hoffnung, nicht die geringste Aussicht in die Zukunft, nichts vor Augen, als diese Galeere, deren Anblick sie erdrückt, nichts als den täglichen Todeskampf, der sie fast des Verstandes beraubt, aber sie nicht tödtet. Hier, unter dem Gewichte der Eisen, unter dem Kleide der Schmach, ist es doch immer die Menschheit, die denkt, es sind Menschen, die sich von den Leiden befreien möchten, die sie erdulden. Der Galeerensclave hat nichts, das ihn zerstreue .... er hat nur einen Gedanken .... durch irgend ein Mittel sucht er seinem Zustande ein Ende zu machen, den er nicht ertragen kann, weil er keine Gränzen hat. Ja, wenn er auf ein Ende seiner Leiden hoffen dürfte! Daß dieses Ende noch entfernt seyn könne, daß es fünf, zehn, zwanzig Jahre bis dahin anstehen könne, was macht Das? Die Hoffnung bleibt doch immer, sie, die überall Mittel findet, sich zu täuschen. So ist denn auch das Raisonnement dieser unglücklichen Menschen einfach und wahr. Der Tod ist dem Bagno vorzuziehen; sie wählen den Tod. Ueberdieß hat sie ihre Lage erbittert, auch haben sie stets mehr oder minder starke Beschwerden über ihre Hüter zu führen, und — Leben um Leben — sollen sie dasselbe verlieren, nun, so wollen sie zuvor auch die Genugthuung, sich gerächt zu haben. Dieser Weg führt denn auch am kürzesten und schnellsten zum Ziele. Bei den Urtheilssprüchen der Spezialtribunale der Marine findet weder Appellation, noch Revision, noch Cassation statt. Der zum Tod verurtheilte Galeerensclave wird den Tag nach der Publication hingerichtet.

Petit befand sich in diesem Falle. Als der Adjutant Alami die Runde machte, um sich Diejenigen zu merken, welche durch Unwohlseyn auf ihren Bänken zurückgehalten wurden, warf sich Petit, mit der einen Hälfte einer Scheere bewaffnet, auf ihn; der Stoß wurde durch die Binde, welche Alami trug, abgelenkt; ein neuer Stoß wurde gegen die Seite geführt, traf jedoch nur den Arm. Man ergriff den Thäter.

und brachte ihn in's Gefängniß-Lokal. Als Petit verurtheilt war und der Greffier erschien, um ihm dasselbe zu verkünden, empfing er diesen mit einer Aeußerung, welche die Denkungsart eines auf Lebenszeit zu den Galeeren Verurtheilten genau bezeichnet:

„Geben Sie sich keine Mühe, mir das Urtheil vorzulesen; ich weiß schon, was über mich beschlossen ist. Ich bin ein Mörder und verdiene den Tod. In Toulon sah ich meinen Kameraden von der Kette hinrichten, weil er eines Mords beschuldigt wurde; ich war der Thäter, aber an ihm wurde die Strafe vollzogen. Ich bereue meine That nicht; ich war des Lebens müde, und wünsche den Tod."

Bei dem Mordversuch gegen Alami folgte Petit einer Idee, die unglücklicher Weise alle Galeerensclaven theilen, die es wie er machen. Es war der Wunsch einer persönlichen Rache, und zugleich die Absicht, das Bagno von einem Menschen zu befreien, der, aus guten oder schlechten Gründen, verabscheut war. Sie glauben auch, daß sie dadurch Anderen noch vor ihrem Tode nützen, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, halten sie ihr neues Verbrechen für verzeihlich.

Petit war früher Soldat. Sein feuriger und muthiger Charakter hatte sich unglücklicher Weise dem Verbrechen zugewandt. Seine zahlreichen Entweichungen und sein bewegtes Leben hatten seine Fähigkeiten und die natürliche Kraft seines Charakters hinlänglich geübt.

Er betrachtete den Tod als eine Wohlthat und seine Strafe als verdient. Auf dem Schaffot hielt er noch folgende kurze Rede an seine Kameraden:

„Meine Freunde! ich sterbe zufrieden, da ich euch einen Dienst geleistet habe. Nie würde ich für eine andere Sache ein Mörder geworden seyn. Ich hoffe auf die Gnade Gottes."

Die zwei Epochen.

(20. März 1811. — 20. März 1815.)

Vom Grafen Theobald Walsh.

Wer von uns hat in jenen vielbewegten, an großen Ereignissen, unvorhergesehenen Entwickelungen, rasch hervorblitzenden Catastrophen so reichen Zeiten gelebt, der nicht einigen der eindruckvollsten Scenen dieses so äußerst anziehenden Drama's beigewohnt und seinen Theil an den fortreißenden Bewegungen genommen hätte, die, gleich den elektrischen Schlägen, wie den einzelnen Menschen, so ganze Bevölkerungen erschüttert haben. Wie wenig auch das mächtige Interesse der Thatsachen auf ein leicht erregbares, für Begeisterung und Ueberlegung empfängliches Gemüth, auf ein Gemüth, das von dem Uebermaße sympathetischen Lebens, der Mitgabe der Jugend, übersprudelt, gewirkt haben mag, so mußten daraus doch tiefe, unvergängliche Eindrücke entspringen, die der Zeit und Vergessenheit entzogen sind. Da genügt es an einer einfachen Annäherung der Data, um eine ganze Epoche wieder zu beleben, und sie gleichsam in einem gegebenen Augenblicke zusammen zu fassen. Das befragte Gedächtniß öffnet den Schatz seiner Erinnerungen; um die Hauptthatsache gruppirt es die Nebenumstände, die es bis in die kleinsten Einzelnheiten an das Tageslicht zieht und mit der örtlichen Farbe bekleidet. Eine wunderbarere Zauberin, als die Pythonisse von Endor, bläst die Einbildungskraft den von ihr heraufgerufenen Schatten Leben ein, und verleiht ihnen eine kräftige Wirklichkeit, von der die Seele mit Erstaunen noch erbebende Regungen gewahr wird, die seit langer Zeit in ihren innersten Falten geschlummert haben; das empfinde ich in diesem Augenblicke, da ich es versuche, zwei Scenen wiederzugeben, von denen ich in meinem Leben am kräftigsten erfaßt worden bin. Könnte ich beim Niederschreiben dieser Zeilen ruhig und leidenschaftslos bleiben, so wären sie höchstens dazu gut, in das Feuer geworfen zu werden.

Es war der 20. März 1811; Paris lebte in Erwartung eines großen Ereignisses. Schon am Abend vorher hatte eine Beilage zum Moniteur der Bevölkerung verkündet, daß Ihre Majestät die Kaiserin Marie Louise die ersten Schmerzen fühle. Die Kanonen im Invaliden-Hause sollten die glückliche Entbindung anzeigen, und zwar mit hundert Schüssen, wenn die Kaiserin einen Sohn, und nur mit ein und zwanzig wenn sie eine Tochter gebähren würde.

Der Morgen war prächtig, die Sonne von Austerlitz erhob sich strahlend am wolkenlosen Himmel, als hätte sie sich vorbereitet, einen neuen Triumph zu beleuchten. Ich ging längs der Straße Saint-Honoré hin, ich hatte die Höhe von Saint-Roch erreicht, es war zehn Uhr, eine müßige Menge von Fußgängern wogte nach allen

Richtungen, zahlreiche Equipagen kreuzten sich; Alles um mich her war Lärmen und Bewegung .... ein Kanonenschuß erscholl .... plötzlich trat tiefes Stillschweigen ein .... Vorüberfahrende Karren, Equipagen, Alles bleibt wie auf einen Zauberschlag stehen; einige Fuhrwerke wollen ihren Weg verfolgen, gebieterische, drohende Stimmen zwingen sie zu halten. Die Einwohnerschaft der Boutiquen drängt sich an den Thüren; Tausende von Köpfen drängen sich an den Fenstern; man fühlt mit Blitzesschnelligkeit in der Menge dieses instinctartige Schauen sich fortpflanzen, das großen populären Aufregungen vorhergeht, wobei die Eindrücke Aller, auf des Einzelnen Eindrücke wirkend, ihre Macht verhundertfachen. Auf allen Gesichtern spiegelt sich ein und dasselbe Gefühl ab, das Gefühl einer ungeduldigen, ängstlichen Neugierde, oder besser gesagt, das eines tiefen Mitgefühls. Aber die Kanonenschüsse folgten sich, die Bewegung nahm immer mehr zu; man zählte mit lauter Stimme, und wie man der entscheidenden Ziffer näher kam, erhoben sich einige leidenschaftliche Widersprüche in der Menge. — Achtzehn! Nein siebenzehn. — Zwanzig ein und zwanzig! — Man athmete kaum; zwei und zwanzig! Nein, nein, ein und zwanzig. — Drei und zwanzig! Kein Zweifel mehr! Ein unermeßlicher Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ erschallt aus den Kehlen dieser Volksmasse, welche bis jetzt die Erwartung stumm und unbeweglich gemacht hatte; in diesem mächtigen Ausbruch einer rasenden Aufregung erkannte man wohl jene große Stimme des Volkes, das sich einhellig und freiwillig erhob. Was unter meinen Augen vorging, fand in demselben Augenblicke in der ganzen Capitale statt, welche sich zu einem Jubelsprunge gleichsam vereinigte und zugleich die Luft von ihren sympathetischen Ausrufungen ertönen ließ; es war, als wenn das Himmelsgewölbe hätte einfallen sollen. Ohne sich zu kennen, umarmte man sich, wünschte sich Glück; mit allem Feuer erklärte man das Ereigniß, dessen Gewicht und unberechenbare Folge Alle, wenn auch nicht begriffen, doch wenigstens vorherfühlten. Indessen donnerten die Kanonen fort und fort; ihre Triumphsalven verkündeten Frankreich und Europa, die neue Dynastie sey gegründet, das Geschick der großen Nation habe eine Gewährschaft mehr empfangen. Die feindliche Kanone hatte die Mitglieder der englischen Regierung erblassen gemacht, die letzte Hoffnung der Verbannten von Hartwell zertrümmert, und den Fürsten verkündet, daß sie sich jetzt unter die harte und erniedrigende Vormundschaft des soldat parvenu schmiegen mußten.

Das Gestirn des Kaisers hatte nie in so blendendem Glanze geleuchtet. Und wer hätte damals nicht mit ihm fest daran geglaubt? Alles hatte sich bis daher nach seinem Wunsch und Willen gefügt; ich hatte ihn das Jahr vorher die Tochter der Cäsaren an den Altar führen sehen. Nie war das Gefühl seiner hohen Bestimmung, nie das Bewußtseyn seiner Allmacht in diesem ernsten, schönen Gesichte in schärferen Zügen hervorgetreten. Napoleon schien an diesem Tage der Weltherrschaft zuzuschreiten, und siehe, heute ward ihm ein Sohn geboren, um sein Geschlecht und sein Werk fortzusetzen. Nichts schien zu verkünden, daß eines Tags sein Adler in den Staub sinken müsse.

„Ermattet von dem Flug nach weiten Fernen!“

Diese starke Herrschaft des größten Mannes der neuen Zeit schmeichelte dem Nationalstolze, sprach beredt zur Einbildungskraft, zu den edeln Trieben, und eröffnete ein unbegränztes Feld für die ehrgeizigen Träume der Jugend und für das Bedürfniß der Thätigkeit und Bewegung, von dem sie gequält wird. Der Ruhm adelte in den Augen der Mehrzahl den Gehorsam, legitimirte Alles. Die kalte, vorsichtige Vernunft, den strengen, uneigennützigen Patriotismus hörte man nicht. Ihr trüben Weissagungen, wenn sich solche bereits vernehmen ließen, theilten das Geschick der Worte der trojanischen Priesterin. Der Kaiser hatte zu dieser Epoche alle lebendigen Kräfte der Nation für sich, die Männer der Thätigkeit waren auf seiner Seite. Das war mehr, als man bedurfte, um einige Ideologen zum Schweigen zu bringen. Während wir jungen Leute als Reichsmarschall-Lehrlinge, zukünftige Verwalter eroberter Provinzen, zukünftige Präfecten und Staatsräthe uns im guten Glauben der Aufwallung einer unbedachten Begeisterung überließen, flüsterten sie sich zu, dieses scheinbar so fest gebaute System ermangle in der Wirklichkeit der Grundlage, der Mißbrauch der materiellen Kraft, wenn auch durch den höchsten Verstand und den unbeugsamsten Willen organisirt, könne gegen die Freiheit der Gedanken und die materiellen Interessen gerichtet, nicht immer die Oberhand behalten; die Gedanken lassen sich nicht disciplinarisch, wie die Conscribirten, dem Lehrsatze des leidenden Gehorsams unterordnen, einem Satze, der überdieß auch seine Gefahren *) habe; in unsern Tagen endlich tauge die Gewalt des Schwertes nicht dazu, etwas Dauerhaftes zu gründen . . . .

Versetzen wir uns vier Jahre von hier, zum 20. März 1815.

Die Zeiten hatten sich geändert. Der Kaiser hatte seinen Stern erbleichen sehen, der Zauber war gebrochen, die Ideen waren groß geworden, die Freiheitsinstincte waren erwacht; längst hatte die Operation einer Spaltung zwischen der Nation und ihrem militärischen Oberhaupte begonnen; so bald er zum ersten Male in den Sand gestreckt war, hatte er aufgehört, für sie der M a n n des Geschickes zu seyn. Napoleons Interessen waren jetzt getrennt von denen Frankreichs, und sein Adler von Thurm zu Thurme fliegend, von Cannes bis Paris hatte nur die Thatsache der materiellen Occupation bestätigt.

Am 20. März war ich von acht Uhr des Morgens auf den Straßen. Paris bot noch sein gewohntes Aussehen. Nur einige königliche Freiwillige, welche von ihren Offizieren Urlaub erhalten hatten, oder von den in der Nacht plötzlich aufgebrochenen Corps zurückgelassen worden waren, suchten verstohlen ihre Wohnungen. Sie waren unbewaffnet, aber die Lilien an ihren Uniformen bezeichneten diese Leute der übelwollenden Neugierde der Menschen aus dem Volke. Ihre unruhige Haltung, ihr eiliger Gang bewiesen genugsam, daß die Hauptstadt an eine neue Herrschaft übergegangen war; Rovigo hatte in der That bereits von der Polizei Besitz genommen, und den Kaiser erwartete man im Verlaufe des Tages.

Ich wandte mich gegen die Tuilerien; die Zugänge waren verlassen und stille. Von schwachen Rathgebern gränzenlos gemißbraucht, nur zu leicht

*) Die Verschwörung von Mallet hat das bewiesen.

beruhigt durch die Vorspiegelungen der ohnmächtigen Partei, die ihn umgab und Frankreich vor seinen Augen verbarg, unwürdig verrathen von den Marschällen, den Anführern der Corps, den hohen Beamten, welche um sein Vertrauen gebuhlt und es erhalten hatten, war der unglückliche Ludwig XVIII. eilig in der Nacht aus dem Palaste entflohen, den er durch seine Geburt dazu berechtigt, wiederbesetzt hatte und weniger als ein Jahr später ohne Kampf seinem kühnen Mitbewerber überlassen mußte. Er sammelte die bittern Früchte dieser rückschreitenden, engen, zweideutigen Politik, welche den von der Erörterung von St. Ouen so verschiedenen Vorgang der Charte dictirt hat; er hatte sich den Geist des Heeres entfremdet, und die Mittelklasse von sich entfernt, indem er sie über ihre Interessen in Unruhe versetzte und in ihrer Gewissensfreiheit verletzte. Ein König der Ausg: · anderten kehrte er in die Auswanderung zurück, um etwas zu vergessen zu suchen, und seyen es nur die verjährten Anmaßungen des göttlichen Rechts, und um dort etwas anderes, nicht minder Wichtiges zu lernen, nämlich, daß Herr von B..... unfähig sey, das Geschick eines großen Reiches zu lenken.

Indessen füllten sich Straßen, öffentliche Plätze und Boulevards mit einer zahllosen, verschiedenartig zusammengesetzten und von verschiedenen Empfindungen belebten Menge. Die Vorstädte hatten ihre Bevölkerung ausgespien, deren seltsamen, erschreckenden Anblick Jeder kennt, der Paris in den Augenblicken der Krise gesehen; bei dieser Gelegenheit schien sie wie zu einem Festtage aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekommen zu seyn. Die Leute dieser Klasse beherrschten offenbar die Menge. Menschen in besserm Anzuge und von anständigerem Aeußeren, von denen man voraussetzen konnte, sie gehören dem Bürgerstande oder den reicheren Klassen an, boten in ihren Zügen eine Mischung von unruhiger Neugierde und Niedergeschlagenheit, welche auf bezeichnende Weise mit dem Jubel der untern Klasse der Bevölkerung im Widerspruche stand; alle diese verdrießlichen Gesichter sahen aus wie lauter stillschweigende Protestationen. Man nahte sich mit sorglicher Mine, man wechselte mit leiser Stimme düstere Prognostica; man hätte glauben mögen, eine schmerzliche Befangenheit laste auf den Geistern und die schreckliche Voraussicht der unheilvollen, durch diese unselige Rückkehr auf Frankreich herbeigerufenen Ereignisse zerreiße die Herzen. Die Abgehenden beklagte man nicht sehr, obwohl persönlich beliebt hatten sie sich nicht populär zu machen gewußt, aber man fürchtete den, der ankam, und wahrlich nicht ohne Ursache! In der Perspective sah man einen Krieg mit dem Auslande, einen Kampf auf Leben und Tod, oder wenigstens eine militärische Zwangsherrschaft, die nun nur ein unerträglicher Mechanismus seyn konnte. Frankreich hatte wirklich vom Lebensbaume gekostet. An die Stelle der trügerischen Illusion, von Eroberung und Waffenruhen waren gesunde Ansichten, reellere, dem Geiste einer fortschreitenden Civilisation angemessenere, Bedürfnisse getreten. Schon sah man ein besseres Schicksal für das Vaterland voraus; die Katastrophe vom 20. März gefährdete jetzt die Zukunft und stellte Alles in Frage. Die Instincte der Erhaltung und die Instincte der Unordnung täuschten sich dabei nicht.

Obgleich das Wetter sehr schön war, sah man doch nur wenige Equipagen und die Damen von eleganter, anständiger Kleidung fanden sich in geringer Anzahl unter der Menge. Dagegen strömten die öffentlichen Dir-

nen herbei; alle trugen Veilchensträuße in der Hand oder im Gürtel. Das war das Verbindungszeichen. Die Gendarmen und viele decorirte Männer, in denen man an der triumphirenden Mine und militärischen Haltung Offiziere in Activität oder im Halbsolde erkannte, trugen ebenfalls solche Sträuße im Knopfloche.

Nachmittags sah ich auf dem Carrousselplatze die Avantgarde der Grenadiere von der Insel Elba einrücken. Das rauhe, erhabene Aussehen dieser alten Krieger, die düsteren, verächtlichen Blicke, welche sie auf das Volk warfen, bewiesen hinreichend, daß sie als Sieger nach Paris kamen, und sich hier wie in einem eroberten Lande betrachteten. Als Satelliten eines Mannes hatten sie aufgehört, Soldaten des Vaterlandes zu seyn, und erinnerten an die wilden Prätorianer, welche ihrem Oberhaupte den Weg zu einem übel befestigten Throne bahnten. Sie wurden unmittelbar in das alte Hotel Cambacérès einquartiert, über dessen Eingang man noch an demselben Tage die Inschrift setzte: Quartier des Braves; aber schon am andern Tage beeilte man sich, die Schrift wegzunehmen, weil sie Ausforderungen und Streitigkeiten zwischen den Grenadieren der Insel Elba und ihren Kameraden von der Linie veranlaßte, die sich durch eine so beleidigende Auszeichnung verletzt sahen.

Ich ging in das Palais-Royal, das ich verlassen fand; die Buden waren geschlossen. Hier war ich Zeuge des einzigen Aktes muthiger Hingebung, der einzigen Darlegung energischen Widerstandes, den die Hauptstadt an diesem Tage unseligen Andenkens bot. Ein Neger kämpfte unter den Händen einiger Gendarmen und mehrer Bonapartisten, die ihn wegen verrätherischen Anschlags nach der Wache schleppten. Trotz der Uebermacht hörte er nicht auf, aus vollem Halse zu schreien: „Es leben die Bourbonen! Nieder mit dem Usurpator! Nieder mit den Verräthern! Sonderbar; ein armer Afrikaner, vielleicht vor Kurzem noch ein Sclave, wagte es, seine Stimme im Angesichte einer triumphirenden Thatsache, zu Gunsten eines mißkannten Rechtes, zu erheben und im Namen einer von Erstaunen niedergeschmetterten Bevölkerung zu protestiren; er nahm es auf sich, einen Theil dessen öffentlich auszurufen, was alle Welt fühlte; der Unglückliche hatte vielleicht von den Wohlthaten der verbannten Familie gelebt.

Eine Scene anderer Art wartete meiner bei der Rückkehr zum Carroussel, dem Mittelpunkte aller Interessen des Drama's. Unter dem wiederholten Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ drängte man sich um einen Mann zu Pferde, der die kaiserliche Livree (Grün und Gold) trug. Es war Moustache, sein Kurier, welcher die Meldung brachte, sein Herr werde in einigen Stunden ankommen. Dieser Mensch (ich sehe ihn noch, er war einäugig) hielt sein schweißbedecktes, schnaufendes Pferd plötzlich an, und schlenderte denen, die ihn umgaben, die große Neuigkeit in einigen Worten zu. Er war mit Staub überdeckt, sein Gesicht troff von Schweiß, seine belebten Züge, seine kurze unterbrochene Rede, zeugten von seiner Aufregung und der außerordentlichen Geschwindigkeit seines Rittes. Kaum war er abgestiegen, als ihn eine Gruppe glühender Bonapartisten und Neugieriger in die nächste Schenke mehr

trug als führte. Diese Scene war äußerst merkwürdig durch den schlagenden Contrast, den die Begeisterung der einen Partei der Menge und die niedergeschlagene, schweigende Haltung der andern bot.

Der Kaiser hielt in der That Abends gegen neun Uhr seinen Einzug. Man hätte glauben sollen, er wolle sich dadurch, daß er die Nacht abwartete, um sich gleichsam verstohlen in die Tuilerien einzuschleichen, dem trüben, frostigen Empfange entziehen, den er von dem ehrenwerthesten Theile der Bevölkerung zu erwarten hatte, über deren Gesinnung ihn Rovigo durchaus nicht im Zweifel gelassen. Rasende, aus den untersten Stufen des Volkes vordringende Vivats begrüßten ihn allein auf seinem Wege zum Carroussel. Der Wagen fuhr in den Thorweg des Louvre; nur hier herrschte einstimmige Begeisterung. Der Kaiser hatte nicht Zeit, vom Fußtritte zu steigen; ein Dutzend seiner exaltirtesten Parteigänger stürzte sich auf ihn, hob ihn in die Arme und trug ihn im Triumphe inmitten von Jubelrufen in seine Gemächer. An seinem strengen Blicke, an seinen gefurchten Zügen mochte man wohl erkennen, wie wenig er mit dem Empfange, der ihm geworden, und mit der lärmenden Ovation zufrieden war, deren Gegenstand er bildete. Man wird das leicht einsehen; der Kaiser liebte das Bürgerkönigthum nicht und schätzte die Hingebung nur in ehrerbietiger Form.

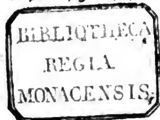
Zwei Tage nach seiner Ankunft richtete er an den General Haxo die merkwürdigen Worte, für deren Aechtheit ich Gewährschaft leisten kann; sie fassen meine Erzählung zusammen und bestätigen ihre Genauigkeit: *)

„Hier bin ich nun zurückgekehrt; das war nicht das Schwierigste. Es handelt sich darum, mich zu halten. Ich wiederhole der ganzen Welt, daß wir keinen Frieden habenwerden. Man muß sich gegen das Ausland stellen; aber wie? Die Bourbonen haben mir die Bürgerschaft verdorben; von Cannes bis hier hat sich eine Million Bauern auf meinen Weg gedrängt. Gestatte ich, ihnen, die Priester und Adeligen zu hängen und die Beute zu vertheilen, so ließen sich diese Leute für mich zerhacken, aber ich will nicht das Oberhaupt einer Jacquerie seyn. **) So habe ich nichts, als meine treue Armee, auf die ich zählen darf. Suchen wir so viel als möglich Vortheil daraus zu ziehen; an unsere Karten, General! Und zur Arbeit.“ . . . .

Hundert Tage nach diesem Gespräche hatte das Schwert ohne weitere Berufung entschieden. Der große Besiegte von Waterloo verbarg sich, flüchtig nach Paris zurückgekehrt, im Elisée-Bourbon. Frankreich hatte die Sache des Landes von der seinigen getrennt, und die gemißbrauchten Völker sahen den entthronten Kaiser mit derselben Gleichgültigkeit sich an Bord des Bellerophon begeben, welche später den unglücklichen Karl X. nach Cherbourg begleitete. Eine doppelt schlagende Lehre sowohl für die Parteigänger einer militärischen Zwangsherrschaft, als für die einer absoluten, auf das göttliche Recht gegründeten, Gewalt.

*) Der General Haxo wiederholte diese Worte an demselben Abend bei seinem Freunde, dem Baron M., dem ich die Mittheilung verdanke.

**) „Wie denn! Nichts als Holzschuhe!“ hatte er mißmuthig auf seinem Wege von Autun nach Avalon ausgerufen.





Feuilleton.

Literatur.

Prag und seine Merkwürdigkeiten.

Ein Wegweiser für Fremde,

von

W. A. Gerle.

Dritte, umgearbeitete Auflage. Prag, 1836. Borrosch und André.

Der thätige, immer nützlich wirkende Professor Gerle hat in einem anspruchlosen Büchelchen über Prag Fremden und Einheimischen in gedrängter Kürze einen eben so lehrreichen als getreuen und angenehmen Führer für eine Stadt gegeben, welche ihre frühere Würde einer großartigen Königstadt vor den meisten Residenzen durch den feierlichen Eindruck behauptet, welchen ihre höchst romantische Lage, ihre Paläste, ihr Thurmwald, ihre Kirchen mit ihren Schätzen, ihre prachtvolle Brücke u. s. w. bei Jedermann erweckt. Prag gehört nicht zu den Städten, die man überall trifft, erinnert sie gleich durch Herrlichkeiten der Lage und Architektur an Schönheiten, wie man im Süden sie findet.

Nach vielem Sehen, nach langem Reisen wird ihr Anblick doch noch erfreuen. Die Geschichte hat diesen Ort mit Scenen belebt, die zu den interessantesten gehören, welche das Leben der Völker aufzuweisen hat. Selbst in unsern ereignißreichen Tagen hat das untergeordnet gewordene Prag immer eine merkwürdige Stellung behauptet, es wurde erwählt zu großartigen Zusammenkünften, zu wichtigen Verhandlungen, zu Erholung lebensmüder Großen. Eine in unsern Zeiten selten gewordene Feierlichkeit, eine Königskrönung findet bald in diesen Lokalitäten statt, die dazu weit geeigneter sind, als Frankfurt jemals es war, um in seinen Räumen die Kaiserwürde zu ertheilen. — Durch diesen an Natur, Kunst, alterthümlichen und historischen Schätzen reichen Ort führt uns Gerle ohne Marktschreierei zur Ueberraschung, nur leise und unvermerkt uns vorbereitend, indem er durch sein Buch uns sagt: kommt und seht! gehet da nicht vorüber! weilet dort! Dank ihm für die einfache Weise, durch welche er die Resultate vieler Forschung und Bemühung uns mittheilt; er ist auch dießmal sich gleich geblieben, indem er hier — wie

immer — mehr nach Sagen als Schein strebte. Zum Glück ist Professor Gerle auch Recensent, zum Glück, denn er recensirt Kunstwerke und Künstler eben so objektiv, wie er seine schöne Vaterstadt dargestellt, auch sind seine Recensionen eine wohlthuende Mittheilung von Ansichten, in welchen Unbefangene gewöhnlich ihre eigenen Empfindungen in klaren, mit Sachkenntniß und Erfahrung ausgesprochenen Worten wieder erkennen. —

Die Ausstattung dieses Wegweisers ist elegant und die Kupferbeilagen, eine Ansicht von Prag und einen Stadtplan vorstellend, gut.

H. Z.

Russisches Theater.

Die »Nordische Bühne« enthält eine Uebersicht der Leistungen des St. Petersburgischen Russischen Theaters im verflossenen Jahre, welches mit der Eröffnung der Schauspiele nach den großen Fasten, den 14. April 1835, begann, und mit dem letzten Tage der Butterwoche, den 9. Februar 1836, schloß. — In Allem fanden während dieses Zeitraums 364 Vorstellungen, worunter 39 Benefizvorstellungen, statt. — Neue Stücke wurden 48 auf die Bühne gebracht. Im Ganzen befinden sich unter diesen 10 Originalwerke, nämlich eine Tragödie, ein Drama, eine Oper, ein Divertissement und sechs Vaudevilles. Noch nie war das Russische Theater so sehr besucht gewesen, was hauptsächlich dem Eifer der Akteure und den vortrefflichen Anordnungen der Direktion zu verdanken ist.

Das letzte Trappistenkloster in Frankreich.

Erinnerungen von 1827.

Ich ging auf's Land, um mir den, von zu vieler Arbeit erhitzten Kopf zu erfrischen. Der Zufall führte uns, einige Freunde und mich, nach einem Trappisten-Kloster, welches sechs Meilen von Amiens liegt; es ist das einzige, welches noch in Frankreich besteht. Wir setzten uns in einen Wagen und fuhren ungefähr fünf Stunden auf einem guten Wege; dann aber war es fast unmöglich, weiter zu fahren. Tüchtig durchgerüttelt und jeden Augenblick in Gefahr, umgeworfen zu werden, erreichten wir endlich das Gitter der heiligen Wohnung. Der äußere Anblick war ziemlich stattlich und die Lage bewundernswerth. Von der Höhe, auf welcher das Gebäude liegt, hat man eine fürstliche Aussicht. Ich läutete .... ein Laienbruder öffnete mir; er schien zwischen zwei und vier und zwanzig Jahren; der Kopf war geschoren, sein Costüm bestand in einem langen braunen härenen Gewande mit heruntergeschlagener Kapuze.

Ich bat ihn um die Erlaubniß, das Kloster besehen zu dürfen. Statt aller Antwort senkte er den Kopf, ergriff den Zaum meines Pferdes und führte uns in einen weiten Hof, der mit Bäumen bepflanzt war. Die Pforte schloß sich hinter uns. Er führte uns nun in einen Saal, wo er uns durch ein Zeichen zum Warten aufforderte. Dieser Saal war leer und man erblickte auf der Mauer nichts als das Wort »Stillschweigen« und einige Bilder. Hierauf erschien der Bruder Oekonom. Dieses war ein Greis, dessen ehrwürdige Miene Achtung einflößte. Er trug das Gewand der Mönche, weiß mit einer schwarzen Kapuze; er grüßte mich und machte mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Zuerst führte er mich in die Kirche, wo er mich niederzuknien einlud, und mir mit dem Beispiele voranging, indem er ein heißes Gebet zum Himmel sandte. Dann erhob er sich und zeigte mir das Kapitel. Der lange Saal war ohne Zierrath und nur mit Bänken angefüllt. Die Brüder saßen auf diesen Bänken und lasen in ihren Gebetbüchern; Andere knieten auf dem Bettschemel, aber Alle beobachteten das tiefste Stillschweigen. Hierauf begab sich mein Führer nach dem Refectorium. Er öffnete die Thür und ich gewahrte ungefähr zwanzig Mönche an plumpen Tischen sitzend und aus braunen irdenen Schüsseln Gemüse, in Wasser gekocht, essend und dazu Wasser aus eben solchen Töpfen trinkend. Auch hier las man das Wort „Stillschweigen" über jedem Platze. Ein Jeder der Essenden hatte eine kleine hölzerne Bank für sich. Bei unserem Eintreten blieben Alle in ihrer Stellung, nicht Einer wandte den Kopf, nicht Einer erhob den Blick; sie sahen wie Automaten aus in ihren schwarzen Kapuzen. Von hier führte er uns nach dem Schlafzimmer. Die Bettstellen waren aus dünnen Brettern zusammengefügt, ein Strohsack und eine grobe wollene Decke darin, nichts weiter. An jedem Lager hing eine kleine Tafel mit dem Namen des Mönchs; ein Stück ungebleichter Leinwand bildete den Vorhang eines jeden Bettes. Zum Schlusse zeigte er uns den Kirchhof des Klosters; wir zählten eilf Kreuze, die einzige Zierde, die auf diesen Gräbern sichtbar ist. Dann sahen wir auch die Bahre, worauf man vierundzwan-

zig Stunden die Leiche der Brüder ausstellt. Von hier führte er mich in einen Saal, wo ich einige Erfrischungen einnehmen mußte. Dann reichte er mir die Hand, drückte mir die meinige und ein Nicken des Kopfes war unser ganzer Abschied.

Eine Manufaktur.

In einer der Seitenstraßen der Chaussée d'Antin befindet sich eine Manufaktur, deren jährlicher Ertrag, wie die Leute versichern ungeheuer seyn soll und deren Eigenthümer weder Abgaben zahlt, noch in dem Almanach des Commerziums figurirt. Von außen gesehen ist das Haus keiner Manufaktur ähnlich. Kommt man am hellen Tage hinein, so sieht man weder Arbeiter noch Werkstühle; nur der Eigenthümer hat eine Feder in der Hand, die er nie weglegt, was ihn aber gar nicht verhindert, liebenswürdig zu seyn. Er empfängt kalt, aber überaus höflich und macht die Honneur seines Tisches, seines Wagens und seines Schlosses mit einer vollkommenen Grazie und Feinheit des Benehmens. Aber mit der Nacht beginnen Sorgen und Arbeiten. Um Mitternacht werden die Thüren der Manufaktur leise geöffnet und es huschen im Dunkel, gleich bleichen Gespenstern, fünfzig bis sechszig Handwerker in das Haus, deren Aeußeres jedoch nicht im Geringsten ihr Handwerk verräth. Wenn man sie genau beobachtet, so würde man sie für hungrige Poeten, für Romanschreiber, die keinen Verleger gefunden haben, oder für abgesetzte Beamte halten. Wir wollen ihnen folgen. Sie steigen alle in das oberste Stockwerk. Hier liest man an der Thüre die Inschrift, wie bei den Dampfmaschinen: „Das Publikum wird hier nicht eingelassen.“ Wir kehren uns nicht daran und treten ein. Welch' ein bizarres Schauspiel erblicken wir! Rings in einem ungeheuren Saal stehen fünf und zwanzig Tische. An jedem derselben sitzen zwei bis drei Schreiber, die Nase über ein ungeheures Heft gereckt, und schreiben emsig, wie Straßenkehrer, die unter den Augen ihres Aufsehers ihren Dienst versehen. Ueber jedem Tisch hängt eine ungeheure Tafel, worauf wir folgende Inschriften in Riesenbuchstaben lesen: „Wahre Liebesscenen. — Betrogene Liebe. — Wiedersehen zwischen Vater und Sohn. — Heimkehr eines Onkels aus Amerika. — Geständnisse einer verführten Tochter. — Geständnisse derselben nachdem sie Mutter geworden. — Tirade über die weißen Haare irgend eines Greises. — Dito eines vormaligen Generals der großen Armee. — Dito eines Priesters des Herrn. — Dito eines Kinderspielzeughändlers. — Quiproquo's. — Aussöhnungen. — Vermischte Monologe. — Spanische-Wand-Scenen. — Verborgene Mütter und lautsprechende Töchter. — Witze zum Gebrauch für Obersten. — Dito für Wechselmäkler. — Dito für junge Pairs von Frankreich. — Epigramme gegen die Journalisten. — Genre-Couplets. — Gefühlvolle Couplets. — Dito eines Vaters an seinen Sohn, um ihn von einer ungleichen Verbindung abzuhalten. — Dito an den Stern der Tapfern u. s. w. u. s. w.“

Mit einem Mal wird ein kleines Schieb-Fenster geöffnet und man hört die Worte:

„Geschwind, zwei Quiproquo's.“

„In welcher Gattung, mein Herr?“

„Grotesk.“

„Hier ein Apotheker, den man für den Kaiser von Rußland hält, hier ein Nachtmützen-Händler, den man statt einer Operntänzerin in ein Liebesabenteuer verwickelt.

„Das paßt mir. Jetzt geschwind einige pikante Witze.“

„Von welcher Art?“

„Halb Faubourg St. Germain, halb aus den Zeiten Napoleons.“

„Hier sind zwei Groß von der einen Sorte und zwei Groß von der andern.“

„Schon gut .... Lafleur?“

„Gnädiger Herr!“

„Morgen trägst du dies Manuscript in das Theater *** und erhältst 500 Fr. Honorar.“

Es ist wohl nicht nöthig, für deutsche Leser hinzuzufügen, welche Manufaktur der französische Satyriker hier gemeint hat.

Reise um die Welt.

Ein neuerer Pariser Schriftsteller behauptet, daß man in Paris die ganze Welt wiederfände. Man kann nach seiner Meinung ohne Gefahr in wenigen Stunden in Paris eine Reise um die Welt unternehmen. Wir wollen ihm folgen. Will man London sehen, so gehe man nach der rue Rivoli und rue Castiglione; die Londoner Straßen sind eben so majestätisch und symetrisch; hier ist Alles wie auf Portland-Place. Was die Illusion noch verstärkt, ist, daß man bei jedem Schritte jungen, schlanken, rosenrothen Engländern begegnet und an schönen glänzenden Engländerinnen mit dem Ellenbogen streift. Ueberall hört man what und yes.

Will man Berlin sehen, die Stadt der Metaphysik und des Tabaks, der Pfeifen und

des Fortschritts, so gehe man nach dem Faubourg St. Jacques. Hier trifft man Studenten mit Haaren à la Arminius und in Sammtröcken wie in Berlin; die Estaminets sind von Rauch geschwärzt und verfinstert wie in Berlin. Wir befinden uns in dem Lande der Wissenschaft und des Phantastischen.

Will man Toledo sehen, arm wie ein Bettler und stolz wie ein Hidalgo, so nehme man sein Gläschen Salz zur Hand und wage es, durch die stinkenden Straßen des Faubourg St. Marceau zu gehen. Die Mauern der elenden Hütten von Toledo sind wie diese Mauern hier durchlöchert und lehmig; die Einwohner von Toledo sind wie diese Vorstädter verhungert und zerlumpt: die spanische Stadt liegt vor unsern Augen.

Will man Hamburg sehen, diese thätige Handelsstadt Nummer 1, so begebe man sich in die Rue St. Martin. Dieser unaufhörliche Verkehr, diese dumpfe und geräuschvolle Thätigkeit führen uns jene merkwürdige Stadt an den Ufern der Elbe vor Augen. Damit nichts dem Bilde fehle, ist die Rue St. Martin auch von Juden und Wucherern bevölkert.

Will man Maltha sehen, jene schmutzige Insel, die statt der Straßen Treppen hat,, so begebe man sich nach der Cité. Will man Pecking sehen, so gehe man nach den chinesischen Bädern. Will man Kostantinopel sehen, nach dem Café turc.

Will man Amsterdam sehen, die Stadt der Banquiers, der kleinen Ideen und großen Spekulationen, so begebe man sich nach der Chaussée d'Antin. Dort kann man keinen Schritt thun, ohne auf leichte Equipagen und dicke Capitalisten zu stoßen. Diese moderne Aristokratie entspricht vollkommen den holländischen Sitten. Man begegnet bürgerlichen Millionärinnen, deren Benehmen und Tournure an die dicken Wirthinnen Teniers erinnern. Ihre Laden wie ihre Salons sind mit einem Luxus ausgestattet, der an die flammändische Naivität streift.

Will man Brüssel sehen, die ruhige, stille und schläfrige Stadt, so gehe man nach dem Marais, wo man nur selten einem Fußgänger begegnet und wo die Menschen gleich ihren Häusern von Mörtel und Ziegelstein zu seyn scheinen. Ich glaube nicht, daß man auf der Welt eine täuschendere Nachahmung der belgischen Apathie wohl finden könnte. Will man das öde Venedig sehen, so gehe man nach dem Faubourg St. Germain, dessen Paläste eben so leer als die von Venedig sind. Dort wie hier wurden einst glänzende Feste gefeiert; dort wie hier gibt es verbleichte Tapeten; derselbe Gram um dieselbe Freude, dasselbe Elend nach demselben Glanze. Venedig hat keine Patrizier mehr, der Faubourg St. Germain hat keine großen Herren mehr. —

Obgleich diese Vergleiche nicht in allen Theilen richtig genannt werden können, so enthalten sie doch manches Wahre und wir überlassen es unsern Lesern, ihre Einwendungen im Stillen zu machen.

Fashionables Bülletin.

Kürzlich hat eine sonderbare Wette die Pariser Fashion in Athem erhalten. Der Graf Maccarthy wollte in einem Tilbury in fünf und vierzig Minuten von Paris nach Versailles fahren, und in Sevres Relais nehmen. Er legte den Weg in zwei und vierzig Minuten, achtzehn Sekunden zurück. Mehr als 40,000 Fr. waren bei diesem Handel im Spiele.

Armuth in Paris.

Man zählt in Paris 62,539 Arme. Dieß ist ein wenig mehr, als der zwölfte Theil der Bevölkerung, und doch sind nur in dieser Zahl Diejenigen begriffen, die von der Behörde Unterstützung erhalten. Unter diesen Armen gibt es:

25,361 Männer, worunter 10,862 Knaben;
37,178 Weiber, darunter 11,430 Mädchen.

Die weiblichen Armen sind also um ein Drittel stärker, als die männlichen, also immer 3 Frauen auf 2 Männer.

Nach ihren früheren Verrichtungen gibt es unter den Männern 5880 Taglöhner und Hand-Arbeiter, 1743 Zimmerleute, 1433 Portiers, 1028 Commissionärs, 763 Schuhmacher, 418 Schneider, 238 Wasserträger, 213 vormals Angestellte und Schreiber, 194 Kutscher, 156 Lumpensammler, 148 Schuhflicker, 120 alte Bediente, 1338 Individuen, die keinen Stand gehabt.

Unter den Frauen findet man 4086 Taglöhnerinnen, 2175 Nätherinnen, 1351 Hökerinnen, 926 Haushälterinnen, 790 Hausmeisterinnen, 703 Wäscherinnen, 229 Kinderfrauen, 173 Krankenwärterinnen, 142 alte Dienstboten, 141 Lumpensammlerinnen, 3720 Weiber, die nie eine Handthierung getrieben haben.

Das Personal der Armen besteht übrigens aus Faullenzern, Trunkenbolden, Banquerouttieren, Dieben, Freudenmädchen, aus Leuten von wenig Verstand, die im Elend geboren

sind und eine zahlreiche Familie haben, aus Handwerkern, denen es an Arbeit fehlte, und die nur wenig Lohn erhielten, aus Spekulanten, deren Spekulationen nicht einschlugen, aus Notarien, welche den Ehrgeiz hatten, mehr zu treiben, als das Notariat, aus Lehrern, alten Aerzten, unbekannten oder vergessenen Advokaten, verabschiedeten Militärpersonen, Wittwen, Waisen, denen die Vormünder Alles geraubt, Unglücklichen, die stets eine Niete gezogen, mäßigen und arbeitsamen Leuten, die aber nie so viel gewonnen, um Etwas bei Seite zu legen, oder die, wenn sie Ersparnisse machten, solche betrügerischen oder ungeschickten Händen anvertrauten; dieß ist das Armen-Personal in Paris.

Einige von diesen Leuten, welche aus dem Gefängniß oder dem Bagno kommen, zeigen ihre häßlichen Gesichter nur an Tagen, wo es Etwas zu plündern gibt; Andere, die dem Guten ergeben bleiben, erwarten ruhig, bis ihnen fremde Hülfe wird, und sind zu tugendhaft, daß sie nicht über ihr Elend erröthen, sondern darüber, daß sie nicht im Stande sind, ihren Nebenmenschen zu helfen; die Meisten aber folgen blind dem Wege, den die Gesellschaft ihnen geebnet hat, glücklich, wenn sie ihren Hunger stillen können, unglücklich bloß durch Entbehrungen, das Gestern vergessend, um das Morgen sich nicht kümmernd, gut von Natur, durch Gewohnheit oder Beispiel zum Bösen getrieben; diese würden, wären sie unter bessern Verhältnissen geboren, auch besser geblieben seyn, da ihnen aber sowohl Willen als Einsicht fehlt, um sich erheben zu können, so bleiben sie, wo sie sind, außerhalb der gesellschaftlichen Bewegung. Ihr Gesetz ist der Wille des Polizei-Commissärs, ihre Vorsehung das Wohlthätigkeits-Bureau.

Charakter und Gebräuche der Armen. Eines Tages versammelte ich einige Arme bei mir, um mit ihnen vertraulich zu sprechen über ihre Herkunft, über ihr Leben, über ihren eigenen Werth, über ihre Hoffnungen. Es waren fünf: ein Aschenweib, zwei Lumpensammler, ein Senfhändler und ein Laternenanzünder; zwei von meinen Freunden saßen in einem Winkel und schrieben unbemerkt Alles auf. Ich setzte mich mit meinen Gästen nieder, schenkte ihnen ein und löste ihre Zunge.

Die Frau ist 49 Jahre alt; sie ist mager, ihr Gesicht bleich, ihr Auge schielend, ihre Stimme rauh; die eine Seite ihres Gesichts ist leicht vom Schlage gerührt. Ihre Kindheit brachte sie im Spitale zu. Sobald sie arbeiten konnte, nähte sie Hüte. Sie hat eilf Kinder zur Welt gebracht; schwach und abgenützt, fast erblindet, kann sie ihr Handwerk nicht mehr fortsetzen. Um zu leben, sammelt sie nun die Asche, die man auf die Straße wirft, und verkauft sie wieder; damit verdient sie 6 bis 8 Sous täglich, oft weniger. Auf allen Märkten von Paris verkauft man Brodüberreste aus den großen Häusern: das Pfund davon kostet 5 Liards. Diese Rinden, einige Stücke Fleisch, die sie im Kehricht findet, der Abfall von Gemüsen und Salat, auch einige Kartoffeln, wenn sie deren findet, sind ihre gewöhnliche Nahrung; sie versicherte mir, nie Branntwein getrunken zu haben. Ich wußte wohl, daß sie nicht die Wahrheit sagte. Ich schenkte ihr ein Glas voll Branntwein ein, das sie trank, und als ein Lumpensammler, den sie ihren Mann nannte, die Hand nach dem Glase ausstreckte, worin noch etwas von dem Branntwein war, kam sie ihm behende zuvor. Ihre Kleider bestehen aus Lumpen, die man ihr gibt, oder die sie findet. Es war schon lange Zeit her, daß sie kein Hemde hatte; zum Lager einen Strohsack und eine zerrissene Decke, sonst findet sich nichts in ihrer Kammer. Von Unterricht, religiösen Gefühlen und Moral ist keine Spur vorhanden.

Der Mann, welcher dieser Frau als Gatte dient, war eines der abscheulichsten und unedelsten Geschöpfe, die mir jemals vorgekommen. Auf schwankenden Beinen ruhte ein schwindsüchtiger Rumpf, von dem steife, verdrehte Arme herabhingen, der ungeheure Mund war zahnlos, die Stimme rauh, die Nase breit und platt, die Augen klein, stechend, mit rothen Kreisen umgeben und mit Liedern, die sich nicht mehr senken konnten, die Haare schwarz, fettig und zerzaust. Schmutzige, aus dem Rinnsteine aufgelesene Lumpen bekleideten dieses Ensemble und waren zum Theil mit Bindfaden daran befestigt. Sein Vater war Taglöhner gewesen und er trieb in seiner Jugend dasselbe Geschäft. Hierauf wurde er Soldat unter dem Kaiser, war in Aegypten und in Deutschland gewesen, und hatte sich bei Austerlitz mit geschlagen. Im Jahr 1814 wurde er verabschiedet, und erhielt Arbeit in einer Zucker-Raffinerie. Vor vier Jahren zerschmetterte ihm ein Pferd die Brust, weßhalb er seine Arbeit nicht fortsetzen konnte. Jetzt wurde er Lumpensammler. Nach seinem Militärdienst erhielt er von der Regierung eine Summe von 80 Fr., dann eine von 60, eine dritte von 45; nie hat er mehr besessen. In der Zucker-Siederei war sein stärkster Tag-

lohn 40 Sous, weil er kein geschickter Arbeiter war; häufige Rheumatismen hinderten ihn, gleich den Andern zu arbeiten. Seine Gesundheit, die immer schwächer wurde, erlaubte ihm nicht, so viel wie ein tüchtiger Lumpensammler zu verdienen; täglich bringt ihm sein Geschäft, wie er mir sagte, 12 bis 15 Sous. Die Preise seiner Waaren sind: für Lumpen 2 Liards bis 2 Sous das Pfund; für Papier 2 Liards das Pfund; für weißes Glas 1 Sous und 3 Liards das Pfund; für dunkles Glas 12 Sous der Centner. Es ist sehr selten, daß man kostbare Gegenstände findet; in vier Jahren fand er nur einen silbernen Löffel, den er zurückgab. Der Verkauf der Hunde und Katzen bringt ihm auch etwas ein; die Restaurants an den Barrieren kaufen ihm eine Katze für 4 Sous ab; dieses ist der gewöhnliche Preis; todte Hunde werden für das Fell verkauft, lebendige Hunde sind von verschiedenem Preise.

— Es ist nicht möglich, daß Ihr täglich mit 15 Sous lebt.

— Ich muß es wohl können.

— Mit nichten; die Lumpensammler verdienen mehr, als Ihr sagt. Ich kenne einen, der früher ein Handwerk trieb, das ihm täglich 5 Fr. eintrug, und der es aufgegeben hat, um Lumpensammler zu werden.

— Ich will nicht widersprechen; der Stand der Lumpensammler findet viele Liebhaber, weil man sehr frei darin ist. Man ist nicht gebunden, wie bei andern Handthierungen; man geht, wohin man will, kurz, man ist frei.

— Aber wenn man so wenig gewinnt?

— Es gibt schon Einige, die mehr gewinnen, solche, die besser laufen können, als ich; aber mehr als 40 Sous wird es selbst bei ihnen nicht.

— Ich weiß, daß Einige 4 Franken verdienen.

— Ja, mit Stehlen.

— Also gibt es auch Diebe unter den Lumpensammlern.

— Ob's Diebe gibt? Mehr als drei Viertel, und noch ein gut Theil von den Uebrigen.

— Gibt es viele Lumpensammler in Paris?

— Es gibt gar nichts anders mehr in Paris; Viele sind es, ohne daß sie sich dazu bekennen, wie die Commissionärs, die Rauchfangkehrer, die Stiefelputzer und Andere.

— So gibt es vielleicht einige Hundert?

— Wenigstens zwölf bis fünfzehn Tausend. Vor Zeiten mußte Jeder, der Lumpensammler werden wollte, eine Medaille lösen, die 40 Sous kostete. Ich hatte Nro. 1176 und meine Frau 1777, und wir waren zwei von den Ersten. Jetzt kann Lumpensammler werden, wer will.

— Und die Lumpensammler-Meister, gibt es deren viele?

— Mehr als dreihundert. Diese verdienen sehr viel; was sie um einen Sous von uns kaufen, verkaufen sie wieder um das Vierfache.

Dieser Mann hatte mehre Kinder gehabt, wenigstens sechs, aber keines auferzogen. Er kann nicht lesen; ich erkundigte mich nach seiner Moralität und erfuhr nichts Gutes.

Mein dritter Gast war ein Greis von 76 Jahren; vormals Kistler, der 40 Sous täglich verdiente, jetzt mit der Gicht behaftet, und nicht mehr im Stande, zu arbeiten, sammelt er Lumpen. Seine Frau, die noch am Leben, ist 77 Jahre alt. Er hat zwölf Kinder gehabt; trotz seiner Sorgfalt konnte er jedoch nur zwei am Leben erhalten. Man begreift wohl, daß bei so schmalem Erwerbe und so vielen Kindern er nichts erübrigen konnte. Sein Sammeln bringt ihm acht bis zehn Sous täglich ein. Seine Frau ist Kinderwärterin, und hat dafür einige Sous täglich. Was sie von dem Wohlthätigkeitsbureau empfangen, trägt dazu bei, daß sie leben können. Er hat nie lesen gelernt; seine Jugend hat er im Spitale zugebracht. Ich habe eine bewunderniswerthe Handlung von ihm in Erfahrung gebracht, die ich hier erzählen muß. Er fand einst einen eben so alten und noch ärmern Mann als er, ohne Obdach, ohne Brod. Den hat er bei sich aufgenommen. Die Frau, der Mann und der Gast schliefen auf demselben Strohsack und brachen ihr Brod mit einander. Da sprach man von dem alten mitleidigen Lumpensammler und das Wohlthätigkeitsbureau erinnerte sich seiner.

Mein vierter Gast war tief gesunken; er war in der alten guten Zeit Haarkräusler gewesen und noch dazu ein rennomirter. Die Revolution hat ihn zu Grunde gerichtet. Er reiste nach Burgund, wo er her war, und wurde dort zuerst Faßbinder und dann Weinhändler. Es ging mit seinen Geschäften gut und er hatte schon etwas Geld gesammelt, als er von einem seiner Collegen betrogen wurde. Hierauf trat er in die Dienste eines Essigfabrikanten, brachte es wieder zu etwas Geld und etablirte sich. Die Kriegsunfälle von 1814 raubten ihm abermals Alles. Seit dieser Zeit machte er, wenn der Wein schlecht gerathen war, Obstwein, und jetzt, da der Wein wohlfeil ist, bereitet er Senf, woran er wöchentlich drei bis vier Franken verdient. Er ist ein rangirter Mann, genügsam, sparsam, einsichts-

voll, moralisch und religiös. Man sagt ihm nur Gutes nach, und doch ist er im Elend, weil er nicht immer arbeiten kann seines hohen Alters wegen. Ungeachtet seiner guten Eigenschaften würde er ohne die Beihilfe des Wohlthätigkeits-Bureaus Hungers sterben.

Ich gehe so in die Details ein, damit man wisse, was die Armen werth sind, und was man ihnen an Mitleid und Theilnahme zu zollen habe; es sind unglückliche Brüder. Wer von uns ist versichert, ihnen nicht einst ähnlich zu werden.

Der fünfte Gast war der Laternenanzünder. Gleich nach seiner Geburt kam er mit mehren Brüdern und Schwestern in das Spital, wo er nicht einmal lesen lernte. Er hat sein Handwerk erlernt; er ist Schuhmacher, allein er ist so elend und krank, daß er nicht arbeiten kann. Seine Laternen bringen ihm täglich 33 Sous ein, welches monatlich 49 Franken 60 Cent. macht, von denen er 6 Franken einem Andern geben muß, der ihm bei seinem Geschäfte hilft. Da er nicht den ganzen Tag zu thun hat, so kann er manchmal Commissionen besorgen. Er ist ein braver Mann aber unverständig und seltsam in seinen Manieren, und hat keinen Ordnungssinn. Er ist verheirathet und Vater mehrer Kinder. Ein Bruder seines Vaters hat eine Stelle, die ihm 1800 Franken einträgt. Dieser sieht seinen Verwandten jedoch nicht an.

Es besteht eine große Schwierigkeit für die Armen, aus ihrer Lage herauszutreten. Ich habe umständlich eine große Menge Armer befragt. Seit vielen Jahren studire ich sie gleichsam und lebe mit ihnen, aber bei den meisten fand ich eine absolute Unmöglichkeit für sie, aus ihrem Elende herausgezogen zu werden. Jemand, der seit mehr als dreißig Jahren das Quartier St. Marcel bewohnt, und dessen Mildthätigkeit ihn mit allen Armen dieses Viertels in Berührung gesetzt hat, hat nicht einen Einzigen gekannt, der sich über seine Lage zu erheben im Stande gewesen wäre. Als Kinder erscheinen sie verständig; dies dauert bis zu ihrer Mannbarkeit. Dann verfallen sie in Trägheit, die ihr ganzes Leben dauert. Die bösen Beispiele, die sie vor Augen haben und die sie nur zu sehr nachahmen, machen sie frühzeitig mit Lastern bekannt und entnerven sie. So bald die Kinder im Stande sind, einige Dienste zu leisten, so gebraucht man sie dazu, anstatt sie in die Schule zu schicken; oder wenn man sie dahin schickt, so nimmt man sie wieder so schnell heraus, bevor sie etwas gelernt haben. Sie wachsen heran und verdienen bald etwas, und außer sehr seltenen Fällen sagen sie sich von ihrer Familie los, und leben für sich als Taglöhner oder Lumpensammler. Wenn sie nun lasterhaft oder verbrecherisch werden, wer kann ihnen einen Vorwurf darüber machen? Ihre Unwissenheit ist so groß! Die Ehrlichkeit wird ihnen so schwer! Es bleibt für sie nichts übrig, als die Straßen und die Märkte, die Spitäler und die Gefängnisse: was könnte sie verhindern, ihre Bestimmung zu erfüllen!

Wenn die Armen Leute wären, die aus einer bessern Stellung in der Gesellschaft herabgefallen sind, wenn sie durch Arbeit und gute Aufführung im Stande wären, sich wieder zum Wohlstande oder doch mindestens zu einer gewissen bequemen Wohlanständigkeit zu erheben, so könnte man ihr Unglück als unzertrennlich von den Unfällen des Handels, den Folgen von Krankheiten, kurz, solcher Begebenheiten ansehen, gegen welche die Klugheit nichts vermag. Eben so wohl könnte man annehmen, daß Unvorsichtigkeit, Verschwendung oder Faulheit die Ursachen wären. Aber so ist es nicht. Die meisten werden im Elend geboren und leben in Entbehrung und sterben vor der Zeit. Und dieß wiederholt sich Generationen hindurch.

Ich füge hier noch einen bewundernswerthen Zug einer armen Frau hinzu. Ich will sie die gute Mutter nennen; sie wurde im Waisenhaus erzogen und verheirathete sich mit einem eben so armen Mann, mit dem sie sieben Kinder hatte. Eine Nachbarin mit drei Kindern und schwanger mit dem vierten, gerieth in großes Elend, sie nahm die drei Kinder zu sich, sorgte für die Mutter, und als das vierte Kind zur Welt kam, ruhte sie nicht eher, bis sie ihm eine Amme verschafft hatte. Vor acht Jahren übergab man ihr ein Mädchen, für das man eine kleine Pension entrichtete; nach zwei Jahren nahm man ihr das Kind weg, und sagte, daß man es den Eltern zurückgeben wolle. Die gute Mutter mußte nun wohl das Kind herausgeben, aber unruhig über sein Schicksal und von einem trüben Vorgefühl ergriffen, man könne es in's Findelhaus gegeben haben, lief sie andern Tages dahin. Hier sagte man ihr sogleich, daß man am Abend vorher ein Mädchen hingebracht habe, welches immer fort nach seiner Mutter weine. Sie läuft zu der Administration und fleht inständigst, daß man ihr ihre Tochter wieder gebe, betheuert, daß sie keine Pension wolle, daß sie das Kind jeden Augenblick vorzustellen bereit sey, wenn man es ihr abfordere, aber daß man es ihr um des Himmels willen wieder gäbe, indem sie sonst sterben müsse.

Man hatte Mitleid mit ihr und dem Kinde und sie erhielt es wieder.

Aber die Mutter des Kindes war eine reiche Dame . . . . . Die Kinder der guten Mutter haben jetzt ein Schwesterchen mehr.

Anekdote.

In der neuen Minerva, einem Pariser Blatte, erzählt Charlotte v. Sor Folgendes: Einst sah Napoleon, der sich auch nicht selten, wenn er übler Laune war, in kleinliche Toiletten-Angelegenheiten mischte, die Frau eines Generals in einem etwas abgetragenen Kleide. Er näherte sich ihr und rief ihr vor dem versammelten Hof mit seiner bekannten groben Stimme zu: »Madame, wenn man einen Mann hat, der 100,000 Fr. jährlich erhält, so sollte man wohl jedesmal die Kosten eines neuen Kleides bestreiten können, wenn man die Ehre hat, der Kaiserin aufzuwarten. Die Dotationen, Madame, sind Gunstbezeugungen . . . . ich bin sie nicht schuldig . . . . und wenn ich sie ertheile, so geschieht es in der Absicht, den Luxus zu befördern, ohne den es keinen Handel gibt." Man kann denken, wie der armen Frau zu Muthe ward, die sich stillschweigend zurückzog.

Vermischtes.

Ein neuer, sehr witziger Roman macht jetzt in den literarischen Cirkeln von Paris viel von sich sprechen. Er führt den Titel: »Eine Pastete für fünfzehn Sous oder die Gewissensbisse.«

— In einer bekannten Wiener Zeitschrift lasen wir Folgendes, von dem Criminal-Processe Debureau's: »Daß der Gefangene keine Nahrungsmittel nehmen wolle, ist nicht wahr; im Gegentheil versorgt ihn seine Frau täglich im Gefängnisse mit Speisen und seine Familie besucht ihn ohne Anstand." Wir hätten nie geglaubt, daß man solche Unanständigkeit erlauben würde. Gleich darauf heißt es in demselben Blatte: »Die Pariser Boulevards werden mit einer Linie von Stein umzogen, welche die Bäume und Fußgänger beschützen soll; nur das Boulevard des Capucins muß noch zum Theil in dieser Art versichert werden.« Wenn man dies recht versteht, so werden alle Boulevards und ihre Bäume — denn bei den Häusern ist es ohnedieß schon der Fall — mit einer Stein-Masse überzogen und die Fußgänger desgleichen. Dieses wird um so räthselhafter, wenn man bedenkt, daß nur ein kleiner Theil des Boulevard bonne nouvelle noch einige Bäume hat; die der andern Boulevards jedoch zu den Sagen gehören. Jemand, der kürzlich in Paris war, hat von diesen Steinlinien nicht das Geringste erfahren und an dem Ganzen wird wohl nur ein kleines Mißverstehen des Uebersetzers Schuld seyn.

— Kürzlich stürzte sich eine Frau, die von einer Gehirnentzündung befallen war, aus dem fünften Stock eines Hauses in Paris auf das Pflaster und that sich nicht nur keinen Schaden, sondern war sogleich bei vollkommener Besinnung, während sie sich in heftigen Fieber-Phantasien heruntergestürzt hatte. Die Aerzte finden ihren Zustand jetzt sehr beruhigend.

Die artistischen Beilagen.

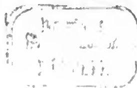
Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Der französische Koch. (Nach dem Leben.)
2) Lied von Dr. Darenberger. Musik von L. Lenz, K. baierischem Hofsänger.

Rüge und Bitte.

Man sieht sich veranlaßt, jene Redactionen, welche fortwährend mit den Artikeln dieser Chronik ihre Blätter füllen, hiemit wiederholt zu ersuchen, wenigstens ihre Quelle anzugeben, um uns und ihnen unangenehme Erörterungen zu ersparen. Redaction.

Herausgegeben von August Lewald.



Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 13. 29. Juni. 1836.

Telegraph von Prag.

Eine der schönsten und großartigsten Stiftungen wahrer Humanität und Vaterlandsliebe werden wir binnen Kurzem auf der Herrschaft Politz, zu Waltersdorf, im Leitmeritzer Kreise, erblühen sehen. Waltersdorf ist der Geburtsort eines Herrn Joseph Zenker, und dieser lebt gegenwärtig als Chef eines der angesehensten und geachtetsten Großhandlungs- und Banquiers-Häuser zu Moskau. Von der innigsten Ueberzeugung beseelt, daß Glück und Wohlstand eines Landes nur eine Folge der möglichsten Bildung seiner Bewohner seyn können, und Glück und Wohlstand seinem Vaterlande, vorzugsweise aber seiner unvergeßlichen Heimath, seinem lieben Waltersdorfe vom Herzen wünschend, eröffnete Herr Joseph Zenker schon im vergangenen Jahre durch seinen Handelsfreund, den bekannten Banquier, Herrn Leopold Edlen von Lämel in Prag, daß er gesonnen sey, auf alleinige Kosten die Errichtung und den Fortbestand einer Schule in seinem Geburtsorte zu veranlassen. Diese soll mit der Zeit eine möglichst große Ausdehnung erlangen, d. h. eine Realschule werden, und zur Aufnahme von wenigstens hundert Zöglingen beiderlei Geschlechts geeignet seyn. Zehn dieser Zöglinge sollen unter der Bedingung, daß sie zur Verwandtschaft des Stifters gehören, auf fortwährende Zeiten unentgeldlich, die Uebrigen aber nur gegen ein mäßiges Schulgeld den Unterricht genießen. Die Lehrgegenstände, aus denen allen dieser Unterricht bis weiterhin zu bestehen hat, sollen nach dem Willen des Herrn Joseph Zenker folgende seyn: Lesen, Schreiben, Rechnen, deutsche Sprachlehre, Religion, Geographie, Geschichte, schriftliche Aufsätze, dann Latein, Französisch, Musik und Anleitung zur Obstbaumkultur. Das ganze zur Dotirung der Schule bestimmte Kapital soll mit Inbegriff einer, in der Folge noch hinzukommenden Studentenstiftung, dem Vernehmen nach, sich auf fünfzig Tausend Rubel Banco belaufen. Die Anweisungen auf die nöthigen Geldsummen zum Ausbau des Schulgebäudes wurden schon im vergangenen Jahre gegeben, und man säumte nicht, mit Beseitigung aller etwaigen, dem patriotischen Willen des Herrn Joseph Zenker entgegen stehenden Schwierigkeiten, die unverzügliche Einleitung zum wirklichen Baue zu treffen. Der verstorbene k. k. Leitmeritzer Kreisingenieur Wenzel Gerzabek entwarf den Bauplan, und nach diesem wird nun das Gebäude unter der unmittelbaren Oberaufsicht und Leitung zweier zu Waltersdorf lebenden Brüder des Herrn Joseph Zenker dergestalt hergestellt, daß jeder in der Folge etwa noch stattfindende beliebige Zubau ohne Anstand vorzunehmen seyn wird. Der Bau wurde im Mai 1835 begonnen, und demnächst wird die feierliche Einweihung des fertigen Hauses erfolgen. Es hat eine schöne Lage, ungefähr hundert Schritte einwärts von der Straße, die durch Waltersdorf führt, und eine über seinem Eingange angebrachte Marmortafel wird der Mit- und Nachwelt den Namen des edelmüthigen, sein Vaterland auf die schönste Weise ehrenden Begründers nennen! Preyßner. (Bohem.)

Literarisches.

Damen-Conversations-Lexikon, herausgegeben im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen von C. Herloßsohn. Erster bis fünfter Band. A — Italien. Adorf; Verlagsbureau 1835.

Das elegante Werk, welches wir hier anzeigen, ist bereits so bekannt

und nach seinem Verdienste gewürdigt, daß es uns überflüssig erscheint, hier noch viel zu seinem Lobe zu sagen. Die Auswahl der darin erklärten Worte ist mit Umsicht geleitet und die Erklärungen sind ganz für das Bedürfniß berechnet. Zunächst gewährt wohl das Buch eine angenehme und unterrichtende Damenlekture. Zu eigentlichem Nachschlagen dürften wohl auch selbst Damen zu einem größeren Conversationslexikon ihre Zuflucht nehmen müssen, da die Gränze zwischen Kenntnissen der Männer und Frauen unmöglich so streng gezogen werden kann, daß nicht auch die letztern über Dinge Aufklärung verlangen sollten, die der Herausgeber seiner eigentlichen Tendenz nach ausschließen zu müssen glaubte. Jedenfalls aber ist das vorliegende Werk sowohl Bedürfniß als Zierde jeder Frauen-Bibliothek.

Taschen-Bibliothek für Reisende. Erstes, zweites und drittes Bändchen. Stuttgart, 1836. F. H. Köhler.

Ein zeitgemäßes Unternehmen, wie wir es in dieser Eilwagen- und Eisenbahn-Periode nur wünschen können. Das erste Bändchen enthält einen Wegweiser durch Mannheim, Heidelberg und Schwetzingen, nebst dem Grundriß von Mannheim und dem Schwetzinger Garten; das zweite Bändchen gibt einen Wegweiser durch Stuttgart und die Umgegend; das dritte endlich durch die Taunusbäder. Der Umfang eines jeden dieser Büchlein ist so, daß man sie ohne alle Beschwerde in die Brusttasche stecken kann, und wenn sie ihren Gegenstand auch nicht erschöpfen, so vertreten sie doch leicht die Stelle eines Cicerone, der uns mit dem Hauptsächlichsten der Orte bekannt zu machen weiß. Zu wünschen wäre es gewesen, auch die andern Bändchen gleich dem ersten mit Grundrissen und Planen ausgestattet zu sehen.

Theater.

Aus Frankfurt: Der Schauspieler soll nie im Negligee der Sprache erscheinen, sondern immer in ihrem saubern Kleide. Auf unserer Bühne wird dieß häufig nicht beobachtet und man hört nur zu oft unrein sprechen, wie z. B. die Verwechslung des d und t, des b und p u. s. w. — Bage, Dag, weind, Kenig, Hitte. Man wird freilich sagen, das seyen nur Kleinigkeiten; — aber man muß auch kleine Fehler vermeiden. Je schöner ein Bild, desto bemerkbarer sind die kleinen Flecken daran.

Theater?

Ueber die neue Pferdecomödie des Königsstädtischen Theaters in Berlin sagt ein Ref. in der Voss. Zeitung: „Am 8. Juni führte Herr Guerra mit seinem „gesammten Kunstreiter-Personale“ auf dieser Bühne eine „große Pantomime in fünf Abtheilungen“ aus, benannt: „Die Erstürmung von Missolunghi, oder: Marco Bozzari's Heldenmuth.“ Der Inhalt dieser Pantomime ist gleich auf den Theaterzetteln angegeben; keine unnütze Vorsicht! In seinem Bereich zeichnet sich dieß „Kunstreiter-Personal“ gewiß aus, doch wäre es der Kritik nicht zu verargen, wenn sie sich auf dramatische Gränzstreitigkeiten einließe, wozu indeß hier der Raum zu kostbar ist. Wir haben ein Paar hübsche Kinder bemerkt, sahen Tanz, der applaudirt wurde, auch Pantomime, die nicht ohne Beifall vorüberging; ferner sahen wir Züge und Gefechte von Reitern, wobei ein paar Mal Pferde stürzten, und am Schluß eine sehr brillante Dekoration, darstellend, wie der Pulverthurm in die Luft fliegt. Nachdem wir dieß Alles gesehen, freuten wir uns aber doch sehr, als wir hörten: dieß Personale könne und werde noch Besseres leisten.“ Solche Pferdepantomimen, gut ausgeführt, wie z. B. bei Franconi in Paris, sind ein ganz gutes Gericht für Liebhaber und es ist in der Ordnung, daß ein Kunstreiter-Direktor sich in der fremden Stadt ein passendes Lokal dazu sucht. Eben so kann man's in der Ordnung finden, daß der Inhaber eines solchen Lokals sich gegen tüchtige Entschädigung bereitwillig findet, es den Reitern und ihren Pferden zu überlassen. Es ist nur zu bedauern, wenn der Inhaber einer Manege auch zugleich den Direktor einer Kunstanstalt abgeben soll, und dieß kann den Theaterfreund, und lebte er hundert Meilen von Berlin, nur betrüben. Das Königsstädter Theater hat doch immer noch Rechte vor dem Theater an der Wien geltend zu machen gewußt, und wir wünschten ihm diese, im Interesse der Kunst, erhalten zu sehen.

Theaterkritik.

Im Münchner Tagblatt versichert ein Ref., Herr Staudigl habe als Bertram in „Robert der Teufel" eine Glut der Leidenschaft entwickelt, wie sie nur Wenige in Deutschland besitzen. Ist das ein Lob in dieser Rolle?

Deutsche Seligkeiten.

Die Deutschen sind doch sonderbare Menschen! Oft nennen sie Seligkeit dasjenige, was sie höchst unglücklich macht. Dahin gehört z. B.: Feindseligkeit, die doch mit der Seligkeit gar nichts gemein hat; die Mühseligkeit, die Niemanden erfreuen kann; die Armseligkeit, die noch Keinen glücklich gemacht; die Habseligkeit, deren Zustand die Armuth des Besitzers beurkundet; die Saumseligkeit, die schon unzählige Menschen unglücklich gemacht; die Redseligkeit, die nicht nur lästig, sondern auch gefährlich ist; endlich die Schreibseligkeit unseres Zeitalters, die noch wenig oder gar nichts Gutes bewirkt hat! Ja, ja, die deutschen Seligkeiten sind Unseligkeiten!

(Österl. Blätter.)

Aberglaube.

In Ermes in Livland stand bis zu diesem Frühlinge vor einem Gesinde ein kolossaler vierstämmiger Apfelbaum, und dieser galt, wegen der Seltenheit seiner Gestaltung, vielen Bauern für den Wohnsitz des Hausgottes, Mahjas Kungs (bei den alten Letten Zeemniks). Am 20. Mai d. J. wurde indeß, um der Abgötterei ein Ende zu machen, das Niederhauen des Baumes befohlen. Der Wirth des Gesindes selbst mußte dabei helfen, und der Prediger war bei dem Aufräumen des Platzes gegenwärtig, wo man unter einem großen Steinhaufen eine Menge alter Lappalien und Münzen, aber auch zwei frische Hühnereier fand, dergleichen dem Hausgott in der St. Jürgens-Nacht, vom Wirthe selbst, zur Nahrung gebracht zu werden pflegten.

Anekdote.

Ein unweit Wien wohnender Edelmann ging seiner Gewohnheit gemäß fast jeden Abend nach Wien in's Theater, und wenn es finster war, mußte ihm sein Bursche mit einer Laterne vorleuchten. Der Tod seines alten, dieses Geschäft schon lange verwaltenden, Bedienten nöthigte ihn zur Wahl eines andern. Als ihm dieser einst bei stockfinsterer Nacht voranleuchtete, blieb er oftmals stehen, und als ihn sein Herr um die Ursache fragte, gestand er, daß ihn die Furcht nicht vorangehen ließe. Der Edelmann, ein sehr gutherziger Alter, hieß ihn daher hinter ihm hergehen; allein kaum waren sie einige Schritte weiter gegangen, als der furchtsame Bediente nicht fortgehen wollte. — „Aber wie um Gottes Willen willst Du dann nach Hause kommen," sagte der Herr, „vor mir willst Du nicht gehen, und *hinter mir auch nicht?*" — Ach, Gnad'n, Herr Baron," bat der Bediente ganz kleinlaut, „lassen's mich halt in der Mitte geh'n."

(Österl. Blätter.)

Neuere Dichter.

Wir lesen in der Baierischen Landbötin:

Naturmandeln.

(Erklärung.)

Weil je zu fünfzehn ich zu liefern bin entschlossen,
So ist der Name Mandel schicklich mir entflossen.
Man sagt auch immer nur von bittern, süßen Mandeln;
Mein Wort ist gut, ich will mit Ernst und Scherz ja handeln.
Und weil der Inhalt ist aus der Natur genommen,
So kann ihm auch der Aufschrift Wahl nur frommen.

Wir theilen hier einige davon mit:

Erste Lieferung.

Feldsalat.

Die Grünschaar nehme Dir, Du wirst mir nie vergessen,
Daß Oel und Essig sie sehr schmackhaft macht zu essen.
Doch, was noch besser ist: Die Blättchen, jung und zart,
Bezeugen, daß schon früh beginnt die gute Art.

Sellerie.

Auch ich bin wahrlich wohl gelitten als Salat;
Im Winter ist man froh, wenn man zur Hand mich hat.
Und zierlich schneidet dann den Sellerie man auf;
Du mahnst an Nettigkeit, — ich lobe mir den Kauf.

Endiviensalat.

Endiviensalat — ein vornehmes Gericht,
Weil seiner Kleidung selbst die Krause nicht gebricht;
Wie dieß Gewächs, so sollst auch Du Dich sauber kleiden,
Und im Benehmen stets Unhöflichkeit vermeiden.

Pomeranze.

Still, Du Salatenvolk! Die Fürstin kommt. Zum Lohne
Der Pomeranze: »Dem Verdienste seine Krone!«
Ich weiß, woran das Gold der Pomeranze mahnt:
„Daß nur die Freundlichkeit den Weg zum Herzen bahnt.“

Suppenkräutchen.

Dieß Kräutchen kaufe Dir, die Suppe macht es gut,
Macht gute Säfte Dir, und reiniget Dein Blut.
Und seine Feinheit selbst den Brüßler Spitzen fehlt!
So daß sich Heilsamkeit mit Lieblichkeit vermählt.

Knoblauch.

Betrachte, wie so schön der Knoblauch sich gestaltet!
Erst, wie so einflußreich die Brühen er verwaltet!
Nie hat der Jude ihn, nie auch der Christ vermieden;
Gott's Wunder, daß sie sonst in Allem sind verschieden.

Pastinakwurz.

Die Pastinakwurz macht durch ihre Farbe bang.
Doch mild ist sie, für die Gesundheit von Belang.
So soll denn niemal mich das Aeußere verblenden,
Nur auf das Innere mein Sinn sich prüfend wenden. u. s. w. u. s. w.

Inhalt.

Feuilleton.

(Aus Versehen des Setzers sind die Seiten 80 bis 96 (Feuilleton der zweiten Lieferung fälschlich mit 49 bis 56 bezeichnet; in dem nachfolgenden Register sind diese, um Störungen beim Nachschlagen zu vermeiden, mit einem Sternchen (*) versehen, welches also auf die fälschlich zum zweiten Mal vorkommende Pagination deutet.)

Die artistischen Beilagen.

Stahlstiche und Lithographien.

Modebilder.

Musikbeilagen.

Inhalts-Verzeichniß

des

zweiten Bandes.

1836.

Belgien.

Deutschland.

Deutsche Literatur.

Skizzen und Genrebilder.

Novelletten.

England.

Skizzen und Genrebilder.

Novelletten

Frankreich.

Französische Literatur.

Skizzen und Genrebilder.

Novelletten.

Italien.

Spanien.

Zur Tagesgeschichte.

Skizzen und Genrebilder.

Europäische Tagesbegebenheiten.
